Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Begründet

von

Paul Lindau.

Hundertelfter Band.

Mit den Portraits von:
Adolf Oberländer, Lujo Brentano, Amalie Skram, radirt von
Johann Lindner in München.



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Inhalt des 111. Bandes.

Oktober — November — Dezember 1904.

Mit den Portraits von:
Adolf Oberländer, Lujo Brentano, Amalie Skram,
radirt von Johann Lindner in München.





Preis pro Heft 2 M., pro Quartal (3 Hefte) 6 M.,
pro Jahr (12 Hefte) 24 M. (Zeitungs-Preisliste Nr. 5619.)



An unsere Abonnenten!

ie bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd"

können entweder in komplett **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrat reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand, und stehen solche zu Band CXI (Oktober bis Dezember 1904), wie auch zu den früheren Bänden I—CX stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Frankatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)


Hundertelfter Band.
Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
1904.
Breslau,
S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

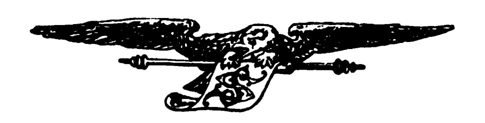
Begründet

von

Paul Lindau.

CXI. Band. — Oktober 1904. — Heft 331.

(Mit einem Portrait in Radirung: Adolf Oberländer.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Oktober 1904.

Inhalt.

Seite

Hierzu ein Portrait: Adolf Oberländer.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.



Oberländer





Das gelbe Haus.

Novelle

von

Gustaf af Geijerstam.*)

> Le ciel est pardessus le toit si bleu, si calme.
> Un arbre pardessus le toit berce sa palme.
> La cloche dans le ciel qu'on voit doucement tinte,
> Un oiseau sur l'arbre chante sa plainte.
>
> Mon Dieu, mon Dieu, la vie est là simple et tranquille.
> Cette paisible rumeur-là vient de la ville.
> Qu'as tu fait, o toi que voilà
> Pleurant sans cesse
> Dis qu'as tu fait toi que voilà de ta jeunesse?
> De ta jeunesse?
>
> Paul Verlaine.

I.

Irre bin ich gegangen, irre durch's Leben, und wie einen Schlag, der mich gleichzeitig in Hirn und Herz trifft, fühle ich, wie diese Entdeckung mein ganzes Wesen durchströmt und all' das, was ich einst geordnet und klar zu sehen wähnte, in das wildeste Chaos verwandelt. Irre bin ich gegangen. Ich bin wie im Kreise in meinen eigenen Fußtapfen umhergeirrt, ich finde mich nicht zurecht, ich stehe nur stille und sehe mich um in des Lebens Waldesdunkel, mich wundernd, wie es zugehen kann, daß ich all' das nicht früher gesehen.

Aus diesem Kreislauf bin ich zu dem Punkte zurückgekehrt, von dem ich ausgegangen war. Ich weiß, daß ich einmal gerade hier stand, wo ich mich jetzt befinde. Der Weg lag so deutlich und klar, wie er noch vor mir liegt, von einem wehmütigen Strahl von etwas beleuchtet, das Sonne oder Mond sein kann, aber vielleicht nur meine eigene Hoffnung

---

*) Einzig autorisierte Uebertragung aus dem Schwedischen von Francis Maro.

ist, die lebt — trotz alledem. Und doch griff ich fehl. Es bedurfte blos eines verräterischen Schimmers, der mich von meinem Wege ablockte, nur eines kleinen Irrlichts, das mich hinaus auf schwankes Moor führte. Es war vielleicht nichts Anderes, als daß ich rechts von einem dichten Gestrüpp ging, wo ich links gehen sollte. Und gleich ließ mich der Instinkt im Stiche. Ich ging und ging, wunderlich genug all' die Zeit mit dem bestimmten Gefühl, daß mein Weg der rechte war, und daß ich nie sicherer gegangen. Bin ich schwächer als andere Menschen? Oder sind alle Menschen ebenso schwach wie ich?

Nun stehe ich wieder an derselben Stelle, wo ich damals stand. Nun leuchtet es wie ein kaltes klares Licht über dem Platze, wo ich zuerst den Weg verlor. Es leuchtet wie Phosphor oder Elektricität, und dieses Licht ist vielleicht nichts Anderes als mein eigenes Ich, das aufgewacht und Herr über sich selbst geworden ist.

Welche unnützen Schritte, welche lange zwecklose Mühe, welche Last und welche Verzweiflung! Welche Todesmüdigkeit in dem Gefühle, von Neuem beginnen zu müssen, welche Todesangst, welche Scham in der Reue selbst, welcher Wahnwitz in dem bloßen Gedanken: Alles, was gewesen ist, ist Schein. Alles, was geschah, war Trug. Alles, was geschehen wird, ist Qual, Schmach und Armut.

Und wieder zuckt der Gedanke wie ein schneidender Blitz durch meine Seele. Du bist in die Irre gegangen und hast es nicht einmal gewußt. Du wirst umkehren, und der Weg, den Du findest, wird ein anderer sein, als der, den Du einmal für den Deinen hieltest.

Und gleichzeitig will es mir scheinen, als wäre ich nicht nur jetzt fehlgegangen. Das ganze Leben, glaube ich, bin ich um mich selbst geirrt. Ich stehe und sehe hinein in das, was gewesen, mit derselben Empfindung, als starrte ich in einen tiefen, schwarzen, kochenden Wirbel, der mein Leben umsponnen, und aus dem ich in wunderbarer Weise gerettet wurde. Ich höre ihn brausen, ich fühle noch, wie er mich hinabzerren will, sehe seine Wellen, die in alle Ewigkeit einander zu greifen und loszulassen scheinen. Und ich begreife nicht, wie ich gerettet werden konnte. Fasse nicht, daß ich es bin, der da steht und all' das *sieht*. Fühle mich blos wie schwindelig nach einem wogenden Sturm, will forteilen, um in Sicherheit zu kommen, aber muß stehen bleiben und in diesen Wirbel hineinsehen, der mir in den Boden versunken scheint, an eben der Stelle, wo ich zuerst den Weg verlor.

II.

Gerade jetzt ist nichts Anderes geschehen, als daß meine Frau und ich allein durch diese öden Zimmer gingen, in denen die Gardinen herabgenommen waren, wie zum Abschied aus einem Raum in den anderen gingen und die Strahlen der untergehenden Sonne durch die gelb-

gewordenen Blätter der Ulmen fallen sahen. Wir gingen aus meinem Zimmer in den Speisesaal, aus dem Speisesaal in das Wohnzimmer, aus dem Wohnzimmer in die Schlafkammer. Dann gingen wir denselben Weg wieder zurück, und auf unserer Wanderung wurden wir wie von unsichtbaren Wesen geleitet, die wir nun zurücklassen sollten, und von denen wir Abschied nahmen. Wir blieben vor dem Fenster im Wohnzimmer stehen, wo wir so oft gesessen, und, von jener wunderlichen Wehmut erfüllt, die uns gewisser Augenblicke in unserem Leben so gedenken läßt, als schlössen sie gleichsam mehr in sich als das Leben selbst, standen wir stumm da und sahen hinaus über die Terrasse.

Es war einer jener milden Herbstabende, wo die Blätter eins ums andere fallen, sachte und bebend, als wollte die Vernichtung sich still, unbemerkt über die Natur schleichen. Es liegt etwas Liebkosendes in dem milden Ton, der sich da über Blumen und Blätter breitet. Es ist beinahe, als brächte der Herbst es nicht über's Herz, mit schwerer Hand an des Sommers Pracht zu rühren. Mit etwas von der milden Kühle ruhiger Resignation breitet er die Decke fallender Blätter über die gebärmüde Erde. Und wenn der letzte Strahl der Sonne über das Gras des Bodens huscht und in den Wipfeln der Bäume verschwindet, in den großen Glutball, der im Westen verlischt, gleitet und mit ihm verschmilzt — da hinterläßt er eine gedankenvolle, schweigende Stimmung, die weder Schmerz noch Unruhe ist, weder Aufruhr noch Kummer, die nur in das stille Friedensgefühl übergeht: nun ist der Herbst da, nun muß die Erde schlafen können.

So schlief alles um uns, als wir in der Dämmerung ausgingen und von der alten verfallenen Terrasse, die unterhalb des Platzes lag, wo jetzt Skansen gebaut wurde, zum letzten Male unsere Blicke zurück zu dem gelben Hause wandten. In ein paar Fenstern brannte Licht, sie blickten uns entgegen wie zwei Augen, zwei wunderliche, sprechende Augen, die uns in ihrer stummen Sprache Alles sagten, was wir in den zwei Jahren, die wir hier gewohnt, durchlebt hatten. Diese Augen schienen Alles gesehen und Alles verstanden zu haben. Sie sagten vielleicht uns Beiden nicht dasselbe. Sicherlich war ein großer Unterschied in der Sprache, die sie zu Olga redeten, und der, die ich zu vernehmen glaubte. Aber wie ferne ihre Gedanken auch in diesem Augenblick von den meinen waren, so fand sich doch in diesen stummen Lichtern, die aus dem Heim leuchteten, dessen Türen sich bald hinter uns Beiden schließen sollten, ein Vereinigungsband, das uns zueinander zog und gleich Erinnerungen wirkte, die die Gedanken fesseln und die Herzen öffnen. Und als wir endlich umkehrten und sachte weiter gingen, über dürre Zweige schreitend, die unter unseren Tritten zerbröckelten, da merkte ich, daß meine Frau den Kopf senkte, und ich begriff, daß sie weinte.

So fremd waren wir einander seit Langem gewesen, daß ich mit

Erstaunen merkte, daß sie vor mir ihren Gefühlen Luft machte. Ohne zu sprechen, gingen wir weiter unter den alten Bäumen, deren Aeste sich über unseren Köpfen zu einem Gewölbe verflochten. Darunter war es dunkel, aber als wir an die Barrière herankamen, strahlten uns die tausend und abertausend Lichter Stockholms entgegen, das sich in einem phantastischen Bogen zu unseren Füßen ausbreitete.

Ich hatte es nicht gewagt, Olga zu fragen, woran sie denke. Ich hatte nichts gesagt, das eine Antwort hervorrufen, oder als Neugierde gedeutet werden konnte. Ein halbes Jahr lang hatten wir als Fremde gelebt, und ich hatte mich in den Gedanken vergraben, daß nichts anders werden würde. Aber hier in dem Lichte, das uns von dem nächtlichen Festesschmuck der großen Stadt entgegenschlug, sah ich wieder, wie die Tränen aus ihren Augen fielen, ich sah ein Beben in ihrem Antlitz, das ich aus der Zeit her kannte, wo die leiseste Regung in diesen Zügen in mir selbst ein Echo weckte, und ich wurde von Mitleid ergriffen. Ich hatte das Gefühl, daß sie an meinem Arm so einsam dastand, als hätte die ganze Welt sie fortgestoßen. Und in der Erinnerung an das Gefühl, in dem wir einander einstmals begegnet, beugte ich mich hinab und küßte ohne ein Wort die Tränen von ihren Wangen.

So standen wir lange und sahen hinaus zu der Stadt, die wir einmal geflohen, in der Furcht, mit in den wilden Ringtanz um das goldene Kalb gelockt zu werden, das der König der Welt ist. Die Erinnerung an Das, was wir suchten, als wir fortzogen von dem Lärm der Straßen, der Hetzjagd des Lebens, dem Karneval der Vergnügungen, zog mit einem Ton tiefen Schmerzes durch meine Seele. Und wie vom selben Gefühl ergriffen, kehrten wir um und gingen wieder hinauf zu dem gelben Hause, wo die beiden hellen Fenster uns entgegenleuchteten wie unergründliche Augen.

Als wir eintraten, blieb Olga in meinem Zimmer stehen, und zum ersten Male seit mehr als einem halben Jahre sprachen wir miteinander. Es war Olga, die sprach, und ich hatte ihr nichts zu antworten. Aber mit jedem Worte, das sie sagte, wuchs meine Angst in dem Bewußtsein, wie sehr ich in die Irre gegangen.

III.

Es giebt Zeiten in unserem Leben, wo es aussieht, als jagten uns böse Geister hinein in Unglück und Verderben. Aus der Tiefe unserer Seele tauchen Mächte empor, die wir niemals gemerkt haben, oder deren Dasein wir nicht einmal uns selbst zugestehen wollten. Es ist wie Hexerei in unserem Blute, wie gaukelnde Spiegelbilder vor unserem Blick. Unsere Augen sehen nicht, unsere Ohren sind taub, unser Verstand schläft, unser Gefühl ist tot. Das ganze Leben wird eine teuflische Fatamorgana, deren Blendwerk uns zu unnatürlichen Handlungen an-

reizt, und deren Trugbilder den Platz einnehmen, wo früher des Lebens Wirklichkeiten geherrscht.

Ich schlief nicht in der Nacht, in der meine Frau zu mir gesprochen, und als ich ihre Hand zum Gutenachtgruß ergriff, wußte ich nicht, was ich sagte. Aber als ich allein blieb, sank ich in den Stuhl vor meinem Schreibtisch, und in einem Nu glaubte ich Alles zu sehen, was gewesen, das ganze wunderliche Schicksal, das mich gefangen gehalten, es in einem neuen Lichte zu sehen, das mir Entsetzen einflößte, nicht blos vor mir selbst, sondern vor dem ganzen Leben und Allem, was es im Leben gab.

Langsam verschwand dieser Eindruck. Langsam tauchte ein Gedanke aus dem Chaos empor. Dieser Gedanke verbreitete sich weiter, so wie ein Licht in die dunkelsten Ecken eines finsteren Zimmers dringt, und sachte glitt die Geschichte des letzten Jahres an meinem Blick vorbei, mir mein eigenes Ich mit jener qualvollen Unbarmherzigkeit zeigend, so wie wenn man vor einen Spiegel zu sitzen kommt und, von sich selbst fascinirt, gezwungen ist, seine eigenen Bewegungen zu verfolgen, sein Mienenspiel, den geringsten Zug, der sich in dem Gesichte verändert, das man nicht abzuwenden vermag.

IV.

Die erste Zeit, deren ich mich entsann, war die, als wir zuerst hier hinausgezogen. Ich war seit einigen Jahren als kommercieller Direktor einer Aktiengesellschaft angestellt, und meine Arbeit war von der Art, daß sie mir die Abende frei ließ, aber mich ungefähr den ganzen Vormittag beschäftigte. Die Geschäfte der Gesellschaft waren recht umfassend, und da ich in dieser Zeit in lebhafte Berührung mit einer Menge Menschen kam, war es natürlich, daß ich auch in das Verkehrsleben hineingezogen wurde, das Stockholm charakterisirt und dessen Schwerpunkt immer mehr von den Familien in die Restaurants verlegt wird. Es gab Zeiten, wo meine Frau und ich einander kaum öfter sahen, als wenn ich nach Hause kam, um sie abzuholen, und uns erst allein trafen, wenn wir um zwölf oder ein Uhr zu Zweien auf der Straße standen, eine Droschke suchend, die uns nach Hause bringen sollte.

Die Hetzerei dieses Lebens war es, die zum ersten Male etwas wie eine Verstimmung zwischen uns Beiden hervorrief. Ich kann mich noch erinnern, wie wir, wenn wir zufälliger Weise einen Abend allein zu Hause saßen, uns unruhig fühlen konnten, als ob wir etwas vermißten oder wünschten, daß etwas einträfe, um die Stunden auszufüllen, die nicht durch Arbeit oder Vergnügen in Anspruch genommen waren. Wir waren gleichsam befangen über dieses ungewohnte tête-à-tête, konnten keinen Anlaß finden, es abzubrechen, ebensowenig irgend eine Beschäftigung ausfindig machen, um die Zeit zu töten. Wenn der Abend kam, wurde diese Unruhe unerträglich. Das Bedürfniß, Menschen zu sehen,

Lärm zu hören, vielleicht auch das Verlangen nach dem Stimulus der Erfrischungen — all' das vereinte sich zu einem Fieber, das uns keine Ruhe ließ. Als ob wir gefürchtet hätten, daß die Gedanken in der Einsamkeit zu tief dringen und uns den Abgrund zeigen würden, an dem wir Feste feierten, begannen wir einen Anlaß zu suchen, dieses Zuzweisein abzubrechen, das unsere Unruhe erregte. In dem wahnwitzigen Wirbel, in dem wir lebten, der übrigens nichts Anderes war, als was die Mehrzahl der Menschen, die „mitleben", Jahr für Jahr erträgt, verlernten wir gewissermaßen das Vermögen, mit einander zu leben, und wir fanden es erst wieder, als der Sommer kam und wir uns in unsere Villa in den Schären zurückzogen. Das einzige Überbleibsel eines Bedürfnisses, ein ruhiges, glückliches Leben zu leben, das noch in uns vorhanden war, äußerte sich darin, daß wir in den Sommermonaten gerne so weit als möglich hinauszogen, um wenigstens da allein zu sein. Hier lebten wir mit einander und mit unseren Kindern. Und hier holten wir Kräfte, um im kommenden Winter dieselbe törichte Lebensweise fortzusetzen, von der wir uns im Frühling weggesehnt hatten.

An wie viele Male aus dieser Zeit erinnere ich mich nicht, wo wir von einem ausgelassenen Fest, bei dem der Champagner floß und die Stimmung gehoben war, still und vereinsamt durch die menschenleeren Straßen gingen, um zu unserem Heim zurückzukehren. Wir waren beide gleich müde, gleich überdrüssig des Lebens, das uns durch überanstrengende Arbeit und ebenso überanstrengende Zerstreuung ruinirte. Ich öffnete das Haustor, wir gingen die Treppen hinauf, und sowie wir die Überkleider abgelegt hatten, zündete Olga ein Licht an und ging ins Kinderzimmer. Ich folgte ihr auf den Zehen, um die Kinder nicht zu wecken, und bei ihren Betten blieben wir stehen, sahen ihre frischen Gesichter an und lauschten ihren ruhigen, gleichmäßigen Atemzügen. Es durchfuhr uns wie Gewissensbisse, während wir dastanden, und wir schmiegten uns schweigend aneinander, wenn wir das Zimmer verließen. An solchen Abenden konnten wir lange aufbleiben und fühlen, wie wir immer tiefer hinab in das Dunkel gezogen wurden, das Leere ist. Was nützte es uns, wenn wir mit den Jahren vermögend wurden? Was nützte es uns, daß wir noch jung waren, sogar glücklich sein konnten? Wir wurden mit in den Wirbel gerissen, wie Späne, die ohne Aufenthalt oder Ziel umhergeworfen werden, unser ganzes Leben war nichts Anderes als ein sinnloses Jagen nach leeren Schalen, die zu knacken es der Mühe nicht verlohnte. Bei solchen Gelegenheiten gelobten wir einander zuweilen, daß wir ein anderes Leben beginnen würden. Ein paar Tage hielten wir auch Wort — bis die physische Müdigkeit überwunden war.

Es giebt keine Worte, um die sinnlose Qual zu schildern, die ein solches Leben mit sich bringt. Wir hatten eine Lebenskraft, die uns gestattete, zu genießen, wir waren jung genug, um uns des Lebens

freuen zu können, wir hatten das Glück, zumeist mit Menschen zusammenzutreffen, die unsere Tage nicht zu inhaltslos machten. Aber dieser beständige Wechsel zwischen Müdigkeit und Fieber hält die Seelen, die er einmal ergriffen, fest, ebenso sicher, wie die Prostitution die Frauen behält, deren Körper einmal in den Zauberkreis gekommen, wo das schwarze Gespenst über die Nächte der großen Städte herrscht.

Ich weiß nicht, ob Andere in meiner Lage dieselben Erfahrungen gemacht haben, wie ich. Aber ich habe Grund zu glauben, daß wir nicht die Einzigen waren, die ihr ganzes Verhältnis entzweigerissen fühlten durch jene Überreizung, die in einem Übermaß von Zerstreuungen liegt. Es war beinahe, als schämten wir uns voreinander über diese Lebensweise, deren einzige Entschuldigung die war, daß sie sich in keiner Hinsicht von der aller Anderen unterschied. Wir wurden nervös und überreizt. Der geringste Mißerfolg war hinreichend, um uns aus dem Gleichgewicht zu bringen. Eine Kleinigkeit konnte Zornesausbrüche hervorrufen, deren Brutalität uns erröten ließ, während wir gleichzeitig bei ruhigerem Nachdenken über die Übertreibung lachen mußten, die sowohl in unseren Handlungen wie in unseren Worten lag. Ein kleiner Meinungsaustausch über die unbedeutendste Sache konnte eine Mißstimmung hervorrufen, die ganze Tage dauerte. Während dieser Tage wichen wir uns aus, es war zwischen uns wie ein heimlicher Groll, der blos eines geringen Anlasses bedurfte, um loszubrechen. Dieser Groll war gleichzeitig schleichend und offen. Ich weiß nicht, wie ich ihn charakterisiren soll. Aber ich glaube, daß er eine gewisse Gemeinschaft mit dem lauernden Haß hatte, der zwischen zwei Menschen besteht, die im Geheimen durch das gemeinsame Bewußtsein eines gemeinsamen Verbrechens verbunden sind.

Und war es nicht auch so zwischen uns? Wußten wir nicht, daß wir mit jedem Tage, der ging, etwas von dem zärtlichen Gefühle abstreiften, das uns einmal verbunden hatte? War es uns fremd oder unbekannt, daß wir all' das versäumten, was das Leben reich und warm macht, und nur Alles aufsuchten, was zersplittert und zerstört? Wußten wir nicht, daß der Kultus, den wir trieben, der Gottesdienst der Barbaren war, bei dem das Getöse der Pauken und Tambourine das Jammern der Unglücklichen übertönt, die in dem glühenden Ofen dem Moloch geopfert werden? Wußten wir nicht, daß wir täglich unser Heim opferten, unser Glück, unsere Kinder, und daß der Rausch der ordnungsmäßigen Orgie die Andacht des Lebens aus unseren Herzen vertrieb?

Diese Andacht war es, die mehr als irgend etwas Anderes aus unserem Leben fortstarb. Ihr Fehlen schuf das jagende, hitzige Gefühl der Disharmonie, das uns jeden Augenblick betörte, neue Betäubungsmittel zu suchen, um die Wirkung der früheren aufzuheben. Das furchtbare Gefühl, aus allem Gleichgewicht herausgeschleudert zu sein,

ließ uns immer weiter die Unmöglichkeit, innezuhalten oder umzukehren, vermehren. Und nie kann der Mahlstrom, der einen passionirten Spieler ergreift, verheerender wirken, als unser Beider Glücksverlangen, das Tag für Tag unerbittlich das Glück in uns tötete.

Es war an einem Tage im Juni, nachdem wir kürzlich auf's Land gezogen waren, als uns diese Wahrheit zuerst klar wurde. Wie gut erinnere ich mich nicht an jenen stillen Juniabend, wo wir den Strand entlang gingen und hinaus über das klare, ruhige Wasser sahen, in dessen Tiefe die eben aufgesprungenen Birken ihre hellen Knospen spiegelten. Ein Dampfboot glitt vorbei. Es warf große Wellen hinauf zum Strand. Sie seufzten unter unseren Füßen, spritzten hinauf auf den Kiesweg vor uns, sanken wieder zurück, bis die Bucht wieder ruhig und klar dalag, nur mit einem leisen Schaukeln. Rings um uns kreisten die Vögel, der schrille Schrei einer Fischmöwe durchschnitt die Stille, und weit weg flogen einige Enten schwer über das niedrige Schilfrohr.

Wir gingen und sahen all' dies, als erwachten wir langsam dazu, einander zu kennen und zu verstehen. Aber es war, als hätte das Fieber und die Unruhe uns stumpf gemacht. Gedankenleer schritten wir dahin, und wir konnten das Gefühl der Hingerissenheit nicht wiederfinden, das uns ehedem beherrscht, sobald wir den Lärm der Stadt verlassen hatten und wieder Angesicht gen Angesicht der Natur gegenüberstanden. Wir konnten nicht wie früher Erleichterung empfinden, daß die Ruhe endlich kam. Wir konnten überhaupt nicht mehr das fühlen, was wir wußten, daß wir fühlen sollten, und es war kein Zweifel, daß nicht dieselbe Stimmung uns Beide beherrschte und daß wir Beide uns dessen bewußt waren. Todesverzweiflung lag in diesem Gefühl. Zum ersten Male empfanden wir es, und wie Kranke, die lange die Krankheit bemerkt, aber sie aus Unachtsamkeit die Oberhand gewinnen ließen, fühlten wir die eisige Furcht, die in der Vorstellung liegt, daß die Krankheit unheilbar sein würde, den Vorwurf, nicht bei Zeiten Heilung gesucht zu haben. Und mit Angst merkten wir, daß wir der Umgebung fremd waren, nach der wir uns mit dem wilden Ungestüm gesehnt, das stets all' unsere Gefühle auszeichnete. Wir waren der Natur fremd, der Stille, dem Leben, einander, und beinahe mit Verwunderung hörten wir, daß Alles um uns stille war, und begriffen gleichzeitig mit Schrecken, daß, wenn wir nur einen kleinen Schritt weiter gingen, wenn wir nur ein, zwei Jahre so fortfuhren, wir verurteilt waren, niemals umkehren zu können. Die Einsamkeit würde uns unleidlich werden, das Schweigen erschreckend wirken, wir würden Beide vor den Tagen zurückbeben, an denen die Einsamkeit uns das Medusenhaupt der Leere zukehrte, und in unverbesserlichem Zerstörungsdrang würden wir uns auf's Neue weiterziehen lassen, um das Entsetzen zu vergessen, das diese Stunde in sich schloß, — und das Entsetzen selbst ewig machen. Der Alp des Großstadtlebens war es, der

uns in unsere Einsamkeit verfolgte, uns mit dem Wahlspruch der Hölle bedrohend: Lasciate ogni speranza voi ch' entrate.

Es war kein ruhiger Entschluß, den wir jetzt faßten. Es war eine plötzliche, unwiderstehliche Todesangst, die uns einander in die Arme führte. Das Bedürfniß nach Rettung war so schreiend stark, daß wir kaum davon zu sprechen brauchten, und zuerst taten wir es auch gar nicht, ganz einfach weil wir es nicht konnten. Wie Menschen, die sich an narkotische Mittel gewöhnt haben, brauchten wir Zeit und Ruhe, um uns dem Einfluß zu entziehen, den diese Mittel ausüben. Wir brauchten Zeit, damit unsere Gefühle, die betäubt waren, die Fähigkeit wiedererlangten, zu sprechen, wir brauchten Zeit, bis Alles, was in uns selbst verzerrt war, wieder in die richtige Lage kommen konnte.

Wir sprachen nicht davon an diesem Abend, als wir schweigend miteinander den Strand entlang gingen, unter den hellen Blättern der Birken. Aber ich weiß, daß an diesem Abend in uns Beiden das aufkeimte, was später unser Entschluß wurde. Da dachten wir zum ersten Male an d a s, was uns dann bewog, das gelbe Haus zu mieten, das auf dem Hügel liegt, von wo man Stockholm wie eine wunderbare Feenstadt sieht, im Sonnenlicht gebadet, im grellen Licht des Gases und der Elektricität glitzernd, in das das Wasser kleine dunkle Furchen schneidet, in Nebel gehüllt, von weißem, blendendem Schnee bedeckt oder von Sprühregen umgeben, dunkel, schmutzig und unförmlich in allen Linien.

Hierher zogen wir auch nach jenem Sommer der Gewissenspein, nachdem wir uns von Allem losgemacht hatten, was uns an die Stadt band, und hier glückte es uns anfangs, das durchzuführen, was wir uns gedacht, uns selbst wiederzufinden und ein Leben zu leben, das von dem verschieden war, was wir früher durchgemacht hatten. Wie erinnere ich mich an dieses erste Jahr und den Sommer, der dem Umzug voranging. Wir waren wie Kinder, die der Riese gefangen gehalten, und ängstlich tasteten wir uns über die wohlbekannten Wege zurück, die, wie wir wußten, zur Heimat führten. Wir waren froh und doch beklommen. Wir genossen unsere Freiheit, aber wir fürchteten insgeheim, auf unserer Flucht von den bösen Geistern ertappt und gezwungen zu werden, in ihren Kreis zurückzukehren. Wir waren auf unserer Hut bei jedem Schritt, den wir machten, wir kämpften, um unser Leben zu schützen, und in uns fühlten wir neue Kräfte erwachen, neue Möglichkeiten neue Wege eröffnen. Still und sicher kehrte bei uns jenes ganze Gefühl für das Leben zurück, aus dem alles Glück kommt. Wohltuend fühlten wir das Einerlei der Tage an uns vorbeigleiten und unseren Sinn zum Zusammenklang mit dem ewigen Gang des Lebens stimmen, und als wir in das alte Haus zogen, vor dem die Bäume in herbstlicher Pracht standen und wo einige verstreute Astern in dem verwilderten Garten blühten, da war

es uns, als wären wir durch ein Wunder einer großen Gefahr entronnen und nach einer furchtbaren Gefängnißzeit dem Leben wiedergegeben.

Was für ein Jahr das war! Was für ein Jahr! Nie wußte ich, daß das Zusammenleben zweier Menschen so viel Glück bergen kann, auch nicht, daß man auf so innige Art mit den Seinen zu leben vermag. Meine Kinder, die ich früher kaum gesehen, denen ich höchstens einen sentimentalen, in wunderlicher Weise mit Reue gemengten Gedanken zu widmen pflegte, wenn ich, von einem nächtlichen Souper heimkehrend, mich an der Seite meiner Frau über ihre Betten beugte, sie waren nun Persönlichkeiten geworden, die mit mir selbst zusammenhingen, auf mir beruhten, deren Charaktere ich würdigte und deren Freude und Schmerz ich teilen wollte und bat, teilen zu dürfen. Wir nahmen jeden Tag als ein neues Glück, und es verging keine Stunde, die nicht ihren Wert, beinahe ihre Freude hatte.

Es war ein Altweibersommer in unserem Leben, der den ganzen Glanz des Frühlings hatte und uns mit einem Glück umstrahlte, über das wir uns selbst wunderten und das wir Anderen nie zeigen konnten.

Ich erinnere mich nur einer Sache, die uns verfolgen konnte, als trüge sie eine Quelle der Unruhe in sich. Das war die Nähe der Hauptstadt, die wir durch die großen Bäume vor unseren Fenstern schimmern sehen konnten, und die wir unter unseren Füßen sahen, so oft wir in dem alten Parke spazieren gingen, wo Erinnerungszeichen früherer Tage von einer Zeit sprachen, in der unser stiller Zufluchtsort der Sammelplatz für all' die Vergnügungen war, von denen wir uns zurückzogen. Wenn wir über das niedrige Staket hinaussahen, konnte dieses Gefühl über uns kommen, besonders wenn die Festesfackeln sich in tausenden Lichtern entzündeten, die gleich einer glitzernden Flamme durch die Nacht glühten. Dann konnte von dieser Stadt, in der wir so nahe daran gewesen, uns selbst zu verlieren, eine dumpfe Stimmung des Unglücks aufsteigen, die gleichsam eine fieberheiße Erinnerung der alten Vergnügungsjagd in unser Blut goß. Diese Erinnerung lockte und erschreckte zugleich. Es lag darin ein Etwas, das zurückkommen konnte, das unser ganzes Leben bedrohte. Und ich erinnere mich, daß ich einmal als Ausdruck unserer Gefühle Baudelaires Worte citirte:

La prostitution s'allume dans les rues.

Ein Schauer durchfuhr uns Beide, und wie vom selben Gedanken ergriffen, wendeten wir uns um. Vor uns lag das alte, freundliche gelbe Haus, von seinen hohen Bäumen umgeben, hinter denen graue Felsen schimmerten. Es sah auf uns herab mit seinen leuchtenden Fenstern, und als wir hineingingen und die Türe hinter uns zuschlossen, senkte sich ein Gefühl der Geborgenheit in unseren Sinn, und ohne daß wir recht darum wußten, wuchs mit jedem Tage, der ging, in uns die Kraft, aus der die Freude am Leben sproßt.

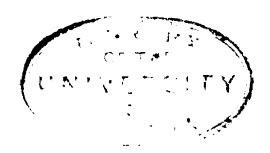
V.

Zu dieser Zeit hatte Alles, was sich in uns Beiden an Glücksverlangen fand, sich zur Ruhe gelegt, nicht weil es verstummt war, sondern weil wir fühlten, daß es außerhalb der Welt, die wir uns selbst geschaffen, für uns nichts mehr zu verlangen gab. Nachher habe ich gedacht, daß vielleicht einige Wahrheit darin liegt, daß, wenn zwei Menschen das Glück gefunden haben, ihnen zuweilen in ihrem Glücke neidische Wesen folgen, die insgeheim daran arbeiten, daß ihre Seligkeit nicht länger währe. Vielleicht hat die Sage Recht, die diesen Wesen, die sich ohne unser Wissen mit unserem Dasein beschäftigen, die Macht giebt, ohne daß wir es ahnen, ohne daß wir einen Augenblick ihre Nähe spüren, in unsere Sinne das heimliche Gift zu schmuggeln, das unseren Blick trübt und unseren besten Gedanken eine neue, früher ungeahnte Richtung giebt.

Wie oft ist mir das nicht in den Sinn gekommen! Wie oft erschien es mir nicht als eine bloße plumpe Umschreibung, um das unerforschliche Geschick zu bezeichnen, das unser ganzes Leben beherrscht. Dieses Schicksal, das wir mit Entsetzen und Neugier zugleich anstarren und das zu erforschen uns doch nie gelingt. Und doch ist diese Erklärung der Sage, wenn man es recht bedenkt, ebenso gut wie irgend eine andere. Im Grunde erklärt sie ebenso viel und ebenso wenig, wie irgend eine der gelehrten Auslegungen, die die Folianten moderner Psychologie füllen. Und es ist eigen, wenn der Schmerz kommt, dann kehren unsere Gedanken zurück zur Sage, zu den Ahnungen, die seit Generationen das schwere Gefühl der Alten von des Lebens Qual ausdrücken, und wo sie den Trost suchen, den die Psychologie nicht schenkt.

Wenigstens taten meine Gedanken es, als das Unglück an einem Tage im April über uns hereinbrach. Das ist nun über ein Jahr her. Es kam in der Form von Krankheit und Tod, unser ältester Knabe war es, der starb — er, der das erste Kind unserer Liebe war, die Bekräftigung unseres Glückes, er, der einmal das Licht der Welt unter Jubel und Freude erblickte, als es Mai war und Alles um uns blühte. Er erreichte nun seinen neunten Geburtstag nicht, sondern die Krankheit nahm ihn, tötete das zarte Wesen, das unser Glück und unsere Hoffnung war. Und das wurde das Ende des ersten Jahres unseres Glücks, nachdem wir geglaubt hatten, die Welt verlassen und Alles vergessen zu können, was uns mit Zauberbanden gefesselt.

Wie erinnere ich mich nicht an diese Tage. Es waren nicht viele, aber ich gedenke ihrer jetzt, als wären es Monate gewesen. Am zweiten Tage hatte ich eine Absage in's Komptoir geschickt, und im Schlafzimmer, in das wir sein Bett getragen hatten, saßen Olga und ich und fühlten schweigend, wie die Minuten gingen, und betrachteten den Knaben, der mit geschlossenen Augen und schwer arbeitender Brust dalag. Er brannte im Fieber, und er keuchte wie ein Licht, das der geringste Windhauch ver-



löschen kann. Wir saßen da, ohne zu sprechen, aber in unser Beider Brust kämpften die Tränen, und unsere Finger griffen in krampfhaftem Schmerz zu, wenn Einer von uns versuchte, die Hand des Anderen zu drücken. Wir warteten auf den Arzt, und er kam. Wie Stunden dünkten uns die kurzen Minuten, während deren er sich über unser Kind beugte. Er richtete sich auf und sagte ein paar Worte, die in unseren Ohren klangen, als könnten sie keine Beziehung auf das haben, was nun geschehen sollte. Aber als er ging, wußten wir, daß alle Hoffnung vorüber war und daß unser kleiner Sohn in ein paar Stunden tot sein würde.

Was in diesen Stunden mit und in uns Beiden vorging, das kann ich ja nie erzählen. Es ging uns, wie es einem Menschen vor dem Tode geht. Hilflos saßen wir da, hilflos und ratlos. Wir hatten keinen Trost zu geben, uns kein Wort zu sagen. Wir saßen nur in verzweiflungsvollem Schweigen da und ließen die Sekunden Tropfen für Tropfen ihren Schmerz in unsere Herzen gießen. All' unser Denken, Alles, was wir empfinden oder meinen konnten, preßte sich in dem Gefühl für den kleinen Knaben zusammen, der dalag und im Fieber ächzte und sachte für sich selbst Worte sprach, die wir nicht verstehen konnten. Und als der große Schatten sich zwischen ihn und uns senkte, als er uns schon dahin schien, unempfindlich für unsere Worte wie für unsere Liebkosungen, als nur die Brust sich mechanisch hob und der Atem so leise vernehmbar war, daß wir in Verzweiflung beinahe jene wunderliche Stille herbeisehnten, die sagte, daß zwischen uns und dem Toten das letzte Band zerschnitten war — da überfiel uns Beide eine unnennbare Angst davor, daß er das ertragen sollte, was Menschenkraft übersteigt, und daß wir ihm nicht helfen konnten. Ach, wir fühlten ja da, was jeder Mensch, der sein Kind sterben gesehen, zu allen Zeiten gefühlt hat. Aber ich weiß, daß sich in diesem Augenblick zwischen mich und meine Frau das Schicksal drängte, das ich nun aufhalten möchte, aber nicht kann. Das war nicht nur ein Kind, das starb. Es waren die verborgenen Kräfte unseres ganzen alten Lebens, die, ohne daß wir es wußten, in diesem Augenblick zu wirken begannen.

Wenn ich sage, daß wir Beide unser Kind betrauerten, so ist das ein Ausdruck, der in keiner Weise dem Gefühl entspricht, das uns wirklich zu Boden beugte. Dieser Schlag traf uns mitten in einem Glück, das Keiner kennen kann, außer dem, der einmal das Glück verloren zu haben glaubte und es dann wiederfand. So kostbar war uns das, was wir wiedergefunden, daß ein Verlust einem Todesstreiche gleichkam, der in uns das Lebensgefühl selbst vernichtete. Und unaufhörlich kehrten wir zu der Frage zurück: warum geschah das erst jetzt? Warum mußte das Ärgste geschehen, gerade als wir nach der Rettung aufatmeten? Es kam Frage auf Frage, mit jener Stärke gestellt, die eine Antwort hervorzwingt. Und in meiner Frau wuchs die Antwort, die sie im Anfange

nicht einmal sich selbst eingestehen wollte. Sie benahm ihr die Kraft, sie erfüllte Tag und Nacht ihre Gedanken, und das machte ihren Sinn so schwer, wie der Tod des Kindes allein es nicht vermocht hätte. Ich hatte Angst vor diesem Schmerze, der mir in seiner Gewaltsamkeit unnatürlich schien, aber es vergingen Tage, während deren ich nicht wußte, daß dieser Schmerz etwas Anderem galt, als unserem Kinde.

Am Tage vor dem Begräbniß hörte ich Olga zum ersten Male von diesem sprechen. Wir standen zusammen an seinem Sarge, den man in ein kleines Kabinet gestellt und mit Hyacinthen, Aurikeln, Narcissen und Schneeglöckchen umgeben hatte. Alles, was der Frühling an Blumen und Grün besaß, hatten wir um das letzte Lager unseres Knaben vereinigt. Meine Frau hatte selbst Alles geordnet, sie hatte die Blumen gepflückt oder sie gekauft. Es sah drinnen nicht wie in einem Sterbezimmer aus, sondern so, als feierten wir einen Geburtstag, und wie sie sich so mit den Blumen beschäftigte, betrachtete ich sie, und zum ersten Male fühlte ich einen Stich der Angst. Nicht Kummer prägte sich in ihren Gesichtszügen aus, sondern ein Gemisch von Grübelei und Selbstvorwürfen. Sie stand stille vor dem kleinen Bettchen. Ihre Hände strichen nervös über das Haar des Kindes, oder spielten mit den Blumen auf seinem Kissen. Stundenlang saß sie dort drinnen, und ihre Lippen murmelten unhörbare Worte. Endlich stand sie auf und strich liebkosend über das Bett — ein Mal ums andere — und ich glaube, daß sie den Toten um Verzeihung bat.

Ich sah dies am letzten Abend, bevor er für immer fortgetragen wurde. Ich war in das Zimmer gekommen, ohne daß Olga mich gehört hatte. Sie stand dort drinnen, die starren Augen auf das Bett des Kindes geheftet, sie weinte nicht, sondern hielt nur die Hände über der Brust gefaltet, und ihre Lippen bewegten sich. Es machte einen unheimlichen Eindruck auf mich, sie so zu sehen, fast wie eine Schlafwandlerin, die im Traume das offenbart, was sie wachend verschweigt. Ich weiß nicht, wie es mir möglich war, so plötzlich die bestimmte Empfindung zu haben, daß ich nicht Zeuge eines Schmerzensausbruchs war, sondern eines Leidens, das eine Gefahr für uns Beide in sich schloß. Ich hatte das Verlangen, sie aus ihren eigenen Gedanken herauszureißen, und indem ich auf sie zuging, sagte ich, nicht als Trost, sondern wie in Angst, sie von diesem Kummer abzuziehen, den sie selbst vor mir geheim hielt:

„Olga, Olga, woran denkst Du?"

Sie warf mir einen verwirrten Blick zu, als wollte sie mich abhalten, sie zu stören, und ihr Gesicht nahm langsam wieder den Ausdruck stiller Schwermut an, den es während der letzten Tage gehabt.

„Komm von hier fort," sagte ich hastig. „Du sollst nicht hier drinnen sein."

Sie schüttelte nur den Kopf und schob mich weg.

„Ich will bei John sein," sagte sie und brach in Tränen aus.

Ich begriff, daß sie allein sein wollte. Aber ich konnte mich nicht überwinden, von ihr zu gehen. Es war, als fürchtete ich, sie mit dem toten Kinde allein zu lassen, und ich blieb unentschlossen stehen, auf die Laute ihres krampfhaften Weinens horchend.

Es dauerte lange, bevor es aufhörte, und als Alles im Zimmer still war, wurde die Stille selbst noch unerträglicher als alles Andere. Meine Beklemmung war so stark, daß ich nicht einmal fähig war, sie anzusprechen oder ein Wort zu finden, das ich sagen wollte. Da hörte ich sie aufstehen, und mit leiser Stimme begann sie zu mir zu sprechen.

„Richard," sagte sie langsam. „Weißt Du, warum John gestorben ist? Ich weiß ja, daß er Lungenentzündung hatte. Der Doktor hat es mir gesagt, und er muß es verstehen. Aber ich kann nicht glauben, daß es so war. Er starb, weil ich nie dazu kam, eine Mutter für ihn zu sein. Er hat acht Jahre gelebt, und erst jetzt hat er angefangen zu sehen, daß ich an ihn denke. Ich habe ihn nie gesäugt. Ich hatte ja nie Zeit. Ich habe ihn nicht gepflegt, als er klein war. Nicht zu mir kam er mit seinen Freuden und Leiden. Zu Fremden. Nicht auf meinen Knieen lernte er zum ersten Male in einem Buche lesen. Wieder bei Fremden. Nicht ich war es, die mit ihm spielte, nicht ich, die ihn erzog, nicht ich, die ihm irgend etwas gab — nur das, was böse war, habe ich ihm getan. Ich habe ihn weinen sehen, wenn ich fortging. Und doch bin ich gegangen. Ich wollte anfangen, all' das für ihn zu sein, was andere Mütter für ihre Kinder sind. Aber ich kam nicht dazu. Als er starb, war das die Strafe, die mich endlich erreichte. Die Strafe!"

Mit steigendem Schrecken hörte ich sie diese Worte sagen. Ich begriff ihre Übertreibung, begriff die Gefahr, die in diesem wahnwitzigen Schmerz lag, und ich kannte sie so wohl, daß ich wußte, sie würde nie so gesprochen haben, bevor der Gedanke in ihr so tief Wurzel geschlagen hatte, daß keine Worte ihn loszureißen vermochten. Ich begriff all' das in einem Nu, und ich wußte mir keinen Rat. Ich versuchte blos, meinen Arm um sie zu legen, um sie wegzuführen, und ich hoffte, daß ich, wenn wir dieses Zimmer verlassen hatten, Worte finden würde, um das zu sagen, was ich sagen wollte, und daß Olga mich hören würde. Aber sie entwand sich meinem Arm, und wortlos standen wir neben einander, unser totes Kind anstarrend, das bleich und still dalag, von den hellen Blumen des Frühlings umgeben, die nicht die Liebe, sondern der Wahnwitz der Reue auf sein letztes Lager gelegt hatte.

VI.

Man kann es nicht fassen — ich weiß, oder ich glaube, daß man es nicht fassen kann — daß aus diesem Ereigniß, das uns mehr als irgend ein anderes aneinander gefesselt haben müßte, der Same emporkeimte,

der meinen Sinn von meiner Frau abwandte. Es scheint mir nun so unbegreiflich, so naturwidrig, daß das Ganze mir immer rätselvoller wird, je mehr ich zu wissen und zu verstehen glaubte. Alles, was ein Mensch einem anderen Böses zufügen kann, habe ich nach diesem Tage Olga getan. Ich habe aufgehört sie zu lieben, ich habe sie mißachtet. Ich habe sie und mich selbst mit einem anderen Weibe verraten, das ihr unendlich unterlegen war. Ich habe sie verlassen, als sie meiner am meisten bedurfte, und ich habe nicht gewußt, was ich tat.

Wie ist so etwas möglich? Wie kann man Herzenskälte gegen Jene fühlen, die man am meisten geliebt, nur weil zwischen mir und ihr ein Kummer stand, der ihr die Kraft raubte? Das ist in meiner Seele als das große Rätsel meines Lebens eingebrannt, das nicht einmal der Tod lösen kann; und wenn ich an diese Zeit denke, will es mir scheinen, als wäre die unmenschlichste Grausamkeit erklärlich, verglichen mit meiner eigenen. Es ist, als stellte mich das, was ich in dieser Zeit dachte, tat und wollte, außerhalb des Kreises der Menschen, und ich wünschte, daß ich das, was mir damals widerfuhr, so erzählen könnte, daß andere Menschen wenigstens verständen, was ich in dieser Zeit litt. Es ist so unglaublich, daß es den letzten Rest von Stolz in meiner Seele zermahlen hat, und daß ich Alles dahingeben wollte, um zu erreichen, was sonst das Verächtlichste von Allem ist: einen Funken Mitleid mit mir selbst gerade darin, wo ich am verbrecherischesten war. Und doch — was kümmern mich hier anderer Menschen Gedanken, Anderer Mitleid? Eine Einzige giebt es, deren Seele sich in dieser Angst der meinen nähern kann. Sie, die ich mit Füßen getreten, vergessen und verschmäht, sie, die ich in den Monaten verließ, wo jeder Tag, der ging, Alles nahm, das in mir ihr gehörte.

VII.

Es giebt eine wunderliche Härte in unserer Natur, die es macht, daß ein gesunder Mensch einen kranken verachten zu können glaubt. Ein solches Gefühl war es, das mich Abneigung gegen den großen Kummer empfinden ließ, den Olga nicht tragen konnte. Vielleicht fühlte sie auch tiefer und besser als ich, und vielleicht kehrte sich darum mein Widerwille gegen ihren grenzenlosen, nie gestillten Schmerz gegen sie selbst. Auf andere Weise kann ich das Gefühl nicht schildern, das zuerst in mir aufkeimte und das ich gegen meine Frau gerichtet wußte. Dieses wunderliche Gefühl der Gewissensqual, das sie mir anvertraut, war es, das mir eine eigentümliche Empfindung des Widerwillens einflößte. Ich konnte den ganzen Sommer damit Geduld haben, den Sommer, der an uns vorbeiging, als hätten die Wiesen nicht gegrünt, die Sonne nicht für uns geleuchtet. Ich litt es, obgleich ich seine Gewalt fürchtete und ich

sah, wie es sich Olgas immer mehr und mehr bemächtigte, sozusagen die Kehrseite des Schmerzes hervorzog, der nur der Kummer um des Kindes Tod war. Und ich hatte deshalb Geduld damit, weil ich es doch nur für vorübergehend hielt. Als ich merkte, daß dies nicht der Fall war, wurde ich von Raserei ergriffen, über ungerechtes Unglück, das sie über mein Haupt brachte. Der Gedanke daran, daß sie in geheimnisvoller Weise die Ursache dieses Schlages war, der uns Beide so hart traf, hatte sich nämlich mit der Stärke einer fixen Idee in ihrem Hirn festgesetzt, und ich glaube, daß er sie nie verließ. Das war es, was ich erst nach Jahr und Tag voll verstehen lernen sollte.

Es war ein Kampf zwischen uns, zwischen mir, der uns wieder zurück zum Leben führen, und ihr, die in dem Gedankenkreise verharren wollte, der langsam ihr Leben tötete. Dieser Kampf wurde still und zähe geführt, und mit jedem Tage trennte er uns mehr. Er brach in kleinen, scharfen Worten aus, die im Vorbeigehen gesagt wurden und wie scharfe Stacheln stecken blieben, die bei der geringsten Bewegung wehe taten, und die neue Anstrengungen hervorriefen, um den alten Schmerz loszuwerden. Es war ein Streit, in dem ich zuweilen mit den Waffen der Liebe zu kämpfen glaubte, um unser Glück wiederzugewinnen, zuweilen wieder vorsätzlich mit blanker Klinge losging, um mich zu rächen. Es war ein Kampf, der in vollen Flammen aufloderte, als meine Frau eines Tages zu mir sagte:

„Hast Du daran gedacht, wie es gewesen sein würde, wenn John gestorben wäre, bevor wir Stockholm verlassen hatten?"

Ich verstand sie nicht, sondern antwortete nur:

„Wenn Du es doch lassen könntest, immer an John zu denken!"

„Du weißt, daß ich das nicht kann," antwortete sie. „Und daß ich nicht will. Aber wenn er damals gestorben wäre, als wir so ganz in das Leben verstrickt waren, das wir damals lebten . . . ."

Sie verstummte, und ich begriff, was sie sagen wollte. Ich begriff, daß es ein Wink war, den sie mir gab, und daß er aus Liebe gegeben wurde. Aber ich war so gequält von diesem ewigen Einerlei, das Alles grau in grau machte, daß ich sie gleichsam nicht verstehen wollte, und ich antwortete daher ironisch:

„Du meinst, daß sein Tod uns da gelehrt haben würde, uns zu lieben, während es jetzt umgekehrt ist."

Ich sah, wie ihr Gesicht gleichsam erstarrte. Aber im selben Augenblick flog ein Zornesblitz über ihre Züge, und sie antwortete:

„Es ist angenehm zu hören, daß Du mich verstehst."

Sie sagte das mit einer Miene, als ob sie berechnet hätte, wie scharf ihre Worte treffen würden, und eine Weile sahen wir einander in die Augen mit Blicken, die in keimendem Hasse glühten.

VIII.

Auch dieser Sommer ging zu Ende, und als wir in die Stadt kamen und unsere Winterwohnung bezogen, in der wir an den stillen Abenden gleichsam die Nähe des Vampyrs des Großstadtlebens fühlten, der seine Opfer bis zum letzten Tropfen aussaugt, da hatte ich das Gefühl, als läge Unheil in der Luft, und kein Trieb in meiner Brust ist stärker gewesen, als das Verlangen, das mich da trieb, Betäubung zu suchen. Der Lärm der Straßen, das grelle Licht der Restaurants, das Getöse von Stimmen und Lachen, das von den Wänden widerhallte, dieses ganze Rascheln von Vergnügungen und Gold, das die Abende füllt, lockte mich auf's Neue. Der Vampyr streckte seine schmalen Lippen aus, um seinen Raub an sich zu saugen, und in meinen Adern, dünkte es mir, war das Blut durch pulsirendes Feuer ersetzt worden.

Um diese Zeit geschah es mir, daß mein Verhältniß zu ein paar der einflußreichen Männer bei der Aktiengesellschaft gespannt und meine Stellung dadurch recht unsicher geworden war. Die Notwendigkeit, die daraus für mich entstand, meine Energie anzuspannen, all' meine Kraft aufzuwenden, um nicht plötzlich auf dem Pflaster zu stehen, wäre vielleicht unter anderen Umständen für mich nützlich gewesen. Es hätte mir geholfen, den Kopf oben zu behalten. Es wäre eine Art Ableiter für die wunderliche Gemütsstimmung gewesen, in der ich lebte, und als ich zum ersten Male meiner Frau sagte, wie die Sache stand, geschah es in der Meinung, daß meine Worte eine Veränderung in unserem Verhältniß zu einander bewirken würde.

Zu meinem Erstaunen bemerkte ich, daß sie mich, während ich sprach, so ansah, als verstünde sie garnicht, was ich sagte. Es verging ein Tag, und es vergingen mehrere. Das Ganze gestaltete sich zu einem förmlichen Zerwürfniß zwischen mir und der Unternehmung, das beizulegen es vielleicht Monate bedurfte. Während dieser ganzen Zeit lebte ich natürlich in der furchtbarsten Spannung, da nichts Geringeres als meine ganze Existenz auf dem Spiele stand. Diese Spannung ließ mich den Schmerz vergessen; der Selbsterhaltungstrieb, die Energie des Mannes bekam die Oberhand, und ich glaubte, daß etwas Ähnliches auch mit meiner Frau vorgehen würde. Ich erwartete Tag für Tag, daß ich an ihr eine Stütze finden, daß sie wenigstens Interesse für die furchtbare Gemütsunruhe zeigen werde, in der ich lebte und die bei mir alles Andere verschlang. Aber das geschah nicht. Ihr Leben verfloß, als lebte sie in einem Traum, dessen Zauberkreis sie selbst nicht durchdringen konnte, und wo ich sie nicht zu erreichen vermochte. Sie verschloß sich in sich selbst, und es war mir, als stieße sie mich mit Absicht hinaus in das Dunkel, das auf mich lauerte, das darauf paßte, mich verschlingen zu können, und sie ließ mich ziehen, obgleich ein Wort von ihr genügt hätte, um mich zurückzuhalten. Es war, als ginge von ihrer Person ein rätselvolles Entsetzen

aus, das mich, wie mir schien, zu Boden drücken, mich zwingen wollte, ohne Kampf jahrelange Anstrengungen und Arbeit zu opfern; und nichts war mir nunmehr verhaßter als unsere einsamen Abende, weil sie meine Energie erschlafften, mich in neue Grübeleien versenkten und eigens dazu geschaffen schienen, mein tägliches Elend noch dahin zu verschlimmern, daß ich nicht einmal mehr vermochte, mich selbst aufrecht zu erhalten. Ich war in dieser Zeit oft fort. Ich suchte Gesellschaft und Zerstreuung. Ich brachte die Tage bei der Arbeit, die Nächte in Gesellschaften zu. Ich ging heim, das Blut von dem ganzen Fieber erfüllt, das als zitternder Giftstoff die Luft durchdringt, in jenem Centrum glühendheißer Orgie, das die Nächte der Civilisation geschaffen haben, und wenn ich dann zu dem gelben Hause heimkehrte, konnte ich die Gefühle nicht fassen, mit denen ich einmal an der Seite meiner Frau über diese Schwelle getreten war. Wenn ich heimkam, lag es vor mir gleich einer unförmlichen, schweren Masse, die mir aus dem Dunkel entgegentrat, das ganze Entsetzen des unseligen Zusammenlebens mit einem Weibe bergend, das mich scheute so wie ich sie. Aus einem einzigen Fenster schimmerte Licht, und dieses Licht starrte mir aus dem Dunkel wie ein böser Blick entgegen.

Ich wußte, daß, wenn ich hereinkam, meine Frau wach lag und las. Ich wußte, daß ich ihr nichts zu sagen hatte, was sie hören wollte. Und in mir wuchs ein kaltes Gefühl der Widerstandskraft der Verzweiflung, so als müßte ich meine ganze Energie aufbieten, um nicht zu vergessen, daß ich allein stand und mich verteidigen mußte. Ich ging auch in mein Zimmer und saß allein wach, Briefe schreibend oder an die Möglichkeiten denkend, die mir noch offen standen, und an solchen Abenden konnte es vorkommen, daß ich in meinem Zimmer blieb, bis der schwache Streifen in der angelehnten Schlafzimmertüre erlosch. Da wußte ich, daß Olga das Licht abgedreht hatte, und von bösen Gedanken erfüllt, konnte ich dann zu Bette gehen, ohne daß ich mich zu überwinden brauchte, ihr Gutenacht zu sagen.

IX.

Eines Tages geschah es, daß ich eine Stunde früher als gewöhnlich zum Mittagsessen nach Hause kam. Ich hörte Stimmen im Salon, und ich wußte, daß meine Frau Besuch hatte. Ich war von meiner Arbeit ermüdet und wäre am liebsten allein geblieben. Aber aus purer Unentschlossenheit konnte ich mich nicht aufraffen, meine Türe zu schließen, sondern zeigte mich auf der Schwelle. Dann konnte ich nicht mehr umkehren, und als hätte mich Jemand geschoben und gezwungen, ging ich in den Salon, wo ich meine Frau in lebhaftem Gespräch mit einer bekannten Dame fand.

Ich hatte sie früher oft gesehen, und wir kannten sie seit einiger Zeit, ohne daß es doch zu einem Verkehr zwischen uns gekommen war. Sie

wohnte im Djurgården (Tiergarten) in einer Villa, die ihr Mann, der Künstler war, für mehrere Jahre gemietet hatte, und ich kannte dem Aussehen nach Frau Dagmar sehr gut. Aber als ich jetzt hereinkam, empfing ich den wunderlichen Eindruck, daß ich sie nie zuvor gesehen, oder sie wenigstens nicht genügend beachtet hatte. Sie trat mir entgegen wie die Personifikation des Lebens, dem ich wieder anzugehören begonnen hatte, und als ich sie nun in meinem Hause sitzen sah, sog ich ihre ganze Gestalt wie in einem einzigen Blicke ein. In einen kurzen, leichten Cape von dunklem Stoff gehüllt, mit einem großen extravaganten Hut, dessen Schleier hinaufgenommen war, saß sie auf einem Tabouret mitten im Zimmer, mit meiner Frau plaudernd, die angeregt aussah und sich für das zu interessiren schien, was die lebhafte Frau zu erzählen hatte. Sie verstummten Beide bei meinem Eintreten, ich hörte ein kleines Lachen, das gleichsam in der Luft erlosch, und ich fühlte, daß ich meine Frau nicht ganz so begrüßen onnte, wie ich es in der Anwesenheit von jemand Fremdem sollte. Es kam mir gleichzeitig vor, als ob Frau Dagmar das merkte, und das rief keine Mißstimmung bei mir hervor. Ich war erstaunt über dieses Gefühl, aber kam nicht recht dazu, mir Rechenschaft darüber zu geben. Denn als ich mich verbeugte und Frau Dagmars Hand schüttelte, warf sie mir einen Blick zu, als hätte sie im Handumdrehen die ganze Situation erfaßt. Dieser Blick war gleichzeitig strahlend warm, überrascht und nachsichtig. Er brachte eine Art heimliches Einverständniß zwischen mich und sie, und bevor ich wußte, wie, war ich in ein Gespräch verwickelt, das darauf ausging, zu zeigen, daß meine Frau leidend war und der Stärkung bedurfte. Sie war verstimmt und brauchte Zerstreuung. Und nun waren die Damen übereingekommen, daß wir, die wir so nahe von einander wohnten, oft zusammentreffen sollten, und sie — Frau Dagmar — wollte es auf sich nehmen, meiner Frau Rosen auf die Wangen zu zaubern und uns Alle recht vergnügt zu machen.

Bei alledem saß ich da und betrachtete meine Gattin und diese andere Frau, die ich nie zuvor beachtet hatte, und es fiel mir auf, daß ich zum ersten Male meine Frau mit einer anderen verglich. Frau Dagmar war mehrere Jahre älter als Olga, sie war kräftig und derb, und doch war es ihre Jugend, die mich fesselte. Sie wollte jung sein, und sie war es. Ihre Bewegungen waren wie prickelnde Musik, und ihre Augen sagten, was ihre Worte verhehlten. Von ihrer Person ging etwas aus, das in einer mir unbegreiflichen Weise stimulirend wirkte. Es war, als hätte sie ein Übermaß an Nervenkraft besessen, von dem sie austeilen konnte. Ihre Nähe machte mich leichteren Sinns, als hätte ich feurigen Wein getrunken, und sie hatte nicht ein Gesicht, sondern viele. Dieses Gesicht war rund und beweglich mit ein paar Augen, deren Pupillen sich bis ins Unendliche erweitern zu können schienen. Sie saugten gleichsam Alles an sich, was in ihren Gesichtskreis kam, und diese Augen konnten

plötzlich eine Schattirung annehmen, so warm, wie die, welche Einen auf der Bühne in der Unschuld eines Blickes frappirt, der Dichterworte begleitet. Aber dieses ganze Gesicht, welches von kastanienbraunem Haar umrahmt war, das über die Ohren fiel und sie verbarg, konnte sich in einem Augenblick verwandeln, so daß es den Eindruck von etwas Spitzigem machte. Es war, als würde das ganze Oval anders, als hätte die Nase ihre Lage verändert, während gleichzeitig die Augen in eine andere Farbe übergingen. So scharf wurde der ganze Ausdruck. Und zwischen diesen Gesichtern lag eine ganze Serie, die kein mit der modernsten Kamera bewaffneter Momentphotograph so rasch hätte wiedergeben können. Sie war nicht geheimnißvoll, aber sie erschien mir so, und zwischen ihr und dem Fieber, das in meinem Blut raste, gab es ein Vereinigungsband, das auf mich wie eine unerklärliche Sympathie wirkte. Ich wußte nicht, warum sie gekommen war, und was sie von mir wollte. Aber ich hatte das wunderliche Gefühl, daß ich es war, zu dem Frau Dagmar die ganze Zeit sprach, und nicht meine Frau.

Als sie ging, hinterließ sie den Duft eines Parfüms, den ich damals unangenehm fand.

X.

Von diesem Tage an war unsere ganze Lebensweise verändert. Sie wurde unruhig, aber auf eine neue Art. Wir machten die Bekanntschaft von Frau Dagmars Mann, einem angenehmen Künstler, dessen Leben zwischen der Kunst und der Bewunderung für jene Frau geteilt war, deren Leben er nicht kannte, und deren Seele er nicht verstand. Es wurde ein Leben zu Vieren, das eine ganze Serie von Lustbarkeiten in sich schloß, und das gelbe Haus widerhallte nunmehr von den frohen Festen, die wir einst, als wir hinzogen, geflohen hatten. Ein neues Fieber kam zu dem alten, und während der Zeit, die folgte, entdeckte ich, daß ich Frau Dagmar liebte. Mitten in der Unruhe, die mich ob unserer ganzen ökonomischen Stellung erfüllte, mitten in dem Gefühl, daß Olga mich verlassen hatte, was mich gegen sie kalt machte und mich vor jedem Gedanken, daß wir uns einander wieder nähern könnten, zurückscheuen ließ — loderte diese Leidenschaft wie eine klare Flamme aus leicht entzündlichem Holz empor, und in ihrem Glanze sah ich das Leben, das ich gelebt, und das, welches kommen sollte, in einem neuen Licht, das mir die Morgenröte der Hoffnung schien und eine helle Zukunft verhieß.

Wie es zuging? Wie es möglich war? Ich weiß es nicht mehr. Aber tagaus tagein quälte mich das wunderliche Gefühl, daß ich verraten war, verraten von meiner eigenen Frau. In der furchtbaren Nervosität, in der ich lebte, hatte ich zuerst Versuch auf Versuch gemacht, um mich Olga zu nähern. Ich konnte nicht fassen, warum sie sich mir entzog. Aber ich sah, daß sie es tat, oder ich glaubte es wenigstens zu sehen. Da

sammelte sich in mir ein Fond von Bitterkeit, der mich vor Allem Ueberdruß empfinden ließ. Olga sah es, und ich unterließ auch nicht, sie es wissen zu lassen. Aber es war, als hörte sie mich nicht, als könnte oder wollte sie nicht verstehen. Und ich brauchte um jeden Preis Jemanden, zu dem ich sprechen konnte, Jemanden, dem ich das anzuvertrauen vermochte, was in mir brannte.

Aber gleichzeitig sah ich und begriff ich dunkel, daß meine Frau mich noch liebte. Dies machte mich gereizt, rasend, wild. Ich brannte vor Fieber, sie wiederzugewinnen, sie zu besitzen wie früher. Aber selbst dieses Verlangen, das so heftig war, daß es Tag und Nacht nicht von mir wich, machte mich kalt, da ich mich zurückgestoßen glaubte, und ich merkte gleichzeitig, daß sie unter diesem angenommenen Kaltsinn litt, der sich wie ein Schleier über meine Seele breitete. Ich erinnere mich, daß ich sie eines Tages damit beschäftigt fand, ein paar Blumen auf meinem Schreibtisch zu ordnen. Ich kam etwas früher als gewöhnlich nach Hause, und ich bemerkte deutlich, daß ein Beben über ihr Gesicht flog, als ich sie bei diesem offenbaren Beweis von Zärtlichkeit überraschte. Ich sah erstaunt aus, und ich konnte nicht begreifen, warum sie das tat. Ich fühle es wie einen Stich in mir, und für einen Augenblick wollte es mir scheinen, daß das, was zwischen mir und meiner Frau vorging, vielleicht doch im Grunde etwas Anderes war, als was ich glaubte. Wenn ich an dieser Ahnung festgehalten hätte! Wenn ich ihr Zeit gegeben hätte, in mir zu Wort zu kommen! Aber der Kaltsinn, den ich zuerst als Maske angenommen, war mir so nach und nach ins Blut übergegangen, und das Furchtbare war ja auch, daß ich so gut wie nie Zeit hatte, meine eigenen Gedanken zu Ende zu denken. Ich hörte meine Frau sagen: „Es fiel mir ein, daß Du Blumen gerne hast.“ Ich hörte, daß sie diese Worte mit einem besonderen Tonfall aussprach. Aber ich fand nichts zu erwidern, empfand blos ein peinvolles Gefühl von Vorwürfen und Unerquicklichkeiten, und die ganze Sache ging an mir vorbei, wie Alles, was sich in dieser wunderlichen Periode meinem Gedächtniß eigentlich hätte einprägen sollen. Ich vergaß es, und ich kehrte zu meinen alten Gedanken zurück.

Einsam und verlassen fühlte ich mich. Und in dieser Verlassenheit brodelte in mir ein Gährungsstoff, der nicht zur Ruhe kam. Ich schlief nicht, ich hielt mich durch Trinken aufrecht. Ich ruhte nicht, aber ich machte mit Gewalt meine Nerven widerstandsfähig, so daß sie mir gehorchten, als ob mein Wille meinen Körper beherrschte. Die Bibel spricht irgendwo davon, daß ein Mann „sein Herz verhärtete“. Und es ist eigentlich seltsam, wie vollkommen Einem das gelingen kann, wenn man einmal den Anfang gemacht hat. Das ist ein Ausdruck von unerschöpflicher psychologischer Tiefe, und nichts schildert besser, wie ich mich in dieser Zeit mit Absicht und Überlegung von ihr abwandte, die ich einstmals mehr als alles auf Erden geliebt. Ich tat das so ganz und

gar, so gründlich, daß es nichts, was ich früher in ihrer Natur geliebt hatte, gab, was ich schonte, nichts, was ich nicht entstellte, nichts, was ich nicht in Gedanken besudelte. Ich machte mir ein Zerrbild von Allem, was zwischen uns gewesen, und dieses Zerrbild überhäufte ich mit rasenden Schimpfworten, als wäre es mir eine Freude, Alles zu beschmutzen, was mir früher teuer und heilig gewesen.

Ich dachte keinen Augenblick mehr daran, daß Olga eine Frau war, die ihr Kind betrauerte. Ich hatte das vergessen, so wie ich Alles vergessen hatte, was ich früher gewußt und gefühlt, und als ich zum ersten Male Frau Dagmar begegnete, zerstörte sie auch wirklich kein Bild, das früher in meiner Seele war. Sie nahm nur den Platz ein, den meine eigene Raserei sich bemüht hatte, frei zu machen, und wenn sie mich beherrschte, so erreichte ihre Gewalt nicht mein Ich, so wie es einmal gewesen. Es war ein neues Ich, das hervorgebrochen war und das alte in schrankenlosem Begehr nach betäubenden Orgien zerfleischte. Ich begehrte sie so, wie der Opiumesser Alles opfert, um das geliebte Gift in seine Hand zu bekommen.

XI.

Ich merkte eines Tages, daß ich eine Leidenschaft für diese Frau in mir trug, die mich selbst gleichzeitig mit Staunen und einer Art Berauschtheit erfüllte, die der ganzen Überreizung verwandt war, in der ich lebte. Ich sah ihr Haar vor mir, ihre Hand, ihren Fuß. Ich träumte von ihr im Schlafen und Wachen. Dieses Verlangen nagte an mir, als hinge mein Lebensfaden an der Erreichung des Ziels, um dessentwillen ich nun alles Andere vergaß. Und ich erwog die Situation mit derselben Kaltblütigkeit, wie ein Spieler, der seine Chance berechnet. Ich war ein täglicher Gast in ihrem und ihres Mannes Haus, so wie die Beiden in dem unseren, und ich wußte, daß der Weg von mir zu ihr leicht war. Nur Skrupeln konnten mich hindern, und solche kannte ich nicht.

Zwischen Frau Dagmar und mir hatte sich ein höchst eigentümliches Verhältniß angesponnen, der Art, wie es zwischen Jünglingen, die Alles im Lichte der Illusionen sehen, und sehr erfahrenen Frauen zu bestehen pflegt, die es lieben, der Gegenstand einer solchen Illusion zu sein. Dieses Verhältniß pflegt man Pagenliebe zu benennen, und wäre ich nicht bis zu diesem Zeitpunkt so ausschließlich in dem Gefühl für meine Frau aufgegangen, hätte ich vielleicht durch's Leben gelernt, daß dieselbe Illusion bei einem verzweifelten, überanstrengten und unberechenbaren Manne erwachen kann. Vielleicht hätte ich trotzdem gehandelt, wie ich es tat, aber ich hätte meinem Gefühl nicht die blendende Vergoldung gegeben, die meine ganze Welt verwandelte; und was mich am meisten blendete, war, wie offen sie und ich gegenseitig unsere Gesellschaft suchten. Wir verhehlten nichts, und um Alle besser zu betrügen, spielten wir mit auf-

gedeckten Karten. Promenirten wir, so ging ich stets an Frau Dagmars Seite, saßen wir bei Tische, so stand mein Stuhl neben dem ihren. Wenn wir sprachen, flogen die Worte zwischen mir und ihr hin und her, und sie saß vor meinen Augen wie in einen prachtvollen Rahmen eingefaßt. Dieser Rahmen war das ganze Leben, das wir wieder führten, in dem das Fest des gestrigen Tages von dem Tage fortgesetzt wurde, der folgte, wo der Champagner perlte und die Luft von dem berauschenden Duft des noch unausgesprochenen Verlangens gesättigt war. In diesem Rahmen saß sie wie eine Königin, und es blinkte von Juwelen auf dem kühlen Glanz ihrer weißen Büste. Um ihren Mund spielte ein Lächeln, und in ihrem Auge brannte jenes rätselvolle Gemisch von Übermut und Spleen, das der Grundton des ganzen Lebens war, das mich wieder gefangen hatte, und von dem ich vergaß, daß ich es einst geflohen.

Ich machte oft ohne meine Frau Besuche in ihrem Hause, und fast immer traf ich sie allein. Ich reflektirte damals nicht darüber, sondern freute mich nur über mein Glück; und mitten in der Welt, in der wir lebten, träumte ich, daß ich der Einzige in ihrem Leben sei.

Nun weiß ich ja, welches Interesse ich diesem Weibe bot, das von mir nichts Anderes verlangte, als jenes Machtgefühl zu empfinden, das der Aufruhr anderer Menschen einflößt. Ich glaube, daß sie dasselbe Vergnügen daran hatte, wie es die Tyrannen des Altertums bei Gladiatorenkämpfen empfanden. All' dies ist mir jetzt um meiner selbst willen gleichgiltig. Es ist verschwunden, nicht wie ein böser Traum, sondern wie eine Wirklichkeit, die nicht zurückkommen kann. Ich sehe und weiß, daß das geschehen ist, daß das mir geschehen ist. Der Gedanke brennt wie Feuer in meinem Herzen, und ich habe keinen Raum für das Gefühl, das den Menschen zu verführen pflegt, über seine eigene Jämmerlichkeit zu lächeln. Ich weiß nur, daß eines Tages Worte der Leidenschaft über meine Lippen brachen, und daß Frau Dagmar meine Liebeserklärung mit großer Gemütsruhe aufnahm. Ich weiß auch, daß nach diesem Tage mein Leben ein Glücksrausch war, und ich glaubte Frau Dagmar, als sie mir sagte, sie müßte sich ganz geben. — — — — —

Wie gemein und alltäglich dies mir auch jetzt erscheinen mag, so steht es doch fest, daß ich damals Erklärungsgründe für Alles fand, was geschah, und Alles mir gut erschien. Ich liebte ihre Gedanken und ihren Wuchs, ihren Blick und ihre chamäleonartige Lügenhaftigkeit, ja selbst den Parfüm, den sie benützte. Ich war wie von einem Fatum beherrscht, das mich unbekannten Zielen entgegentrug. Ich sah nichts von dem, was ich rings um mich niedertrat, empfand nichts für das, was ich ferne von ihr erlebte, dachte oder tat. Und von diesem Verhältniß ging eine magische Kraft aus, die meine Nerven in eine Spannung versetzte, als ginge ich frischen Muts und über alle Unbedeutendheiten des Lebens erhoben, meine Bahn weiter und könnte von nichts besiegt werden. Ich

fühlte mich wie ein Halbgott, für den die kleinen gewöhnlichen Gesetze der Sterblichen nicht existiren, und ich war stolz auf dieses Geheimniß, das mir die Lebenskraft der Berauschung und die Illusion der Jugend gab.

Es war mir zu Mute wie einem Spieler, der fühlt, daß sein Tag angebrochen ist, und der in einer Art kaltblütigem Taumel die Einsätze verdoppelt, damit nichts von dem Glück, das er nicht einbüßen will, verloren gehe. Ich hörte es wie ein Goldgeklingel um mich rasseln, und ich spielte, nicht um das wertlose Metall, sondern ich gab mein Leben als Einsatz. Dieser Einsatz war schlechter, als ich selbst wußte, und ich hörte nicht, daß der Klang des Gewinnstes, den ich einheimste, unecht war. Denn ich ahnte keinen Augenblick, daß mein Partner falsch spielte.

Ich ahnte es nicht einmal an dem Tage, als ich zum ersten Male daran denken mußte, daß meine Frau lebte und daß sie auch Anspruch auf mich hatte. Denn das hatte ich vergessen, und so lautlos ging Olga in dem Leben dahin, daß wir Beide jetzt lebten, daß ich sie vergessen konnte.

Eines Abends begleitete ich Frau Dagmar nach Hause, der Weg ging unterhalb der Barrière, bei der meine Frau und ich auf unseren Abendpromenaden in jenem Jahre stehen zu bleiben pflegten, das mir nun wie eine längst verschwundene Parenthese in meinem Leben vorkam. Es war Mondschein, und wahrscheinlich gleichzeitig kam Frau Dagmar und mir der Gedanke, daß, wenn Jemand oben auf der Terrasse stand, wir sichtbar waren, wie wir da den Weg entlang gingen. Wir drehten uns jedoch nicht um, sondern gingen unbefangen weiter, und ich erinnere mich, daß ich die ganze Zeit überzeugt davon war, daß Olga uns sah. Wie mir diese Idee kam, weiß ich nicht. Ich hatte ja beinahe aufgehört, ihrer zu gedenken. Aber ich wußte es so sicher, daß ich es hätte sagen können, wenn mir die Sache von irgendwelcher Bedeutung erschienen wäre. Als wir an dem Hügel vorbeikamen und dort abbiegen sollten, wo der Weg sich krümmt, um zu Frau Dagmars Villa zu kommen, wendeten wir uns Beide um, und in dem Mondschein, der klar über den entlaubten Bäumen lag — wir hatten schon Anfang März — sahen wir auf einmal deutlich eine weibliche Gestalt, die sich über die Barrière beugte und uns betrachtete. Wir machten nicht Halt und gaben kein Zeichen, daß wir Olga dort stehen gesehen. Wir sagten es nicht einmal. Aber wir wußten es Beide, und Arm in Arm gingen wir weiter, während die ganze Zeit der Gedanke an das, was ich gesehen, in meinem Kopfe arbeitete.

Frau Dagmar war unruhig. Aber bei mir war das nicht der Fall. Ich ging im Gegenteil mit leichten Schritten von ihr, ein Lächeln um die Lippen. Ich war wie ein Narr oder wie ein Fanatiker, der durch nichts in seinem Irrwahn oder seinem Glauben erschüttert werden kann.

XII.

Als ich heimgekommen war, überraschte es mich, daß meine Frau mir keine Fragen stellte. Und nachdem ich ein paar Minuten vergeblich darauf gewartet hatte, sagte ich in gleichgiltigem Ton, daß ich Frau Dagmar getroffen und sie nach Hause begleitet hatte. „Ich habe es gesehen,“ antwortete Olga, und ich bildete mir ein, einen Zug des Mißvergnügens in ihrem Gesichte zu entdecken. Aber sie setzte das Thema nicht fort, und ich freute mich darüber, als wäre dies die Bestätigung, daß ich nicht über jene Steine straucheln konnte, die gewöhnliche Sterbliche fürchten.

Auf mich hatte jedoch dieser kleine Vorfall keine andere Wirkung, als daß meine Gefühlshärte zunahm. Olga stand mir von nun an im Wege, und wo ich ging, glaubte ich ihre Augen zu sehen, die mich verfolgten. Wenn ich bei Frau Dagmar saß, wenn ihr Kopf auf meiner Schulter lag, wenn ihre Lippen den meinen begegneten, stets glaubte ich diese großen, fragenden Augen zu erblicken, die ich in meiner Einbildung wie Sterne von der mondbeleuchteten Terrasse hatte blinken sehen. Die Entfernung war ja viel zu groß. Ich konnte sie nicht gesehen haben. Und doch sah ich sie vor mir, als hätte ich sie gerade damals gesehen. Aber sie flößten mir kein anderes Gefühl ein, als das, daß ich sie um jeden Preis los sein mußte.

Da war zufällig ein Tag bestimmt, an dem wir an einer großen Künstlermaskerade teilnehmen sollten. Es war die letzte große Unterhaltung des Jahres, und Frau Dagmar und ich hatten einander diese Nacht als ein Jubelfest versprochen, bevor der Sommer kam. Wir wollten von dem Winter Abschied nehmen, den wir als unser eigenstes Besitztum betrachteten, und ich hatte Olga en passant erzählt, daß ich diese Maskerade zu besuchen gedachte.

Zu meiner Überraschung kam sie eines Tages und sagte mir, daß sie auch hingehen wollte. Ich war so überrascht, daß ich kaum eine Antwort fand. „Meinst Du, daß ich zu alt bin?“ sagte Olga. Und ich glaubte, Ironie aus ihrer Stimme herauszuhören. Aber ich tat, als ob ich es nicht merkte, und begnügte mich, etwas über ihre Abneigung gegen Maskeraden im Allgemeinen hinzuwerfen. Auch sie umging meine Antwort, als dächte sie an etwas, das sie nicht verraten wollte, und antwortete blos, daß sie nun dieses eine Mal wollte, und darum würde sie gehen. Ich erwiderte, daß ich mich darüber freute, daß sie mitkommen wolle. Und ich sprach die Wahrheit. Es kam mir wirklich vor, als verliehe die Anwesenheit meiner Frau dem Feste einen mystischen Reiz, einen Zusatz raffinirten Triumphs, den ich wie Feuerströme mein Blut durcheilen fühlte, und nie vergesse ich, wie ich mit meiner Frau am Arm in den Festsaal trat, nach der Loge auslugend, wo wir Frau Dagmar und ihren Mann treffen sollten. Im ersten Augenblick durchflog mich ein

plötzliches Gefühl des Unbehagens, als ich von Weitem Frau Dagmar entdeckte. Sie war als Bébé angezogen, und das kleine Mützchen saß kinderweich auf ihrem reichen, braunen Haar, während die Halbmaske den Mund und das kindlich runde Kinn frei ließ. Sie sprach mit Kinderstimme und war von Kavalieren umgeben, die laut und ohne ihre Worte zu wählen plauderten. Ich sah in einem Blick das ganze feine weiße Kleid, das ihren Körper, der unter diesem imitirten Hemde, das die Büste bloß ließ, unbekleidet schien, zugleich verhüllte und verriet. Ruhig, als stände sie im Paradeanzug, konversirte sie mit allen diesen Männern, deren Blicke jede Linie ihres Körpers taxirten, und instinktiv, wie sie Alles faßte, mußte sie begriffen haben, daß ihr Betragen meine Mißstimmung hervorrief, denn als ich ihre Hand faßte, gab diese mir, ohne daß Jemand außer mir das Mindeste zu merken brauchte, einen Druck, der mir versicherte, daß all' dies für mich war — nur für mich, und aus den Augen leuchtete mir durch die Maske ein Blick entgegen, der mit einem Male meine ganze Mißstimmung verjagte. Ich hatte das Gefühl, als spannte eine Stahlfeder jeden Muskel in meinem Körper; und meiner selbst und meines Glückes sicher bot ich Frau Dagmar meinen Arm, und wir verschwanden in dem Gewühl von Farben, Masken, Fräcken und entblößten Frauengliedern.

Es war, als sammelte sich die Überreizung meines ganzen Lebens zu einer einzigen kostbaren Essenz, die mir den Genuß dieser magischen Nacht schenkte. Das Leben war ein Karneval, in dem Frau Dagmar und ich, enthüllt und maskirt, umhergingen, der ganzen Welt offen zeigend, daß wir zusammenhielten, in diesem Wirbel, in dem die dröhnenden Töne des Orchesters den Schmerz im Leben übertönten. Es war nicht Laster, es war nicht Tugend, nicht Freude und nicht Schmerz, es war nicht Scham, nicht Unschuld, es war weder Glück, noch Verzweiflung — es war nichts von alledem, was zwei Menschen aneinander kettet und Leben um sich schafft. Wir waren wie zwei Besessene, die sich von den wirklichen Werten des Lebens entfernt haben und im Tanz nur den Wirbel, im Schaum des Weins den Taumel, im Lärm der Musik die Betäubung suchen. Wir jagten aus einem Zimmer ins andere, wir suchten uns einen einsamen Platz, da wo eine Portière zwischen zwei Holzsäulen niederfiel, und einander umarmend saßen wir da, selbst ungesehen, und sahen, wie die Masken des Karnevals an uns vorbeieilten.

Ich weiß nicht, woher mir der Gedanke kam. Aber es war mir plötzlich, als verbärgen diese Masken, die die Gesichter der Frauen bedeckten, eine Schönheit, die nicht wirklich existirte, sondern tot und welk war und in ihrer Illusion nur die kurze Stunde währte, solange das Gaslicht brannte und das Orchester noch nicht seine letzte Fanfare geblasen hatte. Es kam auf dieser Maskerade nie zu einer Demaskirung. Denn Niemand wollte das sehen, was, wie Jeder wußte, unter der schwarzen Seide war,

die die Kraft der Illusion in der Orgie der Berauschung aufrechterhielt. Unter diesen Masken waren die Gesichter toter Frauen, und ihre Augen brannten in leeren Augenhöhlen. Die Wangen waren nackte Knochen, die in einer prachtvollen Chevelure abschlossen. Und all' diese Männer, die ohne Masken, in steifen Feiertagskleidern, die Frauen herumjagten, trinkend, scherzend, plaudernd, sie wußten, was sie suchten, und sie vergaßen für diese Nacht ihre teuer erkaufte Erfahrung. Es war die unschöne Nacktheit, die entblößt und doch nicht entblößt war, es waren Arme, die sie im Gedränge küßten, Nacken, die sie berührten, wenn sie vorbeistreiften. Diese vollen Körper waren es, die die Männer lockten, und sie vergaßen, daß auf ihnen Köpfe ohne Leben saßen, in deren leeren Höhlen nur die Augen brannten. Das Ganze war eine danse macabre von Toten, die nach Leben dürsteten und sich in idiotischem Taumel bei den Tönen eines unmenschlichen Höllenkoncertes umherschwangen.

All' dies kam mir in den Sinn, während Frau Dagmar in meinem Arm ruhte, und ihr Körper erschien mir aufgelöst und freigegeben wie der eines nackten Weibes. Aber diese Gedanken erschreckten mich nicht. Sie erhöhten die Wärme ihrer Küsse, sie vereinigten sich wie rieselnde Perlen mit dem moussirenden Schaum des Champagners, sie wirkten so wie wenn ein süßer Trank in einen herben verwandelt wird, um perverse Gaumen zu reizen. Und die Phantasie von diesen Gedanken erfüllt, legte ich meinen Arm um ihre Bébétaille und walzte mit ihr durch das große Zimmer, während ihre braunen Locken gleich Flaumfedern meine Wange liebkosten.

Diese Gedanken verfolgten mich noch, als wir soupirt hatten und um den gedeckten Tisch saßen, Zigaretten rauchend und vom Tanze ausruhend. Die Stimmung war fieberheiß, und die Worte flogen wie Raketen durch die Luft. Ich saß hinter dem Sessel Frau Dagmars, mit meiner Hand auf dessen Lehne, und als wäre sie müde, lehnte sie sich, ohne sich umzuschauen, zurück, indem sie ihren bloßen Rücken auf meiner Hand ruhen ließ. Ich sah auf und begegnete quer über den Tisch Olgas Blick. Ich sah dessen Ausdruck nicht. Aber ich fühlte, wie er meinen Rausch erhöhte, und ohne zu wissen, was ich tat, erhob ich mein Glas und trank ihr zu. Als ich diese Bewegung machte, merkte ich, daß Frau Dagmar lachte.

Ich erwachte erst aus meinem wunderlichen seelischen Rausch, als ich wieder allein mit dem Bébé am Arm ging und plötzlich zu fühlen glaubte, daß der Griff ihrer Hand, die meinen Arm hielt, erschlaffte.

„Woran denkst Du?" sagte ich.

„Ich denke daran, daß das unsere letzte Nacht ist," sagte sie und lachte.

Ich begriff damals nicht, was sie meinte. Ihre Worte waren nur ferne, bedeutungslose Laute, die mein Ohr erreichten, aber nicht zu meinem Verstande vordrangen.

„Frage mich heute nicht,“ bat sie. „Jetzt will ich tanzen.“

Und als ich sie wieder zu unserer Loge führte, flüsterte sie mir ins Ohr:

„Es ist Zeit, daß Du Deine Frau nach Hause begleitest.“

XIII.

In demselben Augenblick, in dem Frau Dagmar mich verlassen hatte, kehrte in mir die Erinnerung an die Worte zurück, die sie mir zuvor gesagt: „Das ist unsere letzte Nacht.“ Sie hallten in meinen Ohren wie etwas Unfaßbares, das ich nicht in Zusammenklang mit dem, was sonst um mich geschah, bringen konnte. Sie schienen mir die Vorbedeutung von etwas Bösem in sich zu schließen, das ich in mir selbst getragen und nie loswerden sollte, und das würde mich jetzt in einer ganz anderen Weise treffen, als ich es je geahnt. Ich hörte diese Worte in mir, und da mir die Kraft fehlte, umzukehren, um Frau Dagmar in dem Gedränge wiederzufinden und ihr eine Erklärung abzufordern, ging ich weiter durch das Gewühl flammender Gesichter und verblichenen Luxus', wie es in dem Gedränge eines Festes zu herrschen pflegt, das sich seinem Ende nähert. Ich suchte meine Frau, so wie Frau Dagmar es gesagt, und ich fand sie allein in unserer Loge, in einen Fauteuil versunken und auf den ganzen Auflösungszustand der Anständigkeit starrend, der sich vor ihr entfaltete. Ohne ein Wort zu sagen, nahm Olga auf meine Aufforderung meinen Arm, und stumm saß sie im Wagen, der uns in dem grauen Morgenlicht zu unserem Heim führte, dem gelben Hause, das im letzten Winter bar an Allem gewesen, was uns einst Freude geschenkt. Abwesend und in einem inneren Aufruhr, den ich nicht beschreiben kann, verließ ich meine Frau, um in mein Zimmer zu gehen und die Türe zuzuschließen. Die Erinnerungen dieses ganzen Winters jagten durch mein fieberheißes Hirn, der Sinnesrausch war für den Augenblick vorüber, und in dem grauen Morgenlicht nahm ein kühles Nachdenken, das mein Blut im Herzen stocken ließ, die Stelle des Rausches ein. Was war geschehen? Was war nur geschehen. Nur dieses einzige Wort „unsere letzte Nacht“ erklang in meinem Ohr und wollte mir keine Ruhe lassen. Wie ich so daran dachte, wurde es mir unmöglich, zu Hause zu bleiben. Ich riß meinen Überrock an mich und stürzte hinaus. Meine Schritte führten mich zu Frau Dagmars Wohnung, und vor den verschlossenen Läden, durch die kein Lichtfunke herausdrang, ging ich auf und nieder, in der wahnwitzigen Hoffnung, daß sie zurückgekehrt sein und ihr Fenster öffnen würde, so daß ich sie eine Minute sehen und ihr noch einmal Gutenacht sagen konnte. Es schien mir, daß meine Sehnsucht so stark war, daß sie sie merken mußte, wenn sie schlief, daß sie ihr Herz durch versperrte Türen und Steinmauern treffen, sie zu mir führen mußte, auf welchem Wege immer, und in dem hellen Aprilmorgen glaubte ich unaufhörlich Schritte

zu hören, die nahten, eine Stimme, die mich rief, das Rauschen eines Gewandes, das das ihre war.

Plötzlich fiel es mir ein, daß sie möglicher Weise noch nicht heimgekommen war, und ich wandte mich um und ging den Weg entlang, ging auf und ab vor der stummen Villa,. dem Rasseln von Wagenrädern horchend, die durch die schlummernde Stadt rollten. Ich mußte lange warten, und ich wartete mit wallendem Blut, bis der Glanz der Sonne über die kahlen Wipfel der Eichen emporstieg. Da hörte ich deutlich das Rollen eines Wagens, der sich näherte. Ich wollte ihm entgegenstürzen, bereitstehen, die Wagentüren zu öffnen, und, Alles vergessend, sie in meine Arme schließen. Aber es war, als hätte mich Jemand zurückgehalten, und ohne mir über meine Handlungsweise Rechenschaft zu geben, eilte ich über den Weg und stellte mich in den Schatten des Stakets und der Hecke um den Baugrund der Villa. Stumm stand ich dort, ohne von der Landstraße gesehen zu werden, jeder Nerv angespannt, vielleicht mit der unklaren Empfindung, daß die nächste Minute über mein Schicksal entscheiden sollte.

Da sah ich den Wagen kommen, er fuhr langsam, und eine wunderliche Angst überfiel mich. Der Wagen blieb ein Stück vor Frau Dagmars Villa stehen, aber ich kam nicht heran, um sie zu empfangen. Ich stand wie an dieselbe Stelle gebannt, und es war mir, als wollte meine Seele meine Augen sprengen, die unablässig auf die geschlossene Türe des Wagens starrten. Sie öffnete sich nicht. Ich hörte Laute so wie Flüstern von Menschen, die in Streit geraten sind. Hierauf sah ich eine Hand, die sich durch das Fenster streckte und den Türgriff faßte. Es war eine Männerhand, und im nächsten Augenblick sah ich Frau Dagmar allein aus dem Wagen steigen und ohne sich umzusehen, auf die Villa zugehen. Der Wagen drehte um und rollte rasch der Stadt zu.

Ich hielt vor Spannung den Atem an, und es schien mir, daß mein Herz zu schlagen aufhörte. Selten hatte ein Schimmer des Mißtrauens mich in dieser Zeit des Rausches erreicht, und auch jetzt war es nicht mehr als eine Ahnung, was meine Seele durchströmte. Aber diese Ahnung barg einen Abgrund von Erniedrigung und Qual, der mir alle Besinnung raubte und gleichzeitig jeden Gedanken an Handlung in meiner Seele betäubte. Ich hatte blos das Gefühl, als drehte Jemand in meinem Körper ein Messer herum, ich sah, was dann geschah, hörte jedes Wort, jedoch mit dem Gefühl, als sei mein eigentliches Ich schon weit weg.

Ohne daran zu denken, was ich tat, wankte ich hinab auf den Weg und stand plötzlich Frau Dagmar gerade gegenüber.

Sie sah zuerst ganz erstaunt aus, dann verwandelten sich ihre Züge, so als wollte sie mit ihrem gewohnten Aplomb das Ganze weglachen. Aber im nächsten Augenblick veränderte sich ihr ganzer Gesichtsausdruck, und wie verletzt, nicht in ihren Gefühlen als Weib, sondern in ihren

Rechten als Mensch maß sie mich mit einem Blick der Verachtung von Kopf zu Fuß und sagte:

„Ich vertrage es nicht, daß Jemand mir nachspionirt.“

Ich hörte diese Worte, ich begriff den Ton, in dem sie ausgesprochen wurden. Aber ich war in dem Maße vernichtet, daß ich nicht die Stärke besaß, ihr in gleicher Weise zu antworten. Ich hatte nicht die Stärke, ihr überhaupt zu antworten. Ich drehte mich nur um und begann an Frau Dagmars Seite weiterzuschreiten. Sie ließ es geschehen, und im Sonnenaufgang gingen wir auf und ab auf dem Platze, den ich eben erst mit den einsamen Schritten meiner Erwartung durchmessen.

Nur ein Gedanke schwirrte in diesem Augenblick in meinem gemarterten Hirn herum, und das war derselbe Gedanke, der mich vorhin hinausgetrieben. Alles, was dann hinzugekommen — die Szene mit dem Wagen, der in der Entfernung Halt gemacht, der Abschied, dem ich beigewohnt und doch nicht beigewohnt hatte — all' das war noch nicht dahin gekommen, mich zu schmerzen. Es war nicht zu dem Brennpunkt meines Ichs vorgedrungen, in dem nur für einen einzigen Gedanken Raum war. Ich suchte lange nach Worten, um diesem Gedanken Ausdruck zu geben, und endlich sagte ich still, beinahe wehmütig und mild:

„Gedenkst Du abzureisen?“

Sie lachte kurz.

„Warum fragst Du das?“

„Was meintest Du damit, daß das unsere letzte Nacht sei?“

Sie blieb stehen und sah mir spöttisch in die Augen.

„Kommst Du deswegen her?“ fragte sie.

Ich antwortete ja, aber ich empfand meine Schwäche als brennende Schmach. Es war, als ob ein ganz neues Weib vor mir stünde. Ich verstand es nicht, und ich hatte die ganze Zeit das Gefühl, als arbeiteten in meinem Innern Mächte, die ich am klügsten täte zu fliehen.

„Du willst wissen, was ich meinte,“ sagte sie langsam. „Du sollst es auch erfahren. Damals meinte ich nichts. Nichts, hörst Du! Es war ein Scherz, und es fiel mir nicht ein, daß Du ihn ernst nehmen könntest. Aber jetzt ist es Ernst. Jetzt meine ich, daß ich zu reisen gedenke.“

„Deshalb, weil ich — wie Du sagtest — Dir nachspionirt habe?“ fragte ich trocken.

„Ja,“ antwortete sie kurz. „Ich bin nun einmal so.“

Aber nun war das Gefühl, das lange in mir gearbeitet hatte, herangewachsen, alles Andere hinwegfegend, so wie wenn ein Orkan die Luft reinigt. Jetzt war das Wort gesagt, das ich während der Nachhausefahrt in mir getragen, während meines Wartens, bis der Wagen kam. Im selben Augenblick schnitt dieser neue Gedanke wie ein Blitz durch das Dunkel, und vor Verachtung bebend, sagte ich, so ruhig ich es vermochte: „Du fährst mit ihm?“

„Mit wem meinst Du?“

„Ihn, von dem Du Dich eben erst nach Hause begleiten ließest.“

Sie sah mich mit Erstaunen an, beinahe mit Neugierde, als sähe sie in mir einen ganz anderen Menschen als den, den sie früher kennen gelernt, und mechanisch ließ sie sich die Phrase entschlüpfen, die Alles abschneidet, ohne irgend etwas zu erklären: „Ich verstehe nicht, was Du meinst.“

Ich weiß nicht, welche Macht mich in diesem Moment klarsehend werden ließ. Es war vielleicht nur der falsche Klang ihrer dünnen Stimme, die mir plötzlich so offenbar wurde, als hätte ich ihr mein ganzes Leben lang mißtraut, und indem ich mit beiden Händen ihre Schultern packte, zischte ich förmlich die rohesten Worte der Sprache in ihr Ohr. Sie zuckte zusammen und versuchte zu antworten. Aber nichts konnte mich mehr aufhalten. Ich sah sie im Bébékleide, von Courmachern umgeben, sah den Wagen, der stehen blieb, und die Männerhand, die von Innen die Tür öffnete, ich sah ihre leichtfertige Miene, ihre imitirte Ladyhaltung, ihren kalten Gesichtsausdruck, diese ganze verabscheuungswürdige Kühle, die bei jedem Lachen aus der Tiefe ihres Wesens hervorströmte. Ich sah all' dies blitzartig, als wäre ich durch eine Offenbarung zur Besinnung erweckt worden, und indem ich sie von mir schleuderte, rief ich so laut, als wünschte ich, daß die ganze Welt mich hören sollte:

„Du hast mich betrogen. Von der ersten Stunde an, in der ich Dich sah, hast Du mich betrogen. Glaubst Du, ich wüßte nicht Alles? Glaubst Du, ich verstände es nicht wenigstens jetzt? Aber Eines will ich Dir sagen: *Das* ist mir gleichgiltig. Das kann ich ertragen, sowie Alles, was ich durch Dich gelitten habe. Nur Eines kann ich Dir nie verzeihen, und das ist, daß ich durch Dich so tief gesunken bin, daß ich eine solche Frau wie meine Gattin mit Dir vergleichen konnte.“

Sie hörte mich mit der Ruhe an, mit der sie jeden anderen Ausbruch, der sie durch seine eruptive Kraft gefesselt hätte, angehört haben würde. Aber bei meinen letzten Worten wechselte ihr Gesicht die Farbe und nahm den Ausdruck tötlichen Hasses an. Sie wandte sich ab und ging. Und vor Gemütsbewegung zitternd, blieb ich auf der Straße stehen, mit dem Gefühl, als hätte ich auf eine giftige Schlange getreten. — —

Wie kam ich dazu, in diesem Augenblick den Namen meiner Frau zu nennen? Wie kam sie mir auch nur in den Sinn? Das zu sagen ist mir heute und immer unmöglich. Aber über dieses Rätsel grübelnd, taumelte ich wie ein Betrunkener zurück in mein Heim.

XIV.

Ich fühlte mich zerrissen und müder, als ich je gewesen zu sein glaubte. Eine wunderliche Nervosität arbeitete in meinem ganzen

Körper, und als ich heimkam, schloß ich die Türe mit einer Hast hinter mir zu, als fürchtete ich, verfolgt zu werden. Ich setzte mich an meinen Schreibtisch. Es fiel mir ein, daß ich gerade jetzt an Frau Dagmar schreiben sollte. Aber meine Finger zitterten so heftig, daß sie die Feder nicht halten konnten. Ich war gleichzeitig so unerhört müde, daß ich fürchtete, der Schlaf könnte mich auf meinem Schreibstuhl sitzend überwältigen. Schlaftrunken begann ich mich auszukleiden, und ich hatte das Gefühl, als fiele mein eigenes Leben Stück für Stück ab, mit jedem Kleidungsstück, das ich fortlegte. Zum ersten Male hatte ich eine Ahnung davon, daß diese Liebe mich erniedrigt hatte, so als säße ich in zerlumpten Kleidern betrunken in einer Schenke und müßte mich vor Menschen verbergen, die mich in besseren Tagen gekannt.

Gedankenleer ging ich auf die Schlafzimmertüre zu, als ich plötzlich dadurch zusammenzuckte, daß ich sie offen fand. Ich sah, daß die Lampe drinnen brannte, und ihr matter Schimmer gab einen gespenstischen Schein gegen das Sonnenlicht, das durch die Eßzimmerfenster einfiel. Ich scheute mechanisch zurück, empfand eine Art instinktiven Widerwillen weiterzugehen, aber konnte ganz einfach nicht umkehren. Auf der Schwelle angelangt, blieb ich jedoch stehen, blieb stehen und sah mich um, ohne zu begreifen, was ich sah.

Auf dem Boden lag das Maskenkostüm meiner Frau, ein feiner rosa Domino, dessen geblähte Puffärmel noch abstanden, als könnten sie nicht zusammenfallen. Er war zerknüllt wie ein Fetzen, und die Spitzen hingen in langen Streifen herunter, als wäre Alles abgerissen und in Raserei fortgeschleudert worden. Und auf dem Bette sah ich meine Frau, halbbekleidet, bis zur Mitte entblößt, kopfüber daliegen, als wäre sie in dem Augenblick, in dem sie zu Bette gehen wollte, hingefallen.

In der Verwirrung, in der ich mich befand, war es mir unmöglich, irgend ein neues Gefühl zu empfinden. Das Ganze erschien mir nur so eisig konsequent. Es hing mit dem zusammen, was ich eben erlebt, war nur der natürliche Schluß der wahnsinnigen Farce, deren gellendes Lachen noch durch jede Fiber meines Körpers schnitt. Es war natürlich, daß sie tot war. Es war gut, daß sie tot war. Ich konnte nichts Anderes finden, ich hatte nicht Raum für etwas Anderes in meinem Hirn, das mit hörbaren Lauten gesprengt wurde, so als ob ein Riesenpuls drinnen pochte, um Luft zu bekommen. Es war mir, als wären wir zu gleicher Zeit, in der Einsamkeit, Jeder für sich gestorben, und ich fürchtete mich, hinzugehen und sie zu berühren. Ich wußte ja nicht, wie lange ich fortgewesen war, wußte überhaupt nichts, und ich hätte es als Erleichterung empfunden, wenn das gelbe Haus in dieser Stunde über uns Beiden zusammengestürzt wäre. Aber als ich endlich näher trat, um eine Decke über ihren Körper zu breiten, merkte ich, daß sie atmete, und ich hörte ein Schluchzen wie einen Angstschrei die Stille durchschneiden.

Es erschreckte mich noch mehr als eben erst das Schweigen, und außer Stande, etwas zu sagen, wie paralysirt von all' dem wahnwitzigen Elend, das sich außer mir und in mir ansammelte, stand ich stille und wartete, daß etwas geschehen sollte, das meiner Angst ein Ende machte.

Ich hörte mich selbst sagen: „Bist Du krank?" Aber ich meinte nichts damit, begriff nicht einmal meine eigenen Worte, und es war mir, als spräche Olga zu einem Anderen, als sie sagte: „Richard, Richard! Kann so etwas möglich sein?" Ich dachte an mich selbst, ich glaubte, daß sie Alles wußte, und ich fragte: „Was?" Und wieder hörte ich Olgas Stimme: „Etwas so Schmutziges. Etwas so Niedriges. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß ich bei so etwas mit dabei gewesen bin."

Wie an etwas längst Verschollenes erinnerte ich mich, daß wir bei einer Maskerade gewesen waren, und ich begriff, daß sie an etwas ganz Anderes dachte als ich. Während ihre Zähne wie im Schüttelfrost aufeinanderschlugen, nahm meine Frau ihr Nachtgewand um und ging zu Bette, indeß ich selbst versuchte, meine Gedanken zu sammeln, um ihr wenigstens antworten zu können. Aber ich fand keine Worte. Ich fühlte blos, daß der Tag über einer Leere ohne Grenzen anbrach, und als ich endlich einschlief, geschah es mit der Empfindung, daß mein Bewußtsein im Tode erloschen war.

XV.

Als ich wieder erwachte, fühlte ich zu meinem Erstaunen, daß ich so ruhig war, als hätte sich in meinem ganzen Leben nichts ereignet, oder als wäre ich von Kälte gegen die ganze Welt erstarrt. Diese Ruhe wich den ganzen Tag hindurch nicht von mir, ich fühlte nichts, sah nichts, ging herum, sprach, brachte meine Arbeitszeit im Komptoir zu, aber alles vollkommen automatisch. Es war mir, als stände ich selbst außerhalb des Ganzen und betrachtete einen Fremden, der unter dem Schein, zu leben, eine Menge bedeutungslose Dinge tat und sagte. Ich war vollständig betäubt, und ich konnte nicht einmal Schmerz fühlen, als ich hörte, daß Frau Dagmar wirklich abgereist war. Es störte mich nicht einmal, als man diese Fahrt in Verbindung mit der plötzlichen Geschäftsreise eines Bankdirektors brachte. Es war, als hätte ich die Krise einer Krankheit überstanden, ohne doch noch Rekonvalescent genannt werden zu können.

Und die Tage gingen in einem furchtbaren Einerlei, das mich sachte und unmerklich unter der Last einer Ohnmacht begrub, die mich betäubte und sich in der Unmöglichkeit äußerte, auch nur wollen zu können. Alles erschien mir so fremd, so neu. Es war, als wäre ich mit leerem Bewußtsein, ohne Erfahrung und Erinnerungen in eine neue Welt versetzt worden, an die ich mich erst gewöhnen mußte, um sie verstehen zu können. Alles kam mir dort wunderlich, fremd, bedeutungs-

los, ohne Sinn vor. Die Menschen, die auf der Straße an mir vorbeigingen, wanderten mit müden, niedergeschlagenen Blicken umher, nichtssuchend, nichts verlangend, mit dem Nichts beginnend, und bei demselben leeren Grab landend, das einmal alle gleich machen wird. Warum lebte ich? Warum arbeitete ich? Warum lebte überhaupt Jemand? Woher kam die Müdigkeit, die mich und Alle beherrschte?

Ich begriff auch nicht, daß irgend ein Sinn in dem Verlangen war, das meine Frau an mich stellte, als sie eines Tages in mein Zimmer kam und mich bat, sie im Sommer allein fortreisen zu lassen. Sie sah so seltsam erregt aus, als sie diese einfachen Worte aussprach, und in meinem damaligen Zustand konnte ich es nicht fassen, wie Jemand überhaupt über etwas erregt sein konnte. Wenn sie fortreisen wollte, so war es deshalb, weil sie nicht länger mit mir zusammenleben konnte. Was war da wohl Wunderliches daran? Trauerte sie noch über etwas? Hatte sie noch so viel Illusion übrig, daß sie trauern konnte?

Olga saß vor mir, als sie von ihrer Reise sprach, ihr Gesicht war bleich und ihre Augenlider schwer, wie nach Nachtwachen oder Weinen. Ein wunderliches Gefühl des Mitleids mit uns Beiden überkam mich, aber dieses Gefühl war zu schwach, um mich ganz auszufüllen. Es sank zurück wie in ein Chaos, und ich saß wie früher da, erstaunt und starr, und blickte in ihr Gesicht, das mir alt erschien.

„Warum willst Du reisen?“ fragte ich.

„Ich kann nicht hier bleiben,“ war die Antwort.

„Du hast das Bedürfniß von mir fortzukommen?“

„Das auch.“

Olga hatte also Alles verstanden. Sie hatte nur nichts gesagt. Ja, es war ja auch natürlich. Ich glaubte mich noch erinnern zu können, wie sie ihre Kränkung in dem unzugänglichsten Winkel ihres Herzens verbergen konnte, wenn Leid ihr Leben bedrückte. Von ihr Abschied zu nehmen, erschien mir so hoffnungslos und zugleich so einfach, wie alles Andere in der ganzen Welt, oder richtiger — es schien mir so einfach zu sein, daß Alles hoffnungslos war.

„Wohin willst Du reisen?“ fragte ich.

Sie nannte einen kleinen Badeort in Norwegen, und ich antwortete, sie möge tun, was ihr am besten dünkte.

„Es wird vielleicht dann besser,“ sagte sie mit Anstrengung und reichte mir ihre Hand.

Ich nahm sie, aber ich begriff nicht, wie sie zu glauben vermochte, daß etwas besseres werden könnte. Ohne etwas Anderes zu empfinden als mein tägliches Gefühl, wie neu und fremd Alles war, hielt ich ihre Hand in der meinen und streichelte sie gedankenlos.

Da brach sie in Tränen aus, und indem sie sich vorbeugte, küßte sie meine Hand.

Ein Gefühl unendlicher Qual bemächtigte sich meiner, und ich zog meine Hand zurück. Sie merkte es, und indem sie wegsah, murmelte sie:

„Ich habe Dich für so unendlich Vieles um Verzeihung zu bitten."

Sie? dachte ich. Sie? Ich fühlte, daß ich ihr etwas sagen, sie nach dem Sinn ihrer Worte fragen sollte. Aber ich konnte nichts sagen, weil die Leere in meiner Seele war und meinen Willen hemmte. Ich stand auf und ging im Zimmer auf und ab, außer Stande zu fassen, was nun mit uns Beiden vorging.

Da hörte ich wieder, wie Olga zu sprechen anfing, und ihre Stimme nahm einen bittenden Tonfall an:

„Und dann bitte ich Dich, laß uns von hier fortziehen. Ich kann hier nicht bleiben."

„Zurück nach Stockholm?" sagte ich.

„Wohin immer," sagte sie. „Hier kann ich nicht sein."

Ich versprach es ihr, so wie ich zu Allem Ja gesagt haben würde, um was sie mich auch gebeten hätte. Aber meine Antwort war keine feste Einwilligung zu einer gemeinsamen Handlung, nur eine müde Koncession, die ich machte, um wieder in die einschläfernde Ruhe meiner müden Gedanken versinken zu dürfen.

XVI.

Einige Tage nachher sah ich meine Frau abreisen. Sie hatte unseren kleinen Gunnar mitgenommen, und ich wußte, daß ich es als eine Erleichterung empfinden würde, ganz allein sein zu können. Im Koupéfenster sah ich wie in einem Rahmen meine Frau und den Knaben, die mir zum Abschied winkten. Ich hörte die Dampfpfeife zischen, sah den Zug sich in Bewegung setzen und wußte, daß Olga mit Gunnar fort war. Ich wandte mich um und ging, bevor der Zug den Perron verlassen hatte. Ich ging mit dem Gefühl, daß sie Beide für immer fortgereist waren und nie wiederkommen würden. Alles war zu Ende. Meine Frau hatte mich verlassen, und nichts von dem, was gewesen, würde wieder so werden, wie es einstmals war.

Lange hatte ich dieses Gefühl, und lange lebte ich in einer Schwermut, die einen Schleier zwischen meine Gefühle und die Welt um mich breitete. Es war beinahe, als hätte ich mich auf's Neue daran gewöhnen müssen, zu leben, das Leben so um mich zu sehen, wie es wirklich war.

Aber nach und nach wuchs aus diesem Chaos, das mich umgab, eine Empfindung hervor, als wäre etwas leichter zu tragen geworden. Als wäre eine Last von meiner Brust genommen, so daß ich wieder anfangen konnte zu atmen, als hätte ich lange im Dunkel gesessen und sähe nun die Ahnung des kommenden Tages grauen — so war mir zu Mute. Und mit der Nebenempfindung, wie seltsam es war, daß etwas Der-

artiges möglich sein konnte, merkte ich, daß ich begann, mich nach den Briefen meiner Frau zu sehnen.

Sie waren kurz, und sie erzählten nur von alltäglichen Begebenheiten, nichts von dem, was sie selbst dachte oder fühlte. Ich las diese kleinen Briefchen wieder und wieder, und ich zwang mich gleichsam zu Tätigkeit und Energie durch das Verlangen, das ich empfand, ihren Sinn kennen zu lernen und auszulegen. Gerade das, daß sie nie etwas von mir schrieb, nur von ihrem täglichen Leben, am meisten von Gunnar, rief in mir die Vorstellung hervor, daß sie Alles wußte, was mich einmal von ihr getrennt, daß sie daran arbeitete, ihren Schmerz zu überwinden, so wie ich selbst den meinen, aber daß sie für das Kind lebte und Tag für Tag mehr von mir fortglitt.

Ich dachte oft daran, daß sie mich nie nach Frau Dagmar gefragt hatte. Sie war aus unserer Welt verschwunden, ohne daß ein Wort darüber gesprochen wurde. Es war, als hätte Olga es nicht einmal bemerkt. Je mehr ich daran dachte, desto klarer wurde es mir, daß ich mit meiner Vermutung, daß Olga Alles wisse, Recht hatte. Und aus dieser Gewißheit entsproß ein neues Gefühl, das so still und warm kam, wie wenn die Sonne Grün auf der Erde erweckt, die der Waldbrand verheert und mit Asche gedüngt hat. Ich begann, an meine Frau mit einem weichen wunderlichen Gefühl zu denken, das um Vergebung bat. Ich ersehnte den Tag, an dem sie wiederkehren würde, ich hatte keinen anderen Wunsch, als daß sie noch einmal an meiner Seite leben sollte, wie früher. Ich vermochte nur nicht zu glauben, daß dies je Wirklichkeit werden könnte.

Alles, was einmal an Liebe und Vertrauen zwischen uns Beiden gewesen, stieg aus der Vergangenheit empor. Die Zwischenzeit versank in Vergessenheit, und die Erinnerungen aus den Tagen unseres Glücks kamen eine nach der anderen, tauchten aus der Tiefe des Verflossenen empor, besuchten mich in den Gedanken meiner Einsamkeit und verbreiteten Wärme in meinem Herzen.

Und aus all' dem löste sich immer mehr und mehr das Gefühl meines Unrechts los. Alle Theorie von der Liebe Unberechenbarkeit und der Liebe Recht verschwanden aus meiner Seele, und ich begriff, daß sie hier nichts zu sagen hatten. Für mich waren sie jetzt nur leere Phrasen, die es nicht vermochten, die Wahrheit zu bemänteln, daß ich Fluch über mein eigenes Leben gebracht hatte.

Ich kann die Unruhe nicht beschreiben, in der ich lebte, nicht die Tage dieses wunderlichen Sommers schildern, in dem ich strebte, die Scherben meines eigenen zersplitterten Lebens zusammenzusetzen. Ich erinnere mich an nichts Besonderes, das vorfiel, an keinen Tag, der verschieden von den anderen war. Ich wohnte einsam in dem gelben Hause, und ich ließ die Tage verstreichen, von dem heimlichen Glauben getragen,

daß mir das Leben schließlich etwas von jener ungeahnten Lösung schenken würde, die zuweilen kommt, wenn jede Möglichkeit erloschen scheint.

Da kam eines Tages ein Brief von meiner Frau. Er war wie alle ihre übrigen Briefe, der Ton der gleiche, es war keine Spur von Erregung oder Unruhe darin. Aber unten auf der letzten Seite fand ich diese Worte: „Ich hoffe, daß Du das ordnest, bis ich komme, so daß wir gleich in unsere neue Wohnung ziehen können. Du verstehst das vielleicht nicht. Aber nicht einmal eine Woche würde es mir möglich sein, in diesem Räumen zu wohnen, die für mich peinvollere Erinnerungen bergen, als Du je ahnen kannst."

Lange saß ich mit diesem Briefe in meiner Hand. Ich las diese Zeilen wieder und wieder, und ich glaubte auf's Neue zu verstehen, daß Olga Alles wußte. Ich verstand auch, daß es blos von mir selbst abhing, sie wieder zu gewinnen. Meine Augen füllten sich mit Tränen, und es war mir, als machte schon die Hoffnung, die ich hegte, meine Seele von etwas rein, von dem ich mich allein nie hätte befreien können. Während ich daran dachte, wurde ich von der Sehnsucht ergriffen, Olga Alles zu sagen, was geschehen war und geschehen hätte können, alles rücksichtslos in einem Briefe niederzuschreiben. Nichts schien mir ärger, als dieses eingefleischte Schweigen, das meine Zunge band und selbst meine Briefe leer und inhaltslos machte. Ich wollte mit einem Schlage Alles wegfegen, was uns trennte, und es schien mir, daß in diesen wenigen Worten, die ich wieder und wieder buchstabirte, etwas wie eine Bitte lag, daß ich sprechen möge.

Aber gleichzeitig war es, als hielte eine milde Hand mich zurück. Ich wagte nicht zu schreiben, oder ich konnte nicht. Es schien mir so leicht, allzu leicht. Aber wenn ich sie wieder vor mir sah, da wollte ich ihr Alles sagen, ihr das gestehen, was sie wußte und was sie nicht wußte: daß ich wie ein Tor gehandelt, daß ich des Lebens Gold für falschen Flitter von mir geworfen, daß meine Schuld grenzenlos war, aber meine Scham und Demütigung noch größer.

Kurz und ohne jeden Zusatz schrieb ich nur diese Worte: „Ich werde das tun, was Du willst. Wenn Du kommst, wird Alles für unsere Übersiedelung bereit sein."

— — — — — — — — — —

XVII.

So kam der Abend, an dem wir wieder in dem gelben Hause beisammen saßen. Es war der Abschiedsabend, wo das Echo der Vergangenheit gleich auf Moll gestimmten Glocken in unseren Ohren erklang, und draußen war es Herbst. Alles war wie früher und doch verändert. Wir waren uns wie Freunde gegenübergetreten, und ich fühlte auf den ersten

Blick, daß zwischen uns Beiden die warme Stimmung webte, die nur von einer Liebe kommt, welche trotz Allem lebt.

Aber als wir an diesem Abend zusammensaßen und die alten Räume in der stummen Sprache der Erinnerungen zu uns flüsterten, da war es meine Frau, nicht ich, die zu sprechen begann, und mit steigender Angst lauschte ich ihren Worten.

„Du wirst Dich wohl über das wundern, was ich Dir jetzt sagen werde,“ begann sie, „und ich habe zuweilen gedacht, ich würde es Dir nie sagen können. Aber jetzt, wo ich wieder bei Dir sitze und es ist, als wäre all' das Alte aus unserem Leben ausgelöscht, jetzt fühle ich, daß ich nicht bei Dir leben kann, bevor ich Dir Alles gesagt, bevor ich gesehen, daß Du mich verstehen und — mir verzeihen kannst.

Du weißt nicht, was es heißen will, nicht Herr über sich selbst zu sein, wie im Nebel zu gehen, und bei jedem Schritte, den man tut, zu fühlen, als könnte man den richtigen Weg nicht finden. Ich kann es Dir nicht recht erklären. Aber siehst Du, als John tot war, glaubte ich beinahe, daß ich gleichsam nicht richtig bei Verstande blieb. Ja, Du darfst mich nicht mißverstehen. Ich konnte über alles Mögliche nachdenken, alles Mögliche verstehen. Aber es drang gewissermaßen nicht in meine wirklichen Gedanken ein. Wo ich ging, hörte ich Stimmen, die mir ins Ohr flüsterten. Das ist nicht nur eine Redeweise. Ich hörte sie wirklich. ‚Es ist Deine Schuld, Deine Schuld, Deine Schuld. Deshalb durfte er nicht am Leben bleiben. Du hast Dich zuerst nicht um ihn gekümmert, und als Du dann versuchtest, es zu tun, war es zu spät.‘ Ich hörte das beständig, Richard, oder beinahe beständig, und ich glaube, es kam daher, daß ich zu unaussprechlich glücklich mit Dir gewesen war. Gerade da starb John, gerade da, wo wir glaubten, dem Schlimmsten entronnen zu sein, wo wir so glücklich lebten, als hätten wir nie etwas Anderes durchgemacht, da brach das Unglück über meine Seele herein, und ich konnte es nicht tragen. Ich fühlte mich so schwach, Richard, und so wunderlich einsam. Ich versuchte, die Gedanken fortzudrängen, ich krümmte mich in meinem Unglück, das, wie ich meinte, Keiner teilen konnte, und ich weinte Tag und Nacht, Richard, nicht um Deinetwillen, sondern um meinetwillen.

Denn wenn diese Gedanken über mich kamen, dann *konnte* ich mich Dir nicht nähern, ich *konnte* nicht zu Dir sprechen, und es war mir, als hätte ich nicht das Recht dazu. Ich sah ja, daß Du es tragen konntest. Warum sollte ich da mein Unglück über Dich bringen? Und ich wagte nicht, Dir das Schreckliche zu erzählen, daß *jede Nacht John in seinem weißen Hemdchen an meinem Bett saß und zu mir sprach*.

Ach, Du kannst Dir das nicht denken. Wenn der Tag kam, wußte ich, daß es eine Krankheit war, und ich dachte immer, jetzt werde ich

mit Richard sprechen. Jetzt werde ich es tun. Aber sobald ich es versuchte, schien es mir, als hieße das meinen kleinen Jungen von mir wegscheuchen. Er sah so betrübt aus, wie er da saß. Seine Augen waren manchmal voll Tränen, und ich mußte lange zu ihm sprechen, während Du schliefst, damit er wieder froh wurde. Er kam nie, bevor Du eingeschlafen warst, und es schien mir, daß er mich bat, nichts davon zu erzählen, weil er dann nicht länger bei mir bleiben konnte. Ich war ja die Einzige auf Erden, die seiner gedachte.

Darum konnte ich nie zu Dir sprechen, Dir nie etwas sagen. Dann zogen wir wieder hierher in unser gelbes Haus, wo wir es so schlecht und so gut gehabt, und wie der Winter verging, Richard, da begriff ich eines Tages, daß Du glaubtest, ich hätte Dich nicht mehr lieb. Du sagtest es mir nicht, aber ich sah es an Deinem Blick, an Deinem Wesen, an Allem. Ich wußte es ebenso sicher, als wenn ich es aus Deinem Munde gehört hätte.

Und da überkam mich ein Gefühl, als wäre es mir unmöglich weiter zu leben. Ich sagte Dir nichts, ich konnte ja nicht einmal denken, es war, als wäre das Leben in mir erloschen, und in dieser Nacht weinte ich mich nicht in den Schlaf. Ich lag wach, und wie ich so das Vergangene überdachte, wurde mein Herz immer starrer gegen Dich, und dennoch wußte ich ja, daß ohne Dich das Leben für mich wertlos war. Aber der Gedanke selbst war mir so entsetzlich, daß ich mir zuweilen gewissermaßen vorspiegeln konnte, es sei nicht wahr. Ich konnte, während ich dies im Sinn hatte, scherzen, mich vor Dir fröhlich zeigen, Dich bei dem ganzen Leben begleiten, von dem ich begriff, daß Du es aufsuchtest, — um mich zu vergessen.

Aber nun sollst Du auch wissen, w i e es mir möglich war, während dieser ganzen Zeit auszuhalten, und warum ich am allermeisten wünschte, fortzukommen. Erinnerst Du Dich, daß mir der Doktor ein paarmal Morphium gab, weil ich so müde war und nicht schlafen konnte? Erinnerst Du Dich daran, Richard? Wenn Du wüßtest, wie oft ich mich darüber wunderte, daß Du nicht ängstlicher warst, als man mir Morphium in die Hand gab! Denn jetzt will ich Dir auch dies sagen. Nur weil dieses Gift mich aufrecht erhielt, konnte ich überhaupt leben. Und ich begnügte mich nicht mit dem, was mir der Arzt gab. Ich verschaffte mir mehr, ich ging auf unerlaubten Wegen und verschaffte mir, was ich sonst nicht bekommen konnte. Tag für Tag lag ich wie in Betäubung, Alles vergessend und mich glücklich wähnend. Ich schämte mich vor Dir. Ich hatte Angst, daß Du es entdecken würdest, und mit Entsetzen begriff ich, daß ich untergehen mußte, wenn das fortdauern durfte. Aber siehst Du, Richard, ich w o l l t e untergehen. Ich w o l l t e mich selbst zu Grunde richten. Und erst als ich sah, daß Du mich nicht mehr liebtest wie früher — da erwachte in mir das Verlangen, Dich wiederzugewinnen, und ich

sah ein, daß, wenn ich Dich gewinnen wollte, ich zuerst die Gewalt über mich selbst zurückerlangen mußte.

Erinnerst Du Dich noch an die Maskerade, an jenen entsetzlichen Abend, als Du mich in meinem Bett fandest und mich vielleicht für tot hieltest? Da brach all' Das aus, da schrie es in mir mit einem Entsetzen, als peitschte das Leben selbst mich mit Ruten blutig. Da riß ich meine Kleider ab, riß sie in Stücke, trat auf sie. Als Du kamst, hörte ich Deinen Schritt, und damit Du es nicht verstehen solltest, warf ich mich auf mein Bett. Aber hättest Du eine Minute gezögert, würde ich mir Alles vom Leibe gerissen haben, und nackt wäre ich hinausgestürzt. Ich weiß nicht warum — ich weiß nur, daß ich es getan hätte.

Ich lernte da erkennen, daß man fühlen kann, wie der Wahnwitz in der Seele lauert, und daß es einen Augenblick giebt, wo es nur des Bruchteils einer Unbedeutendheit bedarf, damit man unwiderruflich über die Grenze geschleudert wird. Das war der Grund, warum ich Dich bat, reisen zu dürfen. Darum schrieb ich, daß ich nie wieder hier wohnen könne. Denn diese Wände waren Zeuge meiner Erniedrigung gewesen, von diesen Fenstern hatte ich meinem eigenen Tod entgegengesehen, in diesen Räumen war ich gegangen und hatte auf mich selbst gelauert, so wie man einen Tollen bewacht, der jede Minute ausbrechen und ein gefährliches Tier werden kann.

Du merktest nichts, Richard. Und ich war Dir so dankbar, daß Du nichts sahst. Aber so wunderlich ist das Leben, daß gerade das, was mir am härtesten von Allem schien, meine Rettung wurde. Denn dadurch kam ich dahin, John zu vergessen, und als ich ihn vergaß, kam er nicht mehr an mein Bett. Er weckte mich nicht mehr. Er ließ mich schlafen. Ach, Richard! Ich habe an das gedacht und wieder gedacht, und ich verstehe es nicht. Ich habe jetzt viel Zeit zum Denken gehabt, und ich habe ja besser als Du gewußt, daß ich recht daran tat, meiner Wege zu gehen, als meine Gedanken stärker wurden als ich selbst. Ich wußte ja, welche Gefahr für mich darin liegt, mich in etwas zu vergraben. Ich wußte ja, daß ich hier nie von — von dem Anderen loskommen konnte. Und als ich von Dir fort war, geschah mir das Wunderliche, daß sich nach und nach eine große warme Ruhe auf meine Seele senkte. Das kam nicht gleich, denn Du weißt wohl, daß bei mir Alles langsam geht. Da war viel, das gleichsam weggescheuert werden mußte und das lange schmerzte, sowie der Gedanke daran anstreifte.

Aber jetzt sitze ich hier bei Dir, jetzt ist Alles wie ein Traum, und morgen schließen wir die Türen zum gelben Haus." — — — — —

XVIII.

Ich sitze still da, indeß meine Frau spricht, und in mir ist das Gefühl, als wäre mein eigener Schmerz verschwunden und ich spüre ein

Schicksal, größer als mein eigenes, sich an meiner Seite erfüllen. Was ist doch das? Was ist es? Ich sitze und versuche, meine eigenen Gedanken zu entwirren. Aber ich kann es nicht. Ich will anfangen und nun meinerseits sprechen. Aber die Worte stocken unausgesprochen auf meinen Lippen, und es wird mir nur so wahnwitzig klar, daß ich von Allem, was gewesen ist, nichts gesehen, nichts verstanden habe.

Denn irre bin ich gegangen, irre durch's ganze Leben. Ich fühle das so tief, daß ich für den Augenblick allein zu sein glaube. Ich vergesse Olga, die an meiner Seite sitzt. Ich vergesse Alles um mich, und wie von unsichtbaren Händen geleitet, glaube ich zurück über die Wege zu tappen, die ich früher gegangen und wo jeder Schritt mir jetzt Schmerz verursacht. In der wunderlich gesteigerten Empfindung, daß mein ganzes Leben sich in diese stille Stunde zusammenpreßt, geht mein Denken zurück durch jene Tage, die nun in Vergessenheit versunken sind. Alles, was war, und Alles, was ist, sammelt sich in einem ungeheuren Gefühl der Sorge und Beklemmung, und ich höre in mir eine Stimme, die mich zwingen will, vor Raserei zu schreien: wie sinnlos ist doch all' dies! Wie sinnlos, sinnlos, sinnlos! Aber der Schrecken erstickt meine Stimme, und ich sitze stumm da, während ein Laut wie von entsetzeneinflößenden Flügelschlägen um meinen Kopf rauscht.

Ich wurde zu dem Gedanken an das, was wirklich geschehen war, durch Olgas Stimme erweckt, die sagte:

„Hast Du meine Worte nicht gehört? Verstehst Du mich nicht?"

Ihre Stimme klang dumpf und schwer, und sie fuhr fort:

„Fühlst Du nichts für mich? Kannst Du mir nicht verzeihen?"

„Verzeihen!" wiederholte ich mechanisch.

Es war mir in diesem Augenblick unmöglich, zu ergründen, was sie meinte.

„Ja," antwortete sie, „allen Kummer, den ich Dir gemacht habe."

Ich weiß nicht, was ich ihr antwortete. Ich erinnere mich nicht, was ich sagte oder tat. Der Worte werde ich mich nie entsinnen können. Ich weiß nur, daß ich den heftigen Schmerz nicht beherrschen konnte, der durch mein Blut jagte. Ich hatte nicht Zeit zu denken oder zu überlegen. Ich folgte blindlings dem Instinkt, der mir gebot zu sprechen, und in einem rasenden Strom von Worten erzählte ich ihr Alles. Jedes Wort traf mich selbst, als wühlte man mit Messern in meinem Fle[illegible] hatte das Gefühl, als wäre es mein eigenes Glück, das ich da [illegible]

Wie lange wir so saßen, weiß ich nicht. Es war mir, als stände die Zeit stille während der Minuten, die verstrichen, bis Olga antwortete:

„Wie konntest Du glauben, daß ich Dich nicht liebe?"

Wie konntest Du glauben? Ich wußte nichts zu erwidern, ich fiel ihr zu Füßen, barg meinen Kopf in ihrem Schooße, und mein Schmerz machte sich Luft. Wie konnte ich glauben?

Noch brennt diese Frage meine Seele. Noch habe ich keine Lösung des Rätsels gefunden. Nie, nie werde ich eine solche Lösung finden.

XIX.

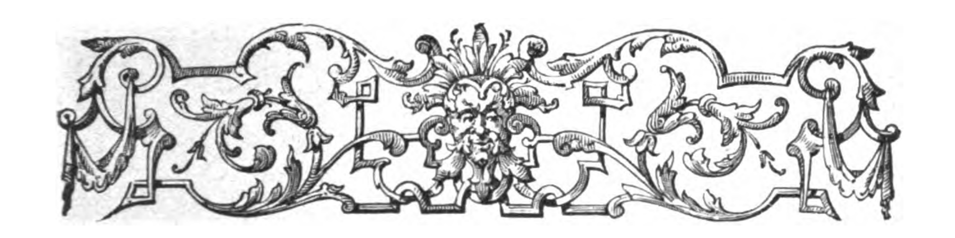
Nie werde ich vergessen, daß meine Frau mir nicht ein Wort des Vorwurfs zu sagen hatte. Nie auch wird der Ausdruck von versteinertem Schmerz aus meinem Gedächtniß schwinden, der ihrem Gesicht aufgeprägt war, als sie meine Hand drückte und ihren Kopf an den meinen schmiegte.

„Wir sind irre gegangen,“ sagte sie einfach.

Ihre Worte klangen in meinen Ohren wie eine Verheißung. Und wie vom selben Gedanken ergriffen standen wir auf und gingen hinaus. Um uns fächelte der laue Wind der Herbstnacht, unter unseren Füßen raschelten die gelben Blätter wie stumme Wahrzeichen, und der Himmel war mild blau wie an einem Maiabend. Aber auf dem dunkelblauen Firmament leuchtete der Mond mit dem tiefen, wehmutgesättigten Goldglanz des Septembers.

In uns stiegen auf verschiedenen Tonwellen des Lebens wunderlich reiche, wehmutgetränkte, demutvolle Jubelhymnen auf. Die kamen von ferne wie ein Chor unsichtbarer Stimmen, auf unsichtbaren Wogen getragen, und ich sah an meines Weibes Blick, daß sie lauschte wie ich, der ewigen Musik des Leidens lauschte, das in Glück verschmilzt, der ganzen Reihe von starken Akkorden lauschte, die durch vereinte Menschenherzen ziehen.





Oberländer und die „Fliegenden“.

Von

Ola Hansson.

— München. —

Meine ersten Bekanntschaften in der deutschen Litteratur und Kunst — von Vossens „Louise“ abgesehen, mit der uns der Gymnasiallehrer in kleinen Rationen gewissenhaft quälte — waren Reuter und Oberländer.

Fritz Reuter war für die Ferien auf dem Lande. Einer meiner Brüder besaß die ganz vorzügliche schwedische Uebersetzung seines „Ut mine Stromtid“, und das Buch wurde meine Lieblingslektüre während des Faulenzens der Sommermonate. Die Erinnerungen an dasselbe sind noch heute mit dem Duft gemähter Wiesen und den Bildern aus der Erntezeit, dem Angeln in den Fischteichen, wo große Aborren in dem blanken Wasser stille standen, und den Halbträumen unter den schattigen Obstbäumen mit roten, reifen Sommeräpfeln verschmolzen. Jedesmal, wenn ich das Buch wieder vornahm — und ich habe es sehr oft gelesen —, wirkte das Einleitungskapitel immer wieder gleich ergreifend auf mich, wobei vielleicht auch die eine oder andere verwandte eigene Kindheitserinnerung mit tätig war; und dieser Anschlag des Reuter'schen Hauptwerkes ist auch in der Tat stark und echt in seinem künstlerischen Realismus und von der traurigen Stimmung einer Auktion auf dem Lande gesättigt, — wie der ehemalige Besitzer in der regnerischen Abenddämmerung noch einmal in dem öden Hof die Runde macht und Abschied nimmt, wo die Hausfrau gestorben und Alles in ein paar Stunden zersprengt und verschleudert worden. Ich kann noch heute nichts Anderes finden, als daß Reuter eine ganz ausgeprägte und kaum genügend gekennzeichnete Sonderstellung in der deutschen Litteratur einnimmt. Man kann ihn bei Weitem nicht mit dem Merkzeichen des größten norddeutschen Humoristen abfertigen; er ist — um das so arg

mißbrauchte Wort wieder zu Ehren zu bringen — der beste Realist unter den deutschen Dichtern, der Realist vor den sog. Realisten, die doch insgesammt nur fremden Mustern mühsam eine Methode abgelernt, wo er aus eigener Gnade etwas Wesentliches schuf. Es lebt ein Land und ein Volk in seinen Dichtungen; und sie werden sich auch künftighin in ihnen wiederfinden. Man soll wegen der köstlichen Bravourfigur des Onkel Bräsig nicht übersehen, daß das Buch eine ganze Galerie Typen aus allen Klassen und Berufen enthält, die sich aus den Schilderungen so rund und warm herauslösen und die sich noch nach Jahren und Jahrzehnten so freistehend und beweglich um uns rühren, als seien es Menschen, die wir während eines Abschnitts unseres Lebens gekannt und die jetzt in der zeitlichen Entfernung einen geschlossenen Kreis bilden: der Hawermann und das Ehepaar Nüssel, die Familie Pomuchelskopp und Fritz Tribbelfitz, der alte Moses und sein Sohn David, Louise Hawermann und Frida von Rambow.

Oberländer genoß ich während der Semester am Gymnasium zu Lund. Ich kann mich nicht mehr genau erinnern, wann ich die „Fliegenden" zum ersten Male auf meinem Lebenswege traf. Bei „lilla Mutter" („die kleine Mutter") war es nicht, — „lilla Mutter" war eine unbemittelte Wittwe in den mittleren Jahren, die sich und mehrere halberwachsene Töchter mit einem bescheidenen Kaffeausschank redlich und kümmerlich ernährte, wo ich in den ersten Schuljahren in der Stadt mir zuweilen eine Tasse Nachmittagskaffee gönnte, — denn bei „lilla Mutter" gab es nur schonensische Lokalzeitungen und einen Apfelkuchen unter einer Glasschale. Mit der Zeit avancirte ich dann allmählich zu „stora Mutter" (die große Mutter"); die alte behäbige, streng aussehende Dame thronte freilich hinter einem Buffet mit den leckersten und verschiedenartigsten Kuchen, und Lektüre gab es dort auch in Hülle und Fülle, — die „Fliegenden" aber noch nicht. Meine erste Erinnerung an sie ist mit einer neuen und sehr anheimelnden Konditorei verknüpft, die während meiner letzten Gymnasiumjahre von einem Mann mit deutschem Namen in der schonensischen Metropole eingerichtet wurde und wo ich und andere angehende Studenten uns an flottere und komplicirtere Genüsse gewöhnten. Die eine Merkwürdigkeit des Lokals war der alte Lysander, Professor in „römischer Beredsamkeit und Poesie", der hier zweimal wöchentlich sein Lieblingsblatt, die Stockholmer Skandalzeitung „Das Vaterland" genoß; die Nachfrage nach demselben war groß, und mancher Gast verbarg es gern während anderer Lektüre unter seinem Gesäß; der alte und sehr kurzsichtige Herr mit dem Satyrgesicht hatte deswegen die Gewohnheit, das akademische „Lunds Wochenblatt", zwischen dessen Spalten und den Hosen eines gewissen Docenten C. der witzige Cyniker eine nicht wiederzugebende Parallele gezogen, in die Hand zu nehmen und dann von Zimmer zu Zimmer und von Tisch zu Tisch zu wandern, bis er den Hehler antraf, den er mit vielen und höflichen Worten ersuchte, sich darauf statt auf das „Vaterland" zu setzen. Die zweite Merkwürdigkeit

waren aber die „Fliegenden"; und die „Fliegenden" waren recht und schlecht Oberländers „gubbar", denn vom Texte verstand ich damals so gut wie garnichts, weder den Worten noch dem Sinne nach. Und das ist ja eben die Eigentümlichkeit der „Fliegenden" gewesen und geblieben, daß man auf so mancherlei Weise seine Freude an ihnen haben kann, je nach Alter, Geschmack und anderen Umständen, — der Eine seine künstlerisch-psychologische, der Zweite seine tagespolitische, der Dritte seine geschichtlich-philosophische, der Vierte sogar seine ganz kindische Freude.

* * *

Wie so viele gute und beste Dinge sind auch die „Fliegenden" aus unscheinbaren Anfängen hervorgewachsen. Ihr Begründer, Caspar Braun, war am 13. August 1807 in Aschaffenburg von guter Familie geboren und kam 1827 nach München, — „ein kleiner, untersetzter, rundlicher Gesell", wie es im Nekrolog der „Allgemeinen Zeitung" über ihn heißt (wie mir gesagt worden, von Professor Hyazinth-Holland). Direktor der Kunstakademie, wo er Schüler wurde, war damals Cornelius; der Geschmack des angehenden Künstlers ging indessen in eine ganz andere Richtung. Er schwärmte für Salvator Rosa, malte Gauner und Falschspieler à la Cavaraggio und holte sich ritterlich-romantische Stoffe unter der zeitgemäßen Beeinflussung de la Motte-Fouqués und Walter Scotts. Er versuchte sich zuerst in allen Zweigen der Technik: Freskenmalerei, Steinzeichnen, Radiren, Aetzdruck; auf dem Gebiete der Oelmalerei behandelte er geschichtliche Stoffe wie in seinem „Pappenheims Heldentod" und in seinem „Gustav Adolphs Leiche auf dem Felde zu Lützen", aber auch einfache, humoristische Themata.

Um das Jahr 1837 wurde sein Interesse auf jenen Kunstzweig gelenkt, womit künftighin sein Name und sein Lebenswerk, die „Fliegenden", verknüpft sind: den Holzschnitt. Die Veranlassung gab zunächst eine Ausgabe von Lafontaines Fabeln mit Holzschnitten von Grandville ab. „Noch vor 25 Jahren," schrieb 1868 Erwin Förster in einer eingehenden und interessanten Studie über Caspar Braun im „Daheim", „gab es keine einheimische Holzschnittkunst von wirklich künstlerischer Qualität; die Kunst des Holzschnitts war in Deutschland, ihrem Geburtslande, wo vor mehr als 300 Jahren Albrecht Dürers Hand mit schwerfälligen Werkzeugen sich abmühte, seinem Volke die ersten Holzschnitte in einfach-schmuckloser Form zu bieten — fast verloren gegangen." Auch Braun, der übrigens selbst durch ganz ähnliche Ausführungen seine vollkommene Einsicht in die kulturelle Bedeutung der ihm vorschwebenden Aufgabe erwies, fing ganz bescheiden mit dem Taschenmesser als einzigem Werkzeug an. Mit Unterstützung eines Münchener Kunstfreundes ging er dann, von seinem Freunde Rehle begleitet, 1838 zur weiteren Ausbildung nach Paris. In den Ateliers seiner deutschen Landsleute sehr kühl empfangen, begab er sich direkt zu Grandville selbst, der ihn mit großer Zuvorkommenheit noch am selben Tage

zu Brévidre führte, dessen Schüler er jetzt wurde. Meister und Lehrling wurden bald Freunde; und Brévière schickte sogar später seinen eigenen Sohn zu Braun nach München in die Lehre. Braun war Ende 1839 dorthin zurückgekehrt, wo er zunächst eine xylographische Anstalt gründete.

Zu dieser Zeit, schreibt der Biograph Brauns im „Daheim", war ein allgemeiner Stillstand im politischen Leben über ganz Deutschland eingetreten; es herrschte Teilnahmlosigkeit für alle öffentlichen Angelegenheiten; und eine allmächtige Polizei wachte darüber, daß es nicht anders werden würde. In München, der damaligen Sammelstelle der deutschen Künstler, wurde der Drang nach Betätigung naturgemäß auf das künstlerische Gebiet gelenkt; und die zwei Künstlergesellschaften „Zum Stubenvoll" und die „Liedertafel" auf der Isarinsel, von welchen Braun ein gern gesehenes Mitglied war, bezeichneten die Mittelpunkte dieser Bestrebungen. Die Illustrationen, womit Braun das Programm der „Liedertafel"-Aufführungen auszustatten pflegte, führten ihn auf den Gedanken, öfters und in zwangloser Weise dergleichen „Fliegende Blätter" in die Winde zu werfen; besonders ein solcher Holzschnitt, den er nach der Rückkehr von einer Reise nach Leipzig 1844 für die Liedertafel gemacht, erweckte großes Aufsehen und allgemeinen Beifall. Er associirte sich jetzt mit seinem Leipziger Freunde Friedrich Schneider, der sich als Jugendschriftsteller bekannt gemacht und eben in einer Regensburger Buchhandlung angestellt gewesen. Die probeweise herausgegebene Nummer hatte einen riesigen Erfolg; nach acht Tagen folgte eine zweite; und die „Fliegenden" waren da.

„Die lieben Münchener," heißt es im Aufsatz der „Allg. Zeit.", „verwußten sich kaum, sie lachten wie die Kinder und hatten nur eine Angst: daß wegen Mangels an Stoff der Spaß eines Tages vertrocknet sei. Aber es kam anders. Der Stoff strömte von allen Seiten zu und wuchs der Redaktion beinahe über den Kopf". Der Censor freilich war weniger erbaut von dem neuen Unternehmen. „Er war am meisten außer sich," schreibt Förster; „auch schien's ihm eine gefährliche Neuerung, vielleicht gar eine Erfindung schlimmer Demagogen"; zuletzt „tröstete er sich aber damit, daß, wenn er's nicht verstehe, wohl auch die anderen Leute es nicht verständen, und ließ die Nummer passiren". Die anderen Leute scheinen es aber ganz vortrefflich verstanden zu haben, denn die Popularität der „Fliegenden" war gewaltig.

* * *

Die Unternehmungen Brauns bildeten in der Tat nicht nur den Kern einer selbstständigen süddeutschen Holzschneiderschule und der in die weitesten Schichten hinausgetragenen Kunst, sie sind auch ein Spiegelbild und ein Ferment in allgemein kultureller, politischer und socialer Hinsicht. Der Begründer der „Fliegenden" hatte während seiner verschiedenen Reisen durch Deutschland Gelegenheit gehabt, die allerorts herrschenden Mißstände

kennen zu lernen, die er jetzt mit Witz und Humor rügte, und Studien darüber zu machen, die sich jetzt verwerten ließen. In den ersten Jahrgängen der „Fliegenden" sind die meisten Zeichnungen sowie auch viel vom Texte von Brauns eigener Hand. Zugleich aber schaarte sich jetzt schon eine große Anzahl mehr oder weniger hervorragender Künstler und Schriftsteller um das lebenskräftige Unternehmen; auch die „ernsthaften" und „klassischen" bestalten Träger des zeitgemäßen Kunstgeschmacks verließen momentweise ihre Nibelungenrecken und griechischen Typen und sonstige höhere Ideale, griffen zum Bleistift und betätigten sich wie gewöhnliche gemütliche Menschen. Unter den Mitarbeitern der „Fliegenden" in dieser Entstehungszeit derselben befinden sich — neben Namen, die mehr zur engeren Lokalgeschichte gehören, — auch solche wie Schwanthaler, Auerbach, Justinus Kerner, Emanuel Geibel, Pocci, Gerstäcker, Moriz von Schwind. Der langjährige Freund Brauns, Muttenthaler, der mit ihm und Rehle die ersten Versuche in der neuzubelebenden Holzschnittkunst mitgemacht, lieferte massenweise Illustrationen; und besonders beliebt waren die Jagdscenen eines früh verstorbenen Malers Veit, die auf Bierkrugdeckel und Scheiben, Pfeifenköpfe und Dosen übergingen.

Im Sturm- und Flutjahr 1848 gingen auch in den „Fliegenden" die politischen Wellen hoch; „der politische Nachtwächter" Dingelstedt hielt als ein Zeichen der Zeit auch dort seinen Einzug. Dann folgten wieder ruhigere Jahre, wo Viktor Scheffel in den „Fliegenden" seine Lieder schrieb. Unter den übrigen neuen Namen aus der Zeit der Jahrhundertmitte heben sich Hermann Schmid und Ernst Fröhlich hervor. Die Jagdzeichnungen, die ja während des mehr als halbhundertjährigen Bestehens der „Fliegenden" eine stehende Rubrik und eine Specialität derselben geblieben sind, wurden nach dem Tode Veits von Hohe und Max Haider, dem Leibjäger des Königs Max, übernommen. Caspar Braun war immer noch selbst einer der fleißigsten Mitarbeiter und voller Einfälle und Phantasie, obgleich seinen neuen Figuren, dem Wühlhuber und dem Heulmaier, die sich angesichts der drohenden Reaktion, beziehungsweise wegen der allzu großen Freiheit der alten Welt nach Amerika geflüchtet hatten, nicht mehr der jubelnde Empfang zu Teil wurde, dessen sich seine ersten Schöpfungen, die beiden Reisenden Eisele und Beisele erfreut hatten. Seit der Gründung des rein politisch-satirischen Berliner Witzblattes „Kladderadatsch" segelten die Münchener „Fliegenden" in das stillere Fahrwasser der harmloseren Gemütlichkeit über — hieß es. Denn das war wohl doch nur ein Schein; daß die Spitze noch darin saß und nicht weniger gefährlich und fühlbar war, weil sie versteckter war, durfte anzunehmen sein. Davon zeugt auch das Intermezzo politischer Verfolgungen aus der Mitte der 50er Jahre, wovon Erwin Förster zu berichten weiß: Die „Fliegenden" hatten von einem Mann erzählt, der sich eine Sammlung von unleserlichen Unterschriften angelegt hatte; und da der Herr Polizeidirektor allzu gut wußte,

daß die seinige eine besondere Zierde in dieser Sammlung bilden würde, ließ er die „Fliegenden“ konfisciren. Er suchte und fand in den unschuldigsten Erzählungen staatsgefährliche Umtriebe, und die Beschlagnahmen folgten auf einander. Um dem tückischen und rabiaten Herrn zu entgehen, beschlossen Braun und Schneider, mitsammt ihrem ganzen Mitarbeiterstab nach der Türkei, dem Lande der Preßfreiheit, auszuwandern, — das ganze Blatt enthielt von jetzt ab nur noch Türkisches, türkische Bilder, türkische Kostüme, türkische Menschen mit dem altbekannten Staatshämorrhoidarius an der Spitze. Die Wirkung blieb nicht aus: die Razzia gegen die „Fliegenden“ wurde eingestellt, und die Emigranten kehrten nach einigen Wochen nach Deutschland und München zurück.

Gegen das Jahr 1860 traten als neue Kräfte in die „Fliegenden“ u. a. Stieler und Bodenstedt, W. Diez und Wilhelm Busch sowie ein gewisser Oberländer ein, von dem es in dem Förster'schen Aufsatz heißt, daß er „besonders in den Darstellung dummer Jungen und ihrer Tanten köstlich“ sei.

1859 hatte Braun seine Frau, geb. von Effner, mit der er seit 1843 in glücklichster Ehe zusammengelebt, durch den Tod verloren. 1864 schied auch sein Freund und Kompagnon Friedrich Schneider. Seitdem war Braun nicht mehr derselbe Mann wie vorher. Früher mit seinem unermüdlichen Arbeitsfleiß eine heitere und gesellige Natur, wurde er jetzt immer mehr ein Einsiedler in seiner Redaktionsstube; wegen seines 40jährigen Herzleidens hatte er sich auch — bei größter geistiger Rüstigkeit — an vollständige Bewegungslosigkeit gewöhnt. Eine Anfang 1877 gegen den Wunsch der Aerzte von einem Laien unternommene Operation befreite ihn von einem lästigen Schwammgewächs, und er lebte anscheinend wieder auf. Sein siebzigster Geburtstag verlief in aller Stille; er wurde dabei von König Ludwig II. mit einem Handschreiben und dem Verleihen des Michaelsordens erster Klasse ausgezeichnet. Bald darauf stellten sich Atembeschwerden ein; und nach schwerem Leiden starb er am 29. Oktober 1877.

* * *

Am Abend zwischen fünf und sieben, sowohl Winters wie Sommers, kann man einen kleinen, untersetzten Herrn von bescheidener Haltung und kindlich offenem Blick sich die Briennerstraße hinab nach dem Hofgarten bei der Residenz begeben sehen. Ist es schlechtes Wetter, so gelangt er nicht weiter als bis zu den Arkaden, wo er ein Dutzend Mal im Damenstrom, der aus den Cafés kommt, auf und niederschwimmt, um dann wieder durch die Briennerstraße zu seinen Penaten im Braun- und Schneiderstock zurückzukehren. Wenn es aber gutes Wetter ist, so verläßt er den Hofgarten und begiebt sich mit langen Schritten und vergrübeltem Aussehen nach der Siegessäule über die am 15. September 1899 von der wilden Isar weggerissene Prinz-Regentenbrücke, die erst in letzter Zeit wieder aufgebaut worden. Er

hält sich nie auf, außer wenn in der Rotunde im Hofgarten die Blechmusik spielt, der er andächtig zu lauschen pflegt. Ist es aber sehr schön, so studirt er gern die Blutbuchen im englischen Garten. Man sieht ihn stets allein, außer an Sonntagnachmittagen, wo er mit seiner Gattin, Sohn und Hausgenossin denselben Spaziergang macht. Im Winter in dem blauen Havelock und Schlapphut, im Sommer in kakaofarbigem hohen Strohhut und Jägerrock, gehört sein Aeußeres eher einer vorbeigegangenen Zeit und früheren Mode an, so daß Einem, wenn man das Porträt des seligen Caspar Braun gesehen, der Gedanke kommen kann, dieser sei es, der hier in dem München seiner Tage lustwandelte. Es ist aber der erste und berühmteste Zeichner der „Fliegenden": Adam Adolf Oberländer.

Seine Porträts geben von ihm kein ähnliches Bild. Da ist eine Photographie aus den letzten Jahren mit der gramgefurchten Stirn und dem bedrückten Familienvaterblick, während Oberländer trotz seiner 58 Jahre noch die roten Wangen und das volle, aufrecht um seinen runden Kopf herumstehende, braune gesunde Haar eines wohlgenährten Dreißigers hat. Da ist das Porträt von Lenbach mit dem tiefen Augurenblick und der zugeknöpften eleganten Haltung eines Modemalers, — und auf Eleganz legt Oberländer vielleicht nur dann Gewicht, wenn er in Kniehosen, Strümpfen und Frack, den Orden am Halse, zu den Einladungen des Prinz-Regenten erscheint. Eine bildliche Darstellung von ihm ist garnicht so leicht, denn seine besondere Freude ist es, die Leute zu vexiren.

Wie sein Vorgänger Braun ist er ein zu Hause sitzender Mensch. Vormittags geht er nie aus, außer wenn er nicht zu Hause ist, wobei er aber meistens den Braun- und Schneiderstock nicht verläßt. Malt er, so bedarf er der Inspiration und ist gänzlich unzugänglich, wo dann Gattin, Dienstmädchen, Kinder rc. seine Tür verteidigen müssen. Und er malt gern: z. B. den verlorenen Sohn unter den Schweinen, den heiligen Petrus zwischen Azaleen, einige Engelbübchen mit geschwungenen Schlüsseln vertreibend, den auf dem Rücken liegenden Löwen, um den vier nackte Babys herumspielen, Stillleben in der Waschküche u. dergl. Jedes Bild stellt er gern ein paar Male her.

Am Nachmittag, während er seinen Kaffee trinkt, kann man auch mit Oberländer Verlagsgeschäfte besprechen. Dann aber legt er sich alsbald auf sein Sopha, das Münchener Spuckbecken neben sich, zum Schlafen, — am Abend liegt er gern ungestört in der Dämmerung in Meditationen.

Ich habe solche Spuckbecken nie anderswo gesehen. Sie sind schön gedrechselt, eine spiralförmige Säule, fast von der Höhe eines Tisches, die eine Schale trägt, auf der ein Deckel ruht. Ich wußte lange nicht, welchem Zwecke dies Gerät diente, vor dem ich gewöhnlich eingeladen wurde, Platz zu nehmen. Eines Tages, als mich Oberländer mehr als gewöhnlich mit seinem Benehmen nach großen Mustern ärgerte, stieß ich das Ding um, und da kam der Inhalt zum Vorschein.

Wenn Oberländer zeichnet, ist seine Tür gewöhnlich unverschlossen, ja er kommt Einem dann freundlich bis in's Antichambre entgegen, das während drei Monaten im Jahre der Christbaum und zu allen Zeiten eine Büste der Venus von Milo mit einer Schlange um den Hals zu schmücken pflegt.

An dem kleinen, alten, engen Schreibtischchen habe ich da Zeichnung auf Zeichnung in ihren drei Phasen entstehen sehen: erst den ganz blassen Entwurf, auf dem man noch nichts erkennt, dann die vergrößerte, deutlichere Ausführung, die gewöhnlich wesentliche Veränderungen aufweist, und endlich die zur Herstellung fertige Ausführung. Seine Zeichenfedern haben meistens die Eigenschaft, daß sie dem Schreiben, z. B. einer Briefkarte, große Hindernisse entgegensetzen, indem sie stechen, spritzen und Klexe machen.

Dieser kleine, von vielem Gebrauch abgeriebene Schreibtisch stützt sich gegen eine blaugepolsterte spanische Wand als Rückseite einer Hausorgel. Ich weiß nicht, ob Oberländer sich auf derselben in mühevollen Stunden erbaut; er betont es gern, daß er Protestant ist, und die Todesanzeige einer alten Köchin, worin er mitteilte, daß es Gott dem Allmächtigen in seinem unerforschlichem Ratschluß gefallen habe, die treue Dienerin seines Hauses zu sich zu nehmen, deutete sogar eine strenge Richtung an.

In letzter Zeit ist er viel eingezogener geworden und wiederholt oft, er bedürfe der Ruhe und Sammlung. Dann öffnet sich die Tür zu den beiden Stübchen, dem Maleratelier und dem Zeichenzimmer, die eine ganz junggesellenhaft anspruchslose Ausstattung haben, oft lange nicht; auch im Hofgarten sieht man ihn nicht mehr so oft wie früher, und die Spaziergänge nach der Siegessäule scheint er gänzlich eingestellt zu haben. Er genießt dann die schöne Aussicht aus seinen Fenstern im dritten Stock. Von seinen Atelierfenstern sieht er hinein in das Wittelsbacherpalais, das die Prinzen Ludwig und Arnulf bewohnen, und in dem großen Almeida'schen Garten, sowie weit hinunter bis zum Odeonsplatz rechts und den Propyläen mit der russischen Säule links; und von den Familienzimmern aus hat er die uralten Eichen vor dem ehemaligen Achatz und der jetzigen neuen Börse unter sich. Es ist ein Idyll im centralsten München, das er nur auf sechs Wochen im Sommer verläßt, um an den Starnberger See oder in's Gebirge zu gehen. Er reist nie, und von diesen kleinen Sommerfrischen kommt er immer etwas gealtert zurück, um dann nach und nach in München wieder aufzublühen.

Ich habe mich bei seiner Häuslichkeit etwas länger aufgehalten, weil diese Interieurs auch zu seinen Zeichnungen gehören. Er zeichnet gern mit dem Leben, immer und überall. Ich wohnte einmal einer Zeugenaussage von ihm bei, die eins der guten Stücke aus den „Fliegenden" war. Es handelte sich dabei um ein Tutzerl, das ein Löwe verschluckt hatte. Dies Motiv hatte er auch mit dem voraussehenden Geist des echten Künstlers

schon vorher für die „Fliegenden“ verwertet; es heißt dort: „Der Schnuller als Lebensretter“.

Ueber seine Lebensgeschichte ist Oberländer sehr verschlossen. Nur soviel erzählt er, daß er in Regensburg geboren, aber bereits als einjähriges Kind mit seinen Eltern nach München gekommen sei. Er lacht dann gern, wobei er sich etwas hintenüber wirft und unter seinem braunen Vollbart einen kleinen, zahnlosen Kindermund öffnet. Da ich von Oberländers Lebensdaten nichts aus seinem Mund mitteilen kann, obgleich ich während der letzten Jahre viel mit ihm verkehrt, so will ich dasselbe tun wie er und die freundlichen Leser auf Meyers Konversationslexikon verweisen.

Ich hielt Oberländer lange auch für einen Blumenmaler, da seine Wände mit Blumenstücken, wie Sumpflilien, wilden Rosen, Feldblumensträußen, bedeckt sind. Da erfuhr ich aber, das seien die Arbeiten seiner Gattin, die er ebenso, wie Hans Thoma seine Frau, zu einer geschickten Blumenmalerin ausgebildet. Ich habe jedoch die kleine sanfte Frau Sophie nie mit Pinsel und Palette tätig gesehen.

So ist der Mann und der Mensch Oberländer. Wenn ich nun hinzufüge, daß man ihn Winters gewöhnlich in einem Damenkragen um die Schultern und mit einem gestrickten Hosenband um das eine Bein antrifft, so glaube ich damit das Bild von „Oberländer intim“ abgeschlossen zu haben. Was den Zeichner angeht, den man nach den mit dem Verlag geschlossenen Verpflichtungen einzig und allein in den „Fliegenden“ genießen kann, so sind wohl meine Leser und ich darin einig, ihn in den letzten Decennien der „Blätter“, wo er oberster maître de plaisir ist, und in seinen jährlich erscheinenden Albums ohne Zwischenhände und Zwischenreden zu betrachten, wobei Jeder seiner eigenen Auslegung nachdenken kann. Die übrigen Hauptmitarbeiter mit den bekannten Namen — Harburger, Schlittgen, René Reinecke, Hengeler, u. a. m. — sind ja alle ausgeprägte künstlerische Individualitäten, die es gewiß von Interesse wäre, in der Eigenart jedes Einzelnen näher zu charakterisiren, was doch über den Rahmen dieses Aufsatzes hinausgehen würde.

Wenn ich sagte, den Künstler Oberländer genieße Jeder in seiner Weise aus den „Fliegenden“, so bedarf das doch einer gewissen Einschränkung. Er ist nämlich in den „Fliegenden“ nicht völlig und ganz zu genießen, und er betrübt sich auch selbst darüber von Zeit zu Zeit in seiner stillen Weise. Das Hinderniß ist rein technischer Natur. Das Format der „Fliegenden“ ist zu klein. Oberländer bedarf Ellenbogenraum, um ganz zu wirken, und die blaßroten „Blätter“ können's ihm nicht gewähren.

Man merkt dies erst ganz, wenn man z. B. jene Ausstellung von Zeichnungen zu den „Fliegenden“ betrachtet, die vor Kurzem im Münchener „Kunstverein“ veranstaltet wurde. Das Format der Zeichnungen wird ja für die Herstellung der „Fliegenden“-Hefte sehr bedeutend verkleinert, weil die Hefte nun einmal nach der ursprünglichen Intention bei der Gründung nicht größer

sind, als sie sind, wodurch sie für unseren gegenwärtigen Geschmack auch einen etwas altväterischen Eindruck machen. Beim Betrachten jener Ausstellung sieht man aber mit einer gewissen Ueberraschung, daß es gerade Oberländer ist, der dabei am meisten verliert, Schlittgen und Harburger z. B. mit ihrer sorgfältig ausgeführten Detailzeichnung stehen sich bei der technischen Verkleinerung garnicht schlechter als auf dem großen Originalformat. Oberländer verliert bedeutend und aus einem ganz bestimmten Grunde, der das Wesen seiner Kunst als Zeichner ist. Er ist ganz Psychologe, Tier- und Menschenpsychologe, und seine ganze Psychologie liegt im Umriß. Die Linie ist bei ihm Alles. Er gebraucht sie am liebsten, er vereinfacht sie auf's Aeußerste, er schaltet alles Beiwerk aus, was man beobachten kann, wenn man ihn bei der Arbeit sieht. Er liebkost sie, er kajolirt, er füllt sie mit dem ganzen Böse-Buben-Humor, der der Grundzug seiner Beobachtung ist. Und in dieser auf's Notwendigste vereinfachten Linie ist sein Liebling wieder die Nüance, — die ganz kleine, die kaum wahrnehmbare, aber Alles sagende, die ganze Seelenstimmung des kritischen Momentes ausdrückende Nüance. Diese ist selbst auf seinen großen Zeichnungen oft nur eine ganz, ganz kleine Linie, die eine ganz, ganz kleine Bewegung ausdrückt, ein Nichts, das den Beschauer kitzelt, daß er lachen muß, und ihn zugleich, da er selbst auch ein Mensch ist, in eine recht komplicirte und nicht immer gemütliche Stimmung versetzt, — einfach aus beunruhigtem Solidaritätsgefühl.

Diese Nüance, diese kleine Linie verliert sich sehr oft bei der verkleinerten Herstellung. Sie ist gewiß noch da, aber zu mikroskopisch. Nicht jedes Auge ist scharf genug, um sie zu sehen, und auch ein scharfes Auge übersieht sie leicht aus unverschuldeter Unaufmerksamkeit. So kommt es, daß in den „Fliegenden" gewöhnlich die gröberen und einfacheren Seiten des Oberländer'schen Humors auf den Beschauer wirken und ein vereinfachtes Lachen auslösen, das er eigentlich garnicht beabsichtigt hat hervorzurufen.

Ich will ein Beispiel anführen, aus dem das sich erläutern wird. Auf der Ausstellung im „Kunstverein" war besonders eine Zeichnung Oberländers, die ich noch nicht kannte und in der er sich als Kinderpsychologe — eine Lieblingsaufgabe von ihm — betätigte. Es war das Kind auf dem Topf, ein Beitrag zur menschlichen Erziehung.

Auf einem Nachttöpfchen sitzt ein Kind, um bei Zeiten zu lernen, sich reinlich zu betätigen. Damit es nicht vorzeitig aufstehe, muß es unterhalten werden, was schon eine gewisse grausame menschliche Marotte andeutet. Diese Unterhaltung besorgt der dienstfertige Hund im unvermeidlichen Kreislauf in seinen eigenen Fußtapfen. Das Kind ist im häuslichen Negligé, es hat nur ein gestricktes wollenes Hemdchen an, das unentbehrlichste Kleidungsstück aller Kinder von Dänemark nordwärts, — eine Beobachtung, die Oberländer doch eigentlich nicht in Süddeutschland gemacht haben kann, (aber denken wir nur in Parenthese an seine köstliche Ge-

schichte von dem Zopf in Sylt!) Also am untersten Rand dieses Hemdchens ist ein Faden befestigt und dem Hund in's Maul gegeben, der an diesem Faden beflissen um das Kind in die Runde läuft. Das Kind ist außerordentlich gut aufgelegt. Es sitzt gut, es wird gut unterhalten, und es saugt gut, allerdings nur an dem leeren Gummihut seiner Milchflasche; aber daß nichts in den Magen geht als Wind, merkt es nicht.

Das zweite Bild zeigt die ganze Eigentümlichkeit Oberländers als Künstler — seine persönliche Note.

Der Hund fängt an, ein Röckchen um den Leib zu bekommen, indem er an dem Faden allmählich das Hemdchen des Kindes auftrennt und um sich wickelt, was ihm schön warm macht. Zugleich fängt das Kind an zu merken, daß es ihm kältlich um's Bäuchlein wird, — nur ein ganz klein wenig, und erst ganz unbestimmt. Es sitzt noch ganz ebenso wie früher auf dem Topf, es saugt noch ganz ebenso eifrig am Gummihut; aber eine ganz geringfügige Kopfbewegung verrät, daß nicht Alles mehr dasselbe ist. Es wird aufmerksam. Es ist noch sehr schön, aber doch nicht mehr so schön wie früher; es lauscht wie auf eine erste innere Enttäuschung.

Das dritte Bild mit der fortschreitenden Abwickelung und Abkleidung, und das vierte, wo das Kind, ganz nackt, heulend vom Topf aufsteht, während der in ein dickes wollenes Gewebe eingewickelte Hund mitten in seinen nassen Fußtapfen innehält — das ist für die gewöhnlichen Lacher.

Außer für die äußere Umrißlinie hat Oberländer noch eine künstlerische Leidenschaft: für den Charakterzug, diese innere Umrißlinie. Mit liebevoller Versenkung in das Wesen einer Persönlichkeit — wobei er zwischen Hoch und Niedrig keinen Unterschied macht — wittert er diesen centralen Zug heraus, der gewöhnlich die schwache Seite des oder der Betreffenden ist, und formt ihn pietätvoll aus, wobei er mit seinem künstlerischen Drang nach Vereinfachung nicht ruht, bis dieser Zug alle anderen in sich aufgesogen hat und der einzige, die Persönlichkeit selbst, geworden ist. Er gönnt sich dann auch eine sorgfältige Ausführung, und was er liefert, ist das Porträt, das dann gewöhnlich trotz kleiner notwendiger, ganz äußerlicher Veränderungen, auch von Hoch und Niedrig sofort erkannt und angemessen aufnommen wird. Selbstverständlich verändert sich dabei auch die Technik gänzlich: sie wird füllig, rund, saftig; sie nähert sich der Photographie. Außer dieser Porträtgalerie, in der die Eingeweihten wie in einem Band Zeitgeschichte blättern, begünstigt er noch die Anspielung auf allgemein bekannte, aber nicht kommentirbare Vorgänge. Er versetzt sie aus ihrer Höhenluft in das zugänglichere Gebiet gewöhnlicher menschlicher Vergehungen und Wirkungen; er führt sie mit gleicher Liebe zeichnerisch aus wie die Porträts, und wenn man den Blick eines Durchblätterers der „Fliegenden" vor solch einer harmlosen Scene scharf und groß werden sieht, dann haben die Auguren sich verstanden.



Der gegenwärtige Stand der Nibelungenfrage.

Von

Albert Ritter.

— Weiler (Vorarlberg). —

Als im Jahre 1827 Simrocks Uebertragung des Nibelungenliedes erschien, nahm Goethe Gelegenheit, in einer kurzen Besprechung des Buches seine Gedanken über unser nationales Epos, über seine allgemeine Bedeutung und die Stellung, welche jeder gebildete Deutsche zu ihm einzunehmen habe, kundzugeben. „Die Kenntniß des Gedichtes gehört zu einer Bildungsstufe der Nation," sagte er, „Jedermann sollte es lesen, damit er nach dem Maße seines Vermögens die Wirkung davon empfange. Das Werk ist nicht da, ein für allemal beurteilt zu werden, sondern an das Urteil eines Jeden Anspruch zu machen. Aus welchen Forderungen man ersieht, daß sich noch Jahrhunderte mit ihm zu beschäftigen haben."

Auch Goethe war also nicht der Anschauung, daß der Nibelungenhort nur zu dem Behufe da sei, daß die zünftigen Germanisten aus ihm noch jahrhundertelang ihre Dissertationen und Fachzeitschriftenaufsätze bestreiten könnten, sondern er hat es der gesammten Nation zur Pflicht gemacht, durch ein immer engeres Verweben des idealen Gehaltes ihrer Heldendichtung in die allgemeine Bildung den unerschöpflichen Schatz, den sie an ihr besitzt, immer verständnißvoller und gewinnreicher auszunützen. Wir können mit einigem Stolze sagen, daß dieses Mahnwort unseres größten Beraters nicht ungehört verhallt ist — schon die vielen Auflagen jenes Simrockbuches

sprechen für die andauernde Lebhaftigkeit des Interesses an der Nibelungendichtung, und im Allgemeinen wird das Möglichste getan, um das Bewußtsein wach zu erhalten, daß das Beste unseres Wesens in ihr verkörpert ist, daß aus ihr, wie aus einem unversieglichen Born immerdar Kraft und Begeisterung in die Adern der Nation fließen können. Ohne Zweifel hat die gelehrte Arbeit von den Tagen Lachmanns an ihr großes Verdienst an dieser unverminderten, zeitweise sogar erhöhten Wertschätzung der alten Dichtung.

Namentlich der von der Forschung eröffnete Ausblick auf die ursprüngliche Heldensage und die Heldenzeit unseres Volkes, auf die urgermanischen und endlich die urarischen Zusammenhänge der mythischen Vorstellungen, die Aufhellung der historischen Grundlagen — das Alles hat eigentlich erst die richtige Vertiefung des Verständnisses und dadurch eine erschöpfende Ausbeute des inneren Gehaltes ermöglicht. Zuweilen hat zwar die gelehrte Arbeit auch schon den Erfolg gehabt, manchen Laien mit Mißmut zu erfüllen und den Wunsch zu erwecken, daß eine solche haarspalterische Weisheit den Genuß des erhabenen Werkes nicht weiter vergällen möge. So äußerte Scheffel unverblümt seine Entrüstung gegen Lachmanns zerstörende Kritik, so hat mancher Geringere schon angesichts der grausamen Zerstückelungsversuche den Gedanken gehabt, daß eine solche Vergewaltigung eines großen Kunstwerkes unmöglich dessen Ansehen fördern könne, da fast keine Strophe mehr übrig blieb, an der nicht gemäkelt worden wäre.

Im Allgemeinen aber folgte man der Wissenschaft nicht nur gerne, als sie den Hintergrund des Gedichtes aufzuhellen unternahm, man ließ sich von ihr dankbar über die Handschriften und ihr gegenseitiges Verhältniß belehren, man folgte ihr mit größtem Interesse auch auf den Spuren des Dichters: bis sie eingestand, daß sie die Antwort auf die wichtigsten Fragen nie werde finden können. Da wußte sie denn nach einem halben Jahrhundert eifrigster Arbeit ebensoviel, als schon der alte Bodmer gedacht hatte, der alsbald nach der Entdeckung der Handschriften die Ansicht aussprach, daß die Nachforschungen, die man nach dem Dichter anstellen würde, vergeblich sein dürften. Immerhin: ein negatives Ergebniß hatte auch seinen höchst schätzbaren Wert, und kein Denkender verübelte es der Forschung, daß sie das Unmögliche als unmöglich erklärte.

Das Interesse der Laien an dieser Forschung jedoch erlahmte jetzt und zog sich zurück, man betrachtete fürderhin die ganze Sache als unzerbrechliches Spielzeug der Germanisten und schenkte den noch auftauchenden Meinungen keine große Aufmerksamkeit mehr. Das Verhältniß der Nation zum Heldenepos selbst hat dabei nicht Schaden genommen, und auch die früheren Ergebnisse der Forschung behaupteten ihr Ansehen: nur von den Handschriften- und Dichterhypothesen mochte man nichts mehr hören, nachdem schon jede der großen Handschriften als die älteste, eine Reihe von Dichtern als Verfasser, eine Reihe von Ländern als Heimstätten unserer Dichtung immer mit gleichem Aufwande von Gelehrsamkeit und gleicher Grausamkeit

in der Hinschlachtung der Gegner erklärt worden waren. So ward es denn auch unterlassen, die weiteren Kreise über den neuesten Stand der Ansichten in volkstümlicher Form zu belehren, und mancher gute Gedanke, der den Kern eines Aufsatzes oder gar eines Buches bildete, blieb für die Allgemeinheit unfruchtbar. Soll aber im Sinne Goethes die Nation es als ihre Pflicht erkennen, das Nibelungenlied immer tiefer zu erfassen und sich zu eigen zu machen, so dürfen ihr keine Behelfe zu besserem Verständnisse vorenthalten bleiben, und es kann kein unnützes Beginnen sein, einige der glücklichen Ideen, die in einem für Laien abschreckenden Gewande von Citaten starrender Gelehrsamkeit zu Tage traten, in Kürze zusammenzustellen, allenfalls sogar ein eigenes kleines Gedankenkähnchen von dem schweren Geschwader mitschleppen zu lassen — denn einen Aufsatz über die Nibelungenfrage zu schreiben ohne ein bischen eigene Zutat, ist eine psychologische Unmöglichkeit.

Auf jene Zeiten zurückgreifen, in denen der Kampf zwischen den Handschriften am erbittertsten tobte, das hieße wohl die Wissenschaft der geehrten Leser unterschätzen und längst Bekanntes wiederholen, wer sich nicht von der Schule her an die Lachmann-, Bartsch-, Holtzmann'schen A-B-C-Theorien erinnern kann, dem ist wohl aus Hans Hoffmanns köstlichem Buche „Das Gymnasium zu Stolpenburg" jene tragikomische Geschichte eines Kandidaten erinnerlich, welche zugleich einen Einblick in die verschiedenen Probleme und in das ergötzliche Wortarsenal eines gelehrten Parteigängers gewährt. Oder aber ein Blick in das Konversationslexikon, in die Litteraturgeschichte oder vielleicht in das Vorwort der ja ohne Zweifel vorhandenen Nibelungenausgabe wird das Gedächtniß gleich aufgefrischt haben, und wir können unbedenklich damit beginnen, über einige der neueren Arbeiten zu sprechen, welche durch Beibringung neuen Materials die Sache wirklich gefördert haben und insgesammt den besten Ueberblick ermöglichen.

Man hat sich als Ausgangspunkt der neuesten Forschungen jene Plattform zu denken, auf welcher sich endlich Lachmannianer und Lachmanngegner, Liederanatomen und Einheitsapostel, A-, B- und C-Männer ziemlich einverständlich die Hand zum Frieden gereicht haben. Bei der großen Versöhnung ließ jede Partei eine ihrer Hauptforderungen fallen: die Jünger Lachmanns gaben die Hoffnungslosigkeit aller Versuche zu, die im Nibelungenliede zusammengearbeiteten Lieder einzeln herauszulösen, die Verteidiger der Handschriften B und C räumten im Allgemeinen ein, daß die Handschrift A den ältesten Text wiedergebe, ohne selbst die älteste zu sein. So hätten wir also im Nibelungenliede ein nach einem einheitlichen Plane mit aller Kunst der höfischen Epiker ausgearbeitetes Werk vor uns, in welchem eine Reihe uralter und jüngerer Heldenlieder mit Erzeugnissen der Spielmannsdichtung, Lokalsagen und eigenen Zutaten des Verfassers, nicht ohne Lücken und Widersprüche — wie sie aber aus der äußeren Technik des Zeitalters erklärlich sind — verschmolzen wurden. Neben dieser künstlerischen Fassung

lief eine Menge volksliedmäßiger Varianten um, welche den Text der späteren Handschriften beeinflußten. Unser A steht dem Original am nächsten, es ist aber im besten Falle eine unmittelbare Abschrift, keinesfalls das Original selbst. Die Mehrzahl der Germanisten nimmt jetzt an, daß der vom Dichter stammende Text in zwei von einander abweichenden Handschriften vervielfältigt wurde, deren erste wir an unserem A noch besitzen, während die zweite nicht mehr vorhanden, jedoch als Vorlage mehrerer von „bearbeitenden" Schreibern ausgeführten Abschriften zu erschließen ist. Beide Gruppen, A einerseits, B, C, I andererseits wurden selbst wieder Mütter verschieden gearteter Handschriftenfamilien. Für jene geehrten Leser, denen von der Handschrift I noch nichts bekannt ist, sei bemerkt, daß eine von Beda Weber auf dem Schlosse Montani im Vintschgau gefundene, ziemlich vollständige Handschrift diese Bezeichnung erhalten hat.

Lassen wir nun zunächst einem nur Halbzünftigen, einem, allerdings hochangesehenen Dilettanten, das Wort, welcher mit der eben angegebenen Abstammungslehre nicht einverstanden ist. Ludwig Laistner, der feinsinnige Novellist, hat im Jahre 1886 eine phototypische Nachbildung der Handschrift A zu Stande zu bringen gewußt, und in der Einleitung zu dieser interessanten Ausgabe verhandelt er die Frage, wie und in welchem Abstande von unseren Texten wir uns den Urtext, den „Archetypus des Nibelungenliedes", zu denken haben und wie und wo er entstanden sei. Da die unparteiische Handschriftenkritik die Entstehung von C in den Anfang, die von B in die Mitte und die von A nach der Mitte des 13. Jahrhunderts angesetzt hat, vermutet Laistner ganz andere gegenseitige Verhältnisse dieser Handschriften, als man bisher annahm, und durch Beibringung einer Reihe historischer Zeugnisse weiß er seiner Hypothese ein imponirendes Aussehen zu geben. Wir wollen seine Darlegungen von dem Zusammenhange der Handschriften später würdigen und vorläufig durch einen Ueberblick seiner historischen Ausführungen die glückliche Methode beleuchten, die er angewendet hat: unter den Verhältnissen des Zeitalters jene aufzusuchen, welche der Entstehung unserer Heldendichtung am förderlichsten sein konnten, und, wenn ein Anhaltspunkt gefunden war, die Beweise aus der Geschichte der Handschriften und dem Texte der Dichtung beizubringen.

Laistner geht von Zarncke's Andeutung aus, daß die Herkunft der wichtigsten Handschriften Tirol als Heimat des Nibelungenliedes vermuten lasse. Ob Zarncke dabei wie mancher Andere dem kleinen Lande Vorarlberg die selbstständige Daseinsberechtigung aberkannt und Hohenems als tirolischen Ort angesehen oder ob er die zahlreichen wirklich in Tirol aufgefundenen, aber späteren Handschriften im Auge gehabt hat, wissen wir nicht. Laistner aber führt uns geradewegs in das Herz Tirols, auf das gleichnamige Schloß und in das Burggrafenamt und überrascht uns mit folgenden historischen Darlegungen:

Die Handschriften A und C befanden sich noch im letzten Jahrhundert

in Hohenems, dem ehemaligen Sitze Montfortischer Ministerialen, B gehörte ursprünglich den Grafen Montfort-Werderberg, a, (jetzt in Maihingen, Wallersteinische Bibliothek) trägt das Montfortische Wappen, (ist aber nur eine Papierhandschrift aus dem 15. Jahrhundert, die für uns weiterhin nicht in Betracht kommt.)

I wurde auf dem Schlosse Montani im Vintschgan gefunden, h ist eine alte Abschrift davon (jetzt Berlin), U (Innsbruck) ist aus C hervorgegangen, D (München) weiß Laistner auf das Schloß Tirol zurückzuführen, O gehörte zu Kaiser Maxens „Heldenbuch an der Etsch" und d (Ambras) ist daraus abgeschrieben.

Albert III., der taten- und erfolgreiche Begründer der Grafschaft Tirol trug Güter vom Bistum Chur zu Lehen, seine Mutter Agnes von Wanga entstammte einem Geschlechte, das auch in Rätien begütert war. Ein Monforter, Heinrich, war 1251—72 Bischof von Chur. Alberts Gemahlin hieß Ute — die Königin Ute wird im Nibelungenliede bekanntlich als Stifterin der Abtei Lorsch gepriesen — seine Tochter Elisabeth heiratete in zweiter Ehe einen Grafen von Hirschberg an der Altmühl, oberhalb des Schlosses Prunn, auf welchem die Handschrift D gefunden wurde. Ein Portal des Schlosses Tirol ist mit Darstellungen aus der Heldensage geschmückt. Eine sprachliche Eigentümlichkeit von A: end-ê daz findet sich sonst nur im Meraner Stadtrechte — die wenigen anderen dialektischen Spuren weisen teils auf alemannische, teils auf bairische Schreiber und lassen sich verschieden deuten.

Vermutet man aber auf Grund aller dieser Hinweise das Burggrafenamt als Heimat des Originals, so ergeben sich noch weitere historische Beziehungen. Die Tochter des Grafen Berthold IV. von Andechs-Meran, Gertrud, wurde 1213 Gemahlin des Königs von Ungarn, ihr Bruder Otto VII. heiratete 1208 Beatrix, die Erbin von Burgund, so waren gleichzeitig Etzelnland und Burgundenland in den Gesichtskreis eines Dichters gerückt, der am Andechser Hofe weilte. Auch ein bischöflicher Bruder der Königin war da, Berthold, Gertruds Bruder, Erzbischof von Kalosca; Dänemark war viel genannt als Heimat der Inzeborg, deren Ansprüchen auf die Hand Philipp Augusts von Frankreich die Andechserin Agnes hatte weichen müssen, auch Liutgart, Bertholds Stiefmutter, war eine Dänin. Berthold IV. war im dritten Kreuzzug Bannerträger des dritten Haufens, ihm zur Seite stritt der Bischof von Passau, er verlobte auf dem Zuge eine seiner Töchter mit dem Sohne des Großsupans von Serbien. (Rüdiger!)

Der letzte Andechser, Otto VIII., als erster Gemahl der Elisabeth Schwiegersohn Albert III., starb 1248, und sein ganzes Erbe fiel an den Tiroler; durch die Beziehungen zwischen diesem und dem Bischof Heinrich von Chur werden dann alle Schicksale der Handschriften erklärlich. Unter dem Montforter Heinrich wurde das inzwischen durch irgend einen Zufall beschädigte Original einem oder zwei minderwertigen Schreibern vorgelegt,

die es abschreiben und durch angegebene Ergänzungen vervollständigen sollten. Daß eine Beschädigung des Textes vorgekommen sein muß, ist aus der Beschaffenheit der Lücken in unserer Handschrift A zu erschließen. Vor der genauen Abschrift A waren aber schon ein älteres B, C und ein älteres D aus dem Original herausbearbeitet worden, und Laistner weiß gute Auskunft zu geben, wie die Eigenart jeder dieser Handschriften zu erklären sei.

Wie dann aber die wichtigsten Handschriften nach Hohenems gelangten, das zu erraten, überläßt der scharfsinnige Forscher dem Scharfsinn des Lesers. Daß das Ministerialverhältniß der Embser zu den Montfortern*) es ohne Weiteres verständlich mache, wird er kaum voraussetzen wollen. — Die Geschichte des Montfortischen Hauses weiß nicht zu berichten, daß neben den brudermörderischen Fehden, in welchen sie sich gegenseitig aufrieben, auch edle Künste zu den Beschäftigungen der gewalttätigen Grafen gehörten. Während sonst langdauernder Nachruhm allen Bestrebungen jener Zeit, die Kunst und die Dichter zu fördern, folgte, und in den Dichtungen selbst oder in lobenden Erwähnungen bei Chronisten bis auf unsere Tage lebendig erhalten wurde, haben wir nicht die geringste Kunde von einer solchen löblichen Wirksamkeit der Montforter. Ihr Tübinger Vetter Hugo (1247—67) „übte solches Herrenwerk“, und so vernehmen wir sein Lob noch heute aus dem Munde des Tannhäusers; einen anderen Verwandten, Welf VI. in Ravensburg, hat kein Geringerer als Walther von der Vogelweide wegen seiner Milde gerühmt, und von einem gleichzeitigen Abte von St. Gallen, wahrscheinlich Konrad von Bußnang, wird uns getreulich berichtet, daß er Sang und Sänger liebte, ja selbst Tagelieder dichtete — von den Montfortern schweigt jede Kunde.

Laistners Ansicht von der Entstehung des Gedichtes ist mit großer Geschicklichkeit begründet, aber die Verknüpfung so vieler Momente aus der Geschichte der Andechser mit dem Inhalte des Gedichtes würde zur Annahme nötigen, daß der Dichter seinen Stoff mit einer Freiheit, um nicht zu sagen Willkür, zurechtmodelte, die allen berechtigten Vorstellungen widerspräche. Der Hinweis auf den Bischof von Chur als wahrscheinlichen Mittelmann der Handschriftenverbreitung, ist in diesem Zusammenhang haltlos, denn es erklärt sich daraus wohl, wie die Montfort-Werdenberger in den Besitz von B gelangten, nicht aber, wie überhaupt Handschriften und

*) Wir wollen bei dieser Gelegenheit die nicht überflüssige Bemerkung machen, daß der Name der voralbergischen Burgen und des gräflichen Hauses Montfort nicht französisch, sondern romanisch, und also ganz wie er geschrieben wird, mit dem Tone auf der ersten Silbe auszusprechen ist. Das Gleiche gilt von dem prächtigen Schlosse bei Langenargen und den Gasthöfen und Straßen, die den Namen von dem alten Geschlechte erborgt haben. Mögen es die geehrten Fremden sich merken, die in der Sommerzeit historisch geschulte Ohren durch ein französisches Monfór zu empören pflegen!

insbesondere wie die zwei wichtigsten nach Hohenems kamen, während in Tirol nur das erheblich jüngere I verblieb. Sehr verdienstlich war dagegen die Hervorhebung verschiedener historischer Personen und Tatsachen, die mit den Schicksalen des Gedichtes in Verbindung gebracht werden könnten — auf diesem Wege läßt sich allmählich ein wertvolles Bild der geistigen Beziehungen jener Zeit und allenfalls auch eine haltbare Hypothese über die nicht mit Sicherheit zu lösenden Fragen gewinnen.

Nehmen wir einstweilen Abschied von den rätischen Bergen und dem sonnigen Burggrafenamte, um Emil Kettner an den Nibelungenstrom, in das gesegnete Ostmarkland zu folgen. „Die österreichische Nibelungendichtung" heißt der, das Ergebniß der Untersuchung voraussagende Titel seines 1897 erschienenen Buches, in welchem er das große Problem zu einem guten Teil gelöst haben will. Kettner hält sich im Gegensatz zu Laistner durchaus an die inneren Kriterien der Dichtung; Alter und Heimat der Handschriften und der historische Hintergrund der Entstehungszeit scheinen ihm erst in zweiter Linie von Belang zu sein. Zunächst stellt er durch genaue Vergleichung der Auffassung und Darstellung ähnlicher Scenen in verschiedenen Partieen des Gedichts seine Herkunft von einem einzigen Dichter fest, dann ergiebt ihm die eingehende Untersuchung der poetischen Technik, daß der Nibelungendichter unter den Lyrikern dem alten Reinmar von Hagenau und Meinloh von Sevelingen, unter den Epikern Hartmann von Aue, dem Pfaffen Konrad und dem Verfasser des Königs Rother am nächsten stehe, daß er aber auch mit Anderen manche Berührungspunkte habe, und ihm somit eine umfassende Ausbildung und Uebung in seiner Kunst zuerkannt werden müsse. Ueber eine solche Bildung kann ein gewöhnlicher Spielmann nicht verfügt haben, man ist unbedingt genötigt, einen in der höfischen Art wohlerfahrenen Ritter als Dichter anzunehmen. Kettner giebt ihm als Quellen drei Liederbücher, wie sie von den Spielleuten zusammengestellt wurden, das erste würde etwa den Titel haben führen können: „Siegfrieds und Gunthers Brautwerbung und Hochzeit", das zweite „Siegfrieds Tod", das dritte „Kriemhilds Rache". Während sich der Dichter im ersten Teil bis Strophe 1581 besonders eng an seine Vorlage hielt, die der Sage fast bis auf den Wortlaut entsprochen haben muß, bewegte er sich im zweiten Teil unvergleichlich freier und erfaßte den gewaltig anschwellenden Stoff mit großartiger psychologischen Meisterschaft, die Rüdigerdichtung ist durchaus sein Eigentum, eine alte österreichische Lokalsage gab dem heimatkundigen Manne Gelegenheit, den Vorfahren der Babenberger und dadurch diese selbst zu verherrlichen. Ob die Strophe, die er wählte, die Form des in Oesterreich noch lebendigen Heldensanges war, die nebenbei auch dem altheimischen Minnesang eine schlichte Weise zu bieten vermochte, ob sie erst vom Minnesang selbst ausgebildet worden war, das dürfte uns die Forschung nie mit Sicherheit beantworten können. Einen Kürnberger als Dichter zu vermuten oder gar zu behaupten, dazu berechtigt jener Hinweis des alten Liedes auf

des Kürnberges wîse keinesfalls, da der Sinn dieses Ausdrucks uns ganz unklar ist.

So mag der Dichter des Nibelungenliedes als ein ritterlicher, an Hartmanns vielbewunderter Kunst wohl ausgebildeter Sänger gedacht werden, der neben dem Schwaben Menloh zu den Gästen des glänzenden Hofes Leopolds des Glorreichen zählte. Als dann die Nachtigall von Hagenau ihre Weisen an der Donau erklingen ließ, da verfiel unser Dichter wie alle anderen ihrem Banne, von Walthers Einfluß spüren wir nichts mehr. Den kunstfertigen Minnesänger vernehmen wir immer wieder: er preist in schönen Worten die Wonnen des Frühlings und des Herbstes, und das Antlitz der Frauen ist ihm wie der aus Wolken vortretende Mond. Im Allgemeinen aber waltet neben aller höfischen Art entschiedene Männlichkeit vor, und darin offenbart sich der Charakter des ostmärkischen Rittertums, das dem romanisch-übertriebenen Frauenkultus des Westens gegenüber füglich als echt deutsch bezeichnet werden kann. Im Donautale behielt die alte Heldensage lange das Uebergewicht über die bretonischen Artusgeschichten, die um 1220 entstandene „Krone" war die erste französirende Ritter-Dichtung des Ostens, auch eine bodenständige Lyrik trieb schon vor Reinmars Zeiten duftige Blüten, und ihre spärlichen Reste gelten uns heute mehr als die zierlich geformten Strophen manches der berühmtesten deutschen Troubadours. Unser Dichter weiß seine Heimat auch schön, aber unaufdringlich zu rühmen, er führt uns den ganzen Weg längs des burgenumschirmten Donaustroms mit einer so ortskundigen Sicherheit, wie sie nur ein Kind des Landes oder wer frühe seine Heimat in ihm gefunden, besitzen kann, er preist die Wiener burgaere und an Rüdiger die Milde und Treue der Ostmarkgrafen.

Somit sind Kettners eindringlich vorgetragene und scharfsinnig gestützte Ansichten geeignet, durch ihre Einfachheit und Verständlichkeit in den Augen eines vorurteilslosen Lesers den größtmöglichen Schein der Wahrheit zu gewinnen, und man darf jedenfalls annehmen, daß die Tatsachen nicht sehr weit von dieser Hypothese abgelegen sein konnten. Was von der ganzen Nibelungenkritik längst als zweifellos anerkannt ist, daß die uns vorliegende Fassung des Nibelungenliedes nicht aus der ersten Hand stammt, sondern die Spuren einer sehr willkürlichen Bearbeitung an sich trägt, das hat auch Kettner neuerdings betont, und seine Probe auf die von Lachmann vollzogene Sonderung der echten und unechten Bestandteile bestimmt ihn, dieselbe im Ganzen für wohlgelungen zu halten. Aber im Gegensatze zu Lachmann findet er in den interpolirten Strophen so deutliche Zeichen gleicher Herkunft, daß er alle Veränderungen des Originals, wie sie uns in der Handschrift A vorliegen, einem einzigen Bearbeiter zuschreiben zu müssen glaubt. Dieser Herr hat zur ritterlich-christlichen Gestaltung des Stoffes nicht mehr beizutragen gebraucht, der einheitliche Guß lag vor, er hat nur Unorganisches eingeflochten und hinzugefügt, ohne eine rechte Uebersicht des Ganzen zu be-

sitzen, und daher manche Schwächen und Widersprüche verschuldet. Bezeichnend für ihn sind eine Reihe von Einschiebungen, die ihn als guten Freund der Spielleute erkennen lassen, Freigebigkeit ist für ihn die preiswürdigste Tugend der Fürsten, die Spielleute werden bei jeder Gelegenheit in den Vordergrund gerückt, und gerne trägt er nach Spielmannsart seine Wohlerfahrenheit in höfischem Festbrauch zur Schau. In der Art, wie er von den Passauer Bürgern spricht, und in der gezwungenen Häufigkeit der Erwähnung des Bischofs Pilgerin muß ohne Zweifel ein Zeugniß dafür erblickt werden, daß er in engeren Beziehungen zu dem bischöflichen Hofe der alten Donaustadt stand. Wir wollen dem hinzufügen, daß man damals in Passau Anwartschaft hatte, den alten Pilgerin (971—91) heilig gesprochen zu sehen, da gerade sein Grab geöffnet worden war und dabei Wunder geschahen. Die Pilgerinstrophen sollten wohl der Dank eines fahrenden Sängers sein, der die Milde eines Passauer Bischofs erfahren hatte, desselben Bischofs Wolfger vielleicht, der auch den „Cantor" Walther von der Vogelweide beschenkte.

Die von Kettner beigebrachten neuen Kriterien für die Scheidung des Ursprünglichen und der Zusätze hält A. Schönbach (Oesterr. Litteraturblatt, 15. Dec. 1897) nicht für genügend. Der Grazer Germanist will nicht mehr den Standpunkt eines unbedingten Lachmannianers einnehmen, nur von dem Altersvorrange des Textes A bleibt er stets überzeugt, und in diesem Sinne begrüßt er sowohl Laistners als Kettners Arbeiten, da Beide auf dieser Handschrift fußen. Die Frage nach der Heimat des Dichters scheint ihm durch Kettners Beweise der Lösung sehr nahgerückt zu sein, aus Laistners Hypothese schöpfte er als dauernden Gewinn nur den verstärkten Hinweis, daß dem Hause Montfort-Werdenberg die größten Verdienste um die weitere Pflege und Verbreitung unseres Nationalepos zuzuerkennen seien. Eine Brücke zwischen diesen zwei Tatsachen: Entstehung der Dichtung in der Ostmark, Herkunft aller Haupthandschriften aus Vorarlberg hat weder Schönbach noch ein Anderer zu bauen unternommen.

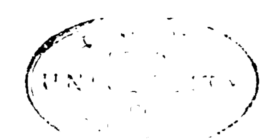
In dem wertvollen Buche „Das Christentum in der altdeutschen Heldensage" ist dann Schönbach selbst der großen Frage auf den Leib gerückt. Er weist in eingehender Untersuchung die durchgreifende Einheitlichkeit der Grundanschauungen im Nibelungenliede nach und findet in ihm den ganzen Apparat des höfischen Epos mit der Kunst eines geschulten Meisters verwendet; das heidnische Element der Sage ist soweit zurückgetreten, daß gerade die unauslösbarsten Vorstellungen und Motive nur vom Standpunkte des Christentums aus verständlich sind. Die ritterlichen Anschauungen und der führende Gedanke lassen sich ganz gleichmäßig in jenen Teilen erkennen, welche Lachmanns Kritik als unecht erklärt hat, wie in den zweifellos ältesten Strophen. Darin liegt gegen Lachmanns Theorie, der Schönbach früher unbedingt beipflichtete, ein Einwand, der nicht mehr wegzuräumen ist, auch Kettners Verteilung der Strophen auf einen Dichter und einen Bearbeiter ist nicht haltbar. Man hat jetzt dank verschiedener Einzelunter-

suchungen eine viel bescheidenere Vorstellung von der inneren Ausarbeitung eines mittelalterlichen Gedichtes, als früher; es finden sich in Dichtungen, welche unter günstigsten Bedingungen entstanden, so viele Widersprüche und schwache Stellen, daß man in Rücksicht auf seine mutmaßliche Entstehung die Unebenheiten des Nibelungenliedes sehr erklärlich finden kann. Eine einheitliche, vielleicht sogar prosaische Ueberlieferung, wie manche wollten, ist gleichwohl nicht als Quelle des Dichters anzunehmen, dagegen sprechen die historischen Zeugnisse, welche die Existenz von Liedern außer Zweifel stellen; der Verfasser hat ohne Zweifel mehrere Lieder oder Liederbücher selbstständig verarbeitet. Die Hypothese von Bartsch, welcher zwei Bearbeitungen aus den Jahren 1140—50 und 1170—80 erschließen zu müssen glaubte, kann als abgetan gelten. Begründet und wohl als gesichert zu bezeichnen ist dagegen die durch Kettner vertretene Ansicht, daß das Original unserer Dichtung von einem einzigen Verfasser herrühre, seine Beanspruchung eines zweiten „Bearbeiters" dagegen ist schon wieder sehr anfechtbar. Nach Wilmanns Darlegungen kann man die Umformung der Sage in den Stoff unseres Gedichtes wegen der kulturellen Voraussetzungen nicht weit über die Zeit der poetischen Ausarbeitung zurückdatiren. Die Anzahl der zu Ende des 12. Jahrhunderts vorhandenen Lieder über die Heldensage hält Schönbach mit Wilmanns nicht für so groß, als man gewöhnlich annimmt — unter den Lachmann'schen Liedern sind mehrere, die für sich allein garnicht denkbar wären. Der Gedanke, das Gedicht zu gestalten, wurde ohne Zweifel durch die höfische Poesie geweckt, und da die Form, welche der Dichter wählte, auch der Lyrik eigen war, muß man ein Land als Heimat des Werkes vermuten, in dem beide Arten der Dichtkunst blühten, und den Dichter als Angehörigen eines Standes, der sich mit der Pflege beider befaßte: als Ministerialen.

Das Ergebniß würde also ungefähr lauten: ein mit der höfischen Dichtkunst wohl vertrauter Dienstmann, wahrscheinlich des Babenbergerhauses, hat zu Anfang des 13. Jahrhunderts aus einer Anzahl volkstümlicher Lieder, welche die Hauptereignisse der Sage behandelten, nach einem einheitlichen Plane und in der bewußten Absicht, den Stoff dem Kulturstande seiner Zeit anzupassen, das Nibelungenlied gedichtet. Ueber die Veränderungen, welche später an seinem Werke vorgenommen wurden, wird sich nichts Zuverlässiges feststellen lassen.

R. Fischer (in seinem Buche „Kunstformen des mittelalterlichen Epos") hat dagegen wieder behauptet, daß die älteste und bekannte Fassung in der Handschrift A von einem einzigen „Umdichter" herrühre, der das Werk des ältern, ihm als Künstler unvergleichlich überlegenen Dichters ungefähr um die von Lachmann als solche erkannten Zusätze verlängerte.

Der geneigte Leser dürfte angesichts dieser Leistungen der neuesten Kritik sich lebhaft befriedigt fühlen. Von so verschiedenen Seiten die Sache angefaßt wurde — es ergab sich am Ende in den wesentlichsten Punkten



eine erfreuliche Einigkeit. Nur die Frage, ob es möglich sei, Echtes und Unechtes zu sondern, bleibt noch offen, aber es besteht kein grundsätzliches Hinderniß, eine der gebotenen Formen der Lösung glaubensmutig anzunehmen. Wenn nun noch einige Hinweise darin gegeben werden, wie man sich die Reise der Handschriften von der Donau an den Vorarlberger Rhein erklären könnte, so hat dieser Aufsatz wohl Alles gehalten, was man von ihm erwarten mochte.

Es geht, wie schon früher bemerkt, nicht an, von einem lebhaften Interesse des gräflichen Hauses Montfort, besonders seiner Werdenberger Linie, an unserm Nibelungenliede zu sprechen; außer der Tatsache, daß die Handschrift B vor etwa dreihundert Jahren aus dem Besitze der Werdenberger an Aegidius Tschudy überging, haben wir nicht einen einzigen Anhaltspunkt für eine solche Behauptung. Denn wenn die gräflichen Dynastien selbst dem Nibelungenliede Interesse und Pflege widmeten, wie kamen denn die Handschriften auf die Burg eines Dienstmannengeschlechtes? Die älteste Geschichte der Embser wie sie Zösmayr (Vorarlberger Museums-Ver.-Bericht 1890) mit verläßlicher Gründlichkeit darstellte, weiß von besonders regen Beziehungen zwischen den beiden Häusern nichts zu berichten und kennt nur einen Mann in der ganzen in Betracht kommenden Zeit, der als tätiger Förderer dichterischer Interessen denkbar wäre. Dieser Mann ist in den weitesten Kreisen schon vorteilhaft bekannt und heißt Rudolf von Embs — es ist der von Gervinus seinerzeit auf das Ungerechteste herabgesetzte, jetzt nach Gebühr gewürdigte Dichter des „Guten Gerhard“, des „Wilhelm von Orleans“, „Barlaam und Josaphat“ und der viel verbreiteten und gelesenen „Weltchronik“.

Die Embser waren noch in der unserm Rudolf vorangehenden Generation Dienstmannen der Staufer, nicht der Montforter; die Staufer Heinrich VI. und Philipp brachten auf die jedenfalls schon uralte Burg ihre Gefangenen: den geblendeten Normannenkönig Wilhelm III. und den Erzbischof Bruno von Köln. Wahrscheinlich hat sich erst während der schrecklichen Wirren nach Philipps Tode der raublustige erste Montforter Hugo des Reichsgutes bemächtigt, oder aber es war eines jener teueren Geschenke, mit welchen Philipp und später der junge Friedrich ihre Anhänger bei guter Laune erhalten mußten. So geriet wahrscheinlich Rudolfs Vater (Goswin) in das Dienstverhältniß zu den Montfortern, vielleicht auch kehrte erst später der um 1190 geborene Rudolf als Montfortischer Dienstmann auf die geraubte Burg zurück. Seine weit über die Durchschnittsverhältnisse hinausreichende Bildung zwingt zur Annahme, daß auf seine Jugend ungewöhnliche Umstände wirkten. Doch wollen wir hier keiner der naheliegenden Vermutungen Raum geben und nur hervorheben, daß namentlich eine eingehende Vertrautheit mit der zeitgenössischen Litteratur aus allen seinen Werken spricht und auch von allen Litterarhistorikern gerühmt wird.

Rudolf erfreute sich der Gunst eines der einflußreichsten Männer jener Zeit, des staufischen Ministerialen Konrad von Winterstetten, der die

Schenkenwürde des Herzogtums Schwaben innehatte und während der Minderjährigkeit des Königs und Schwabenherzogs Heinrich VII. mit seinem Vetter, dem Truchseß Eberhard von Waldburg, als des Herzogtums Verweser und als Erzieher und Ratgeber des jungen Herrschers bestellt war. Man findet die außerordentliche Bedeutung dieses Mannes selten gewürdigt, nur Stälins klassische „Geschichte Wirtembergs" giebt ein Bild seines Wirkens, das seine ganze Vortrefflichkeit erkennen läßt. Schwaben gedieh unter seiner Verwaltung zu einer seltenen Blüte; er wußte das vernachlässigte Hausgut der Staufer klug zusammenzuhalten und manches in schlimmer Zeit verschleuderte oder entrissene Besitztum wieder zu gewinnen, er förderte die üppig aufsprossenden poetischen Talente durch persönliche Einflußnahme auf ihre Schöpfungen und war ohne Zweifel einer der glänzendsten Ritter seiner Zeit, der, soviel es möglich war, die Romantik in's Leben zu übertragen wußte. Ulrich von Thürheim mußte für ihn den Tristan Gottfrieds von Straßburg vollenden — wie er selbst in seiner Dichtung ausführt, um der von Konrad verehrten Dame eine Huldigung zu erweisen und sie günstig zu stimmen, und Rudolf von Embs erhielt von ihm eine Geschichte des Wilhelm von Orleans, damit er sie dichterisch bearbeite „ze dienste sîner vrouwen, daz si geruochte schouwen sînes herzen willen daran, daz er ir stæter dienestman ie mer stæte wesen wil getriulich alliu sîniu zil, als er ir her gedienet hât — (daz ist der schenke Kuonrât von Wintersteten durch den hân ich mîne arbeit daran getan.)" Ein glücklicher Zufall hat uns ein Andenken an diesen Mann erhalten, das in jeder Weise bezeichnend für ihn ist, den tapferen Ritter, den Freund der Frauen und der Sänger. Es ist sein Schwert, das im historischen Museum zu Dresden liegt; auf seiner etwa 1¼ Meter langen Klinge trägt es die in gelbem Metall eingelegte Inschrift: „Chunrat vil werder schenke von Wintersteten hohgemut hiebi[1]) du min gedenke la[2]) ganz dehainen[3]) isenhut"[4]) — welche Fülle von Romantik in diesen prächtigen Worten!

Konrad von Winterstetten brachte im Jahre 1225 die von Leopold dem Glorreichen auf das Lebhafteste erstrebte Verbindung des erst vierzehnjährigen Königsknaben Heinrich VII. mit der um fünf Jahre älteren Margareta, der Tochter des Babenbergers, zu Stande. Was liegt nun näher als der Gedanke, daß der eifrige Sammler dichterischer Werke bei dieser Gelegenheit die Handschrift des Nibelungenliedes zu erwerben wußte? Sein Interesse bezog sich, wie wir sahen, sowohl auf welsche Romane, wie den leichtfertigen vom Ehebrecher Tristan, als auch auf fromme alte Legenden, wie jene vom Herzog Wilhelm — es war also keineswegs einseitig. Der Babenberger mag das nach 1190 entstandene Werk in der Umarbeitung, wie sie die Mehrzahl der Kritiker annimmt, besessen haben, es ist vielleicht wegen der immer wachsenden Hinneigung zu welschen

---

[1]) hiebei. [2]) laß. [3]) keinen. [4]) Eisenhut=Helm.

Stoffen nie recht zur Geltung gekommen, und so war gar keine weitere Abschrift von ihm veranlaßt worden — möglicher Weise war es auch beschädigt, wie Laistner aus verschiedenen Anzeichen erschlossen hat. Um die gleiche Zeit, ungefähr 1226, brachte Konrad die lateinische Geschichte des Wilhelm von Orleans, die er durch Johann von Ravensburg aus Frankreich erhalten hatte, nach Embs — Rudolf stand also damals erwiesenermaßen in seiner vollen Gunst — so ist es durchaus wahrscheinlich, daß er dem gelehrten Dichter die Abschrift und Ergänzung des Werkes anvertraute, möglicherweise ohne daß Rudolf selbst Hand anlegen sollte, sondern nur die mit der Aufgabe betrauten Schreiber zu beaufsichtigen hatte. Wenn Konrad in seiner lebhaften Anteilnahme auch Varianten, die ihm bekannt wurden, zur Verfügung stellte, so erklären sich die Verschiedenheiten der Texte leicht. Dieser Gang der Sache würde auch ganz überraschend zu dem gegenseitigen Verhältnisse der Handschriften stimmen, wie es Laistner auf Grund ihrer äußeren und inneren Eigenschaften, ihrer Schreibfehler und sachlichen Verstöße ermittelt hat. Laistner kommt in seinen gründlichen Ausführungen zu dem Schlusse, daß die gemeinsame Quelle unserer Handschriften, vielleicht also das Original, auf folgende Art vervielfältigt worden sei: Zunächst wurde eine Abschrift gemacht, welche unserem B entspräche, aber nicht mehr selbst, sondern nur in dieser, einige Jahrzehnte später geschriebenen Kopie B vorhanden ist. Die sehr sorgfältig ausgeführte, von Schreibfehlern, Auslassungen und Widersprüchen reinste Abschrift C hatte als Vorlage nicht nur den Urkodex sondern auch jenes alte B. Noch später als das jüngere B aus dem älteren, wurde unser A aus dem Original, das nicht mehr vollständig war, allem Anschein nach von unfähigen Schreibern, abgeschrieben. Das ältere B und das Original sind uns verloren, C und einige Bruchstücke, die vielleicht ebenfalls aus dem Original stammen (R, S), stellen die nunmehr ältesten Handschriften dar. Die Urhandschrift kam also nach Hohenems, und ein Schreiber erhielt den Auftrag, eine Abschrift mit den nötigen Ergänzungen, die ihm angegeben wurden, herzustellen. Diese Abschrift, das ältere B, genügte wegen ihrer vielen Mängel dem Auftraggeber nicht, und es wurde nun mit besseren Kräften die Abschrift C begonnen, wobei man indeß die ältere zeitweise zu Rate zog. C hat ohne Zweifel alle Ansprüche befriedigt — und nun hat wohl Konrad von Winterstetten für sich eine besonders prächtig ausgestattete Kopie dieser Fassung ausführen lassen, während die Niederschrift selbst in den Händen Rudolfs verblieb. Daß nunmehr das ältere B selbst oder eine Abschrift davon in den Besitz der benachbarten Montforter gelangte, ist auf die verschiedenste Weise erklärlich, ebenso, daß das Original noch öfter abgeschrieben wurde — aber von allen Abschriften hat nur A sich vollständig erhalten. Späterhin mögen dann die Montfortischen Brüder Bischof Heinrich und Domherr Friedrich von Chur leicht als Besitzer von B und als Mittelpersonen gedacht werden, durch welche das Gedicht in das Burggrafenamt und von dort zu großer

Verbreitung gelangte. Von ihnen selbst wird B an ihre Neffen in Werdenberg zurückgefallen sein.

Wir wollen noch Laistners oben ausgeführte Parallele der Andechsischen Geschichte mit den Ereignissen des Nibelungenliedes durch eine andere teilweise ersetzen, welche ebenso auffallend für Oesterreich als Heimat des Dichters sprechen würde, als die Laistnerische für das Burggrafenamt. Wo hat der Dichter leichter die gewaltigen Eindrücke empfangen können, die sich zu seiner großartigen Schilderung des Burgundenzuges in's Hunnenland verdichteten, als in Oesterreich beim Durchzuge des prachtvollen Kreuzheeres Kaiser Friedrichs? Der Kaisersohn Friedrich von Schwaben verlobte sich zu Gran mit der Tochter König Belas, und das Heer wurde auf das Reichlichste bewirtet — wieviel besser stimmt das mit der Rüdigerdichtung als die Verlobung der Andechsertochter mit dem Serbenfürsten. Herzog Friedrich, Jung Giselher, kehrte nicht mehr zurück zu Braut und Heimat, er starb vielbetrauert zu Accon.

Schon vor sechzig Jahren hat Karl Roth in der Einleitung zu seinen „Deutschen Predigten des 12. und 13. Jahrhunderts" den Ausspruch getan: Die Beschäftigung mit Rudolf von Embs und der Gedanke an die Tatsache, daß die wichtigsten Handschriften des Nibelungenliedes von der Burg seines Geschlechtes herstammen, habe ihn zur Ueberzeugung geführt, daß niemand Anderer als er der Dichter unseres Nationalepos sein könne. Roth hat mit seiner Behauptung keinen Anklang gefunden; man erklärte es für lächerlich, „dem schwächlichen Nachahmer Gottfrieds ein solches Werk zuzumuten," und auch A. W. Krahmers Wiederholung der gleichen Hypothese (1862) wurde in Fachkreisen gar nicht ernst genommen. In der Tat verbietet Rudolfs zwar durchaus nicht schwächliche, aber nach einer ganz anderen, der religiös-moralischen Seite gerichtete Art es durchaus, ihn als Verfasser des Nibelungenliedes anzunehmen, aber gebieterisch verlangt es andererseits die zweifellose Herkunft der Handschriften, daß die Burg Embs und ein in der fraglichen Zeit lebender Vertreter des Geschlechtes mit ihrer Entstehung in Zusammenhang gebracht werde. Andechser, Tiroler und Montforter hat man aufgestöbert, ohne mit ihrer Hilfe der Burg Embs näher zu rücken und als sich die Kriterien der Heimatfrage immer mehr zu Gunsten Oesterreichs häuften, wuchs die Verlegenheit, wie man die Handschriften von Wien nach Vorarlberg bringen sollte. Wir sind überzeugt, für das peinliche Rätsel eine nicht üble Lösung vorgeschlagen zu haben.





Persönlichkeit.

Eine psychologische Plauderei.

Von

Kurt Walter Goldschmidt.

— Berlin. —

Eine „Persönlichkeit" möchte heutzutage Jeder sein. Nie noch stand das Wort bei Kennern und Laien in so hohem Kurs. Jeder kleine Snob fühlt sich im Vollbesitz einer modischen Weste oder einer „secessionistisch" schillernden Kravatte als „Individualität". In Politik, Moral, Kunst droht der Persönlichkeitskultus alles Maß zu überschreiten. Wie unsere nervös überreizte Zeit sich überhaupt in Extremen gefällt und dem ausschweifenden Barock vor Renaissance und Rokoko, Bernini vor Rafael, Wagner vor Mozart den Vorzug giebt, so ersäuft sie uns in einem Ocean socialen Mitgefühls oder verkündet das „Herrenrecht" selbstherrlicher Persönlichkeit. Und im Zeitalter der „Schneidigkeit" und der bornirten Rassen- und Klassenverhetzung haben sich die lächerlichen, aber nicht ungefährlichen kleinen „Uebermenschen" grauenvoll vermehrt.

Alles das hat ja seinen „zureichenden" historischen Grund. Nie haben sich zwischen Mensch und Mensch so tiefe Klüfte aufgethan wie heutzutage. Das milde Mahnwort, mit dem noch Goethe den Dämon in seiner Brust zu zügeln suchte — „Wieviel bist Du von Andern unterschieden? Erkenne Dich, leb' mit der Welt in Frieden!" — klingt uns heut fast wirkungslos an's Ohr. Denn die Reibungsfläche zwischen Ich und Du, zwischen Individuum und Gemeinschaft, hat sich eben unendlich vergrößert. „Das Sociale im heutigen Sinne existirte nicht für ihn," durfte Hermann Grimm noch von Goethe sagen. Heute stehen wir dagegen national wie international vor unabsehbaren politischen und wirtschaftlichen Komplikationen. Wie ein Körnchen droht die Individualität in der ungeheuren weltgeschichtlichen Mühle zerrieben zu werden. Kein Wunder, daß es sich mit einer durch den Druck zehnfach verstärkten Gegenkraft gegen die Vernichtung bäumt und

auf sein Körnchen-Recht, seine unersetzliche Einzigkeit und seinen Daseins-Anspruch pocht . . . Als Reaktions-Erscheinung möchte ich überhaupt die außerordentliche Steigerung des modernen Persönlichkeitsbewußtseins verstanden wissen. Was stürmt nicht Alles auf das arme Einzelseelchen ein! Die Umwälzung aller Lebensverhältnisse, die zeitweilige Veräußerlichung des modernen Lebens durch die Riesenfortschritte der Technik, der allzu dithyrambische Triumph exakter Tatsachenforschung über Philosophie und Kunst, das sieghafte Vorwärtsdringen des demokratisch-socialistischen Princips in Politik und Gesellschaft. Und andererseits öffneten sich dem bedrängten Seelchen morgenrötlich glänzende Zukunftsperspektiven. An der Entwicklungslehre trank es sich einen tüchtigen Rausch. Darwins Name hypnotisirte die Geister. Vom Pithecanthropus war man doch immerhin ein hübsches Stück vorwärtsgekommen; es konnte dem Menschen, dem stolz an des Jahrhunderts Neige stehenden „Ueber-Affen", nicht gar so schwer sein, mit einem eleganten Saltomortale über die Jahrtausende zum „Uebermenschen" hinauf zu gelangen. Auch die gesellschaftlichen Institutionen, die herrschenden Moralanschauungen hatte ja die Entwickelungslehre als etwas Flüssiges, Wandelbares begreifen gelehrt, und das sociale Elend wie die moralische Roheit schrieen ja wirklich zum Himmel. So begannen die Poeten und Philosophen von dem frohen Adelsmenschentum einer besseren Zukunft zu träumen, von dem vielberufenen „dritten Reich", das Geist und Sinnlichkeit, Wahrheit und Schönheit, Hellas und Judäa in sich vereinigen sollte . . . Und so vollzog sich die Abkehr der feinsten und darum verletzlichsten, der künstlerisch empfänglichen Geister von der brutalen Wirklichkeit. Das ästhetische Zeitalter der „schönen Seelen" war nun einmal unwiderruflich einer überwiegend politisch und wirtschaftlich interessirten Aera gewichen, und schroffer als je schieden sich Künstler und Nicht-Künstler. Noch im 18. Jahrhundert fand ein litterarisches Ereigniß, wie etwa das Erscheinen von Goethes Werther, in den weitesten Kreisen der Nation den kräftigsten Widerhall; jetzt rangirte alles Künstlerische doch erst in zweiter Reihe, und das stoffliche Sensationsinteresse am Kunstwerk überwog. Und so kam jenes priesterlich-exklusive Aesthetentum mit seinen unendlich, oft bis ins Krankhafte verfeinerten Sinnen-, Nerven- und Seelenkräften empor, das für uns am besten durch die Namen Stefan Georges und Hugo von Hofmannsthals charakterisirt wird. Nietzsches große Persönlichkeit aber faßte, wie in einem Brennpunkt, alle diese Strahlen den Entwicklungs-Utopismus, den Wirklichkeits- und Massenhaß, das künstlerische Aristokratentum, den tollkühnen Persönlichkeitsdrang in sich zusammen und gab in der Konception des „Uebermenschen" die Apotheose der Individualität . . . Die kleinen Snobs aber, die, von der Schalheit ihrer eigenen Existenz tödlich gelangweilt, ewig-lüstern nach neuen Sensationen spähten, „markirten" den Uebermenschen sogleich in Wort und Tat, Tracht und Geberde und verdarben dadurch den Besseren fast den Geschmack daran. Nach der Analogie des „Uebermenschen" erwuchs auch der Begriff des

„Ueberbrettl" und wurde — rascher als der Uebermensch — holde oder auch sehr unholde Wirklichkeit. Wolzogen stellte sogar eine Nietzsche-Büste in seinem bunten Theater auf — wirklich, „es ist erreicht!" —

Und dennoch — sollte man's glauben? — habe ich's neulich selbst erlebt, daß mich ein par beneidenswert rückständige Leutchen ganz naiv fragten, was das eigentlich wäre — eine „Persönlichkeit"?! Dabei hatten sie sicher einmal in ihrem Goethe das schöne Wort gefunden, daß „höchstes Glück der Erdenkinder nur die Persönlichkeit" sei. Aber schließlich sind ja wohl die Klassiker dazu da, daß man sich nichts bei ihnen denkt. Und was der eigentliche Witz der Sache war: Jeder von ihnen war, malgré lui, selbst eine Persönlichkeit! Denn eine Individualität zu heißen, und sei sie noch so schwach und blaß, darf mit Fug jede Kreatur fordern, vom ärmsten Straßenkehrer bis zum großen Napoleon. Kein Blättlein ist dem andern gleich, und ein Menschenkind sollte dem andern gleichen? Kein Zweifel, daß eine Familie, ein Stand, eine Berufsart, eine Rasse allen ihr angehörigen Individuen einen gewissen gemeinsamen Stempel aufdrückt — aber selbst die gleichförmigsten Geschöpfe werden äußerlich und innerlich immer noch gewisse letzte undefinirbare Eigentümlichkeiten aufweisen, durch die sich jedes von dem anderen abhebt. Und dieses geheimnißvolle unterscheidende Ich-weiß-nicht-was ist eben die Individualität — die also ihre unendlich zahlreichen Grade hat, vom Durchschnittsmenschen bis zum Genius. — Aber seltsam: diese auf der Hand liegende, von unbefangenen Sinnen sofort zu fassende Tatsache ist von gewissen politischen und wissenschaftlichen Richtungen unserer Tage arg verkannt worden. Fouriers Phalansterium, in dem der Einzelne, zur bloßen Nummer entpersönlicht, nur ein gleichförmiges verschwindendes Rädchen des ungeheuren gesellschaftlichen Triebwerkes darstellt, ist das typische Ideal eines doktrinär verrannten Socialismus. Und Marxens „materialistische" Geschichtsauffassung wie Taines Milieu-Theorie haben uns die großen Persönlichkeiten, die „Helden" und „führenden Geister" vor den erstaunten Blicken aus der Geschichte weg eskamotirt. Denn ein „Held", der nur ein unfreier Vollstrecker des Massenwillens oder wirtschaftlicher Notwendigkeiten ist, den wir als von den Einflüssen seines Volkstums und seiner Zeit geformt begreifen, hat den magisch leuchtenden Nimbus des „Helden" längst eingebüßt . . . Glücklicherweise freilich ragt der starre und starke Fels der Persönlichkeit, von diesen Gedankenwellen und -Wellchen immer noch unerschüttert, aus den Zeitfluten empor. Nach dem tainischen Recept mag man in wagnerischem Gelehrteneifer Homunkel konstruiren können, aber der unerschöpfliche Zauber der Individualität, zumal der großen, spottet der Zerlegung und Enträtselung. Und die Tatsachen sprechen allzu deutlich: Napoleon, Bismarck, Goethe sind gewiß aus ihrem Volkstum und ihrer Zeit herausgewachsen, — aber sie haben das Angesicht der Welt verändert, der äußeren wie der inneren. Und jedes großen Künstlers und Kunstwerks suggestive Wirkung,

die, wie alle neue große Kunst, wie die Kunst Wagners, Böcklins, Nietzsches langsam, aber sicher eine widerstrebende Welt in ihren Bann zwingt, strömt aus dem geheimnißvollen Urquell ihrer Individualität. Goethe selbst hat in diesem Sinne drastische Worte zu Eckermann gesprochen. —

Von der Kunst ging denn auch die Kräftigung und Erneuerung der Individualität aus. Nicht sogleich allerdings. Denn als die große Aufsaugerin alles Lebens wußte sie sich sogar dieses ihr im Grunde feindliche, unkünstlerische Element zu amalgamiren. Der „Naturalismus" erblickte sein Ideal darin, alle persönlichen Regungen und Zutaten der Künstlerseele auszuschalten und die Wirklichkeit in strengster Treue wiederzugeben. Und Zola illustrirte gleichsam Taines Theorie in dem gewaltigen Cyklus der Rougon-Macquart", der die Abkömmlinge der gleichen Familie in wechselndem Milieu zu wechselndem äußeren und inneren Schicksal reifen ließ. Der Witz der Sache war nur, daß Zola, selbst eine der stärksten Persönlichkeiten, gerade durch die herkulische Kraft, mit der er das moderne Leben umfing, und seine vulkanische Temperament- und Phantasiefülle seinen Romanen einen ungleich höheren Wert gab als durch die reporterhaft treue Schilderung des Details . . . Und gar bald revoltirte das Künstlervölkchen an allen Enden gegen die wissenschaftliche Zersetzungs- und Erklärungswut, gegen die nüchterne, den tiefsten Mysterien des Lebens mit chemischen Formeln zu Leibe gehende Verständigkeit, gegen die unpersönliche Photographirsucht, die sich von der lyrischen Urwurzel aller Kunst, dem schlichten Gefühlsausdruck des Einzelnen, zu emancipiren suchte. Von den „Neu-Romantikern", die sich im Vollgefühl singulärer Individualität weihevoll vom rohen Alltag und der Masse schieden, sprach ich schon. Und Nietzsches größte Tat ist es, daß er dieser Reaktion des Individuums gegen die einschnürenden Fesseln politischer und geistiger Entpersönlichung den stärksten weithin tragenden Ausdruck lieh . . .

Gegenwärtig nun, nachdem sich Aktion und Reaktion in den üblichen Extremen ausgetobt haben, sind wir einigermaßen in der Lage, das Persönlichkeits-Problem sehr viel klarer und weiter zu überschauen und es auf eine höhere, umfassendere, vielleicht auch versöhnendere, wenn auch natürlich noch lange nicht abschließende Formel zu bringen. Die schroffe Betonung des unveräußerlichen Rechtes der Individualität, des in seinem Innenleben und seiner Entwickelung sich von jedem anderen merklich abhebenden Einzelwesens, war jedenfalls in einer Zeit brennender Macht- und Magenfragen, in der Zeit des Materialismus und des Massendrills, durchaus notwendig und nützlich. Und vergessen wir nicht, daß Jeder von uns einen Persönlichkeits-Kern in sich trägt, der wohl von den Einflüssen des Milieus gemodelt oder selbst fast zerstört werden kann, der aber, wenn er nur stark genug dazu ist, auch über die Einflüsse des Milieus siegt. Nichts Anderes hat Goethe in dem herrlichen orphischen Urwort vom Dämon sagen wollen:

„Wie an dem Tag, der Dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und immerfort gediehen
Nach dem Gesetz, nach dem Du angetreten,
So mußt Du sein, Dir kannst Du nicht entfliehen,
So sprachen schon Sibyllen, so Propheten,
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt."

Sollte man darum die Lehre vom „Milieu" zum alten Eisen werfen? Beileibe nicht! Wer leugnet denn, daß unsere Umgebung abändernd, veredelnd und verheerend auf uns wirkt? Nur vor der Ueberschätzung dieser Theorie soll hier gewarnt werden. Denn das eigentlich Entscheidende ist eben nicht das „Milieu", sondern jener „Persönlichkeits-Kern", der ja selbst wieder garnichts Anderes ist als die geheimnißvolle Summe der uns von unseren Vätern vererbten Eigenschaften, Anlagen und Triebe. Freilich, nur an den Widerständen der Außenwelt, an der Fülle der uns durch die Sinne zuströmenden Erfahrungen und Eindrücke, wird sich die Persönlichkeit erproben und entfalten können. An ihnen wird die schlummernde Individualität erwachen, die unentwickelte reifen. Erst Außen und Innen zusammengenommen ergeben, wie die Welt, den Makrokosmos, so auch den Mikrokosmos: das Ich. Auch für diesen Gedanken hat unserer großen Dichter einer, Hebbel, die wundervolle poetische Formel gefunden:

„Und glaube nicht, so in die Welt versunken,
Dich selbst und Dein Ureignes zu verlieren,
Der Weg zu Dir führt eben durch das Ganze.
Erst wenn Du kühn von jedem Wein getrunken,
Wirst Du die Kraft im tiefsten Innern spüren,
Die jedem Sturm zu stehn vermag im Tanze." —

Individualität — das wolle man nicht vergessen — ist zugleich Begrenzung. Denn sie ist ein eigenwillig in sich geschlossener Ausschnitt der großen Welt, eine Welt im Kleinen, die sich gegen alle Nachbarwelten mit scharfen Linien abgrenzt ... Und allerdings giebt es nun auch eine Ueberspannung des Persönlichkeits-Begriffes, ein überschroffes Sich-Abgrenzen der Einzelnen gegen die Anderen und die Gesammtheit, das in letzter Linie zu der bei Romantikern nicht unbekannten und unbeliebten Selbstvergottung des Ichs führt. Von Hebbels Holofernes bis zu Nietzsches „Uebermensch" läuft eine zusammenhängende Reihe solcher Produkte eines himmelstürmenden Individualismus ... Auch eine Abnormität, ein pathologisches Element (das ja gerade bei den höchsten Geistern nicht selten zu finden ist) kann absondernd, persönlichkeitstärkend wirken. Das war es, was Goethe in Kleist wahrnahm und von sich stieß ...

Was wir brauchen: das ist ein starker, aber gesunder und nicht einseitig überspannter Persönlichkeitsbegriff. Die Forderung ist

freilich leichter zu stellen als die Lösung zu finden. Denn nach zwei Seiten heißt es sich vor Uebertreibungen wahren, und von den köstlichen Errungenschaften moderner Individualkultur wollen wir kein Titelchen opfern. Aber gerade in unseren Besten, namentlich unseren Künstlern, lebt doch andererseits auch wieder eine tiefe Sehnsucht, aus dünkelhafter Vereinsamung heraus sich das Einsgefühl mit den Mitlebenden zurückzuerobern, ihrem Werke die weite volltönige Resonanz, ihrer Kunst die naive Unbefangenheit und Schaffensfülle zu gewinnen. Wie weit hier ein Ausgleich der feindlichen Tendenzen möglich ist, wird die Zukunft lehren. Aber eine so verstandene „Persönlichkeit" ist jedenfalls ein Ziel, auf's Innigste zu wünschen.

Denn sie wird uns gerade das geben, was uns auf jedem Lebensgebiete nottut: Männlichkeit in der Politik, selbstständiges Urteil in der Wissenschaft, Ehrlichkeit in Weltauffassung und Moral, Stil in der Kunst. Denn was ist der Stil eines Kunstwerkes, der nationale wie der individuelle, Anderes als ein getreues Abbild einer Volks- oder Einzelpersönlichkeit? Man denke an die griechische Kunst, der in allen ihren Formen der einheitliche Grundzug ihres Volkscharakters aufgeprägt ist; man denke an unsere heutige Stil-Mischung und Stil-Wirrniß. Und so behält denn wieder einmal der Olympier Recht:

„Höchstes Glück der Erdenkinder
Ist nur die Persönlichkeit."





Der Seekrieg in Ostasien und die russische Entsatzoperation.

Von

A. Rogalla von Bieberstein.

— Breslau. —

Mit Spannung blickt die Welt auf die Entscheidungen des heftig entbrannten Landkrieges in der Mandschurei und bei Port Arthur. Allein diese Entscheidungen vermögen für das beiderseitige Ziel dieses Krieges, die Vormachtstellung in Ostasien, obgleich eine unerläßliche erste Vorbedingung für dieselbe, nicht von der Bedeutung und Tragweite zu werden, wie dies der Fall wäre, wenn Rußland etwa noch die Herrschaft zur See im gelben und japanischen Meere gewänne. Denn damit würde nicht nur Port Arthur, falls dasselbe nicht, wie allerdings höchst wahrscheinlich, inzwischen unterliegt, befreit, und der Rest des in ihm blockirten Geschwaders vielleicht noch gerettet, sondern vor Allem eine längere Fortführung des Krieges für die Japaner im Keime erstickt, da ihnen der Nachschub an Personal und Kriegsmaterial aller Art sowie an Proviant aus der Heimat russischerseits abgeschnitten werden und nur auf den Weg unzulänglichen Schmuggels verwiesen sein würde. Das Ziel, die Herrschaft zur See noch zu gewinnen, strebt Rußland daher heute mit der, den neuesten Nachrichten zufolge, für den 14. September befohlenen, nach dem größtenteils verunglückten Durchbruchsversuch vom 10. August, wie es schien zum Beginn nächsten Jahres hinausgeschobenen, vielleicht, wenn Port Arthur inzwischen fällt, noch rückgängig werdenden Entsendung des zweiten Pacific-Geschwaders, des Kerns seiner baltischen Flotte, an, und es erscheint somit

von besonderem Interesse, der Kriegslage zur See und den Verhältnissen, die für die beschlossene russische Entsatzoperation ins Gewicht fallen, einen Blick zu widmen. Bekanntlich sind die 5 Schlachtschiffe Retwisan, Pobjeda, Pereswjet, Poltawa und Sebastopol, sowie die Kreuzer Bajan und Diana und zwei Torpedobootzerstörer wieder nach Port Arthur zurückgekehrt und dort allerdings dem mit der Zeit vernichtenden Feuer der japanischen Belagerungsbatterien ausgesetzt, und bleibt ihnen, wenn Port Arthur sich noch länger hält, die nur sehr unsichere Chance, mit einem neuen Durchbruchsversuch unter dem Befehl des an Stelle des vom Kommando entfernten Fürsten Uchtomski, zu seinem Admiral ernannten bisherigen Kapitäns des Bajan, R. Wiren, die Vereinigung mit dem Wladiwostock-Geschwader, und vor Allem einige japanische Schlachtschiffe dabei in den Grund zu bohren zu suchen, oder aber, was vielleicht noch weniger aussichtsvoll, einzeln, bei Nacht und Nebel die Blockade zu durchbrechen, und auf dem Ostwege um Japan herum, Wladiwostock oder einen südlichen neutralen Hafen zu erreichen, falls sie zu einer mehrtägigen Fahrt in See noch im Stande sind. Fällt der Rest des Port Arthur-Geschwaders jedoch, was sehr wahrscheinlich, vorher der Vernichtung durch die Japaner oder die Russen selbst anheim, so würde die geplante russische Entsatzoperation zu einer völlig neuen Aktion mit dadurch sehr beträchtlich geminderten Streitkräften, um die Herrschaft zur See in den ostasiatischen Gewässern zu gewinnen. Für die völlige Besiegung Japans aber erscheint diese Herrschaft unerläßlich. So lange sich Port Arthur noch hält, erscheint die Absendung eines Entsatz-Geschwaders motivirt, und fällt die Festung und das noch in ihr befindliche Geschwader in die Hände der Japaner, so dürfte Rußland vor der Durchführung der Entsatzoperation die Vollendung seiner sämmtlichen neuen Schlachtschiffe abwarten, erweist sich jedoch das Unternehmen etwa als zu schwierig, der Stimmung im Heer und Land gegenüber, den Verzicht auf die Entsendung nicht offiziell aussprechen.

Rußland hatte den Konflikt mit dem über 1000 deutsche Meilen Luftlinie von seinem Machtzentrum, Petersburg, und dem seiner baltischen Flotte, Kronstadt, entfernten japanischen Inselreich begonnen, ohne in seinem ostasiatischen Geschwader der japanischen Flotte genügend gewachsen, geschweige denn überlegen zu sein. War letzteres aber der Fall, und wurde dasselbe von einem Makarow oder ähnlich befähigten Admiral geschickt geführt, so wurde die Landung der Japaner mit ihren Heeren in Korea und später auf Liautung verhindert, und der Krieg in der Mandschurei, sowie der Angriff auf Port Arthur von vornherein zur Unmöglichkeit, mindestens aber zu einem ungeheuren Wagniß. Rußland hätte daher, bevor es eine Politik hinsichtlich Koreas und der Mandschurei einschlug, die zweifellos zum Kriege mit dem ehrgeizigen, mächtig aufstrebenden und zum Kriege gerüsteten östlichen Inselreich

führen mußte, vor Allem seinem ostasiatischen Geschwader die entsprechende quantitative und qualitative Stärke und Schulung seiner sämmtlichen Elemente geben müssen. Allein dies geschah nicht, und nicht einmal der Oberbefehl des ostasiatischen Geschwaders war kriegstüchtigen Händen, sondern denen des kränklichen Viceadmirals Stark anvertraut, dessen sofortige Abberufung nach dem Ueberfall der japanischen Flotte auf das Port Arthur-Geschwader vom 7./8. Februar, zwar erfolgte, jedoch n a ch jener schweren Niederlage, als es zu spät war.

Hielt man jedoch in den maßgebenden Kreisen Rußlands vor Beginn des Krieges die Schwächung der baltischen Flotte zur Verstärkung derjenigen in den ostasiatischen Gewässern, mit Rücksicht auf die maritime Sicherung der Westhälfte des russischen Reiches, nicht für angängig, so mußte mindestens die Ausgestaltung und Verstärkung dieser Flotte, sobald der Krieg mit Japan auch nur entfernt drohte, schleunigst in Angriff genommen, oder aber, und wir gehen soweit, dieses zu behaupten, der schwarze Meerkanal gebaut werden, der die Entsendung der mächtigen schwarzen Meerflotte im Kriegsfalle nach der Ostsee und dem stillen Ocean gestattete, und die sonst stets zielbewußt und sicher vorschreitende aggressive Politik Rußlands Japan gegenüber sich bis zur Beendigung seines Baues und somit etwa 2 bis 3 Jahre Schranken auferlegen. Inzwischen aber mußte Hand in Hand damit der Bau eines zweiten Geleises der sibirischen und mandschurischen Bahn erfolgen, und Rußland stand nach der Vollendung dieser beiden hochwichtigen strategischen Kommunikationslinien und der gleichzeitigen Ausgestaltung seiner Flotte dem bewaffneten Konflikt mit Japan weit kriegsbereiter gegenüber, wie heut und zu Beginn des Krieges. Allein man hatte sich, wohl in Ueberschätzung der eigenen, gewaltigen Macht des 130 Millionenreiches, die jedoch in Anbetracht der ungeheuren Entfernung und des Vorhandenseins des einzigen Landkommunikationsweges der eingleisigen Bahn, im Westen des Reiches latent gebunden war, die Schwierigkeiten der eigenen Kriegführung in Ostasien und die Vorteile, welche die Nähe Japans am Kriegsschauplatz und die Stärke seiner Kriegs- und hochentwickelten Handelsmarine ihm für die dortige Kriegsführung bot, nicht genügend klar gemacht, und inaugurirte Japan gegenüber eine Politik, die dasselbe zum Kriege treiben mußte, und befand sich demselben, als er ausbrach, zur See und zu Lande ganz ungenügend vorbereitet gegenüber.

Zwar war die russische Flotte in Ostasien in ihrer Gesammtheit der japanischen nicht derart inferior, daß sie nicht unter geschickter Führung den Kampf in offener Seeschlacht mit ihr aufzunehmen vermocht hätte. Denn das Port Arthur-Geschwader zählte sieben Schlachtschiffe von je 10 950 bis 13 100 Tonnen und einem Gesammtdeplacement von 83 998 Tonnen, bei 17 bis 19 Knoten nomineller Geschwindigkeit, besaß 10 und 5 zölligen Panzerschutz der Geschütze in den Batterien und

Türmen (der Cesarewitsch 10 und $6^3/_4$ zölligen) und ein Gesammtbreitfeuergewicht von 22 385 engl. Pfund. Ferner gehörten zum Geschwader der große Panzerkreuzer Bajan von 7930 Tonnen, 21 Knoten und einer Armirung von 2 20,3 cm Geschützen, 8 15 cm, 20 7,5 cm und 7 4,7 cm Geschützen, die großen geschützten Kreuzer Diana, Pallada und Ascold, von denen die beiden ersteren je 6740 Tonnen deplaciren, 20 Knoten laufen, eine Dampfstrecke von je 3700 Seemeilen und je 422 Mann Bemannung besitzen, und mit je 8 15 cm Kanonen, 12 7,5 cm, 6 4,7 cm und 2 3,7 cm Geschützen armirt sind, die kleinen Kreuzer Nowik, Bojarin und Zabjaka von zusammen 7450 Tonnen, 25 bezw. 22 und 14 Knoten Geschwindigkeit und einer Armirung von zusammen 12 12 zölligen, 4 10,7 zölligen, 20 4,7 zölligen und 10 3,7 zölligen Geschützen. Alsdann die Hochseekanonenboote: Bobr, Stremitschny und Kréuto, die Torpedokreuzer Beszchumny, Bezpostschadny, Ptitelny, Beßtraschny, Boiewoi, Buimertelny, Buonschitelny, Bynoskoy, Blastny, Burny und Boiky, das Minenschiff Jenissey und die Transportdampfer Amur, Angura, Jekaterinoslaw und Kasan. Allein die drei größten und am stärksten armirten Panzerkreuzer der Pacificflotte befanden sich nebst dem großen geschützten Kreuzer Bogatyr durch einen Seeweg von etwa 293 deutschen Meilen vom Port Arthur-Geschwader getrennt, in Wladiwostock, und waren somit, da die Straße von Korea von der japanischen Flotte beherrscht ward, zu einer Kooperation mit dem Port Arthur-Geschwader nicht verfügbar. Von diesen Schiffen deplacirt die Rossija 12 800 Tonnen, hat 19,7 Knoten Geschwindigkeit und eine Armirung von 4 20,3 cm, 16 15 cm, 12 7,5 cm, 20 4,7 cm und 16 3,7 cm Geschützen. Der Gromoboi deplacirt 12 560 Tonnen, läuft 20 Knoten und hat eine Armirung von 4 20,3 cm, 16 15 cm, 20 7,5 cm, 14 4,7 cm und 24 3,7 cm Geschützen. Der Rurik hatte 11 100 Tonnen Deplacement, 18,8 Knoten Geschwindigkeit und eine Armirung von 4 20,3 cm, 16 15 cm, 6 12 cm, 10 4,7 cm und 2 3,7 cm Geschützen. Der Kreuzer Bogatyr aber deplacirt 6780 Tonnen, läuft 24 Knoten und ist mit 12 15 cm, 12 7,5 cm, 6 4,7 cm und 2 3,7 cm Geschützen armirt. Die 3 Panzerkreuzer hatten ein Gesammtdeplacement von 35 476 Tonnen, Geschützpanzerschutz von 2 bezw. 6 und $4^3/_4$ Zoll und ein Gesammtbreitseitfeuergewicht von 3890 Pfd., während der Bogatyr Geschützpanzerschutz von 5 und 4 Zoll und 872 Pfd. Breitseitfeuergewicht besitzt.

Welche Gründe für diese gegen das Gesetz des Zusammenhaltens der Streitkräfte verstoßende Trennung maßgebend waren, ist bis jetzt noch nicht aufgeklärt. Wie es scheint, sind der beschränkte Raum des Hafens von Port Arthur und die ihm fehlenden, in Wladiwostock dagegen vorhandenen, ausreichenden Docks, sowie die Vorteile, die man sich von einer Bedrohung des nördlichen Japans und des japanischen Meeres durch das Kreuzergeschwader versprach, für jene Trennung bestimmend gewesen.

Es befanden sich ferner bei Ausbruch des Krieges, entsandt bei Tschemulpo, der große Kreuzer Warjag von 6570 Tonnen und 23,3 Knoten, mit einer Armirung von 12 15 cm, 12 7,5 cm, 6 4,7 cm und 2 3,7 cm Geschützen und der kleine Kreuzer Korjez von 1200 Tonnen, 13 Knoten und einer Armirung von 2 20 cm, 1 15 cm, 4 10,7 cm und 4 3,7 cm Geschützen. Ueberdies entsandt waren nach Masampho der kleine Kreuzer Rasboinik, nach der Nimrodbai der kleine Kreuzer Djigite und nach Niutschwan (Inkou) die Kanonenboote Sivoutsch und Ostrajny und nach Nagasaki das Kanonenboot Giljak. Eine dritte nach Ausbruch des Krieges zur Fahrt nach Ostasien bestimmte Gruppe russischer Kriegsschiffe, das Mittelmeergeschwader, befand sich im Mittelmeer. Dasselbe bestand aus dem Schlachtschiff Osljabja von 12 647 Tonnen, 19 Knoten, 10 und 5 zölligem Geschützpanzerschutz und 2672 Pfund Breitseitfeuergewicht, ferner dem großen Panzerkreuzer Dmitri Donskoi von 5893 Tonnen, 15 Knoten, 12 und 2 zölligem Geschützpanzerschutz und 444 Pfund Breitseitfeuergewicht, sowie aus dem großen geschützten Kreuzer Awrora von 6630 Tonnen, 20 Knoten, $4^1/_2$ zölligem Geschützpanzerschutz und 632 Pfund Breitseitfeuergewicht. Ueberdies gehörten zu jenem Geschwader 7 Torpedojäger und eine Anzahl Torpedoboote, sowie der kleine Kreuzer Almas zum Depeschenboot für Admiral Alexejew bestimmt.

Gegenüber den derart in weiter Trennung befindlichen russischen Geschwadern befand sich die japanische Flotte, in koncentrirter Position und Bereitschaft in ihren geräumigen, befestigten Kriegshäfen und Marinestationen von Yokosuka, Kure, Saseho und Maizuru, sowie zum Teil schon bei Nagasaki, Saseho und Simonoseki, und einer Angabe zufolge im Hafen von Takeshiki in der Tsushimastraße bei Ausbruch des Krieges versammelt, vortrefflich basirt, und vermochte von Simonoseki, Saseho und Nagasaki aus die durch die Inseln Tsushima und Iki-Shima auf etwa 17 deutsche Meilen Wasserwegsbreite verengte Straße von Korea für die Vereinigung des russischen Wladiwostock-Geschwaders mit dem von Port Arthur leicht zu sperren, da sie mindestens dem einen von beiden vorher mit starker Ueberlegenheit gegenüberzutreten im Stande war. Allerdings zählte das russische Port Arthur-Geschwader an Schlachtschiffen eins mehr wie die japanische Flotte, die nur über die 6 Schlachtschiffe Hatsuse, Asahi, Schikischima, Mikasa, Fuji und Jaschima verfügte. Von ihnen deplaciren die 4 erstgenannten 15 240 bezw. 15 440, 15 100 und 15 440 Tonnen, liefen*) 19 bezw. 18,3, 18,6 und 18,6 Knoten, und sind sämmtlich mit 4 30,5 cm, 14 15 cm, 20 7,6 cm, 8 4,7 cm und 4 4,2 cm Geschützen armirt, während der Fuji 12 600 Tonnen, der Jaschima 12 500 Tonnen deplaciren und 18,5 bezw. 19,2 Knoten laufen, jedoch beide mit je 4 30,5 cm, 10 15 cm, 20 4,7 cm,

---

*) Bei den Probefahrten.

4 4,2 cm und 2 3,7 cm Geschützen armirt sind. Der veraltete Tschin Yen von 1882 von 7330 Tonnen, 14,5 Knoten und allerdings mit 4 30,5 cm, 4 15 cm, 10 4,7 cm und 2 3,7 cm Geschützen armirt, kam für schnelle Operationen in See und Kämpfe der Schlachtflotte nicht in Betracht. Allein die 6 japanischen Schlachtschiffe besaßen ein Gesammtdeplacement von 84 800 Tonnen und ein Breitseitfeuergewicht von 24 945 Pfund, gegenüber einem solchen von 88 998 Tonnen bezw. nur 22 395 Pfund des russischen Schlachtschiffgeschwaders, und liefen sämmtlich 18 Knoten und darüber, von den russischen Schlachtschiffen allerdings 2 19 Knoten, 2 18 Knoten, die übrigen jedoch, was für die Fahrtgeschwindigkeit im Geschwaderverbande maßgebend war, nur 17 Knoten. Auch an Panzerschutz waren die japanischen Schlachtschiffe stärker, denn derselbe beträgt bei ihnen 14 bezw. 6 Zoll an Batterien und Türmen, der der russischen dagegen nur 11 und 5 Zoll, und nur beim Cesarewitsch 11 und 6 3/4 Zoll.

An Panzerkreuzern aber war die Ueberlegenheit der japanischen Flotte noch bedeutender, denn sie zählte deren 6 gegenüber den 4 russischen, von denen sich, wie erwähnt, 3 in Wladiwostock befanden, und zwar den Tokiwa, Asama, Jakumo, Asuma, Idzumo und Iwate von zusammen 58 286 Tonnen und einem Breitseitfeuergewicht von 210 008 Pfd. gegenüber einem Deplacement von 43 276 Tonnen und einem Breitseitfeuergewicht von nur 4842 Pfd. der 4 russischen Panzerkreuzer. Die Fahrtgeschwindigkeit der letzteren betrug nur 19,7, 18,20 und 21 Knoten, die der japanischen aber 20, 21 und 21,7 Knoten, und der Panzerschutz allerdings bei 2 russischen Panzerkreuzern 6 und 4 3/4, sowie 7 und 3 Zoll, bei den übrigen jedoch nur 2 Zoll, bei den japanischen dagegen durchgängig 6 bezw. 6 Zoll. Noch mehr war und ist die Ueberlegenheit an geschützten Kreuzern auf Seite der Japaner; denn ihre Zahl betrug 14 gegenüber 8 und heute nur 3 russischen, ihr Gesammttonnengehalt 53 723 gegenüber 39 210 Tonnen und ihr Gesammtbreitseitfeuergewicht 12 642 Pfund gegenüber 3778 Pfund. Dagegen laufen die russischen geschützten Kreuzer durchschnittlich rascher wie die japanischen, und zwar einer 25, drei 23, einer 22 und zwei 20 Knoten, während von den japanischen nur einer 24, einer 23, zwei 22,5 Knoten, die übrigen aber nur 20, 19, 17,3 und 16,7 Knoten laufen. Durch den Zuwachs der beiden japanischen Panzerkreuzer Kassaga und Nischin, bald nach Beginn des Krieges, stieg die Ueberlegenheit der japanischen Panzerkreuzer noch mehr, und zwar um 15 400 Tonnen Deplacement und 54 Geschütze, darunter 34 schwere, nämlich je 1 25 cm, 2 20 cm und 14 15 cm Geschütze. Das diesen Zuwachs russischerseits auszugleichen bestimmte russische Mittelmeergeschwader, wie erwähnt, bestehend aus der Osljabia, dem Dmitri Donskoi, der Awrora, 7 Torpedobootjägern und einer Anzahl Torpedoboote, gelangte, obgleich bereits durch den Suezkanal gegangen, infolge der Schwierigkeiten der

Kohlenversorgung, sowie mehrfacher Havarieen, und wohl auch in Anbetracht seiner einem Anfall überlegener japanischer Kräfte im gelben und chinesischen Meer ausgesetzten Situation, nicht nach Ostasien, sondern kehrte nach den russischen Häfen zurück.

Von vornherein waren daher die mannigfachsten materiellen Momente der Ueberlegenheit bei der japanischen Flotte vorhanden, und man war sich in Japan dessen sehr wohl bewußt. Denn das japanische Flottenbauprogramm hatte die Erreichung dieser Ueberlegenheit als bestimmtes Ziel ins Auge gefaßt, und mit Admiral Ito hatte der jetzige Admiral Togo schon 1895 den Plan zur Neugestaltung der japanischen Flotte entworfen und alsdann den Bau aller Panzerschiffe und Kreuzer geleitet. Mit dem Moment aber, als derselbe beendet war, und die neuen Schiffe ausgerüstet und armirt waren, und ihre Probefahrten und sonstigen Versuche bestanden hatten, brach der Krieg aus.

Allein es waren nicht nur jene Momente der materiellen Ueberlegenheit, die dabei auf Seite der Japaner lagen, darunter namentlich auch, daß ihre Schlachtschiff- und Panzerkreuzergeschwader homogene waren, und daher besser gemeinsam zu manövriren und zu kämpfen vermochten, wie die unhomogenen russischen Geschwader, sondern auch, daß die Schulung und Ausbildung der japanischen Flotte die bessere war. Eine fachmännische amerikanische Autorität bemerkt in dieser Hinsicht, „daß Rußland den Fehler gemacht habe, den größeren Wert auf den Bau von Kriegsschiffen und den geringeren auf die Ausbildung der Offiziere und Mannschaften zu legen. Rußlands Demütigung sei direkt der mangelhaften Ausbildung des Personals zuzuschreiben. Rußlands Niederlage zur See, die jetzt so gut wie gesichert erscheine, habe den größten Anteil an seiner Niederlage auf dem Lande, und doch war bei Beginn des Krieges Rußland auf dem Papier die stärkere Seemacht. (?) An modernen Geschützen und Einrichtungen, an Allem, was der Erfindungsgeist erdenken oder Geld kaufen könne, stand es dem Feinde gleich. (?) Und doch wurde es niedergeschlagen, als wenn seine Flotte diejenige der Türkei wäre, zermalmt, als wenn seine Kriegsschiffe nichts weiter wären, wie chinesische Dschunken und zur See so erniedrigt, als sei der Zar Kaiser von Abessynien. Das Wichtigste ist eben das Personal." Dasselbe entstammt in Japan überdies bekanntlich einem mit der See und dem Seewesen vertrauten Inselvolk und hatte im Kriege gegen China praktische Erfahrungen gesammelt, während Rußland derselben seit einem halben Jahrhundert gänzlich ermangelt, denn sein Krieg von 1877/78 gegen die Türkei bot keine Gelegenheit dazu.

Das maritime Uebergewicht, welches Japan zu Beginn des Krieges zur Seite stand, wurde mit dem Ueberfall seiner Flotte auf das Port Arthur-Geschwader in der Nacht vom 7. zum 8. Februar, noch vor erfolgter Kriegserklärung, zu einem entscheidenden und bis zur Zeit

währenden. Denn 3 der Schlachtschiffe des Port Arthur-Geschwaders, sowie 4 seiner Kreuzer wurden durch japanische Torpedos mehr oder weniger schwer havarirt, und somit für mehrere Monate gefechts- und operationsunfähig. Gleichzeitig griff ein japanisches Geschwader unter Admiral Uriu die Kreuzer Warjag und Koriez mit starker Ueberlegenheit bei Tschemulpo an und vernichtete sie. Mit diesen beiden Akten aber erlangte die japanische Flotte, wenn auch nicht die völlige Herrschaft zur See, so doch eine derartige Ueberlegenheit über den Gegner, daß dieser Umstand in seinem Effekt gleichbedeutend mit der Herrschaft zur See war. Die japanische Kriegsleitung vermochte daher nunmehr zur Durchführung ihres reiflich erwogenen, völlig rationellen Kriegsplanes zu schreiten. Derselbe bestand in großen Zügen zunächst in der Landung und Basirung auf Korea und dem Vordringen in der Halbinsel bis zum Jalufluß, in der Ueberwältigung dieses von den Russen verteidigten Abschnittes und neuen Basirung daselbst, alsdann aber in der Landung auf der Halbinsel Liaotung bei Pitzewo und später Takushan. Hierauf im Vormarsch gegen die Halbinsel Kwantung und in der Bewältigung der ihren Landzugang sperrenden, von den Russen verteidigten, ungemein starken Stellung von Kintschou. Alsdann in dem Vormarsch auf Port Arthur und dem gleichzeitigen nach Kaiping im Norden Liaotungs. Der Vormarsch der Armee Kurokis vom Jalu nach Föngwangtschöng und darauf die Besitznahme des gebirgigen Teils der südöstlichen Mandschurei, jedoch noch ohne dessen Pässe, war ihm vorausgegangen.

Während dieser sämmtlichen Operationen war es für die Japaner von größter Wichtigkeit, das russische Port Arthur-Geschwader in Port Arthur zu blockiren und an einer Störung der Landungen und der ihnen folgenden unaufhörlichen Proviant-, Kriegsmaterial- und Truppentransporte zu hindern. War auch in Anbetracht der erlittenen starken Einbuße der russischen Flotte ein Kampf in offener See mit derselben nicht zu fürchten, so vermochten doch einige bei Nacht auslaufende schnelle russische Torpedobootzerstörer oder Kreuzer den Landungs- und Transportflotten der Japaner sehr gefährlich zu werden und den empfindlichsten Schaden zuzufügen. Selbst eine enge, für die blockirende Flotte höchst aufreibende Blockade Port Arthurs hätte diese Gefahr nicht völlig zu beseitigen vermocht,*) und überdies lag es, da das Port Arthur-Geschwader sich im Laufe der Zeit zu retabliren und wieder zu einem aktionsfähigen starken Gefechtskörper zu werden vermochte, im Interesse der Japaner, dieses Geschwader, wenn möglich durch Benutzung sich bietender Gelegenheit zu Torpedo- und Kontaktminenangriffen, aufs neue empfindlichst zu schwächen und durch Angriffe mit Sperrschiffen die

*) Es fand nur eine weite auf die Elliot-Inseln basirte Blockade statt.

Hafeneinfahrt Port Arthurs völlig zu schließen und das russische Geschwader damit absolut lahm zu legen und mit dem beabsichtigten Bombardement Port Arthurs bei dem geplanten gemeinsamen Angriff zu Lande und zur See dem sicheren Untergange zu weihen.

Bei Wladiwostock war eine derartige Abschließung in Anbetracht des breiten doppelten Zuganges zu diesem Hafen und der für sie nicht ausreichenden Stärke der japanischen Flotte nicht möglich, und mußte man sich japanischerseits mit einer, wie es scheint, sehr entfernten Beobachtung desselben und seines Geschwaders durch ein Geschwader Admiral Kamimuras begnügen, die sich schließlich auf die Sicherung der Straße von Korea nach Norden gegen Vorstöße der Wladiwostockflotte beschränkt zu haben scheint. Diese Maßregeln genügten jedoch nicht, um das Wladiwostock-Geschwader unschädlich zu machen, und es gelang demselben, namentlich nachdem es unter den tatkräftigen Oberbefehl Admiral Skrydlows getreten war, außer dem Kinshin Maru noch mehrere japanische Truppen- und Materialientransportdampfer und mehrere Handelsdampfer in den Grund zu bohren und neuerdings einen Raid an der ostjapanischen Küste auszuführen, bis dasselbe schließlich, am 12. August zur Vereinigung mit dem ausbrechenden Port Arthur-Geschwader nach der Straße von Korea vorgegangen, dem überlegenen Angriff Admiral Kamimuras erlag und den Rurik einbüßte. Für den Gang der großen Kriegsereignisse blieb seine Tätigkeit somit ohne jeden Belang.

Bei Port Arthur entwickelten sich schon früh die unablässig wiederholten japanischen Angriffe mit Sperrschiffen, Torpedobooten und Kontaktminen, die von den Japanern mit beispielloser Kühnheit und Beharrlichkeit durchgeführt wurden. Die japanischerseits angestrebte Vernichtung oder doch völlige Absperrung des Port Arthur-Geschwaders war jedoch von doppelter Wichtigkeit, als sie einerseits dasselbe an der Mitwirkung zur Verteidigung der südlichen Teile der Landfronten, wie sie mit Erfolg bei der Wiedergewinnung der Lushutunposition durch die Russen erfolgte, sowie auch an der Bekämpfung der Beschießung Port Arthurs auf der Seefront verhindert hätte, und als es den Japanern andererseits wohl bekannt war, daß Rußland mit größtem Nachdruck sein Ostseegeschwader zum Entsatz seines Pacific-Geschwaders ausrüstete und sobald als möglich abzusenden beabsichtigte. So lange aber das Port Arthur-Geschwader nicht durch Vernichtung oder Kampfunfähigmachung seiner Schiffe, oder durch hermetische Absperrung unschädlich gemacht worden war, bedrohte es, wieder aktionsfähig geworden, auch nach dem Untergang des Petropawlowsk noch die Herrschaft der Japaner zur See, da es noch 6 Schlachtschiffe und 5 Kreuzer, darunter den Panzerkreuzer erster Klasse Bajan und eine beträchtliche Anzahl Torpedofahrzeuge und mehrere Kanonenboote zählte, und blieb selbst, falls sich seine unlängst japanischerseits behauptete Einbuße um ein Schlachtschiff vom

Typ des Peresswjet und einen geschützten Kreuzer vom Typ der Diana bestätigt hätte, ein Faktor, mit dem besonders insofern noch zu rechnen war, als er starke Kräfte der japanischen Flotte zu seiner Beobachtung und eventuellen Abwehr an sich fesselte, die für die Bewertung der Gefechtskraft des baltischen Geschwaders sehr ins Gewicht fielen. Diese Bedeutung wohnt jedoch auch heute noch dem Rest des Geschwaders annähernd bei. Scheint man doch russischerseits überzeugt, daß der Gefechtswert selbst des Restes des Port Arthur-Geschwaders noch so bedeutend ist, daß man die beiden neu formirten Divisionen der baltischen Flotte, die nebst einer dritten noch nicht formirten das zweite Geschwader der Pacificflotte bilden sollen, noch vor der vollständigen Bereitstellung der besonders gefechtskräftigen dritten Division, die aus drei der modernsten mächtigen Schlachtschiffe und zwei schnellen Kreuzern bestehen soll, nach dem gelben Meere zu entsenden beschloß, um dort in Kooperation mit dem Port Arthur-Geschwader den Kampf mit der japanischen Flotte aufzunehmen. Deshalb ist es auch heute noch neben anderen schwerwiegenden militärischen und politischen Gründen von so großer Wichtigkeit für Rußland, daß sich Port Arthur möglichst lange hält, damit sein Geschwader nicht völlig vernichtet oder von den Japanern genommen wird und wenn irgend möglich noch zu jener kooperativen Verwendung verfügbar bleibt. Von ihr aber würde das eventuelle Gewinnen der Seeherrschaft russischerseits wesentlich abhängen, und wenn sie etwa noch errungen würde, die Entscheidung des Krieges zu Gunsten Rußlands neigen. Denn das japanische Heer würde, ungeachtet aller Erfolge, seiner Verbindung mit der Heimat in diesem Falle beraubt, sich zwar noch eine Zeit lang auf dem Kontinent halten können, in Ermangelung des unbedingt erforderlichen Nachschubs an Kriegsmaterial und Personal aus der Heimat aber auf die Dauer nicht. Allein auch die Erreichung des weiteren angeblich russischerseits in dem schweren Kampfe mit Japan um die Vormachtstellung im fernen Osten ins Auge gefaßten Zieles, die Japaner nach ihrer Besiegung in der Mandschurei und ihrer Vertreibung von dort und aus Liatung und Kwantung, sowie aus Korea, im eigenen Lande anzugreifen und ihnen in Tokio den Frieden zu diktiren, würde von der Gewinnung der Seeherrschaft abhängig sein, ebenso aber auch die Wiedereroberung Kwantungs und die eventuelle Port Arthurs nach dessen Fall. Denn von der japanischen Flotte, neben entsprechenden Landstreitkräften verteidigt, sind weder Port Arthur noch die befestigte starke Stellung von Kintschou russischerseits ohne überlegene Flotte wieder zu nehmen. Das Bestreben der russischen Kriegsleitung, durch die baltische Flotte die Reste des Port Arthur-Geschwaders eventuell noch zu entsetzen, und vor allem den Japanern womöglich die Herrschaft zur See noch zu entreißen, ist daher, wenn auch sehr wenig aussichtsvoll, gerechtfertigt und vermöchte von größter Bedeutung für

den weiteren Verlauf und Ausgang des Krieges zu werden. Allein die Unfertigkeit der baltischen Flotte hat Rußland, allem Anschein nach, zu einer Teilung des zweiten Pacificgeschwaders gezwungen, die den Erfolg der ganzen Maßregel in Frage stellen kann. Denn die, nunmehr demnächst nach Ostasien auslaufenden beiden Divisionen dieses Geschwaders werden, und zwar die erste unter dem Befehl Admiral Fölkersams, nur aus den älteren Schlachtschiffen Kaiser Alexander II.,*) Olsjabja, Navarin, Sissoy-Veliky, und nur zwei neuen, dem Borodino und dem Suwdrow, und dem Panzerkreuzer Admial Nachimoff und einer Anzahl Torpedofahrzeuge, Kohlen- und sonstiger Hilfsschiffe bestehen. Die zweite Division unter dem Befehl des Kontre-Admirals Enquist aber nur aus den Panzerkreuzern Awrora, Dmitri-Donskoi und den kleinen Kreuzern Svletjana und Almas. Die übrigen neuesten und besten, jedoch noch unfertigen russischen Schlachtschiffe, der Alexander III., Arjol (Orel) und Slawa, die voraussichtlich die dritte Division bilden sollen, sind zur Zeit noch nicht verwendungsbereit. Sie aber würden gerade in ihrer Vollzahl mit den beiden anderen neuen Schlachtschiffen eine bedeutende, den 5 japanischen Schlachtschiffen gewachsene Gefechtskraft repräsentiren, während dies für die älteren und nur 2 neuen nunmehr auslaufenden russischen Schlachtschiffe und Kreuzer um so weniger gilt, als dieselben völlig unhomogene und langsame Geschwader bilden.**)

Das Schlachtschiff Kaiser Alexander II., der ersten Division, 1887 vom Stapel gelaufen, deplacirt 9650 Tonnen, läuft 15 Knoten, hat Dampfstrecke von 4500 Seemeilen, 7,8 m Tiefgang, 610 Mann Bemannung, und ist mit 2 30,5 cm, 4 25 cm, 8 15 cm und 10 4,7 cm Geschützen armirt. Die Olsjabja von 1898 deplacirt 12 880 Tonnen, läuft 18 Knoten, hat etwa 4000 Seemeilen Dampfstrecke, 7,9 m Tiefgang, 732 Mann Bemannung, und ist mit 4 25,4 cm, 11 15 cm, 20 7,5 cm, 22 4,7 cm und 6 3,7 cm Geschützen armirt. Der Navarin von 1891 deplacirt 9600 Tonnen, läuft 15,7 Knoten, hat 8,4 m Tiefgang, 630 Mann Bemannung, und ist mit 4 30,5 cm, 8 15 cm, 12 4,7 cm und 12 3,7 cm Geschützen armirt. Seine Dampfstrecke beträgt 6000 Seemeilen. Der Ssissoi-Weliki von 1894, deplacirt 9150 Tonnen, läuft 15,7 Knoten, hat 7,8 m Tiefgang, 590 Mann Bemannung, 4000 Seemeilen Dampfstrecke, und ist mit 4 30,5 cm, 6 15 cm, 12 4,7 cm, 12 3,7 cm Geschützen und 4 Mitrailleusen armirt. Der Panzerkreuzer Admiral Nachimoff, von 1885, erneuert 1899, deplacirt 8640 Tonnen, läuft 15 Knoten, hat 8,4 m Tiefgang, 4200 Seemeilen Dampfstrecke und 570 Mann Bemannung, und ist mit 8 20,3 cm, 10 15 cm, 6 8,7 cm und 4 3,7 cm Geschützen

*) Nach einer anderen Angabe Alexander III.

**) Inzwischen soll einer neuesten Nachricht zu Folge das Auslaufen der beiden ersten Divisionen nach dem Mittelmeer zwar stattfinden, die Flotte jedoch dort bei Algier Rast halten, sollte jedoch Port Arthur inzwischen fallen, wieder nach der Ostsee zurückkehren.

armirt. Von der zweiten Division deplacirt der Panzerkreuzer Awrora 6740 Tonnen, läuft 20 Knoten, hat 6,4 m Tiefgang, 3700 Seemeilen Dampfstrecke, 422 Mann Bemannung, und ist mit 8 15 cm, 22 7,5 cm, 6 4,7 cm und 2 3,7 cm Geschützen armirt. Der Panzerkreuzer Dmitri Donskoi, von 1883/95 deplacirt 5893 Tonnen, läuft 16,5 Knoten, hat 7,8 m Tiefgang, 550 Mann Bemannung und 4800 Seemeilen Dampfstrecke, und ist mit 6 15 cm, 10 12 cm, 6 4,7 cm und 10 3,7 cm Geschützen armirt. Der geschützte Kreuzer Swjetlana von 1896 deplacirt 3900 Tonnen, läuft 20,2 Knoten, hat 5,7 m Tiefgang, 7000 Seemeilen Dampfstrecke, 360 Mann Bemannung und ist mit 6 15 cm und 10 4,7 cm Geschützen armirt. Der geschützte Kreuzer Almas deplacirt 3300 Tonnen, läuft 19 Knoten, hat 5,3 m Tiefgang und 275 Mann Bemannung. Die übrigen Daten des 1903 vom Stapel gelaufenen Schiffes sind noch nicht bekannt.

Zwar repräsentiren die beiden Divisionen ein Geschwader von zusammen 6 Schlachtschiffen, 3 Panzerkreuzern, 2 geschützten Kreuzern und einer angemessenen Anzahl von Torpedofahrzeugen; allein sie sind weder einzeln noch im Verein der japanischen Flotte gewachsen, die zwar nur 5, jedoch völlig moderne Schlachtschiffe, — der Hatsutsee und der geschützte Kreuzer Joschino sowie die ungeschützten Kaimon und Mijako sind gesunken, — dagegen 8 Panzerkreuzer, 15 geschützte Kreuzer und 8 ungeschützte Kreuzer zählt. Nur in unmittelbarer Kooperation mit dem etwa nach dem Eintreffen der beiden Divisionen noch aktionsfähig vorhandenen Rest des Port Arthur-Geschwaders, und womöglich dem Wladiwostock-Geschwader, würde sich eine quantitative Gleichwertigkeit der beiden feindlichen Flotten und selbst eine numerische Ueberlegenheit der russischen, die sehr unwahrscheinliche Erhaltung des Port Arthur-Geschwaders vorausgesetzt, um 6 Schlachtschiffe, jedoch eine Inferiorität derselben um 2 Panzerkreuzer und 12 geschützte, sowie 6 ungeschützte Kreuzer, die allerdings fürs Gefecht nicht mitzählen, ergeben. Allein es fragt sich, in welchem Zustande sich der Rest des Port Arthur-Geschwaders nach den Kämpfen vom 23. Juni und 10. August befindet, von deren ersterem die Depeschen Admiral Togos, wie erwähnt, behaupteten, ein russisches Linienschiff vom Typ des Peresswjet zerstört und einen Kreuzer vom Typ der Diana schwer beschädigt zu haben. Schon die ersten Beschädigungen am 7./8. Februar waren derart schwere gewesen, daß es der angestrengtesten 4 monatlichen Tätigkeit der Russen bedurfte, um die von den japanischen Torpedos getroffenen stark havarirten Schiffe wieder aktionsfähig zu machen. Fachmännischem englischen Bericht zu Folge war der Retwisan unterhalb der Wasserlinie in der Nähe des Maschinenraumes arg durchlöchert, die Pumpen und sonstigen Hilfsmaschinen waren verbogen und zerschmettert, die Panzerplatten in der Umgebung des Lecks aus der richtigen Position in großer Aus-

dehnung weit herausgebracht. Auch die Haupttriebwelle war verbogen, Alles in Allem Schäden, die nur nach monatelanger Arbeit und gewiß nicht in Port Arthur vollständig gut gemacht werden konnten. Der Zesarewitsch hatte zwar nur Schäden in seiner äußeren Struktur erlitten, aber diese konnten nur mit viel zu leichten Panzerplatten, wie sie gerade in Port Arthur vorhanden waren, notdürftig geflickt werden. Auch das beschädigte Hauptsteuerrad vermochte mit den in Port Arthur verfügbaren Mitteln nicht völlig in Ordnung gebracht zu werden. Bei dem Poltawa war einer der cylindrischen Kessel unter der Wasserlinie zerschossen: das Schiff konnte relativ wieder leistungsfähig gemacht werden; doch erzielte es jetzt höchstens fünfzehn Knoten und war in allen Beziehungen den erstklassigen japanischen Schiffen inferior. Bei dem Pobjeda dagegen handelte es sich um konstruktive Beschädigungen schwerster Art und um Beschädigungen eines Kessels, so daß er jetzt kaum über vierzehn Knoten läuft. Sebastopol und Pereswiet, die beide unbeschädigt waren, sind sechs und neun Jahre alte Schiffe mit erneuerungsbedürftigen Kesseln, die bei stärkster Heizung kaum sechzehn Knoten ergeben. So gelangte der englische Fachmann zu dem Schlusse, daß der Besitzstand der Russen in Port Arthur an erstklassigen Schlachtschiffen schon nach dem Ueberfall vom 7./8. Februar nur noch in: „zwei guten, jedoch zu langsamen Schiffen", zwei „flügellahmen Enten" und zwei mehr oder weniger „hoffnungslosen Krüppeln" bestand. Dagegen vermochten die Russen mit anerkennenswerter Anstrengung die ihnen in Port Arthur zur Verfügung stehenden Hilfsmittel zur Wiederherstellung der vollständigen Gefechtstüchtigkeit ihrer Kreuzer zu verwenden.

Allein auch die Reparatur der havarirten Schlachtschiffe gelang nach unsäglichen Mühen derart, daß das Schlachtschiff-Geschwader unter Admiral Makarow am 13. April auszulaufen vermochte und zweifellos unter diesem tatkräftigen Führer einen Kampf, der sich, unter einigermaßen günstigen Umständen darbot, mit dem Gegner aufgenommen hätte. Die ihm gegenüber stark entwickelte Ueberlegenheit der japanischen Flotte Admiral Togos zwang ihn jedoch zum Rückzug, und hierbei wurde eins der besten Schlachtschiffe seines Geschwaders, das Flaggschiff Petropawlowsk nebst seinem Admiral das Opfer einer japanischen Seemine, die die Japaner an der Stelle des Meeres zu legen verstanden hatten, die die Schiffe des russischen Geschwaders stets beim Auslaufen zu passiren pflegten. Dieser schwere Verlust für die russische Flotte wurde allerdings, was das Schiff selbst anbetraf, durch den am 15. Mai eintretenden des japanischen Schlachtschiffes Hatsutse und des Kreuzers Joshino sowie die schwere Havarirung des Schlachtschiffs Fuji wieder ausgeglichen, von denen der erstere durch russische Seeminen erfolgte, die nunmehr russischerseits an einer Stelle gelegt waren, die die japanischen Schiffe zu passiren pflegten, während der des Kreuzers Joshino durch Zusammen-

stoß mit einem Panzerkreuzer erfolgte. Allein die russische Flotte wurde mit dem Untergang des Petropawlowsk zugleich ihres Führers beraubt, der für den besten der russischen Marine galt, ein Verlust, der nicht wieder gut zu machen war, da es dem zum Nachfolger im Oberbefehl des Pacificgeschwaders ernannten, als fast ebenso tüchtig geltenden Admiral Scrydlow, in Folge der mit der Eroberung des Isthmus von Kintschou eintretenden Cernirung Port Arthurs zu Lande, nicht mehr gelang, den Oberbefehl in Person zu übernehmen. Ueberdies erlitt das Port Arthur-Geschwader, als es am 23. Juni unter Admiral Withöft auslief, um, wie ziemlich übereinstimmend angenommen wird, den unvermeidlichen Kampf mit der japanischen Flotte aufzunehmen und wenn möglich nach Wladiwostock oder einem neutralen Hafen, sei es Wei-hai-Wei oder Kiautschou zu entkommen, und dort, wenn auch desarmirt und bis zum Friedensschluß zur Untätigkeit verurteilt, wenigstens das bedeutende Wert- und Gefechtskraftobjekt, welches dasselbe noch immer repräsentirte, dem eigenen Lande zu erhalten, neue empfindliche Einbuße, indem die in dem Bericht Admiral Togos erwähnten Verluste zwar als übertrieben bezeichnet, jedoch nicht völlig bestritten wurden. Immerhin erwiesen sich am 10. August als aktionsfähig die 5 Schlachtschiffe Sebastopol, Poltawa, Pobjeda, Cesarewitsch und Retwisan, von Kreuzern die geschützten Kreuzer Pallada, Diana, Nowik und Ascold und 8 Torpedobootjäger. Daß von der Aktionsfähigkeit dieser Schiffe japanischerseits unmittelbar nach dem 23. Juni nicht mehr viel besorgt wurde, bewies der Umstand, daß die japanische Flotte sich mit ihren Schlachtschiffen damals, wie es scheint, von ihrer Basis der Elliotinseln vorübergehend zurückzog und ihre frühere Basis an der Jalumündung aufsuchte, während allerdings ihre Torpedobootflottille zweifellos bei den Elliotinseln und die erforderlichen Kreuzer und Torpedoboote zur Beobachtung vor Port Arthur zurückblieben. Inzwischen hatte Admiral Togo seine Torpedobootangriffe auf die Hafeneinfahrt von Port Arthur fortgesetzt, und es gelang ihm durch seinen achtmal wiederholten Angriff mit Sperrdampfern etwa ein Dutzend derartiger Schiffe in der Hafeneinfahrt zu versenken, so daß dieselbe, ohnehin, wie erwähnt, von der Flutzeit beeinflußt, wenn auch noch frei, so doch nur mit Mühe und großem Zeitverlust zu passiren war. Während gleichzeitig japanischerseits darin fortgefahren wurde, die Einfahrt durch Seeminen möglichst zu sperren, hat man dies russischerseits durch gegen den Angriff zu sichern bestimmte Minenauslegung beantwortet und neuerdings eine Balkensperre gegen die Torpedoboot- und Minenangriffe vor der Einfahrt angelegt, die die ersteren im Feuer der Forts der Seefront der Festung aufzuhalten, die Minen aber zur Explosion zu bringen bestimmt ist. In der ersten Dekade des August hatte sich die Situation bei Port Arthur derart gestaltet, daß das Geschwader in dessen Hafen, namentlich durch

die Eroberung der Wolfsberge, durch indirekte Beschießung aufs gefährlichste bedroht, und zugleich die Reparatur der am 22. erlittenen Havarien beendet war. Beide Umstände im Verein scheinen den Befehl des Zaren zu dem Durchbruchsversuch am 10. August veranlaßt zu haben. Das Geschwader sollte durch die Tsushimastraße nach Wladiwostock zu entkommen versuchen, in der ersteren vom Wladiwostock-Geschwader unterstützt werden und nicht nach Port Arthur zurückkehren. Gelang das erstere im vereinten Kampfe mit der japanischen Flotte nicht, so sollte das Geschwader einzeln oder in kleinen Gruppen Wladiwostock oder die nächsten neutralen Häfen zu erreichen suchen. Das Resultat des Durchbruchsversuchs ist bekannt. Fürst Uchtomski, der das Geschwaderkommando übernommen hatte, befolgte den Befehl des Zaren, um jeden Preis nach Wladiwostock zu entkommen, nicht und brachte der japanischen Flotte nicht den Verlust von Schlachtschiffen bei, der durch jenen Befehl zweifellos intendirt und für das spätere Eingreifen der baltischen Flotte von größter Bedeutung war, ja selbst eine Vorbedingung desselben bildete. 5 Schlachtschiffe, 2 Kreuzer und 2 Torpedoboote kehrten nach Port Arthur zurück. Der Cesarewitsch entkam stark havarirt nebst 3 Torpedofahrzeugen nach Tsingtau. Der Ascold und 2 Kanonenboote nach Wusang, dem Hafen Shanghais, der Nowik in der Richtung auf Wladiwostock durch die van Diemens Straße, wurde jedoch beim Hafen von Korsakow das Opfer eines japanischen Kreuzerangriffs. 3 Torpedoboote scheiterten und wurden in die Luft gesprengt. Ein Kreuzer vom Pallada-Typ wurde durch einen Torpedobootangriff zum Sinken gebracht, und ein Torpedoboot völkerrechtswidrig in Tschifu genommen. Das zurückgekehrte Gros des Geschwaders soll stark havarirt sein, wurde jedoch bereits wieder als ausgelaufen gemeldet, und beteiligten sich die Schlachtschiffe Retwisan und Peresswiet und die Kreuzer Bajan und Pallada am 29. August an einem 6stündigen Artilleriekampf gegen die Belagerungstruppen.

Ob bei dieser Gesammtlage der maritimen Verhältnisse das neugebildete zweite Geschwader der Pacificflotte den Entsatz des Restes des Port Arthur-Geschwaders (sollte sich wider alles Erwarten Port Arthur noch lange halten, und jener Rest, wie vielfach angenommen wird, nicht überhaupt als abgetan gelten müssen) zu bewerkstelligen und die Herrschaft zur See noch zu erringen im Stande sein wird, ist eine offene Frage, und es erscheint daher von Interesse, den Bedingungen, denen sie unterliegt, einen näheren Blick zu widmen.

Schon unmittelbar nach dem ersten erfolgreichen Angriff der japanischen Flotte auf das Port Arthur-Geschwader und bei Tschemulpo trat mit Bestimmtheit die Nachricht auf, daß bald eine starke zweite russische Flotte von der Ostsee nach den ostasiatischen Gewässern entsandt werden

würde. Zuerst wurde Ende Juni als der Abfahrtstermin bezeichnet, und es hieß, daß das Geschwader aus 5 mächtigen, modernen Schlachtschiffen, 3 älteren Schlachtschiffen, 2 Panzerkreuzern, 3 geschützten Kreuzern und 2 Transportdampfern, in Summa 15 Schiffen bestehen, und von 30 Torpedobooten begleitet sein und dem Kontre-Admiral Roshdestwensky, einem der besten Offiziere der russischen Marine, unterstellt sein werde. Letzteres bestätigte sich; und als Termin der Bereitschaft zum Auslaufen wurde bald der 15. Juli bezeichnet. Admiral Roshdestwensky erklärte jedoch im April einem Interviewer, daß man unmöglich sagen könne, was sich bis Mitte Juli ereignen werde, und daß das Geschwader in den baltischen Gewässern notwendig werden könne, seiner persönlichen Ansicht nach werde dasselbe im September nichts mehr im fernen Osten zu tun haben. Diese Aeußerung, von so namhafter Seite, schien zu bekunden, daß die russische Regierung damals wünschte, daß ihre Absicht, ein Geschwader bald zur Verstärkung der Pacificflotte zu entsenden, bekannt werde. Andererseits aber bestanden in den mit der Lage des Kriegsschiffsbaus in Rußland und der dort üblichen Verfahrungsweise vertrauten Kreisen starke Zweifel an der Möglichkeit, zum erwähnten Termin oder selbst im Laufe dieses Jahres die Anzahl der stärksten modernen Schiffe fertig zu stellen, die zu dem neuen Geschwader gehören sollten. Selbst die aufgewandte fieberische Eile einer großen Arbeiterzahl in Tag- und Nachtschichten vermochte nur geringe praktische Ergebnisse zu erzielen, da sie einer langen Periode langsamen und unmethodischen Schiffsbaus folgte; denn selbst mit unbeschränkten Mitteln an Geld und Arbeitskräften war es nicht möglich, unvollkommene und verzögerte Vorkehrungen wieder gut zu machen. Die Schwierigkeit der Lage war noch durch die russische sogenannte „patriotische Schiffsbaumethode" erhöht, die forderte, daß nur inländisches Material, Arbeiter und Werften zum Bau russischer Kriegsschiffe verwandt werden sollten. Allerdings war dieser Grundsatz unter dem Drang der Umstände mehrfach durchbrochen, und eine Anzahl der wichtigsten taktischen Einheiten des Pacificgeschwaders in Deutschland, Frankreich und den Vereinigten Staaten gebaut worden. Auch kaufte Rußland, wenn sich auch die Verhandlungen zum Ankauf südamerikanischer Kriegsschiffe zerschlugen, eine Anzahl Handels- und Postdampfer für Kriegszwecke, im Auslande, namentlich in Deutschland vom Norddeutschen Lloyd. Der Krieg brach aber mindestens zwei Jahre zu früh für die russische Flotte aus.

Die Japaner hatten den wichtigsten Teil ihres großen Flottenbauprogramms, den Bau ihrer 6 erstklassigen Schlachtschiffe und 6 erstklassigen Panzerkreuzer beendet; und der Umstand war ihnen vollkommen bekannt, daß Rußland ein Schlachtschiffbauprogramm urgirte, dessen Vollendung ihm eine ausgesprochene maritime Ueberlegenheit geben sollte. Zur Zeit liegen in der Newa und bei Kronstadt 5 mächtige

Schlachtschiffe der Borodinoklasse von je 13 730 Tonnen, und zwar der Borodino, Kaiser Alexander III., Arjol (Orel), Suwórow und die Slawa, und 3 Schlachtschiffe von je 16 630 Tonnen. Dieselben, der Kaiser Paul, Perwi und Andrei Perwoswannjia befinden sich auf dem Kiel. Die erstere Gruppe lief in den Jahren 1901 bis 1903 vom Stapel. Allein der Schiffsbau schreitet in Rußland anders vor wie anderwärts. Lokale Verhältnisse und die geringe in der Newa vorhandene Anzahl von zum Schiffsbau geeigneten Stellen machen es wünschenswert, die Schiffe in einem frühen Stadium des Baus vom Stapel zu lassen, wenn sie noch bloße Schalen sind. Die Schiffe laufen ohne Seitenpanzer und mit namentlich in den Oberbauten unvollständigem Rumpf vom Stapel. Der Stapellauf des Kaiser Alexander III. erfolgte im August 1901 und der des Borodino im September jenes Jahres, allein selbst heute sind sie eben erst beendet, und der erstere in den Einzelheiten noch unvollständig. Ueberdies sind die russischen „Staatswerften" für die komplicirte und mühsame Herstellung der inneren Ausstattung und Einrichtungen moderner Kriegsschiffe höchst unvollkommen ausgestattet, und das Resultat ist die Gewohnheit, viele dieser Arbeiten Privatunternehmern zu übergeben, die jedoch in diesen Arbeiten nichts Besonderes leisten, noch zu rascher und ökonomischer Herstellung im Stande sind. Häufig führen verschiedene Unternehmer ihre Arbeit in Konkurrenz mit einander aus, ohne eine geeignete allgemeine Kontrolle oder gebührende Rücksicht auf sich widerstreitende Anforderungen. Verzögerungen und Aenderungen entstehen daher sehr oft, und Kosten und Bauzeit vergrößern sich dadurch. Nur ein Werk an der Newa ist an Ausstattung und Leistungsfähigkeit ein erstklassiges Schiffsbauetablissement. Es sind die „baltischen Eisenwerke", die im Besitz der Marine sind und von Marineoffizieren geleitet werden, so daß sie frei von den Fehlern der Verwaltung der „Staatswerfte" sind. Ein anderer bemerkenswerter Faktor, der die Zeit der Herstellung beeinflußt, ist die geringe, für in der Newa gebaute Kriegsschiffe verfügbare Wassertiefe auf ihrem Wege nach Kronstadt. Der Orel (Arjol) geriet infolgedessen dabei unlängst auf den Grund, und zwar selbst nachdem ein beträchtlicher Teil seines Panzers und anderer schweren Belastung entfernt worden war, um seinen Tiefgang zu verringern. Ueberdies ist das Arsenal von Kronstadt für die Endstation der Schiffsherstellung nicht gut geeignet, obgleich die betreffenden Arbeiten dort in großem Umfang erfolgen müssen. Die Docks sind vortrefflich, allein Materialausrüstung und sonstige Ausstattung sind nicht von entsprechender Qualität. Diese Verhältnisse machten einen derart schnellen Fortschritt in der Fertigstellung der neuen großen Schlachtschiffe, die in den Endstadien der Vollendung und Ausstattung gleichzeitig erfolgen muß, unmöglich, um das erwähnte Geschwader schon im Juli absenden zu können, und nur die 4 älteren Schlachtschiffe, 2 neue und 5 Kreuzer sind heute zum Auslaufen

bereit. In der Schnelligkeit tüchtigen Schiffsbaus und tüchtiger Maschinenkonstruktionen besteht eine Grenze, — bereits sind bei der hastigen Herstellung Uebelstände hervorgetreten —, und heute gilt in manchen fachmännischen Kreisen, daß unter den erwähnten großen Schlachtschiffen der Slawa, Orel und Alexander III. nicht vor Januar oder Februar nächsten Jahres zur Indienststellung bereit sein können, ja, daß selbst ihre Absendung aufgegeben werde, wenn Port Arthur falle.*)

Von großer Wichtigkeit für die eventuelle Entsatzoperation ist der Weg, den ihr Geschwader nehmen soll, und die Kohlenversorgung. Das Projekt, von Sibirien durch die Behringstraße nach dem Pacific zu gehen, ist wohl niemals ernstlich ins Auge gefaßt worden. Das einzige Schiff, welches diesen Weg überhaupt zurückgelegt hat, die Vega Nordenskiölds, fror dabei im September 1878 ein, und das gleiche Geschick konnte das russische Geschwader treffen, und wäre die Durchfahrt für eine große Flotte weit schwieriger. Um das Kap wird der Weg zu lang, und es bleibt daher nur der durch den Suezkanal, die angemessene Kohlenversorgung aber bildet die Hauptschwierigkeit für das Geschwader. Wie berichtet wird, soll dieselbe dadurch gemindert werden, daß eine beträchtliche Anzahl Kohlenschiffe in den schwarzen Meerhäfen versammelt wird, und dann nach Port Said geht, um sich dort dem Geschwader anzuschließen. Wie groß aber der Kohlenbedarf auf der etwa zweimonatlichen Reise ist, geht daraus hervor, daß die in England gebauten japanischen Schlachtschiffe Asahi und Shikishima auf ihrer Fahrt nach Japan 5700 bezw. 4800 Tonnen Kohlen konsumirten, während jeder Panzerkreuzer 3400 bis 4400 Tonnen verbraucht. Die Dampfstrecken und der entsprechende Kohlenvorrat für 4000 bis 4500 Seemeilen, wie sie die eigenartigen älteren Schlachtschiffe der ersten Division besitzen, reichen daher für die Fahrt und die sich ihr unmittelbar anschließenden Operationen nicht aus, und fremde Kohlenstationen dürfen nur Kohlen bis zum nächsten neutralen oder eigenen Hafen liefern. Zwar sind alle jene Schiffe mit Vorkehrungen, um in See Kohlen einnehmen zu können, versehen, allein viele haben unökonomische Maschinen und, wie erwähnt, unzureichendes Kohlenfassungsvermögen, sodaß ihre Bunker unterwegs häufig wieder gefüllt werden müssen. Wenn es ferner wahrscheinlich ist, daß man russischerseits zum Heizen der Maschinen mit Oel schreiten wird, worin die russische schwarze Meerflotte große Erfahrungen besitzt, ein Verfahren, welches wahrscheinlich 30 Procent mehr Dampfstrecke ergiebt, so müssen doch die Bunker dafür erst eingerichtet und das Heizerpersonal erst in der Behandlung Oel brennender Kessel eingeübt werden. Zu Beidem aber

*) Die Nachricht, daß der Brand der Filiale Guillaume und Felton in Petersburg, welche 300 km an Draht= und Kabelleitungen für die Flotte zu liefern hat, die Absendung derselben erheblich verzögern werde, bestätigt sich nicht, da Vorkehrungen zur Innehaltung des Lieferungstermins getroffen sind.

bedarf es der Zeit, und der Beschaffung von Tankdampfern, und selbst bei allen möglichen Vorsichtsmaßregeln bleibt der Plan in hohem Grade ein Versuch. Da das Geschwader aus Schiffen neuester Konstruktion und älteren gebildet ist, so steigert sich seine Unhomogenität noch, und die Mitführung von Torpedobooten hemmt seine Fahrt. Dieselben sollten daher, wie neuerdings berichtet ward, zerlegt, per Bahn verladen und nach Wladiwostock transportirt werden, ebenso 13 Unterseeboote, für deren wirksame Verwendung es der russischen Marine jedoch an dem erforderlichen geschulten Personal fehlt. In französischen Fachkreisen wird hervorgehoben, daß die in Eile fertig gestellten Schiffe ungeeignet sind, zu Beginn ihrer Indienststellung eine lange und schwierige Fahrt in der Jahreszeit, die ihnen bevorsteht, zu unternehmen, und daß dieselbe kaum von bedenklichen Verzögerungen und möglichen Unfällen frei bleiben wird. Zur Bemannung des Geschwaders aber ist eine große Anzahl von Offizieren und Mannschaften erforderlich, und neuerdings wurden nahezu 4000 russische Marinereservisten dazu einberufen, und die Schiffe bei Kronstadt mit ihnen bemannt. Allein sie bilden offenbar nicht die Klasse von Mannschaften, die für die richtige Handhabung des subtilen und komplicirten Mechanismus heutiger Kriegsschiffe geeignet ist, und auch in dieser Hinsicht bietet die Entsendung des Geschwaders ernste Gefahren.

Gelangte allerdings ein Geschwader, gebildet aus den erwähnten 5 neuen völlig modernen Schlachtschiffen und 4 älteren, begleitet von einer entsprechenden Anzahl von Panzer- und geschützten Kreuzern und Kohlen- und sonstigen Begleitschiffen ins gelbe Meer, so würden die Japaner den — die allerdings sehr unwahrscheinliche Erhaltung und Aktionsfähigkeit der übrig gebliebenen, stark havarirten 5 Schlachtschiffe des Port Arthur-Geschwaders bis dahin vorausgesetzt — alsdann 14 russischen zu einem Drittel modernen Schlachtschiffen gegenüber an Schlachtschiffen weit inferior sein und einen sehr harten Stand haben, falls es ihnen nicht, wie heute höchst wahrscheinlich, vorher gelingt, Port Arthur mit dessen Geschwader zu nehmen oder die Einfahrt dauernd zu sperren. Im letzteren Falle aber würde das russische Entsatzgeschwader die Ueberlegenheit über die japanische Flotte nur in vier veralteten Schlachtschiffen besitzen und überdies genötigt sein, angesichts der beherrschenden Position der japanischen Flotte an der Straße von Korea und ihrer vortrefflich ausgestatteten Basisplätze, Wladiwostock zu erreichen und sich auf diesen geräumigen, gut ausgerüsteten Kriegshafen zu basiren, der jedoch von Oktober bis April eingeeist ist. Gehen jedoch, wie dies beschlossen, nur die zur Ausfahrt bereiten beiden, aus 2 neuen und 4 älteren Schlachtschiffen, 3 Panzerkreuzern und 2 geschützten Kreuzern bestehenden ersten Divisionen des zweiten Pacificgeschwaders nach Ostasien, so dürfte sich denselben der schnellen und homogenen, um 3 Panzerkreuzer

stärkeren und nur ein Schlachtschiff schwächeren, vortrefflich geschulten und bewährten Flotte Admiral Togos gegenüber in einem Kampfe im gelben Meere nur dann Aussicht auf sicheren Erfolg bieten, wenn es der japanischen Flotte etwa nicht gelänge, das Auslaufen des Restes des Port Arthur-Geschwaders und sein unmittelbares Kooperiren mit dem Entsatzgeschwader zu verhindern, oder doch zu hemmen. Hierzu aber scheint ein Teil der japanischen, an Schlachtschiffen, wenn dies gelingt, allerdings 1 weniger zählenden, an Panzerkreuzern jedoch um 3, an geschützten Kreuzern um 14 überlegenen Flotte im Verein mit der starken überaus kühn geführten Torpedoflottille im Stande, so daß es möglich erschiene, daß das Gros der japanischen Flotte dem russischen Entsatzgeschwader entgegen ginge und dasselbe angriffe und überwältigte, während dem kleineren Teil der Flotte die Aufgabe des Aufhaltens des Port Arthur-Geschwaders zufiele. Von der Fahrtgeschwindigkeit, über welche die seit einem halben Jahre in beständigen Dienst verwandten, inzwischen nicht im Dock gewesenen, japanischen Schlachtschiffe im Moment des Eintreffens des russischen Entsatzgeschwaders noch verfügen, würde der Erfolg ihrer Operationen wesentlich abhängen. Allein dieselbe wird, bei den Probefahrten 18,3 bis 18,6, bei dem einzigen Jaschima 19 Seemeilen betragend, derjenigen der alten russischen Schlachtschiffe der ersten Division von nur 15, 15,7 und der einzigen Osljabja 18 Knoten, nach deren zweimonatlicher Fahrt zweifellos beträchtlich überlegen sein, da sie inzwischen gedockt werden konnten. Da aber auch die Schlachtschiffe des Restes des Port Arthur-Geschwaders infolge der zahlreichen Reparaturen ꝛc. beträchtlich an ihrer Geschwindigkeit eingebüßt haben dürften, und da ihre langsamsten, die Geschwindigkeit im Geschwaderverbande regelnden Schiffe, die Poltawa und Sebastopol, bei den Versuchen nur 16,4 Knoten erreichten, so würde die japanische Schlachtflotte im Besitz schnellerer Schlachtschiffe und, wie Eingangs dargelegt, auch schnellerer Panzerkreuzer über alle Vorteile der inneren Operationslinie verfügen, und in Anbetracht ihrer dem russischen Geschwader fehlenden Homogenität, besseren Schulung und Trainirung ihres Personals und ihrer stärkeren Armirung, die numerische Ueberlegenheit des Gegners an Schlachtschiffen möglicherweise auszugleichen im Stande sein, namentlich aber, wenn Port Arthur vorher fällt, oder sein Geschwader unschädlich gemacht wird. Berücksichtigt man ferner, in welche Lage das Entsatzgeschwader, wenn es im gelben Meere geschlagen wird und nicht nach Port Arthur zu gelangen und sich auf diesen Hafen zu basiren vermag, gerät, und zu dem Versuch genötigt ist, im Aktionsbereich der siegreichen japanischen Flotte Wladiwostock zu erreichen und sich auf diesen Mitte Oktober eingeeisten Hafen zu basiren, so steigern sich die Bedenken gegen seine Entsendung ohne die dritte Division der neuen völlig modernen, homogenen und schnellen Schlachtschiffe

ungemein, und nur das vereinte Auftreten mit dieser würde ihm eine starke, günstige Aussicht auf den Sieg versprechende Ueberlegenheit an Schlachtschiffen über die japanische Flotte sichern. Sollten jedoch, wie von einer Seite verlautete, bis Ende September eventuell noch 3 der neuen Schlachtschiffe und die beiden schnellen Kreuzer Izmurud und Tschemtschung verwendungsbereit sein, so könnte vielleicht die Nachsendung dieser Schiffe möglich werden. Allein die höchst wahrscheinliche Notwendigkeit, sich auf das vor Eintreffen des Geschwaders dann schon eingeeiste, nur durch eine schmale eisfreie Rinne mit dem Meer in Verbindung gehaltene Wladiwostock basiren zu müssen, muß auch gegen die Entsendung der derart verstärkten Flotte ernste Bedenken hervorrufen, und dürfte überdies Port Arthur inzwischen gefallen sein. Somit hielten mannigfache Umstände und Erwägungen den Termin der Absendung des Geschwaders und seine Gesammtstärke bisher noch in der Schwebe, jedoch wurden russischerseits 200000 Tonnen Kohle in Cardiff bestellt. Daß man russischerseits jedoch unter dem Eindruck der jüngsten schweren Niederlage und des bevorstehenden gänzlichen Verlustes des Port Arthur-Geschwaders die Absicht die Herrschaft zur See in den japanisch-chinesischen Gewässern noch zu gewinnen, ganz aufgeben wird, ist mit dem russischen Endziel des Krieges nicht in Einklang zu bringen und daher nicht wahrscheinlich; es sei denn, daß neue schwere Niederlagen des Landheeres den Krieg überhaupt für Rußland aussichtslos machen. Beginnt jedoch die geplante Offensive desselben erfolgreich zu werden, so dürfte dies einen neuen Impuls für die Absendung der dritten Division des zweiten Pacific-Geschwaders und somit aller bis dahin verfügbaren Schiffe der baltischen Flotte bilden, jedoch kaum Ende September, sondern erst Anfang nächsten Jahres, etwa Mitte Februar, wo dasselbe den Hafen von Wladiwostock eisfrei fände.

Inzwischen wird japanischerseits ein neuer Durchbruchsversuch des Port Arthur-Geschwaders erwartet. Wenn derselbe jedoch, wie wahrscheinlich, unter seinem neuen Admiral Wiren erfolgt, so würde er offenbar weit weniger das höchst zweifelhafte Entkommen nach Wladiwostock bezwecken, als vielmehr der japanischen Flotte möglichste Einbuße an Schlachtschiffen und Panzerkreuzern und Havarien zu verursachen, um dadurch die Entsatzoperation der baltischen Flotte in taktischer Hinsicht aussichtsvoller zu machen, und das Entkommen in neutrale Häfen sowie das Verstecken, in die Luft sprengen oder auf den Strandlaufen der Schiffe des Port Arthur-Geschwaders die ultima ratio bilden, damit dieselben nicht wirkungs- und ruhmlos, ohne jeden Kampf in Port Arthur vor der Uebergabe der Selbstvernichtung Preis gegeben werden müssen.

(Abgeschlossen am 8. September.)



Die gesetzlichen Erfordernisse der höheren Beamtenlaufbahn.*)

Von

Kurd von Strantz.

— Berlin. —

In Folge des Jahres 1848 wurde in Deutschland allenthalben die Trennung der Gerichtsbarkeit von der Verwaltung durchgeführt. Man hielt bei dieser geschäftlich durchaus notwendigen Maßregel freilich irrigerweise die Unparteilichkeit der Richter hierdurch für gesichert, obschon auch der Verwaltungsbeamte nur nach dem Gesetze Recht sprechen soll und es auch tut. Der Richter, dessen Schutz gegen Beeinflussung lediglich in der Unabsetzbarkeit und der Unabhängigkeit des Urteils von höheren Weisungen liegt, ist auch ein Mensch und menschlicher Empfindung zugänglich, die mit dem Wortlaut des Rechtes in Widerspruch tritt. Bei aller persönlichen Lauterkeit unseres tüchtigen Richterstandes, an der Niemand zweifelt, ist das Zutrauen des Volkes in die Rechtspflege gerade seit der längst erforderlichen Trennung beider Verwaltungsgebiete immer geringer geworden. Das freie Ermessen des Richters, das der Laie für eine so große Errungenschaft ob der Befreiung aus den Fesseln der starren Rechtsformen in glücklicher Unkenntniß der folgenschweren subjektiven, fehlerhaften Schlüsse selbst der gewissenhaftesten Rechtsfinder hielt, kann unmittelbar der Pflicht der Anwendung des Buchstabens des Gesetzes als tatsächliche, wenn auch unbewußte Rechtsverletzung entgegenstehen. Das modische sociale Empfinden würde zur Rechtsbeugung führen, da zwar der Verwaltungs-

*) Vgl. den Aufsatz des Verfassers: „Die Vorbereitung für den Richter- und höheren Verwaltungsdienst" im Märzheft 1903 von „Nord und Süd".

beamte eine antikapitalistische milde Rechtsanschauung walten lassen darf und muß, aber der Richter an die äußere Form gebunden ist. Zum Schaden der Rechtsprechung wird jedoch seitens der Gerichte in wohlwollendster Absicht socialen Einwirkungen zu Liebe öfters in unzulässiger Weise gesündigt.

Hier ruht aber gerade der Unterschied zwischen Gericht und Verwaltung, der auch eine verschiedene Ausbildung der Träger beider Berufszweige dringend heischt. Die formalistische, häufig durch die übertriebene Pflege eines undeutschen, fremden, dem Volksgeiste und der modernen Entwickelung widersprechenden Rechtes verbildete Vorbereitung kann dem Verwaltungsbeamten nicht frommen und schädigt auch die freie, praktische Auffassung des aus dem Gerichtsdienst hervorgegangenen Regierungsbeflissenen. Einen Ausgleich schafft blos der Umstand, daß zur Regierung und zum Gemeindedienste nur besonders geistig bevorzugte Gerichtsassessoren übergehen, da beispielsweise seitens der Stadtverwaltungen gewöhnlich eine gute Staatsprüfung gefordert wird. Daher erreichen diese Justitiare oder Gemeindebeamte auch häufig hohe Stellungen, deren musterhafte Bekleidung aber nicht in ihrer einseitigen juristischen Ausbildung, sondern in ihrer allgemeinen Begabung zu suchen ist. Klagt doch sogar die Justiz darüber, daß die Regierung sich ihre Gerichtsreferendare zur Uebernahme aussuche, während erstere sich mit Allen behelfen müsse. Zur Rechtsanwaltschaft gehen denn auch gerade die aufgeweckten und tatkräftigen Assessoren über, sodaß der Rest nicht immer eine Auswahl hervorragender Geister darstellt.

Ernstlichen Schaden erleidet wohl die Justiz kaum dadurch, weil die Gerichte niederer Ordnung und die freiwillige Gerichtsbarkeit genug Raum auch für sonst minderwertige Kräfte bieten. Freilich, die Berufung an höhere Instanzen kann man denn auch den Rechtsuchenden nicht verdenken. Dagegen hilft jedoch nicht die fast allzu starke Besetzung der Gerichtsbank, sondern eben die bessere Begabung der höheren Richter. Ein Gerichtshof sollte nicht mehr als 3 Mitglieder zählen. Jede höhere Zahl ist Kraft- und Geistverschwendung, da der Vorsitzende und der Berichterstatter schließlich entscheiden, sodaß als aktenunkundiger, also dadurch objektiver Dritter doch eine Person genügt. Die weitere Anzahl bedeutet ein unbegründetes, praktisch haltloses Mißtrauen gegen den Richterstand, der doch nicht nach der Zahl, sondern nach dem Rechte urteilt. Die bloße mechanische Abstimmung ist das reine Glücksspiel, wie man dies auch bei den vielfach überschätzten Geschworenengerichten sieht, deren Gegenstück die Schöffengerichte sind, wo ein tüchtiger Amtsrichter stets den Ausschlag geben wird. Aber die Heranziehung des Volkes zur Urteilsfindung hat einen hohen moralischen Wert, wie dies auch in der sogenannten Selbstverwaltung bei den eigentlichen Regierungsgeschäften sich gezeigt hat, wie teuer und umständlich auch diese Einrichtung arbeitet. Unser sonst so gerühmtes Vorbild England kennt fast nur den rechtskundigen Einzelrichter, und trotz des Wirrsals der

Gesetzgebung ist die englische Rechtsprechung eine durchaus objektive und praktische, die Mitwirkung des Laienelements aber selbst trotz der Jury sogar im Civilproceß nur eine äußerliche.

Aus dem gänzlich verschiedenen Geschäftsbereich des Richters und des Verwaltungsbeamten erhellt die grundsätzliche Scheidung beider staatlicher Berufe zwecks einer geeigneten Vorbereitung, ohne den Gedanken eines gemeinsamen Unterbaues abzuweisen, dessen Fortführung sogar bis zur zweiten Staatsprüfung ausgedehnt werden könnte, falls man sich zur billigen Berücksichtigung der Erfordernisse der Verwaltung entschlösse. Selbst Bayern hat nur unvollkommen diesem Anspruch genügt, indem es in Anwendung des Gerichtsverfassungsgesetzes auch die Rechtsbeflissenen im Vorbereitungsdienst ein Jahr bei der Verwaltung beschäftigt, aber schließlich beide Beamtengattungen die Richtereigenschaft in der gemeinsamen Prüfung erwerben läßt, wobei natürlich die Verwaltung zu kurz kommt. Der einzige Vorteil liegt darin, daß der Verwaltungsbeamte bei Unzulänglichkeit im Regierungsdienst zum Gericht oder zur Rechtsanwaltschaft übertreten kann. Aber jedenfalls ist der bayerische Versuch rühmlich, auch den Rechtskundigen mit der Verwaltung bekannt zu machen und dadurch den öden juristischen Formelkram abzuschwächen, sowie ebenfalls den Gerichtsmann in das allgemeine Staatsleben einzuführen. Trefflich ist jedenfalls die Abkürzung der Vorbereitungszeit auf 3 Jahre.

Der geistlosen, aber zwingenden Vorschrift des Gerichtsverfassungsgesetzes zufolge ist freilich dann die Dauer der theoretischen Aneignung des Rechtsstoffes auf der Hochschule auf vier Jahre ausgedehnt.

Diese Verschiedenheit des Südens und Nordens in der Bemessung der Zeit des Lernens und der Anwendung des Wissens bis zur Zulassung im Staatsdienst zeigt die rein mechanische und grundlose übermäßige Verlängerung der Vorbereitung, die nur den Zweck erreicht, die Anwärter des höheren Staatsdienstes möglichst alt in's Brot zu bringen, ohne daß dadurch ihre geistige Reife oder geschäftliche Uebung irgendwie gefördert würde. Wenn der Bayer in 3 Jahren die juristische und die Verwaltungspraxis erlernt, wird dies auch seinen Amtsgenossen im übrigen Reich möglich sein, und tatsächlich sind die Mehrzahl der Kleinstaaten so vernünftig gewesen, diesem Beispiel zu folgen. Aus eigener Erfahrung kann ich bestätigen, daß diese dreijährigen ihren preußischen Kollegen völlig ebenbürtig sind. Der Bayer und der Kleinstaatler sind sogar dem reinen Gerichtsassessor entschieden überlegen, da sie auch im Verwaltungsrecht geprüft werden. Die Erschwerung spricht sich auch in Klausurarbeiten aus, zu denen z. B. auch der Einfluß des Tridentinum auf die kirchliche Maigesetzgebung des Reiches gehörte, eine Aufgabe, mit deren Bearbeitung sich der rein rechtlich vorgebildete Prüfling im Assessorexamen sonst sicherlich nicht befaßt. Daß 3 Jahre Rechtsstudiums völlig ausreichen, habe ich an gedachter anderer Stelle nachgewiesen und spreche ebenso aus eigener Anschauung, wenn ich dem bayerisch-

thüringischen Lehrgang von 3 Jahren Vorbereitungsdienst den Vorzug gebe. Die Widersinnigkeit und die Willkürlichkeit der zeitlichen Bemessung folgen wohl am deutlichsten aus der befremdlichen Tatsache, daß ein thüringischer Kleinstaat freilich 4 Jahre Praxis vorschreibt, aber seine künftigen Staatsbeamten an der gemeinsamen Prüfung in Jena teilnehmen läßt, wo die anderen Staatsangehörigen mit nur dreijähriger Gerichtsübung erscheinen.

Leider ist in Thüringen die Beschäftigung bei der Verwaltung nicht zwingend, sondern dem Belieben des Einzelnen und der Vorgesetzten anheimgestellt, was entschieden ein Mangel ist und die Einheitlichkeit der Ausbildung stört. Aber der alte Gerichtszopf ist in diesen Kleinstaaten noch besonders mächtig und die Achtung vor der allgemeinen Staatsverwaltung gering. Die bevorzugte preußische Stellung der Regierungsbeamten, die social häufig die Richter überragen, ist dort unbekannt. Die erwünschte Gleichachtung beider Beamtenarten ist bisher noch nicht erreicht. Die Ueberschätzung der Gerichtsleute schädigt aber die Verwaltung und führt sie zu formalistischer, einseitig juristischer Geschäftshandhabung, dem schlimmsten Uebel einer einseitigen Regierungsweise.

Die bayerische Lösung des Problems ist jedoch nur nach der juristischen Seite hin als gelungen zu bezeichnen, da sie der Verwaltung nicht gerecht wird. Noch weiter bleiben die thüringischen Kleinstaaten zurück, und der außerpreußische Rest mit den Mittelstaaten Württemberg, Baden und den Reichslanden ist einfach rückständig, indem der einseitig vorgebildete Gerichtsassessor das ungeeignete Mädchen für Alles ist. Bezeichnenderweise hat sich wenigstens eine Verwaltung, der Verkehrsbetrieb gegen die Juristerei des grünen Tisches aufgelehnt. In der Eisenbahnleitung hat sich die Ueberzeugung durchgerungen, daß trotz der ausgedehnten Verwaltung der Gerichtsassessor nur für rein juristische Geschäfte, wie Verträge, am Platze ist. Mag auch ein General, der freilich im vorliegenden Falle als Chef der Eisenbahnabteilung des großen Generalstabes erheblich besser als das juristische Personal vorgebildet war, kein rechter Eisenbahnminister sein, jedenfalls ist der Jurist der schlechteste Fachmann für solche wirtschaftliche Unternehmungen und für jede große Verwaltung, die weiten Blick und tatkräftige Anregung erheischen. Ist er sonst begabt, soll ihm natürlich die Juristerei als Makel nicht angerechnet werden. Die Fehlschläge von Banken und großgewerblichen Anstalten lassen sich häufig auf die einseitige juristische Leitung zurückführen, wie hoch auch der Vorteil rechtlicher Kenntnisse und Erfahrung sonst zu veranschlagen ist.

Nachdem in Preußen der erst jetzt von Sachsen nachgeahmte Fortschritt der Trennung des Verwaltungslehrganges von dem rein rechtlichen durchgeführt war, regten sich gerade dort Bedenken gegen diese Neuerung. Sie wurden noch durch die inzwischen in's Leben getretene Verwaltungsgerichtsbarkeit verstärkt, die in den starren Proceßformen schwelgte. Während man im Gerichtswesen nach Befreiung allzu fesselnder Aeußerlichkeiten des Richt-

steiges, wie der schöne altdeutsche Ausdruck für Proceßordnung lautet, mit einem gewissen Erfolg rang, zog das umständliche, an verhängnißvolle Fristen gebundene civilprocessuale Formeltum in die Verwaltung ein und erschwerte den Geschäftsgang unter dem Vorgeben richterlicher Unabhängigkeit auch im Amtsbereich der Regierung, was doch beinahe wie ein Eingeständniß sonstiger Willkür klang, zumal gerade in Preußen noch die schwerfällige kollegialische Beratung wenigstens in den Schul- und Steuerabteilungen besteht. Also dürfte doch in der Verwaltung selbst den Herrschgelüsten eines Einzelwillens vorgebeugt und das gefürchtete Präfektursystem glücklich abgewandt sein, das freilich den Vorzug der Schnelligkeit hat, ohne sachlich wirklich schlechter zu sein.

Die Gefahr der Wiedereinführung einer gemeinsamen ausschließlich rechtlichen Vorbereitung ist ja nunmehr glücklich beseitigt, ja sogar die Vermehrung der Verwaltungsschulung durch Ausdehnung der entsprechenden Beschäftigung an den einzelnen Verwaltungsstellen unter Kürzung der Gerichtszeit vorgesehen. Während Preußen die juristische Praxis im Gesetzentwurf auf 9 Monate vermindert hatte, die höchst unverständig der Ausschuß des Abgeordnetenhauses in Hochachtung vor der ihm größtenteils wohl unbekannten Rechtsgelehrtheit und noch mehr in Unkunde der eigentlichen Verwaltungsaufgaben wieder auf eine zwölfmonatliche Beschäftigung beim Amtsgericht erhöht hat, ist Sachsen nicht so weit gegangen und verlangt noch 2½ Jahre Gerichtsdienst, verkürzt also die naheliegende gleiche Zeitdauer von je zwei Jahren für beide Gebiete um ½ Jahr zu Gunsten der Rechtsbildung. Diese Schüchternheit erklärt sich wohl aus der bisherigen Bevorzugung der einseitigen Gerichtsausbildung, der man auch jetzt noch zeitlich den Vortritt lassen will.

Man kann sich nicht verhehlen, daß das zahlenmäßige Uebergewicht der Juristen in der Volksvertretung und auch im Staatsdienst, wie selbst dem eigentlichen Verwaltungsbereich die Zaghaftigkeit und die übertriebene Rücksicht auf veraltete Anschauungen verständlich macht, da sonst doch gerade das Ansehen der berufsmäßigen Rechtsprechung leider gesunken ist und überall das Bedürfniß nach Sondergerichten mit Laienbesetzung laut wird. Die Rechtsbildung flüchtet also jetzt in die Verwaltung, da ihr berechtigter Wirkungskreis ungebührlich beschnitten wird. Freilich ist der Gegensatz des romanisirten Juristenrechts wider die Rechtsüberzeugung des Volkes immer schroffer geworden. Doch dann schaffe man ein der allgemeinen Anschauung entsprechendes Volksrecht, anstatt am überlebten und volksfremden Gelehrtenrecht festzuhalten und die ordentlichen Gerichte im Staatsleben immer mehr zum Schaden der Einheit der Rechtsfindung zurückzudrängen. Findet man das doch noch funkelnagelneue Bürgerliche Gesetzbuch, dessen eilige Fertigstellung nur eine Schuld des Reichstags war, der sich die Beratungszeit nicht von der Regierung vorschreiben zu lassen brauchte, im Widerspruch mit dem Rechtsgewissen des Volkes, so ändere man diese zweifelhafte Mischung des römischen Kapitalistenrechtes mit dem deutschen Grundrecht,

belaste aber die jungen Staatsbeamten nicht mit diesem teilweise nutzlosen Wissen. Dafür setze man eine reichlichere Gabe Volkswirtschaft und moderne Staatsgeschichte ein, Gebiete, wo die Kenntnisse des Referendars an erschrecklichem Mangel leiden. Gerade der spätere Richter bedarf zum Verständniß des wirklichen Lebens diese Wissenszweige, wie er auch Träger des Staatsbewußtseins in seinen Amtsbezirken sein soll. Die ländlichen Amtsrichter lassen es daran nur allzu oft fehlen.

Trotzdem erscheint der gegenwärtige preußische Ausgleich zwischen Rechts- und Verwaltungsvorbereitung als Verbesserung des bisherigen Zustandes und erhält das Verlangen einer eindringlicheren Verwaltungsvorbereitung. Die 9 Monate Amtsgerichtsdienst genügen zur Kenntniß der Gerichtsbarkeit, zumal doch wohl endlich mehr darauf geachtet wird, daß der Staat durch die Beschäftigung der Gerichtsreferendare keine Gerichtsschreiber ersparen soll, sondern in der Urteilsabfassung der Schwerpunkt der Tätigkeit des höheren Beamten liegt. Der Kommissionsvorschlag mit der Verlängerung um 3 Monate ist sachlich belanglos, da es sich ja bei den künftigen Regierungsreferendaren nicht um die richterliche Ausbildung, sondern um die bloße Einführung in den Gerichtsbetrieb und die Urteilsfällung handelt. Eine weitere Beschäftigung würde nur zu Bummelei verleiten, um die Zeit angenehm abzusitzen, wie es ja leider öfters auch bei einzelnen Gerichtsstationen der Fall ist, deren Arbeitsfeld ein geistig wenig anregendes ist, wie beispielsweise beim Grundbuchamt.

Uebereinstimmend sind sich die maßgebenden Kreise darüber klar, daß Kollegialbehörden eine schlechtere Ausbildung gewähren, als die Einzelstellen, wie Amtsrichter, Staatsanwalt und Rechtsanwalt, sowie andererseits Landrat und Magistrat. Richtigerweise übergehen daher die meisten Kleinstaaten die Oberlandesgerichte im Vorbereitungsdienst, da die dortige Beschäftigung keinerlei Vorteile für den Referendar ergiebt. Die Zuweisung zu den einzelnen Mitgliedern der Landgerichte oder den Decernenten der Regierungen sichert keineswegs eine ausreichende Tätigkeit, und besonders bei den letzteren geht der Ueberblick verloren. Der Anwärter verzettelt seine Arbeitskraft in Kleinigkeiten, die seine Ausbildung nicht fördern. Ist er tüchtig, entlastet er seine Vorgesetzten, was indessen keineswegs der Zweck seiner Zuteilung ist.

Nicht mit Unrecht wirft man den Anforderungen der preußischen Regierungsprüfung die allzu reichliche Bepackung mit totem und fast nutzlosem Wissensstoff vor. Selbst das unselige römische Recht lebt wieder auf, während es bei der 2. Rechtsprüfung erfreulicherweise sehr zurückgedrängt und nach dem Inkrafttreten des Einheitsrechtes eigentlich aus den Prüfungsgegenständen völlig ausscheiden müßte. Unsere jungen Beamten wissen zu viel und können zu wenig. Auf die Verdauung des Gelernten und dessen Anwendung kommt es an. Unsere bisherige Art der Prüfung sondert die Untauglichen leider nicht aus, sofern sie ein gutes Gedächtniß haben, was

häufig auch höchst Unbegabte besitzen. Je schärfer der praktische Verstand betont wird und die Entscheidung von Rechts- und Verwaltungsfragen in den Vordergrund tritt, um so leichter ist die erforderliche Durchsiebung der Prüflinge. Ein geistig minderwertiger Beamter bildet eine Last für den Staat und das Publikum, sei er Richter oder Verwaltungsmann, er selbst hat auch keinen Vorteil von der bestandenen Prüfung, da man die Grenzen seiner Begabung doch bald erkennt und er dann stetig zurückgesetzt werden wird. Als Einzelrichter kann er noch am schädlichsten wirken, da man ihn nicht wider seinen Willen versetzen kann.

Die Buntscheckigkeit der Gesetzgebung, die leider gerade in Preußen die Einheit nur allzu häufig vermissen läßt, erschwert noch die Bewältigung der Ueberfülle des Lernstoffes. Leider besteht noch der echt deutsche und kindliche Glaube, daß die örtlichen Verhältnisse die Einheit der Gesetzgebung nicht gestatten, zumal der Verordnungsweg mit seinen landschaftlichen Ausführungsbestimmungen bis in den Regierungsbezirk und Kreis hinab die Unübersichtlichkeit und Verwirrung noch vermehrt. Die Mittelstaaten haben von Napoleon gelernt und nicht zu ihrem Nachteil. Der deutsche Zopf wurde in der trüben Rheinbundszeit kräftig abgeschnitten. Dafür ließ das konservative Preußen bis jetzt noch französische Bestimmungen in den Rheinlanden bestehen. Preußen erfreut sich noch keines Wasserrechts, vom Volksschulgesetz nicht zu reden, da hier leider parteipolitische Gründe mitspielen. In dieser Beziehung ist der preußische Zustand allzu altväterisch und mehr als partikularistisch, sodaß der Hohenzollernstaat sich über den politischen Sondersinn der übrigen Bundesstaaten kaum beschweren darf. Erst soll er vor seiner Tür kehren, ehe er reichsgesetzliche Einheit auch im Verwaltungsrecht fordern kann, wie es sonst seine Pflicht als deutsche Vormacht ist. Aber diese Reichsgesinnung ist leider in den preußischen Ministerien nur spärlich vorhanden. Sie sind gerade so sonderbündlerisch wie ihre Genossen in den anderen Bundesländern.

Eine gewisse schwerfällige Selbstgefälligkeit läßt sich der preußischen Bureaukratie nicht absprechen, die auch ihren Schatten auf's Reich wirft, wo das Einheitsstreben gar keine Fortschritte macht und vor lauter Erwägungen und Erhebungen schließlich die Gesetzgebung und damit die Ausgestaltung des Reiches ganz in's Stocken geraten. Der frische Zug der großen Zeit ist geschwunden, die auch keineswegs allzu wagelustig oder gar unitarisch war. Wir lachen gern über den Zopf der Engländer, deren Verwaltungsrecht aus einem Wirrsal von Parlamentsakten besteht, die sich häufig widersprechen, ohne daß die Vorgänger aufgehoben sind. Unsere Zustände sind kaum besser, wie sehr auch auf einigen Gebieten die Durchführung der einheitlichen Gestaltung in zeitgemäßer Richtung anzuerkennen ist. Die eigentliche Rechtsprechung ist jetzt entschieden in günstiger Lage, wie viele Rechtsgebiete häufig auch grundlos von der Regelung durch das Bürgerliche Gesetzbuch ausgeschlossen sind. Nicht immer hat freilich der Sondersinn

der Mittel- und Kleinstaaten die Schuld getragen. Preußen ist in dieser Beziehung kein Musterland, was denn die armen Prüflinge ausbaden müssen. Ueberließe Preußen manche Teile des öffentlichen Rechts dem Reiche, so wäre vielleicht schneller Abhilfe geschaffen und die widerstrebenden Kleinen da draußen würden rascher zum Einheitsrecht bekehrt, während sie sich jetzt auf das eigensinnige Preußen berufen können.

Die Vergleichung der geltenden, beziehentlich einzuführenden Vorbereitung des Anwärters auf den höheren Verwaltungsdienst im Reiche spricht zu Gunsten der beabsichtigten preußischen Verstärkung der Regierungsbeschäftigung, während bei Fortdauer der gemeinschaftlichen abschließenden Staatsprüfung nur Bayern der dringend nötigen Erlaubniß des Gerichtsverfassungsgesetzes gerecht wird. Alle anderen Vorbereitungsarten sind schlechter und der reine Gerichtsassessor für den Verwaltungsbeamten ein Zeichen großer Verkennung der Aufgaben und Pflichten des Staatsdienstes. Ein solcher Rechtskundiger sinkt auf die Stufe des lernenden Regierungsreferendars zurück und steht in der Handhabung der Geschäfte jedem geübten Schreiber nach, was der Würde des höheren Beamten nicht entspricht. Es ist dann kein Wunder, wenn in den Kleinstaaten häufig Anwälte in höhere oder Ministerstellungen berufen werden, die jedenfalls die Kenntniß des praktischen Lebens vor dem Richterstand voraus haben, zumal nach unserer Civilproceßordnung jetzt dem Gericht jede Initiative genommen ist. Die Mündigkeit des Rechtssuchers ist eine schöne Sache, aber den klingenden Vorteil haben lediglich die Rechtsanwälte, die nunmehr unentbehrlich geworden sind, was für den Mittelstand häufig einer Rechtsversagung gleichkommt, denn die Kosten der Vertretung übersteigen wesentlich die Gerichtsgebühren, besonders da die beschäftigten Rechtsbeistände noch regelmäßig Honorare fordern, die der Gesetzgeber nur in Ausnahmefällen zulassen wollte. Leider hat Preußen nicht die bayerische Verkürzung des Vorbereitungsdienstes angenommen. 3 Jahre Besuch der Hochschule, 3 Jahre praktische Beschäftigung sind eine reichliche Zeit, die auch blos im gelehrten Deutschland vom Staatsbeamten verlangt wird. Da das englische College nur ein besseres Gymnasium ist, genügt den englischen Rechtsbeflissenen 1—2 Jahre Tätigkeit auf einer Anwaltsstube, um sich als fertiger Jurist zu fühlen, und es geht auch. Häufig geht durch die bloße Examensvorbereitung je ein Jahr noch verloren, sodaß jetzt der Assessor durchschnittlich 8½—9 Jahre vom Abgang von der Schule bis zum Eintritt in den höheren Dienst braucht. Ohne den Sprung in's Ministerium, wo manchmal auch gute Verbindungen mitsprechen, ist die staatliche Laufbahn aussichtslos, und ländlicher Amtsrichter zu sein erscheint als doch zu bescheidener Lebenszweck. Die landrätliche Tätigkeit ist schon anziehender, doch sind in Preußen die Einschübe unstudirter Leute auf Landratsstellen auch empfindlich, sodaß das außerpreußische System der Forderung der Staatsprüfung für alle höheren Beamten, etwa die Minister ausgenommen, zweckentsprechender sein dürfte.



Die Sünde.

Von

Hellmuth Mielke.

— Barmen. —

Nr. 36! — Der Mann im langschößigen, schwarzen Gehrock überzeugte sich noch einmal, daß die hohe, graue Mietskaserne diese Hausnummer trug. Es war eine etwas stille Straße mitten im Centrum der Stadt, doch abseits vom großen Verkehr. Er hatte Zeit gebraucht, um sie aufzufinden.

Aus der Haustür kam ein Dienstmädchen; einen Korb am Arm, schien es im Begriff, für den Mittagtisch der Herrschaft Einkäufe zu machen.

Er redete sie an, höflich dabei den dunklen Filzhut lüftend.

„Entschuldigen Sie — wohnt hier im Hause eine Frau Bremer?“

Das Mädchen bejahte: „Drei Treppen! Vorn!“ Zugleich musterte es mit neugierigen Blicken den Fragesteller. Er schien noch jung und hatte doch etwas Gesetztes, Würdiges in seinem Wesen. Ein Kopf mit breiter Stirn, unter der die braunen Augen mit merkwürdig in sich gekehrtem Ernst blickten. Kinn und Wangen waren glatt rasirt. Dazu der lange, schwarze Rock, das saubere Vorhemd mit der schwarzen Kravatte — das Mädchen war sich einig, daß der Herr etwas Geistliches sein müsse.

Der Fremde dankte kurz, nicht unfreundlich, dabei in den Hausflur tretend, während das Mädchen ihm verwundert nachsah. Wie kam nur die Frau Bremer zu solcher Bekanntschaft?

Langsam stieg der Pastor die Treppen hinauf, den Kopf leicht geneigt wie im Sinnen. Durch die Hoffenster fiel helles Mittaglicht, und der schwarze Schatten des Emporsteigenden zeichnete sich auf der hellgestrichenen Wand des Treppenaufganges ab.

Ein Porzellanschild an der Entreetür des dritten Stocks trug den Namen „Frau Wittwe Bremer“. Hinter der Glasscheibe der Tür klebte

ein bedruckter Zettel mit der Aufschrift „Chambre garnie", während ein gelber Stoffvorhang den Einblick in den Korridor verhinderte.

Der Pastor blieb einen Augenblick stehen; seine kräftige Gestalt reckte sich, und er holte tief Atem, ehe er auf den Knopf der Schelle drückte.

Ein paar weibliche Stimmen klangen drinnen durcheinander. Dann öffnete sich die Tür, und ein kleines Dienstmädchen in weißer Schürze steckte einen rotblonden Kopf mit sommersprossigem Gesicht hervor.

„Was wollen Sie?" fragte es kurz.

„Guten Tag. Sie entschuldigen. Ich wünschte gern, Fräulein Thiemann zu sprechen."

„Fräulein Thiemann?" Der kleine Rotkopf glotzte den schwarzen Fremden verblüfft an, als enthielte die Frage eine Fopperei. Und nach einer Sekunde der Selbstbesinnung platzte er mit einer gewissen ablehnenden Entschiedenheit heraus:

„Wohnt hier nicht!"

„Ich meine Fräulein Harlington," sagte der Pastor mit sanftem Lächeln in seinem intelligenten Gesicht. „Das ist ja wohl der andere Name für Fräulein Thiemann?"

Der Rotkopf drehte ihm sogleich den Rücken zu und schrie in das Innere der Wohnung hinein:

„Frau Bremer — hier ist Jemand, der Fräulein Harlington sprechen will."

„Fräulein Harlington?" Die behäbige Gestalt einer etwas gewöhnlich ausschauenden Frau im Hauskleid und Morgenhaube wurde in der Tür sichtbar. „Sind Sie vom Theater?" fragte sie, den Fremden mit einem Allerweltslächeln und doch mißtrauischen Augen begrüßend.

„Nein, ich bin nicht vom Theater." Der Pastor verlor bei der Antwort nicht seine höflich-ruhige Haltung. Er griff in die Tasche und brachte eine Visitenkarte hervor. „Pastor Felben aus Ostendorf. Ich kenne Fräulein Harlington."

Das Erscheinen des Erzengels Gabriel in ihrer Behausung hätte vielleicht keinen merkwürdigeren Eindruck auf das Gemüt der Frau Bremer machen können, als das Gesicht eines Pastors, in dem sie eben noch einen Anhänger von Schminke und Puder vermutet hatte. Sie stieß einen kaum übertriebenen Ausruf des Erstaunens aus und erschöpfte sich in ungeschickten Entschuldigungen über die Verwechslung. Dabei konnte sie unter ihrem Allerweltslächeln nur schlecht den Schreck verbergen, der ihr über den geistlichen Besuch in die Glieder gefahren war.

„Fräulein ist aber noch nicht aufgestanden. Sie trinkt immer im Bett Kaffee. Ja, vor 12 Uhr ist sie selten auf. Wenn der Herr Pastor vielleicht Nachmittag wiederkommen wollten — so zwischen fünf und sechs Uhr? Ich werde es Fräulein sagen, daß der Herr Pastor hier gewesen sind."

„Ich bedaure sehr — vielleicht sind Sie so freundlich, Fräulein Harlington meine Karte zu bringen. Ich ließe sie dringend um eine Unterredung bitten.“

Der Pastor sagte es mit freundlicher Festigkeit, als erriete er die Absicht, daß man ihn abschütteln wolle.

„Ja, du lieber Gott!“ Die behäbige Frau sah bald den Fremden und bald die Karte an. Bei allem ihrem Lächeln war sie innerlich etwas ratlos und verlegen. „Kann ich vielleicht dem Fräulein mitteilen, in welcher Angelegenheit es der Herr Pastor sprechen wollen?“

Der Pastor dachte einen Augenblick nach. Dann sagte er langsam: „In eigener Angelegenheit.“

„In eigener Angelegenheit? Ja — dann —“ sie hätte gern gefragt, ob der Herr Pastor damit die Angelegenheiten des Fräuleins oder die seinen meinte, aber sie wußte in ihrer Verwirrung nicht, wie sie das vorbringen sollte. „Bitte — treten Sie näher — ich will sehen, ob das Fräulein schon auf ist.“

Sie ließ den Geistlichen in den Korridor treten und öffnete zugleich eine Tür, die in eine Art von Salon führte.

„Bitte, nehmen der Herr Pastor Platz. Entschuldigen Sie mich gütigst einen Augenblick. Der Herr Pastor sollen gleich Bescheid haben.“

Der Pastor dankte stumm mit einem Nicken. Er nahm in einem der beiden an Tisch und Sopha sich anlehnenden Fauteuils Platz. Den Hut behielt er dabei in der Hand. Seine braunen Augen gönnten seiner Umgebung kaum einen Blick; sie schienen wieder ganz nach innen sich zu richten; eine stille Trauer dämmerte in ihnen auf.

* *
*

Miß Harlington, die „Diva des Brettls“, wie die Plakate des Variétés sie nannten, lag mit geschlossenen Augen, aber wach im Bett ihres Schlafzimmers. Ihr Frühstück hatte sie bereits zu sich genommen, das leere Kaffeegeschirr stand ihr zu Häupten auf einem Tischchen — trotzdem spürte sie wenig Neigung, sich aus den Kissen zu erheben.

Sie tat, was sie des Morgens unter gleichen Umständen mit Vorliebe zu tun pflegte — sie dachte nach oder träumte auch, wenn träumen heißt, sich den Bildern und Erinnerungen überlassen, welche die Erregungen eines nervösen Temperaments wachrufen.

Einmal fuhr sie auf und tastete mit den vollen, weißen Fingern auf dem Tischchen neben dem Bett herum. Neben dem Kaffeegeschirr lagen allerlei Gegenstände — Ringe, Kämme, ein kleiner Handspiegel.

Mit den jetzt offenen, schlaftrunkenen Augen betrachtete sie ihr rundes, blasses Gesicht in dem Spiegel, ohne den Körper aufzurichten, mit leicht angezogenen Knieen, den Kopf in die Kissen und in die eigene blonde Haarwelle gepreßt.

Sie studirte ihre Züge mit fast ängstlicher Hast. Jedes Fältchen um die Mundwinkel, jeden feinen Strich der Stirn schien sie zählen zu wollen. Um die Wurzel der Nase herum zeigten sich kleine, schon tief eingegrabene Runen, und wenn sie das Gesicht verzog, traten die Einschnitte in den Wangen scharf in der weißen Haut hervor.

Und die Augen — sie waren groß, von bläulicher Färbung, aber ohne Glanz und Frische. Um die Lider sah sie breite, dunkle Ränder.

Martha stieß einen nervösen Seufzer aus. Was sie da an sich selbst sah, war die Flucht der Schönheit und Jugend, das Grausamste, was die Natur ihr bereiten konnte, ihr, der Brettlsängerin, die aus beidem ein Gewerbe machen mußte.

Nur ihr Haar war ihr noch geblieben — ihr silberleuchtendes, langes Haar, das so weiß und weich wie Seide war. Sie ließ, den Spiegel bei Seite legend, die langen Strähne durch ihre Finger gleiten — auch das Haar fing an dünner zu werden.

Sie dachte an ihre pikanten Kostüme, in denen sie ihre reifen Formen mehr zu entkleiden als zu verbergen vermochte und mit denen sie die Sinnlichkeit junger und alter Lebegreise aufzustacheln pflegte. In der trüben, melancholischen Stimmung, die sie beherrschte, erschienen sie ihr wie altmodischer Plunder.

Es war vorbei mit ihrer Herrlichkeit als „Diva des Brettls“! Den Beweis hatte sie ja gestern erfahren. Nach ihrem dritten Auftreten hatte man auf Grund eines Kautschukparagraphen den Kontrakt für gelöst erklärt. Sie war auf Knall und Fall entlassen worden.

In ihrer Wut hatte sie dem Direktor in der Garderobe die Puderquaste an den Kopf werfen wollen. Was konnte sie dafür, wenn sein faules Specialitäten-Programm nicht zog? Sie machte er für das leere Haus verantwortlich — sie hatte ihn einen „lächerlichen Strohkopf“ genannt, aber man duldete nicht mehr, daß sie auftrat.

Die halbe Nacht hatte sie geweint vor Entrüstung. Dann kamen die Ueberlegungen. So etwas war ihr ja nicht zum ersten Mal begegnet; es häufte sich in den letzten Monaten. Sie war ein gefallener Stern — melancholisch hatte sie es sich schon öfter eingestanden.

Denn mit ihrer Stimme war es aus — abgesungen und abgeschrieen vor der Zeit! Kein Wunder, was hatte diese Stimme Alles durchmachen müssen seit den Tagen, wo sie aus dem Geschrei eines Operettenchors sich ihren Weg suchte, bis zu den jetzigen, wo sie gegen den dichten Qualm der Rauchtheater anzukämpfen hatte. Nur mit Not und Mühe hatte der Agent noch dies Engagement vermittelt, das so unglückselig auslief.

Was kam nun? Nach diesem letzten Fiasko? — Mit Schrecken dachte sie daran. Andere waren raffinirter gewesen, hatten sich Schätze angesammelt und lebten von den Zinsen ihrer „Kunst“ — ihr selbst, die wenig erworben, blieb nur der Weg abwärts, in die kleinen Tingeltangel,

wo die Chansonetten ihre kümmerliche Gage obenein durch das Animiren der Gäste zum Trinken sich verdienen mußten. Das war der bodenlose Sumpf, der Alles verschlang.

Es war das graue Elend dieser Gedanken, das auf ihr lag. Nicht zum ersten Mal. Sie grübelte dann über ihr Leben nach — wie es hätte werden können — anders, ganz anders — und wie es geworden war. Immer tiefer glitt sie hinab — in den Sumpf. Und jetzt kam die Katastrophe.

Wenn sie nicht mit einem letzten, kühnen Sprung wieder festes Land unter den Füßen gewann! Sie dachte an den einzigen Freund, den sie gehabt — den Herrn von Nordstetten. Ein gutes Kerlchen! Wie viel hatte er für sie getan und was hätte er nicht noch tun können, wenn seine Verwandten ihn nicht wegen angeblicher Verschwendungssucht unter Kuratel hätten stellen lassen. Ja, sogar in eine Heilanstalt hatte man ihn bringen wollen. Er sollte ein „Idiot“ sein.

Ach, klug war er gewiß nicht. Aber seine Narrheit bestand nur in seiner Gutmütigkeit und in seiner Anhänglichkeit für sie. Es war wahr, er hatte für sie das Gold mit vollen Händen durch die Luft gestreut! — Jetzt lebte er in Berlin von den kümmerlichen Groschen, die man ihm zugebilligt hatte, und schrieb ihr traurige und treuherzige Briefe, in denen er sein Leid klagte.

Sie wußte, sie beherrschte ihn noch. Und der letzte, rettende Sprung, der ihr übrig blieb — was war es anders als der Sprung auf den Mann? Sich ganz, ganz fest anklammern an einen Mann, der sie hielt, ja ihn zu zwingen, sie zu halten — das war's, was ihr allein den festen Boden noch zurückgeben konnte.

Stärker als je wuchs ihr aus ihren Empfindungen der Melancholie und des Stumpfsinns heraus dieser Entschluß. Es war am besten, sie gab jedes Anpochen bei ihrem Agenten wegen eines neuen Engagements auf und tat, was ihr zu tun allein übrig blieb.

* * *

Frau Bremer steckte ihren Kopf durch die Tür des Schlafzimmers. Sie sah Martha aufrecht im Bette mit zusammengezogenen Knieen kauern, den von dem losen, seidenen Haar umwallten Kopf gesenkt. Das Fräulein war augenscheinlich in tiefen Gedanken; es hatte sogar das Anklopfen an die Tür überhört.

„Entschuldigen Sie, Fräulein — da ist ein Herr gekommen, der Sie gern sprechen möchte.“

Martha blickte kaum auf.

„Lassen Sie mich in Ruhe! Sie wissen ja, ich bin bei Ihnen für keinen Herrn zu sprechen.“

„Ja — aber — es ist kein gewöhnlicher Herr, Fräulein. Keiner vom Theater. Ein Pastor, Fräulein!“

„Ein Pastor?“ Die Brettl-Diva zuckte die Achseln. „Machen Sie keine schlechten Witze, Frau Bremer, und sagen Sie Ihrem angeblichen Pastor, er solle sich weiter trollen.“

„Es ist ja kein Witz, Fräulein!“ beteuerte die Wirtin eifrig. „Es ist ein wirklicher Pastor — er hat mir seine Visitenkarte gegeben. Hier — sehen Sie nur, Fräulein. Der Herr sagt, er kenne Sie!“

Sie legte die Karte auf die Bettdecke. Martha griff danach wie nach einem gleichgültigen Ding. „Johannes Felben — Pastor,“ las sie.

Sie fuhr in die Höhe, daß die Decke fast von ihrem Körper glitt. In ihrem Gesicht prägte sich starrer Schrecken aus.

„Der Herr — ist hier?“ fragte sie. „Ist wirklich hier?“

„Er sitzt bei mir in der guten Stube,“ erwiderte Frau Bremer, überrascht durch die Veränderung, die sie an ihrer Cambregarnistin beobachtete. „Sie kennen ihn also, den Herrn Pastor, Fräulein? Dann müssen Sie wohl aufstehen.“

Martha strich mit den Händen durch ihr Haar und warf es wild zurück. Sie war blaß geworden, und ihre Züge arbeiteten in nervöser Erregung.

„Nein — ich will ihn nicht sehen!“ Sie schrie es fast. „Ich will den Herrn nicht sehen. Lassen Sie ihn auf der Stelle gehen. Was will er von mir?“

„Aber — Fräulein —“

„Sagen Sie ihm — er soll gehen. Ich empfinge keinen Pastor.“

„Gut, Fräulein — ich werd's ihm sagen.“

Frau Bremer war an der Tür, als Martha sie auf einmal zurückrief.

„Frau Bremer — nein! Ich will doch mit ihm reden. — Es ist ein Bekannter meiner Familie, der Pastor,“ setzte sie hastig hinzu. „Nicht wahr, warum sollte ich ihn da nicht empfangen?“

In die sprunghaften Entschlüsse der Brettl-Diva hatte die gute Pensionsmutter sich schon in den wenigen Tagen, daß jene bei ihr wohnte, fügen gelernt.

„Gott ja, Fräulein — warum wollen Sie denn auch den Herrn Pastor nicht empfangen? Er ist ein ganz netter, freundlicher Herr,“ redete sie zu. „Und bekehren wird er Sie doch wohl nicht wollen?“

„Mich bekehren?“ Martha stieß ein hysterisches Lachen aus, während sie aus dem Bette sprang. „Ich vielleicht — eher ihn.“

Frau Bremer lachte über den Witz, den sie sehr gut fand. Es war ja kurios, daß ein Pastor zu einer Variété-Künstlerin kam. In ihrer Praxis als Pensionsmutter, in deren Obhut schon zahlreiche vagirende Künstlerinnen geweilt hatten, war ihr derartiges noch nicht begegnet. Aber sie wußte auch, daß manche dieser Variété-Größen aus guten Familien

stammten; daß der Pastor ein Familienfreund des Fräuleins sei, erschien ihr daher ganz glaubhaft.

„Ich werde den geistlichen Herrn bitten, Sie noch etwas zu entschuldigen, Fräulein. Machen Sie nur ordentlich Toilette!“ mahnte sie mit fast mütterlicher Sorgfalt. „Soll ich ihm die Zeitung zu lesen geben?“

Martha ergriff ein Blatt, das auf ihrem Tisch lag.

„Hier — da geben Sie dem Herrn Pastor den „Artist“. Den bekommt er gewiß nicht so häufig zu lesen wie seine Bibel.“

Sie sagte es mit bitterem Sarkasmus. Die Pensionsmutter sah in der Bemerkung wieder einen guten Witz, für den ihr Lachen zu quittiren hatte. —

„Das glaub' ich auch nicht, Fräulein. Also Sie kommen so bald wie möglich, nicht wahr?“

„Lassen Sie mich jetzt nur Toilette machen!“ erwiderte Martha ungeduldig.

Sie war bereits beim Ankleiden. Als sie allein war, wusch sie sich sorgfältig wie immer, aber es begegnete ihr, daß mitten beim Abtrocknen sie plötzlich in dieser Beschäftigung inne hielt und wie abwesend vor sich hinstarrte.

Was sollte das nur? Was kam da plötzlich an sie heran?

Es war ja Alles tot und begraben — die ganze Vergangenheit!

Nie hatte sie gedacht und gewünscht, ihm wieder auf der Welt begegnen zu müssen. Als Mensch war er für sie gestorben — nur eine Erinnerung von ihm war in ihr geblieben — eine unvergeßliche, die bisweilen sie wieder überkam, und die, wie sie sich dann sagte, nur mit ihr sterben würde.

Aber der Mensch selbst war für sie aus dem Reich des Lebens hinweggenommen. Jetzt meldete er sich wie ein Auferstandener. — Nach so viel Jahren! Es war ja lachhaft — und am Ende wollte er sie wirklich bekehren — er — sie lachte jetzt wirklich höhnisch vor sich hin — er kam, ihr eine Predigt zu halten — der Herr Pastor!

Welche Komödie! Aber eine Komödie wollte sie ihm ebenso vorspielen. Wozu war sie eine Komödiantin?

Mit einer gewissen Koketterie ordnete sie die Spitzen ihres weißen Morgenrockes, den sie angelegt hatte. Das Haar, das sie doch nicht frisiren konnte, band sie mit einigen farbigen Schleifen zusammen und ließ es im Uebrigen frei auf die verhüllten Schultern fallen. Sorgsam prüfte sie ihr Gesicht im Spiegel — etwas Puder aufzulegen, hielt sie doch für notwendig, und mit leisem Wohlbehagen sog sie den feinen Duft ihres Lieblingsparfüms ein, der von ihr ausging. Sie lächelte im Spiegel einmal zur Probe das kühle Freundschaftslächeln, mit dem sie ihm gegenübertreten wollte.

Der Pastor erhob sich aus seinem Sessel, als die volle üppige Frauengestalt in dem rauschenden Morgenrock auf der Türschwelle erschien. Sein

ernstes Gesicht sah ihr entgegen, noch ruhte der schwermütige, fast schmerzliche Ausdruck in seinen Augen.

„Guten Tag, Johannes! Oder muß ich Herr Pastor sagen?"

Sie sprach zu ihm wie zu einem guten Bekannten, ohne sonderlichen Ueberschwang der Ueberraschung, mit einer vornehmen Nachlässigkeit ihm die Hand entgegenstreckend, die er nahm, nicht ohne daß sein Blick auf die funkelnden Brillantringe ihrer Finger fiel.

Er neigte den Kopf zur Begrüßung. „Guten Tag, Martha."

Sie schauten sich gegenseitig ins Auge, aber hastig sprang ihr Blick von dem seinen ab. Sie markirte eine äußere Geschäftigkeit und ließ ihre Zunge nicht zur Ruhe kommen.

„Bitte, willst Du nicht Platz nehmen?" Sie wies auf einen der Sessel. „Diese Ueberraschung, die Du mir da bereitest! Du mußt entschuldigen, daß ich Dich so lange habe warten lassen. Wäre ich vorbereitet gewesen — aber wie's so kommt im Leben."

Sie hatte ihm gegenüber Platz genommen und fuhr im leichten Plauderton fort:

„Wie hast Du nur herausbringen können, wer hinter dem Namen Miß Harlington steckt? Gewiß bist Du sehr erstaunt gewesen, eine so alte Bekanntschaft wie mich darunter zu entdecken?" Ihr Ton war nicht frei von Ironie, auch als sie die Frage anknüpfte: „Bist Du als Pastor am Ende im Odeon-Theater gewesen?"

„Ich war heute Morgen auf dem Bureau des Theaters," erwiderte er. „Man gab mir dort Deine Adresse."

„O — Du warst auf dem Bureau? Was sagte man denn da?" forschte sie, etwas beunruhigt.

„Daß Du hier wohntest. —"

„Nichts weiter?"

„Ja — noch etwas. Daß Du nicht mehr in dem Theater auftreten würdest."

„Also das hat man Dir auch gesagt? Es ist wahr — ich habe Krach mit dem Direktor gehabt und ihm den Kontrakt vor die Füße geworfen." Sie sagte es mit geheuchelter Gleichgültigkeit. „Solche Engagements finde ich zu Dutzenden. Mein Agent hat mir noch gestern einen glänzenden Antrag nach Petersburg geschickt."

Es kam ihr nicht darauf an zu lügen.

„Aber nun sag' mal, wie hast Du denn überhaupt erfahren, daß ich hier in der Stadt auftrete?"

„Ich las es in der Zeitung, Martha."

„Ja — so. Die Herren Pastoren lesen ja auch Zeitungen. Aber in den Inseraten steht doch immer nur mein Bühnenname. Wie hast Du denn den herausbekommen?"

Er sah sie an. Die braunen Augen schienen mit spürendem Ernst in

ihrer Seele lesen zu wollen. Sie setzte ihnen ihr kühles, abwehrendes Lächeln entgegen.

„Vor einiger Zeit — es ist verschiedene Monate her — las ich in der Zeitung etwas Anderes von Dir, Martha. Ich will es Dir sagen. Es war eine Notiz über das Entmündigungsverfahren gegen einen gewissen Herrn von Nordstetten."

„Nun?" ermunterte sie ihn, da er stockte.

„Dieser Herr von Nordstetten soll ein junger, leichtsinniger Verschwender sein, sodaß seine Verwandten gerichtlich Einspruch gegen die Art und Weise erhoben, wie er das Familienvermögen vergeudet. In dieser Notiz wurdest auch Du erwähnt, Martha — eine Miß Harlington, die eigentlich Martha Thiemann heiße."

„Aber mein Name ist doch so gewöhnlich und alltäglich —" bemerkte sie mit ironischem Lächeln.

„In der Notiz war zu lesen, der junge Mann habe nicht zuletzt Deinetwegen einen so verschwenderischen Aufwand getrieben. Ich war zuerst selbst im Zweifel, ob Du es sein könntest."

„Ich war es aber!" nickte sie gleichmütig.

„Ich weiß es!" Und Johannes senkte wieder den Blick. „Ich habe dann Nachforschungen angestellt — ob Du es seiest. Ich wollte und mußte es wissen — denn ich suchte Dich."

„Du suchtest mich?" Ihr Erstaunen war echt. Mit leisem Spott fügte sie hinzu: „Sieh — sieh!"

„Ja, ich suchte Dich, Martha. Ich fand durch jene Zeitungsnotiz Deine Spur — leider war sie bald wieder verschwunden. Mein Brief kam als unbestellbar zurück. Du warst irgend wohin in's Ausland gegangen."

Martha nickte.

„Gewiß — es war ein kleiner Skandal. — Mein Agent riet mir dazu. Ich war in Kopenhagen. — Aber das ist nett von Dir, Johannes," sprang sie von dem Thema ab, „daß Du Dich meiner erinnerst. Es ist viel Zeit darüber vergangen, — seitdem — Du weißt. Man wird anders, aber die Hauptsache ist doch, daß es einem gut geht. Es geht Dir doch gut, Johannes? Bist am Ende schon mehrfacher Familienvater, wie? Hast Du denn eine gute Pfarre erhalten?"

Sie redete das Alles obenhin, nicht ohne feinspöttelnden Accent und doch im Ton der Theaterdame, die ein wenig auf Dorfpastoren von oben herabsieht.

Er hob wieder den Kopf. „Willst Du mir Eins sagen, Martha?"

„Nun?"

„Hast Du — den Herrn von Nordstetten geliebt?"

Sie spielte Verblüffung über die Frage und ging vom Lächeln zu einem koloraturartigen Lachen über.

„Und das willst Du von mir wissen? Hast Du mir etwa darum, Johannes, die Freude Deines Besuches bereitet? Ach, erzähle mir doch lieber, wie es Dir geht. Das ist besser als die dummen Geschichten. Wen hast Du denn geheiratet, Johannes? Gewiß so eine fromme, häusliche Superintendententochter, die Dir hübsch Deine Socken stopft und immer ein Kindchen in der Wiege und eins unterwegs hat. — Ja, ja, Johannes, ich hab's Dir auch stets so gewünscht. Dafür warst Du auch geschaffen."

Er spürte den Hohn ihrer Worte, und über sein Gesicht ging wieder ein Hauch von Trauer.

„Ich bin nicht verheiratet, Martha!" sagte er ruhig.

„Nicht verheiratet? Ein Pastor, der nicht verheiratet ist? Ja, giebt denn das Deine Gemeinde überhaupt zu? Ich denke, die evangelischen Geistlichen müssen alle heirathen, nur die katholischen brauchen es nicht. Und Du bist doch evangelisch? Wie geht denn das zu? Du bist doch auch wohl schon lange Pastor."

„Ich bin erst seit einem halben Jahr auf der Ostendorfer Pfarre."

„Ist es denn keine gute Pfarre? Hast Du nicht Dein Auskommen für eine Familie? Nun, es wird ja Alles noch kommen. Ein Mann kann nicht so allein im Leben bleiben wie ein Weib. Siehst Du, ich fühle mich sehr wohl, daß ich allein geblieben bin."

„Wirklich, Martha?" Er sprach es mit dem Ernst einer Gewissensfrage.

„Wirklich. Ich habe mich so an mein herumreisendes Dasein gewöhnt, daß ich garnicht anders leben könnte. Und dann die allabendliche Aufregung des Spiels, der Beifall des Publikums — das ersetzt Einem Alles — Liebe, Haus und Heimat. Es ist eine Wonne, so zu leben."

Mit einem erkünstelten Hochgefühl schmetterte sie diese Tiraden heraus. Johannes' braune Augen ruhten wieder mit schmerzlichem Ernst auf ihr. Dann schüttelte er den Kopf.

„Solltest Du Dich nicht selbst belügen, Martha?" fragte er leise und eindringlich. „Sage mir, Martha, ist nichts in Dir übrig geblieben von der Vergangenheit?"

„Von welcher Vergangenheit? Unsereins, mein lieber Johannes, hat keine Vergangenheit. Am Theater und am Variété lebt man nur für den Abend."

„Von der Vergangenheit, die uns Beide bindet!" sagte er in fast feierlichem Ton.

„Die uns bindet! Eine Vergangenheit? Ach, lieber Johannes, tu mir den einzigen Gefallen und laß die alten Geschichten ruhen. Siehst Du, ich freue mich, daß Du als Herr Pastor es über Dich gebracht hast, mir, einer Diva des Brettls, nach Jahren früherer Bekanntschaft guten Tag zu sagen. Ich freue mich, daß ich Dich sehe — die alten Dummheiten wollen wir begraben sein lassen."

„Martha — und Du kannst so sprechen — Du?"

Sie maß ihn von oben bis unten mit einem Blick des Erstaunens und brach dann in ein volles Lachen aus.

„Nein, Johannes, Du hast doch nicht etwa Deine Kanzel mitgebracht? Du, willst Du hier predigen? — Nein, laß doch nur, wir wollen als Menschen zu einander reden, als alte Freunde, die über das Gewesene hinaus sind," schloß sie mit einer burschikosen Herzlichkeit, über die sie sich innerlich selbst wunderte, wie warm und einschmeichelnd sie sie herausgebracht hatte.

Er schüttelte wieder den Kopf.

„Ich verstehe Dich nicht, Martha — Du zürnst mir nicht?"

„Zürnen? Ja, aber, Johannes, wie kannst Du nur so fragen? Weswegen denn? Das ist doch Alles vorbei. Es ist Alles vergessen und vergeben zwischen uns."

So natürlich und aufrichtig klangen ihre Worte, daß es ihn in Verwirrung zu setzen schien. Im Sessel sitzend, ließ er den Kopf in die Hand sinken und preßte die Finger an den Mund, als müsse er daran nagen.

Sie merkte, daß etwas in ihm arbeitete. Nicht ohne Mitgefühl hingen ihre Augen an ihm. Sie sah, daß ihn die Jahre kräftiger und schöner gestaltet hatten. Der Jüngling war ein Mann geworden, die geistliche Würde schien das Ebenmaß seiner blühenden Kraft zu erhöhen. Es war ihr alter Johannes, nur gereift und in voller Entwickelung. Wie einen Stich fühlte sie es in der Brust, daß sie neben ihm wie eine welke, abgelebte Blume war.

Aber was er auch wollte und was ihn auch zu ihr hintrieb — nur nicht vor ihm sich klein zeigen, der die Schuld an dem Jammer ihres Schicksals trug! Sie hatte ja am Theater die Kunst gelernt, ihre Schmerzen unter einem Lächeln zu verbeißen.

Ehe sie auf etwas Anderes eingehen konnte, um das Gespräch abzulenken, kam es plötzlich in tiefstem Ernst aus seinem Munde:

„Ich komme als Mensch und Christ zu Dir, Martha —" die Worte rangen schwer in seiner Kehle — „nicht als Geistlicher. Denn ich bin unwürdig, mein Amt zu bekleiden — Deinetwegen."

„Johannes —"

„Nein, laß mich! Ich muß es Dir sagen — daß ich Dich suche — seit Jahren suche. Martha, Gott ist es, der mich Dich suchen und finden hieß. Verstehst Du — Gott!"

Er erhob feierlich die Hand. Seine braunen Augen glänzten in einem Schein, der sie befremdete. Das gleichmäßig friedliche Lächeln schwand aus ihrem Gesicht.

„Du glaubst es nicht," fuhr er fort. „Ach, Du bist ja ein Kind der Welt — woher soll Dir der Glaube kommen? Aber ich will es Dir erzählen, Martha. Du wirst selbst erkennen, daß es Gottes Hand und

Fügung ist, die mich zu Dir führt. Und nichts ist vergessen, Martha, nichts. Auch in Dir nicht! Auch in Dir brennt durch alle Vergangenheit hindurch die Sünde — unsere Sünde! Oder muß ich Dir das Alles wirklich in's Gedächtniß zurückrufen? Daß ich im Hause Deines braven, alten Vaters, des Postsekretärs, als Student — als Theologe und zukünftiger Diener am Worte Gottes sein Vertrauen schmählich getäuscht habe —"

Er konnte nicht weiter, denn sie war aufgesprungen und legte, neben ihm stehend und sich leicht über den Sitzenden beugend, ihm die Hand auf die Schulter.

„Laß meinen Vater in Frieden in seinem Grabe ruhen, Johannes," sagte sie ernst. „Was war es denn? Eine Liebelei zwischen zwei jungen Leuten, wie das so ist."

„Aber die Folgen, Martha — die Folgen. Du flohest aus dem Haus —"

„Es war eine Dummheit von mir, Johannes. Und Lebenslust und Abenteuersucht in mir. Du hattest mir so viel von Berlin erzählt, wo Du das letzte Jahr studiren solltest. Als Du fort warst und nicht wiederkamst, dachte ich nur an Berlin."

Erstaunt blickte er sie an. Ihr weiches seidenes Haar streifte, indem sie neben ihm stand, seine Wange.

„Nur um nach Berlin zu kommen, bist Du aus dem Elternhause fortgegangen, Martha? Ist das wahr? Sagtest Du mir nicht — meinetwegen?"

„Nun ja — ich kannte doch Niemand als Dich in Berlin. Wen konnte ich sonst aufsuchen? Und einen Rückhalt mußte ich doch haben. Du hattest mir geschrieben, wie sehr Du mich vermißtest — da dachte ich just: nun gehst Du zuerst zum Johannes; er wird Dir in Berlin behilflich sein."

Alles, was sie sagte, war Lug und Trug. Und sie sagte es mit heiter lächelndem Munde, während die Erinnerung an jene Zeit wieder in ihr mit leisem Schmerz blutete.

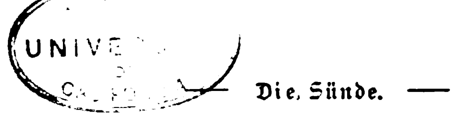
„Nein, Martha, — das ist nicht wahr." Johannes richtete sich erregt auf. „Das ist nicht wahr, Martha."

Sie zuckte die Achseln. „Ich weiß es nicht anders."

„So will ich Dir sagen, wie es gewesen ist. Ja, notwendig ist es auch, daß wir uns gegenseitig Alles bekennen — ich Dir und Du mir — vor dem lebendigen Gott, der mich zu Dir schickt, Martha, um unserer Sünde willen."

Wiederum sprach er das Worte „Sünde" mit feierlicher Betonung.

„Ich ging nach Berlin, Martha, weil dort ein Freund meines Vaters mir eine Hauslehrerstelle verschafft hatte, in der ich mich auf das theologische Examen vorbereiten konnte. Das weißt Du doch, Martha. Und die letzte



Nacht, Martha, in Deines Vaters Haus — wir hatten am Abend in der Dämmerung musicirt und gesungen — und in der Stille, zwischen Tag und Nacht — da kam das Böse in unser Herz. Mit den Tönen weltlicher und sinnlicher Kunst schlich es sich ein — und wir widerstanden dem Versucher nicht. In jener Nacht, Martha, geschah etwas, was nun als Fluch auf unserem Leben liegt."

Johannes athmete tief auf. Martha war einen Schritt von ihm zurückgewichen. Ihre Nerven begannen zu zittern, aber sie bewahrte ihre Haltung und ihre erkünstelte Gelassenheit, als spräche er von Dingen, die sie nicht berührten.

„Von Berlin aus schrieb ich Dir wieder. Es war die Angst in mir, die das Böse hinterläßt. Ich dachte nicht daran, daß Du von Hause fortgehen könntest. Mit einmal warst Du da — kamst so zu mir, der bei fremden Leuten lebte — fielst mir um den Hals: da bin ich, sprachst Du, ich kann ohne Dich nicht leben. Und ich brachte Dich bei einer Schuhmacherfamilie in der Nachbarschaft unter. Wir sahen uns nun fast täglich. Aber es war anders zwischen uns geworden. Hast Du es damals nicht gespürt, Martha? Es war etwas zwischen uns getreten, ein unheimliches Gespenst. Ich bebte, wenn ich Dich sah, denn ich sah immer zwischen Dir und mir das Böse, die Sünde. Sie erfüllte zuletzt meine Seele mit Grauen vor Dir. Ich konnte Dich nicht anschauen, ohne daß die Hölle in mir sich regte. Ich sah in Dir nur meine Sünde — ja, Martha, Du wurdest mir das Bild der Sünde überhaupt, die da umgeht unter dem Menschengeschlecht und es vom Wege des Heils in den Abgrund des ewigen Verderbens reißt! Erinnerst Du Dich, wie nervös mein Wesen war, wie ich Dich bisweilen grundlos heftig anfuhr, wie ich Dich ausschalt und sogar schlug — und eines Tages war ich heimlich vor Dir geflohen, hatte meine Stelle aufgegeben und war fortgereist, ohne von Dir Abschied zu nehmen."

Sie war blaß geworden und winkte mit der Hand. „Laß es genug sein, Johannes. Ich bin schon längst darüber hinweggekommen."

„Ich muß Dir Alles sagen, Martha, denn Gott will es so. Sieh, ich war damals dem Wahnsinn nahe. Das hast Du nicht gewußt und nicht geahnt, was in mir für Gedanken bohrten und grübelten. Ich war aus Herzensdrang Theologe geworden. Ich sollte ein leuchtendes Beispiel in Wort und Werken für die Welt sein. Das schrieb mir nicht blos mein künftiger Beruf vor, es war mir Gewissensernst. Nun war ich gefallen und hatte Schuld auf mich geladen, schwere, drückende Lebensschuld. Und Du standest mir täglich vor Augen. Da regte sich in mir etwas, Martha, — es war Haß gegen Dich. Wie er aufgekeimt war, wuchs er empor. Ich sah in Dir die Sünde, die mich und die Welt verdirbt, die gleißende, blühende Sünde, und wie Schmerz und Wut in mir meine Sünde haßten, so haßte ich Dich. In wirren, nächtlichen Träumen sah ich die Schlange, wie sie um den Baum der Erkenntniß kroch, und ich stürzte mich auf die

Schlange, um sie zu würgen, und ich würgte sie, bis sie tot war. Und aus diesen Träumen, Martha, die mich peinigten, entglomm ein wahnsinniger Gedanke. Wenn ich Dich sah, zitterte ich am ganzen Körper, und ich mußte an mich halten, um nicht auf Dich loszustürzen und Dich zu würgen. Immer raunte es in mir: Du mußt sie töten, Deine Sünde!"

Entsetzt starrte sie ihn mit großen Augen an. Ein Schauer war über sie gegangen — es war ihr, als fiele ein Nebelschleier von jenen Tagen der Vergangenheit, deren Leiden sich unaustilgbar in ihr eingeprägt hatten.

„Das hast Du denken können, Johannes?"

Er nickte. „Ja — und es kam noch schlimmer. Das Böse stand nicht mehr außerhalb meiner Seele, es hatte sich in mein Herz genistet. Es kamen Stunden, wo ich darüber nachgrübelte, wie ich Dich aus der Welt schaffen könnte. Und einmal — wir gingen am Kanal spazieren im Dämmerlicht, wo das Böse immer am mächtigsten ist — kein Mensch war in der Nähe — da packte ich Dich plötzlich um den Leib. Ich lachte wie im Scherz — aber es war fürchterlicher Ernst. Es war der wahnsinnige Haß in mir gegen Dich, gegen die Sünde. Sie mußte fort, aus mir heraus — in's Wasser wollte ich Dich werfen."

„Es ist nicht wahr, Johannes." Sie hielt ihm abwehrend die Hände entgegen, todbleich und mit fliegenden Pulsen. „Es kann nicht wahr sein —!"

„Es ist wahr, Martha. Ich sage es, denn ich bin hier, um zu bekennen. Aber die Tat geschah nicht — dem Herrn im Himmel sei Dank — sie geschah nicht. Nur der Gedanke war da, den das Böse geboren. Du sträubtest Dich, kreischtest auf, rissest Dich los und liefst fort, indem Du meintest, ich hätte Scherz getrieben. Wir kamen vom Wasser ab, zurück unter die Menschen. An dem Abend noch packte ich meinen Koffer und reiste von Berlin ab, meine Stellung aufgebend — ohne Abschied von Dir. Ich floh vor der Sünde, Martha, da ich sie nicht umbringen konnte."

Johannes sprach alles dies fest und bestimmt; nur ein leises Beben in seiner Stimme verriet seine innere Bewegung. Martha hatte sich wieder in den Sessel geworfen, sie stützte den Kopf mit dem wirr gewordenen Haar an der Tischkante auf die Hand und starrte vor sich hin. Aller falsche Schein war von ihr abgefallen — in ihrem Hirn wirrte es durcheinander.

„Ich reiste nach Hause," begann Johannes wieder, „blieb aber nicht lange dort. In mir war die Unruhe, die Angst, der Fluch des Bösen geblieben. Ich suchte einen Freund auf, der auf einem Gut Hauslehrer war. Er war im Begriff, die Stelle aufzugeben, ich übernahm sie und habe ein Jahr auf dem Lande gelebt. Der Aufenthalt brachte mir etwas

Frieden. Ich vernahm nichts mehr von Dir, ich sah Dich nicht mehr — mein Gewissen schien einzuschlummern. Aber es schlummerte nur, es erwachte wieder, als ich an mein Examen denken mußte, als mein Beruf an mich herantrat. Die Nacht vor dem Tage, da ich meine Probepredigt hielt, — sie war furchtbar. Meine Sünde trat an mein Bett und schrie: unwürdig, unwürdig! Ich sah meine Schuld riesengroß vor meiner Seele stehen. Keine Reue half — und leider auch kein Glaube. Ich sollte die Vergebung der Sünde durch den Glauben predigen — und mein Glaube brachte mir keine Vergebung; er peitschte mein Gewissen mit glühenden Geißeln. In dieser Zeit schrieb ich an die Schuhmacherfamilie in Berlin, bei der ich Dich untergebracht. Denn in mir war in allem Haß, den ich gegen Dich empfand, doch eine unheimliche Angst aufgewacht — die Angst um Dich und Dein Schicksal! Ich hatte Dich verlassen, schutzlos dem Leben preisgegeben — das kam nun hinzu zu meiner Gewissenspein. Die Sünde gebar immer neue Schuld, wie dies ihr Wesen und ihre Art ist. Ich wollte Dir nicht wieder nahe treten, nur wissen, wo Du geblieben seiest. Die Antwort, die ich aus Berlin erhielt, brachte mir eine Aufklärung, die mich nicht beruhigen konnte. Die Leute schrieben mir: Du seiest Choristin an einem Theater geworden, aber nicht mehr in Berlin. Da wußte ich es: das Leben der Welt hatte Dich verschlungen. Ich wußte es: Du würdest untergehen im Strudel der Sünde — und ich war es, der Dich auf den Pfad des Lasters gestoßen hatte — ich, der Knecht Gottes, der Prediger des Evangeliums, der den Sündern den Weg des Heils zeigen und offenbaren sollte."

Martha hatte ihren Kopf auf den Tisch gelegt und schluchzte in nervöser Erregung. Der Pastor sprach eindringlich, aber leise, wohl aus Rücksicht auf etwaige Lauscher im Nebenzimmer. Auf seiner Stirn standen große Schweißtropfen; er trocknete sie mit seinem Taschentuch und fuhr fort:

„Mehr als dies vernahm ich Jahre lang nicht von Dir. Ich bekam eine Anstellung als Hilfsprediger — und ich vergaß Dich, Martha. Ja, ich vergaß Dich, nicht in dem Sinne, daß die Vergangenheit nicht bisweilen in meine Erinnerung zurücktrat — aber sie verlor ihren peinigenden Stachel. Ich bekam als junger Geistlicher viel zu tun, da ich in den Dienst unserer inneren Mission gezogen wurde. Not und Jammer, sittliches und körperliches Elend traten täglich vor mein Auge, und mein Empfinden stumpfte sich dagegen ab. Und auch Gottes mahnendes, strafendes Wort — es verlor bei mir seine Kraft. Ich vermeinte, den wahren Glauben zu haben, weil ich ihn stündlich predigte, als wäre das Wort Gottes eine Waare, die man verhandelt, und wer glaubt, dem sind ja seine Sünden vergeben. Ja, ich vergab mir selbst meine Sünden, Martha, — nicht Gott, nicht Jesus Christus that es, denn es war ein leerer, äußerlicher Glaube, der nur in der Lehre, im Wort, nicht hier in meiner Seele wurzelte.

Und da kam Gott der Herr über mich und tat mein Inneres vor mir auf. Er schuf mir den Tag des Gerichtes!"

Er atmete schwer auf.

„Auch das mußt Du hören, Martha — denn es gilt für uns Beide, was Gott gefügt hat. Es war vor einem Jahr im Sommer — ich kam aus dem Seemannsheim, wo ich eine Andacht abgehalten hatte — am Sonntag Nachmittag. Ich ging durch das Hafenviertel, als in einer stillen verrufenen Straße mich ein Weib bittend ansprach: ich möchte doch einmal kommen, in ihrem Hause unter'm Dach läge Jemand im Sterben. Ich wäre hochmütig vorübergegangen wie der Pharisäer, aber da fiel es mir ein, wie ungewöhnlich doch diese Bitte sei, und ich sah mir die Frau näher an. Sie war nicht ängstlich erregt, von dem Schrecken des Todes erfaßt, denn die Ungläubigen wissen oder wollen nichts von seiner Bedeutung wissen, sondern viel eher eine schlichttreuherzige Seele, die nur meinte, es sei bei einem Sterbenden ebenso in Ordnung, den Geistlichen zu rufen, wie bei einem Kranken den Arzt. Sie führte mich denn auch in das Haus, die drei Treppen hinauf in eine Dachkammer, und dabei erzählte sie mir, der Arzt sei gegangen und hätte die Kranke schon aufgegeben; der käme nicht wieder, aber es wäre doch gut, wenn Einer ihr noch etwas aus der Bibel vorlese und bis zum letzten Augenblick bei ihr bliebe, denn es sei trotz ihres schlechten Gewerbes ein gutes Mädchen gewesen. Damit öffnete sie mir die Tür der Dachkammer, wo die Kranke lag, redete ein paar Worte zu ihr, daß ich gekommen sei, und ließ mich auch sofort mit ihr allein. Vielleicht hatte sie selbst sich nur dem letzten Liebesdienst bei der Sterbenden entziehen wollen, indem sie mich einfach heranholte. Aber ich konnte nun nicht wieder fortgehen — Gott wollte es so! Ich war also mit der Kranken allein in dem jammervollen Kämmerchen — nichts war dort als ein Lager von Stroh und Lumpen, in dem die Sterbende lag — davor ein Holzstuhl mit einem Krug Wasser und einem Glas. Es war ein älteres Mädchen mit welkem, abgezehrtem Gesicht, in den Augen lag die Todesangst, und ihre fiebernden Lippen zitterten fortwährend. Ich sprach Einiges zu ihr, sie bat um Wasser mit erlöschender Stimme; ich reichte ihr das gefüllte Glas, und sie trank einige Züge. Dann nahm ich das neue Testament aus meiner Tasche und las ihr ein Kapitel aus dem Evangelium vor. Als ich geendet, sah ich sie an; sie nickte mit dem Kopf und sagte kaum hörbar: weiter! Und ich las weiter, und dann flocht ich ein Gebet ein, daß Gott der Herr sich dieser armen, verirrten Seele, die nun vor seinen Richterstuhl treten werde, in Gnaden annehmen möge. Sieh, Martha, was ich sagte — damals waren es nur die Worte, die mir mein Beruf nahe legte, und mit Befriedigung nahm ich wahr, wie die Kranke auf meine Worte lauschte. Es war heiß und schwül in dem Kämmerchen, trotzdem die Sonne bereits im Untergehen war; ich spürte die Wärme in meinen Gliedern, aber ich las und redete weiter, bis ich auf

einmal bemerkte, daß die Kranke eingeschlummert zu sein schien. Sie lag jetzt still und friedlich da, und durch das offene Dachfenster fiel das scheidende Licht des Tages sanft auf ihr Gesicht und auf ihr blondes Haar. Da kam über mich etwas von Gottes Nähe, und ich dachte, wie ich es sah: Wie mild und freundlich ist der Herr! Er sendet sein goldenes Licht wie einen Gruß des Friedens dieser armen Seele. Einst hat eine Mutter auch dies Kind der Sünde geliebt, aber die Welt mit ihrer falschen, fleischlichen Liebe hat es verdorben. Doch wie mild nnd freundlich ist der Herr! Nicht ohne einen Strahl seiner göttlichen Liebe wollte er es einziehen lassen in die Pforten der Ewigkeit — und so spendet er ihm durch mich das Wort seiner tröstenden Gnade! — Da hörte ich ein Röcheln — das Todesröcheln der Sterbenden, und als ich aufsah, erschrak ich: Dein Gesicht war es, Martha, das ich auf dem Sterbelager vor mir sah, Deine Züge mit den im Todeskampf rollenden Augen, die mich so fürchterlich anstarrten, daß auf einmal alle Pein der Hölle in mir aufstieg. Du warst es, Du, — und in Deinen Blicken lag all meine Schuld, lag die Sünde, meine Sünde und Deine Sünde, und schlug wie eine Feuerflamme in mein Gewissen, daß ich niederfiel, auf meine Kniee vor der Sterbenden — nein, vor Dir — Deine Hand mit Tränen netzte und in tiefster Qual nur stöhnte: „Vergieb — vergieb!“

Er hatte in tiefster Erregung sein Gesicht in der Hand geborgen und blickte vor sich nieder. Sie hörte seinen schweren, fast keuchenden Atemzug. Auch sie war erschüttert; doch ein leises, rätselhaftes Bangen wogte dabei in der Tiefe ihres Gemüts, kaum daß es ihr zum Bewußtsein kam.

Aber der Ausdruck seiner Reue war so leidenschaftlich und aufrichtig, daß sie nicht umhin konnte, nun dem Jugendgeliebten die Hand entgegenzustrecken.

„Laß es gut sein, Johannes. Du hast es schlimmer empfunden, als es war. Eine Zeit lang wohl — da zürnte ich Dir und grämte mich wegen Deiner plötzlichen Abreise, für die ich keinen Grund wußte. Ja —“ fuhr sie nach einer Pause eifriger fort, von der Erinnerung erfaßt — „als ich damals allein stand — Johannes, es waren bitterböse Stunden. Nach Hause durfte ich nicht zurück; mein Vater und meine Mutter hätten mich nicht wieder aufgenommen. Und wenn sie es auch getan, für unsere kleine Universitätsstadt war ich verloren, nachdem es ruchbar geworden, daß ich einem Studenten nachgelaufen sei. Aber — das liegt lange zurück, Johannes. Ich bin vorwärts gekommen. Aus der armen Choristin ist ein kleiner oder auch ein großer Stern geworden, um den sich die Bühnen und Agenten reißen.

Unwillkürlich verfiel sie wieder in den prahlenden Ton. Johannes schüttelte trübe mit dem Kopf; seine Hand erwiderte ihren Druck nicht.

„Ja,“ sagte er dumpf, „das ist der Fluch der Sünde, daß Du Dich ihrer noch rühmst.“

Martha zog ihre Hand zurück.

„Johannes —!“

„So wie Du Dich Deiner Weltlichkeit, hatte ich mich meiner Geistlichkeit am Lager der Sterbenden gerühmt. Bis Gott der Herr mich niederzwang auf die Kniee und mir offenbarte, daß er auch ein strafender, ein rächender Gott ist.“

Er nickte seltsam vor sich hin, dann heftete er seine braunen Augen auf sie, und der strenge Ernst dieses Blickes flößte ihr Furcht ein.

„Aus der Sünde ist Dein und mein Lebensschicksal geboren worden, Martha, und die Sünde trägt das höllische Feuer in sich. Auch in Dir hat es gebrannt und wird wieder brennen. Leugne nicht und verstelle Dich nicht! Ich weiß es.

Siehst Du,“ — seine Stimme wurde eindringlicher — „Gott hat es mich fühlen lassen, das höllische Feuer. Es tobte in mir, als sie mich nachher bei der Leiche des armen Mädchens fanden. Sie sagten, es sei Fieber — ich kam in's Krankenhaus, und die Aerzte nannten es Typhus. Das mag für meinen Leib zutreffen, für die unsterbliche Seele in mir — da war's kein Typhus, sondern Gottes Feuer. Ich lag in Qualen und rang mit meiner Sünde, sodaß Leib und Seele dabei zu Grunde zu gehen drohten. Der Leib wurde gerettet, und auch das wußte ich, daß Gott meine Seele nicht dem ewigen Verderben preisgeben wollte. So wenig wie die Deine, Martha! Darum hat er meine Augen aufgetan, daß ich den Weg zu Dir fände — und nun preise ich den Herrn, daß er mich hat Dich finden lassen. Verstehst Du mich, Martha?“

Sie sah ihn scheu an und bewegte das seidene Haar, das jetzt an ihren Wangen herunter auf ihre Schultern fiel.

„Nein, Johannes. Willst Du etwas von mir?“

„Ich nicht, Martha. Aber Gott will etwas von uns Beiden. Er zeigt uns auch den Weg, der zu seiner Gnade führt. Als ich aus dem Krankenhause kam, da wußte ich ihn. — Martha, willst Du mein Weib werden?“

Er sprach die Frage mit feierlicher Betonung. Martha glaubte ihren Ohren nicht zu trauen. Johannes saß vor ihr mit ruhigem Gesicht, in dem nur die Festigkeit eines inneren Entschlusses alle Muskeln spannte. Ihre Augen sahen, daß es sein heiliger Ernst war.

Und in diesem Augenblick glitt durch Marthas Gemüt ein Hauch schmerzlich-süßer Freude. Der Jugendgeliebte — er war doch zu ihr zurückgekehrt! Aber es war nur für einen Augenblick, der Jahre vorübergehend in ihr auslöschte, dann lächelte sie wehmütig.

„Es ist wohl nicht Dein Ernst, Johannes. Ich verstehe, Du vermeinst, etwas gut machen zu müssen. Ach, mein Freund, das ist vorüber — lassen wir das. Nein, wir stehen an zu verschiedenen Posten in dieser Welt.

Was würde Dein Konsistorium oder Deine Gemeinde wohl zu Dir sagen, wenn Du die Miß Harlington ihnen als Deine Frau vorstelltest."

„Meine Gemeinde? Höre mich nur weiter an, Martha. Es ist Gottes Gebot, das in mir laut geworden ist. Sieh, schon im Krankenhause gab er es mir ein: wenn ich Dich wiederfände, wie ich Dich wiederfinden mußte, daß Du mein Weib werden sollst. Ich war von meinen Leiden und meinen Seelenqualen elend und herabgekommen; man schaffte mich auf's Land. Ich bekam die Vikarstelle in Ostendorf, und als mein Pfarrer in eine andere Stelle gewählt wurde, übertrug man mir sein Amt — seit einem halben Jahr. Aber ich wußte, indem ich sie annahm, daß dort nicht meine bleibende Stätte ist. Einen Auftrag hat mir Gott gegeben wie einst seinem Knecht, dem Apostel Paulus. Durch den Dienst in der Mission habe ich Beziehungen zu unseren evangelischen Gemeinden im Auslande genommen. In Brasilien, fern im Urwald, verlangt eine kleine deutsche Gemeinde evangelischer Glaubensbrüder nach einem Diener des geistlichen Amtes. Auch das ist für mich der Ruf des Herrn. Martha, ich frage Dich: Willst Du mit mir gehen nach Brasilien?"

„Nach Brasilien — ich? Ach, Johannes, Du scherzest."

Und doch sah sie an seinem Gesicht, daß es auch mit dieser Frage ihm heiliger Ernst war. Im anderen Falle hätte sie vielleicht über den Vorschlag gelacht, als Frau eines Pastors in die Wildniß zu ziehen. Es war in ihm etwas, was auf sie überging, etwas von einer inneren Kraft, für die, wie sie spürte, Hindernisse des weltlichen Lebens nicht bestanden.

Sie rang dagegen an. „Nein," sagte sie leise und traurig, „Johannes, es ist zu spät. Ich bin nicht geeignet, die Frau eines Pastors zu werden. Es ist zu spät!"

Er erhob seine Hände. „Zu spät? Martha, für Gott kommt ein reuiger Sünder niemals zu spät. Denke an das Evangelium: auch die in zwölfter Stunde in den Weinberg des Herrn zogen, um dort zu arbeiten — auch sie empfingen den himmlischen Lohn. Fürchte Dich nicht vor dem fernen, fremden Land und seinen Schrecken — der Herr wird bei uns sein, Martha! Abstreifen sollst Du Alles, was Dich hier hielt — auf neuer Erde eine neue Kreatur werden."

In ihr Leben, das ihr vor einer Stunde noch schaal und öde vorgekommen, fiel mit seinen Worten ein Lichtstrahl; seltsam und phantastisch dünkte er ihr, aber ihre Seele war weich geworden. Es war wahr, und sie konnte nicht daran zweifeln: sie lebte in ihm, dem Jugendgeliebten, noch, sie war sein Schicksal geworden wie er das ihrige!

Eine neue Zukunft? Davon träumte sie ja. Was bot ihr dies Leben noch? Herr von Nordstetten war ein unsicherer Notanker — ihr Beruf, die Bühne ihr verleidet, — und dann das Grauen vor dem Sumpf, der sich am Ende doch noch vor ihr auftat, um sie zu verschlingen!

Mut mußte sie haben — nur Mut zu einem großen Schritt, zu einem

neuen Leben, das, wie es auch war, sie nur besser, edler machen konnte. Was hieß da entbehren?

Und der schöne Traum vergangener Jugendjahre stahl sich schmeichelnd in diese Gedanken hinein und lockte — lockte.

Johannes sah ihr nachdenkliches Schwanken in der Art, wie sie am Tisch den Kopf auf die Hand stützte und vor sich hinstarrte, und leidenschaftlicher wurde seine Stimme:

„Jesus Christus, Dein Heiland, ruft Dich, Martha! Auch er hat die Sünderin von den Banden ihres weltlichen Lebens freigemacht. So soll ich Dich in seinem Namen freimachen und Deine unsterbliche Seele zu Gott zurückführen. Alles soll von Dir abfallen, alle weltliche Menschenfurcht und Menschenfreude — Dein Leib gereinigt werden nach des Apostels Wort zu einem Tempel Gottes, Martha — gereinigt von der Sünde, Du und ich!"

Seine Augen glühten wie im fanatischen Eifer. Aus ihrem Nachdenken erwachend, behielt sie nur sein letztes Wort im Ohr — und in ihr bäumte sich etwas auf.

„Sage mir, Johannes, daß Du zu mir gekommen bist — ist jenes Mädchen, von dem Du mir erzähltest, daß Du an ihrem Sterbelager mich so um Vergebung gebeten — ist das die Veranlassung?"

„Es war die Veranlassung, daß mir meine Augen in meine Seele gekehrt wurden, Martha. Gott führte mich zu dem verworfenen Kind des Lasters, um mich dadurch zu Dir zurückzuführen."

In ihren blauen Augensternen blitzte es.

Dann bin ich für Dich auch eine Verworfene, Johannes."

Er senkte den Blick etwas betroffen.

„Wenn Du es bist — ich habe Dich dazu gemacht. Unsere Sünde, Martha — unsere Sünde!"

Wieder fiel das Wort wie ein Peitschenschlag auf ihre Nerven.

„Du sprichst immer von unserer Sünde, Johannes. Noch nicht ein einziges Wort habe ich von Dir über unsere Liebe gehört. Weißt Du von ihr nichts mehr?"

In seinem Gesicht arbeitete es. Er schlug leicht die Hände zusammen.

„Hast Du es nicht verstanden, Martha? Alles, was ich Dir auseinandergesetzt? Daß unsere Liebe — ja unsere Liebe — das war die Sünde, die wir zu bereuen haben fortan — täglich, stündlich, Martha. Unser zukünftiges Leben — es wird nichts Anderes sein als Arbeit und Reue."

„Ich habe bei Dir nichts zu bereuen!" sagte sie kurz.

„Du hast nichts zu bereuen? Du nicht — es wird kommen, Martha, — wie es bei mir gekommen ist. Die Qualen der Reue wirst Du in Dir brennen fühlen —"

Sie erhob abwehrend die Hand.

„Nein," fuhr er heftig fort, „unterbrich mich nicht. Jene Stunde,

Martha, jene Tage — siehst Du, da gewann der böse Feind über uns Macht, da hat er den Samen des Bösen in unser Herz gestreut, daß er aufgehen konnte. Das ist die sündige Wurzel unseres Lebens, die in uns wuchert und immer neue Schößlinge treibt — und wenn Du das erkannt haben wirst, Martha, wie ich es erkannt habe, dann wirst Du in bitterer Reue Dir und jenen Tagen fluchen."

Sie war aufgesprungen, ganz plötzlich — leichenblaß stand sie an der Tür zum Nebenzimmer. Er sah, wie alle ihre Glieder in nervöser Erregung flogen.

„Geh!" — Sie sagte nichts als dies, mit der Hand auf die Ausgangstür deutend.

Er verstand sie nicht.

„Was hast Du, Martha?"

Da brach es aus ihr hervor, wild, leidenschaftlich, mit einem nervösen Tränenstrom untermischt.

„Sünde? Sünde! — Daß ich Dich einmal lieb gehabt habe — Sünde! Daß ich Alles für Dich tat, Dir Alles gab, weil ich Dich liebte — rein und unschuldig — und nur Liebe — nichts als Liebe — das ist Sünde, um die ich mit Dir jetzt Buße tun soll."

Kalte Flammen sprühten aus ihren blauen Augen. Eine Welt voll Nichtachtung lag darin.

„Weißt Du, was Du mir jetzt angetan hast? Was mir Niemand anders auf der Welt antun konnte. Unsere Liebe hast Du gemein gemacht. Wahr ist's, ich bin keine Heilige, eine Sünderin bin ich — aber damals — nein, was war ich damals? Vater und Mutter hab' ich um Dich verlassen — und habe es nicht für Sünde gehalten. Weil ich Dich liebte, frommer Mann! Weil ich Dich liebte — und ich fühlte so tief, als hätte es mir Gott in's Herz geschrieben: in der wahren Liebe giebt es keine Sünde als die gegen sie selbst. Und Du — Dein ganzes Leben lang hast Du gegen die Liebe gesündigt, aber nur darum, weil es keine wahre Liebe in Dir gab."

„Martha —" Johannes erhob die Hand — „was sprichst Du da? Denk an Dein ewiges Heil — an das ewige Leben, Martha! Nur Gottes Gnade und Deine Reue —"

„Ich brauche Gottes Gnade nicht — ich will kein ewiges Leben!" Sie lachte hysterisch auf. „Ach, ich wäre schon froh, dies Leben los zu werden. Und wenn es eins droben giebt — das will ich Dir sagen — Dir, der mich nie eine Spur wahrhaft geliebt hat, — nie — Gott, der sich die Liebe nennt, kann in der Liebe keine Sünde finden — wie Du es tust."

„Martha — Gottes Liebe ist es, die mich zu Dir führt. Wie kannst Du Deine weltliche Liebe mit der göttlichen verwechseln?" Er war an sie

herangetreten; er sprach leise und sanft, wie um sie zu beschwichtigen, und suchte ihre Hand, die sie ihm immer wieder heftig entzog.

„Du nennst es weltliche Liebe — ach, was weißt Du von dem Himmel, der in der weltlichen Liebe liegt — einmal habe ich darin gelebt. Ja, ich will Dir auch das sagen," fuhr sie wieder auf. „So schlecht wie ich in Deinen Augen geworden bin, in meiner Erinnerung blieb mir dies — unsere Liebe — als Himmel. Und heute — heute habe ich ihn verloren."

Sie schlug sich mit wilder Geberde die Hände vor das Gesicht, ganz aufgelöst in ihrer nervösen Ueberreizung, die doch ihr innerstes Fühlen an's Licht trug.

„Und ich glaubte — einen Augenblick glaubte ich — die Liebe hätte Dich zu mir geführt — und nun ist es die Sünde — was Du, frommer Mann, Sünde nennst, und Du mußt es wohl wissen."

Er versuchte, zum Wort zu kommen. In seinem Innern war das Entsetzen im Wachsen über diese Menschenseele, die nichts von den Anfechtungen und Kämpfen des Gewissens wußte und begriff, denen sein Leben ausgesetzt gewesen war.

„Du bist noch stolz auf Deine Sünde, Martha. Aber es ist nur ein falscher Stolz. Und er läßt Dich Worte sprechen — Worte — Gott möge sie Dir vergeben." Gewaltsam bezwang er die Strenge, die sich in seinen Ton mischte. „Siehst Du, Martha, — meine Schuld an der Sünde ist ja größer, viel größer als die Deine. Und ich bitte Dir ab, was Du gelitten — durch mich. Ich hab's schon getan vor der sterbenden Sünderin, die wohl ärger war als Du —"

„Aerger als ich? Woher weißt Du das?" All der Jammer früherer Tage schrie jetzt laut in ihr wieder auf und kehrte sich in höhnischen Trotz. „Als Du mich so erbärmlich im Stich gelassen, glaubtest Du, ich konnte von meiner verlorenen Tugend leben?"

„Martha!" rief er mit starker Stimme.

„Was willst Du noch von mir? Was sagtest Du doch: bereuen müßte ich — bereuen — für mich und für Dich! Und fluchen jenen Tagen und Stunden, um vor Gott würdig zu sein. Nun denn — höre es — ich bereue — ich bereue, daß ich Dich jemals lieb gehabt habe, und ich fluche dem, was ich einst für mein Glück gehalten. Und nun geh! — Geh!"

Sie warf sich auf das Sopha und drückte den Kopf in die Kissen. Er hörte ihr Schluchzen. Mit einem sonderbaren Blick ruhten seine Augen auf der weißgekleideten Gestalt, — in diesem langen, seidenen Haar, das ihre Schultern überflutete, hatte sich sein Gesicht einst gebadet, sein Mund jede Strähne und jede Locke geküßt.

Er atmete tief und schwer. — Es war die Sünde!

„Ich werde wiederkommen, Martha," sagte er mit leiser, fast stockender Stimme. „Aber glaube, Martha, Gott, der mich sendet, will Dich nicht

untergehen lassen, glaube es, Martha. Glaube an ihn, an unseren Heiland, der um unserer Sünde willen auch für uns Beide gestorben ist. Glaube — und all der Stolz und Trotz der Sünde wird der Reue weichen, der echten, wahren Reue, die ihr Kreuz auf sich nimmt."

Da sie nichts mehr antwortete, fuhr er fort:

„Ich komme wieder, Martha, — denn ich lasse Dich nicht. Wie wir zusammen gesündigt, müssen wir zusammen büßen. So will es Gott der Herr! Er wird Deinen Willen beugen, wie er den meinen gebeugt hat."

Er hatte seinen Hut genommen. „Lebe wohl einstweilen, Martha, — ich komme morgen wieder."

Langsam ging er zur Tür hinaus, noch einen Blick auf sie werfend wie in der Erwartung eines Abschiedsgrußes von ihrer Seite. Allein die Schluchzende hatte kein Wort mehr für ihn übrig.

Erst als sie spürte, daß sie allein war, richtete Martha sich auf und trocknete ihre Tränen.

Auf einmal war es ihr wunderbar: weswegen weinte sie eigentlich? Nur die Erregung war es gewesen. Sie fühlte sich frei und leicht.

Hastig eilte sie in ihr Zimmer, auf dem Wege mit der guten Frau Bremer zusammenstoßend, deren Verlegenheit nur allzu deutlich verriet, daß sie irgendwie gehorcht hatte.

„Ich muß noch heute fort, Frau Bremer. Lassen Sie das Mädchen nach Tisch sofort eine Droschke holen. Ich reise nach Berlin ab."

Ohne auf das verblüffte Gesicht der Pensionsmutter und deren Fragen zu achten, setzte sich Martha an den Schreibtisch ihres Zimmers und schrieb mit fliegender Hand.

„Aber Fräulein — so plötzlich? Sie können ja kaum noch packen."

Martha winkte ab.

„Lassen Sie mich in Ruhe — ich werde schon fertig werden."

Mit etwas brummigem Gesicht entfernte sich die gute Frau. Martha kouvertirte den Brief und schrieb mit rascher Hand die Adresse.

Sie selbst würde eher in Berlin sein, als Herr von Nordstetten das Schreiben empfing, aber sie wußte — er würde sie aufsuchen.

Der Kampf mit dem Dasein begann von Neuem für sie. Wie würde er einst enden?

Für einen Augenblick versank sie vor dem Brief in Grübeln. Auch das Letzte, Reinste, Heiligste, was ihr Leben noch besaß, hatte sie heute verloren! Sie fühlte noch einmal den Schmerz.

Ein paar Bibelworte, aus den fernen Tagen ihrer Kindheit in ihrem Gedächtniß zurückgeblieben, glitten, wie von einer fremden Macht heraufbeschworen, durch ihren Sinn.

„Und wenn ich weissagen könnte und hätte allen Glauben, also daß ich Berge versetzen könnte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts."

Nie — nie ihn wiedersehen! Um keinen Preis der Welt! —

Mit einer ungestümen Bewegung, als wollte sie Alles von sich abschütteln, stand sie auf und trat vor den Spiegel. Wie ein Krieger seine Ausrüstung, Helm und Waffen, so prüfte sie ihr Aeußeres noch einmal, die blassen, aber energisch gespannten Züge ihres Gesichts, den Reiz ihres langwallenden, weißblonden Haares — sie dehnte und streckte den runden Arm und ließ in leichter Bewegung die Linien ihrer vollen Körperformen spielen.

Nichts bereuen — weiter kämpfen — auf ihre Art! Auch wenn das Leben nichts mehr bot und nichts mehr wert war! — Die Augenbrauen trotzig zusammenziehend, wendete sie sich ab. Es war Zeit, den Garderobenkorb für die Reise zu packen.



Drum laß ich meinen Glauben mir nicht schelten:
Ich gab der Kirche gestern eine Kuh,
Heut gab mir Gott die zweite schon dafür
Und nur noch neunundneunzig fehlen mir!

Es hatte eine Bäuerin
Zwei Söhne von verschiedenem Sinn;
Der eine war hurtig allerwege,
Der andere aber schläfrig und träge.

Einstmals an einem frühen Morgen
Der Fleißige ging über's Feld,
Da fand er einen Beutel mit Geld.
Hurrah — rief er — welch großes Glück!
Nun braucht die Mutter nicht zu sorgen!
Und spornstreichs sprang er nach Haus zurück.

Die Alte freute sich baß und lief
An's Bett, darin der andre noch schlief:
Steh auf, steh auf, Du fauler Lümmel,
Die Sonne ist schon hoch am Himmel —
Schau her, was hier Dein Bruder fund!
Denn Morgenstunde hat Gold im Mund. —

Der Faule reckte sich und sprach:
Gemach, Frau Mutter, nur gemach!
Verschonet mich mit Euerm Zorn!
Hätt der, der dieses Geld verlor'n,
Gleich mir bis jetzt gelegen im Bette,
Mein Bruder es nicht gefunden hätte!

Zu einem Herrgottschnitzer trat
Hans Walk, ein Bauer vom Gemeinderat;
Der Meister solle für den Hochaltar
Ein neues Kruzifix ihm schnitzeln,
Weil arg verschandelt schon das alte war.

Der Herrgottschnitzer war ein Schalk
Und pflegte gern mit Jedermann zu witzeln,
Drum fragt er: Sagt mir doch, mein lieber Walk,
Wollt Ihr den Gott lebendig oder tot?

Der Bauer sprach: Ei, schwere Not!
Und machte ein Gesicht, das recht verständig —
Indessen, Meister, macht ihn nur lebendig,
Sollt er den andern nicht behagen,
So können sie hernach ihn selbst totschlagen.

Frau Ursula war eine fromme Frau
Und steckte pünktlich und genau,
Wenn sie zur Messe ging,
Dem heiligen Sebastian
Ein Kerzlein an.

Dann huscht' sie flink
Und leis wie eine Katze
Abseits, wo hinter dem Altar
Beelzebub mit einer Höllenfratze
An eine Wand gepinselt war,
Um hier verstohlen
Die Opfrang mit dem Licht zu wiederholen.

So trifft sie einst der Priester — Wie!?
Ruft er, — was seh' ich da?
Frau Ursula
Steckt auch ein Kerzlein an dem Teufelsvieh?

Ja, Herr. — spricht sie — bei Sankt Sebastian
Geschieht's, damit der heilige Mann
Mir immerdar nur Gutes tu'!
Dem Teufel aber zünd' ein Licht ich an,
Auf daß er mir nichts Böses füge zu!

Auf einer frommen Pilgerfahrt
Kam einst ein braver Schwab nach Rom,
Wo er nicht weit von Peters Dom
Von einem Landsmann aufgenommen ward.
Der setzt ihm Braten vor und Knödel
Und eine große Flasche Wein;
Kaum kostet den das Bäuerlein,
So schnalzt es mit der Zunge: Ei, wie edel
Ist dieser Trank — der schmeckt ja molto bene,
Wie nennt sich denn die Sorte — he?

Der Gastwirt schmunzelt: Christi lacrimae
Nennt man sie hier — im Deutschen „Gottes Träne".
Da blickt zum Himmel auf der Schwab im Nu
Und spricht betrübt, wie er's von Herzen meint:
O lieber Gott, warum hast Du
Nicht auch in Schwabenland geweint?





Rustici calliditas.

Sechs kleine Schwänke von Bauernschlauheit.

Von

R. Zoozmann.

— Berlin. —

Ein reicher Bauer lag im Sterben
Und sprach zu seiner Frau:
All meine Habe sollst Du erben,
Nur Eins beachte mir genau!
Wir hatten immer gut zu leben
Und haben doch, Gott sei's geklagt,
Den Armen selten was gegeben.
Drum, weil mich nun die Reue plagt,
Versprich mir, daß — sobald ich eingesargt —
Du gleich zum Markt
Mit unserm besten Pferde ziehst
Und vorteilhaft es zu verkaufen siehst,
Um den Erlös mit christlichem Erbarmen
Zu spenden unsres Dorfes Armen!

Der Bauer starb.
Die Bäuerin, nicht faul,
Nimmt aus dem Stall den allerschönsten Gaul,
Legt ihm den ersten besten Sattel auf,
Trabt in die Stadt und bietet Jedermann
Das Pferd zu Kauf
Mit wohlgesetzten Worten an.
Ein Käufer tritt bald vor sie hin,
Nachdem er sich das Tier genau besehen,
Und fragt: „Was kostet Euer Pferd?“ —
Zwei Kreuzer, spricht die Bäuerin,
Allein: Ihr müßt den Sattel auch erstehen,
Und der ist fünfzig Gulden wert!

„Ihr seid ein närrisch Weib!" — der Käufer lacht —
„Daß Ihr so hoch den Sattel angesetzt
Und Euern Schimmel nur zwei Kreuzer schätzt!
Doch mir ist's gleich, wie Ihr die Rechnung macht.
Nehmt fünfzig Gulden hier für's Sattelzeug
Und für den Gaul zwei Kreuzer — Gott mit Euch!"

Der Käufer zog von dannen mit dem Pferd —
Und als die Bäuerin heimgekehrt,
Gab sie getreu nach des Verstorbnen Sinn
Zwei Kreuzer für die Armen hin.

Ein Bäuerlein, das gern zur Kirche lief
Und niemals bei der Predigt schlief,
Vernahm mit gläubigem Gemüte,
Daß Gott der Herr stets hundertfach vergüte
Die Wohltat, die man frommen Herzens tut,
Wenn sie vermehren hilft das Kirchengut.

Der Bauer wälzt in seinem Sinn
Die Worte lange her und hin —
Und da er eine Kuh nur hat im Stalle,
Wird plötzlich ihm die Weisheit offenbar:
Gieb Deine Kuh dem Pfarr! — In jedem Falle
Giebt Gott Dir hundert wieder! Was ein Pfarr
Gepredigt, ist doch immer wahr!

Gedacht, getan! — Der arme Narr
Bringt seine Kuh in's Pfarrhaus, wehrt den Dank
Des guten Mannes ab und blinzelt schlau
Und denkt: Ick weit all wöll, worüm ick's tau!

Am Abend drauf — welch wohlbekannter Klang
Ertönt in seinem Stall, welch trautes Muh!!
Er eilt hinaus — allmächtger Gott, hab' Dank —
Da steht bei seiner auch des Pfarrers Kuh!
Indeß, die Freude währt nicht lang.
Der Pfarrer kommt, Verwahrung einzulegen,
Und spricht: Mein lieber Freund, ich bitte,
Die beiden Kühe gleich zurück giebst Du!
Denn Deine Kuh hat auf gewohnten Wegen
Vom Weideplatze heimgelenkt die Schritte
Zu ihrem Stall, wie es die Tiere pflegen,
Und mitgenommen auch noch meine Kuh!

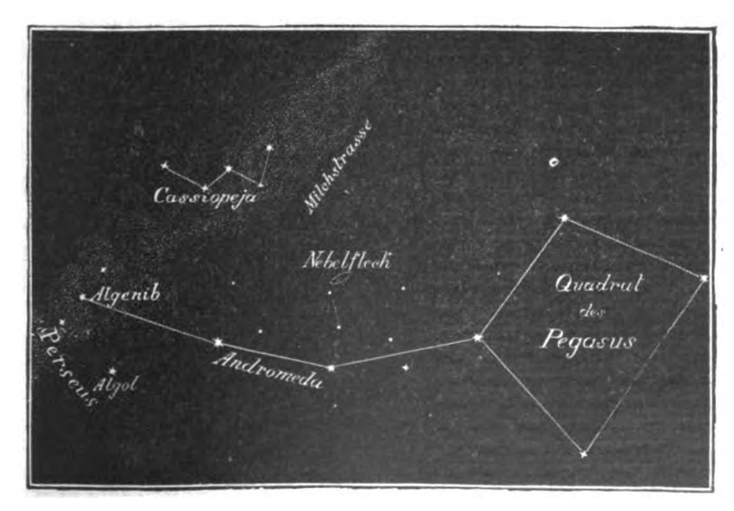
Nein! — spricht der Bauer — das ist Gottes Segen!
Ihr sagtet's selber in der Predigt mir,
Daß Gott pflegt hundertfältig zu vergelten,
Was man aus gutem Herzen tu'!



Illustrirte Bibliographie.

Werden und Vergehen. Eine Entwickelungsgeschichte des Naturganzen in gemeinverständlicher Fassung von Carus Sterne. — 6. Auflage, bearbeitet von Wilhelm Bölsche. Mit zahlreichen Abbildungen im Text, vielen Karten und Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt ꝛc. — In 40 Lieferungen zu je 50 Pfg. oder in 2 Bänden zu je 10 Mk. — Berlin, Gebrüder Bornträger.

Wie bereits in der Besprechung der vierten Auflage des vorliegenden Werkes an dieser Stelle hervorgehoben worden ist, hat das ursprüngliche, im Jahre 1876 in einem Bande erschienene Werk seitdem an Umfang und Inhalt in außerordentlichem Maße zugenommen. Es wird dadurch einigermaßen der Fortschritt auf naturwissenschaftlichem Gebiete illustrirt, da der Verfasser bei jeder Neuauflage bestrebt gewesen ist, die Hauptergebnisse der neuen naturwissenschaftlichen Forschungen in sein Werk aufzunehmen. Sein Augenmerk war im Wesentlichen darauf gerichtet, die Fortschritte auf besagtem Gebiete auch in Schule und Haus zur Geltung zu bringen. In einem vortrefflich geschriebenen Vorwort bringt der

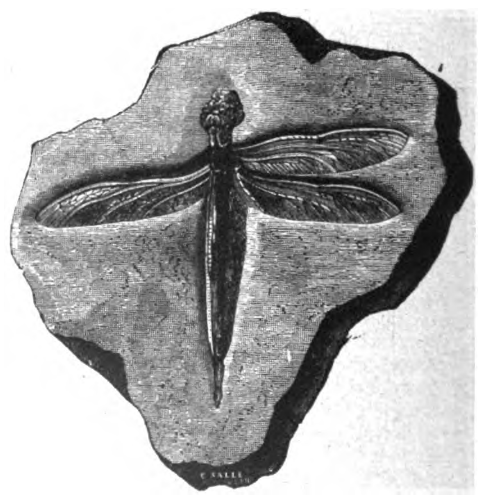


Kärtchen zum Aufsuchen des Andromeda-Nebels.
Aus: „Werden und Vergehen". Von Carus Sterne. Berlin, Gebr. Bornträger.



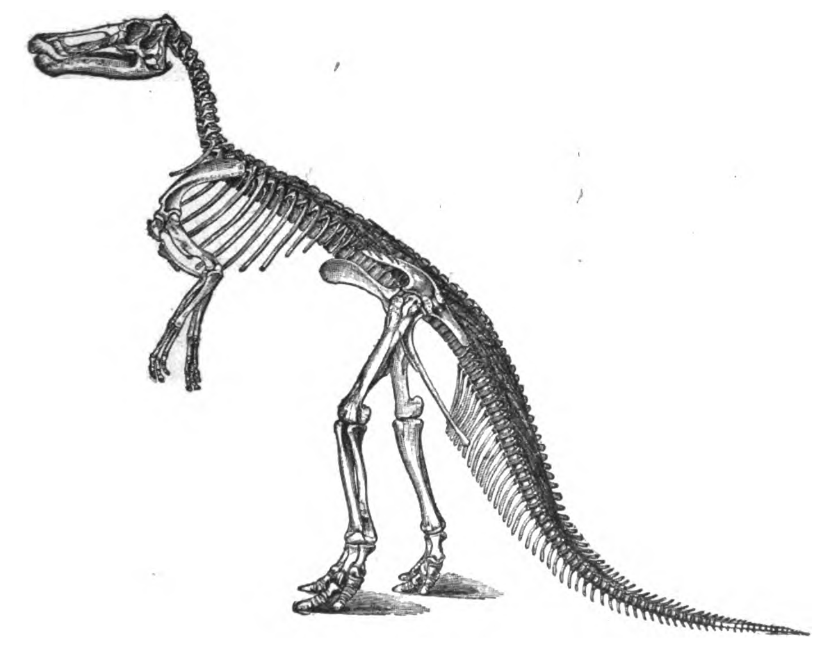
Der Aletschgletscher von Bel-Alp gesehen.
Aus: „Werden und Vergehen". Von Carus Sterne. Berlin, Gebr. Bornträger.

Verfasser dies zum Ausdruck und vertritt den Standpunkt, daß auch die Religion sich dem allgemeinen Entwickelungsgange der Menschheit nicht entziehen darf, daß dieselbe vielmehr der fortschreitenden Erkenntniß folgen und eine Form finden muß, in der auch der mit der Bildung unserer Zeit genährte Mensch Erhebung und Trost finden kann." — Leider ist der geistreiche Verfasser vor einem Jahre, nachdem die 5. Auflage seines Werkes vergriffen war, plötzlich einem Herzschlage erlegen, sodaß er an der erforderlich gewordenen 6. Auflage nicht mehr hat arbeiten können. Der Verlagsbuchhandlung ist es aber glücklicher Weise gelungen, einen würdigen Ersatz in dem Freunde des Verstorbenen, Wilhelm Bölsche zu gewinnen, der durch sein zweibändiges Werk „Entwicklungsgeschichte der Natur" und andere allgemein bekannte Werke, in denen Naturwissenschaft und Poesie einen herrlichen Bund geschlossen, sich als vor Andern für diese Aufgabe berufen erwiesen hat. — Bölsche hat nunmehr das vorliegende Werk in der neuen 6. Auflage in stilistischer wie sachlicher Beziehung einer gründlichen Durchsicht unterzogen. Ohne in die besondere Eigenart des Verfassers einzugreifen, hat der Bearbeiter doch eine Zahl kleiner sachlicher und formeller Verbesserungen vorgenommen, die der ganzen Tendenz des Werkes entgegenkommen. Der 1. Band enthält die Entwickelung der Erde und des Kosmos, der Pflanzen und wirbellosen Tiere in nachstehenden Kapiteln: „Im Reiche des Lichtstrahls; Aus dem Tagebuch der Erde; Die Gestalten der Krystalle und Edelsteine; Ursprung der Kräfte des Lebens; Das Reich der Protisten oder Urwesen; Die Jugend der Pflanzenwelt; Die Vorläufer der höheren Tierformen; Das Reich der Einträchtigen (Pflanzentiere); Die ersten Hausbesitzer (Weichtiere); In Wehr und Waffen; Das Kleid der Erde; Vier- und Sechsfüßler." — Aus dem Vorstehenden ist bereits ein Einblick in den Gedankengang des Verfassers gegeben. Seine Betrachtung beginnt er mit dem Besuch einer Sternwarte, auf der im Laufe einer Nachtwache ein großer Teil der Herrlichkeit des Weltengartens an uns vorüberzieht. Zunächst wird die Nebularhypothese besprochen; daran an-



Libelle aus dem Liasschiefer von Solenhofen.
Aus: „Werden und Vergehen". Von Carus Sterne. Berlin, Gebr. Bornträger.

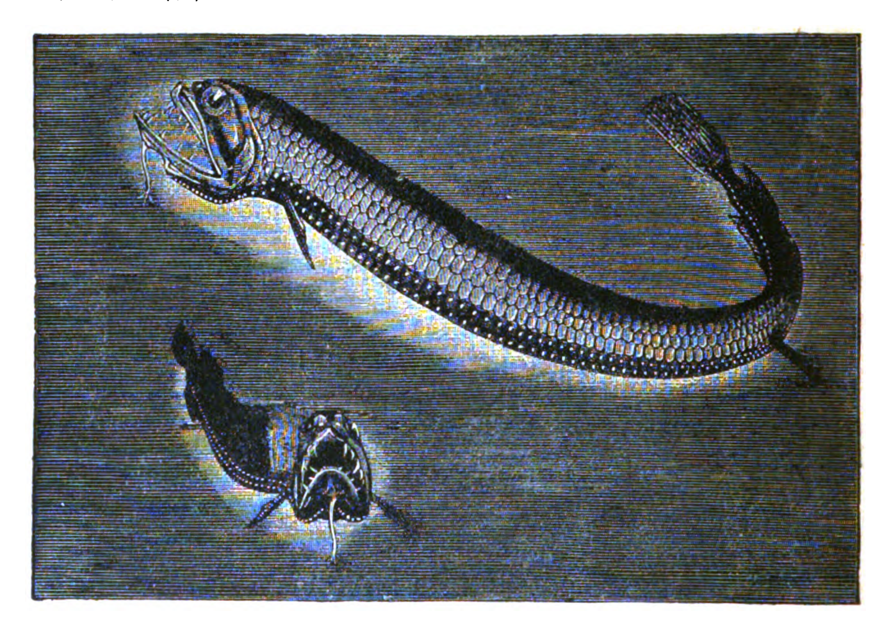
schließend folgen Betrachtungen über das Nebelspektrum, die Himmelsphotographie, die Bildung der Sternensysteme, über den Milchstraßenbau, die Fixsterne sowie die Sonne mit ihren Planeten. Zur näheren Erläuterung des Textes dienen ein Menge Abbildungen. So wird z. B. die Aufsuchung des Andromeda-Nebels durch ein zweckmäßiges Kärtchen erleichtert (s. Abbildg). In sehr interessanter Weise behandelt der Verfasser die Ideen über die Wahrheit bewohnter Welten und zieht hierbei speciell, auf den neuesten Forschungen basirend, die der Erde nächsten Planeten Merkur, Venus und Mars, sowie den Mond in nähere Betrachtung. Der Raum verbietet, auf einzelne Details hier näher einzugehen. Danach wendet sich der Verfasser der Erde zu und zwar speciell ihrer Entstehungsgeschichte, die er gleichsam tagebuchmäßig vor dem Leser entrollt. — Von den verschiedenartigsten Ansichten, die über die ursprüngliche Bildung der Erde ausgesprochen worden sind, läßt sich keine mit den bis jetzt bekannten Tatsachen so in Einklang bringen wie die Nebularhypothese. Bildung der Erdkruste, Ebbe und Flut der Vorzeit, die Verschiedenheit der Absatzbildungen, Bildung der Abdrücke in Versteinerungen, Schichtenfolge und Umwandlung derselben, Eruptivgesteine, Er-



Claosaurus annectens Marsh. **Kreideformation von Wyoming, ca. 1/55 der natürl. Größe. Aus: „Werden und Vergehen". Von Carus Sterne. Berlin, Gebr. Bornträger.**

hebungen der Gebirge, Erdbeben, erratische Blöcke und Gletscher, Theorie der Eiszeit bilden die nächsten Kapitel, die der Verfasser in anregender Weise an der Hand veranschaulichender Abbildungen erläutert. Beispielsweise sei bezügl. der Gletscher angefügt, daß in der Schweiz, der höheren Bildungsschule der Geologen, der Schlüssel für das lange unlöslich gehaltene geologische Rätsel vom Ursprung der erratischen Blöcke gefunden worden ist. Die aus dem zusammengesunkenen Schnee der Gipfel gebildeten Gletscher fließen gleichsam wie zähflüssige Lavaströme langsam in den gewundenen Tälern meilenweit abwärts und befördern auf ihrem Rücken Blöcke ins Tal. So trägt der ungefähr zehn Meilen lange Aletschgletscher, der längste Gletscher der europäischen Gebirge, Felsblöcke in's Rhonetal hinab (s. Abbildg.). Weiterhin sei aus dem reichhaltigen Inhalt des ersten Bandes hervorgehoben die Charakteristik der niedrigsten Urwesen, die aus der Tiefe der Meere heraufbefördert worden sind, die Entwickelungsgeschichte der Pflanzen-, Weich- und Gliedertiere. In interessanter Weise wird das Kapitel über die Auffindung von Tierabdrücken in den einzelnen Erdschichten hinsichtlich der daraus zu ziehenden Schlüsse behandelt. Als Beispiel sei ein Fund aus

dem Liasschiefer von Solenhofen angeführt (s. Abbildg. S. 132). Es ist ein gewaltiger Stoff, der in dem vortrefflich ausgestatteten Werke in gemeinverständlicher Fassung vorgeführt wird. Um seine Anschaffung zu erleichtern und es auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen, läßt in anerkennenswerter Weise die Verlagsbuchhandlung das Werk, das 2 Bände zu je 10 Mark umfaßt, auch in 40 Heften zu je 50 Pfg. erscheinen. Auch diese neue Auflage des reichhaltigen Werkes wird sich zweifellos zahlreiche Freunde erwerben und sei hiermit auf's beste empfohlen. K.



Stomias boa aus 1900 m Tiefe. Etwas über 1/3 der natürl. Größe. Nach Filhol.
Aus: „Werden und Vergehen". Von Carus Sterne. Berlin, Gebr. Bornträger.

Bibliographische Notizen.

Richard Muther. Geschichte der englischen Malerei. Mit 153 Abbildungen im Text. Berlin 1903. Verlag von S. Fischer.

Die große Glasgower Kunstausstellung bot Muther Gelegenheit, das zu kontrolliren und auszuarbeiten, was er vor Jahren in seiner dreibändigen Chronik der internationalen Malerei im neunzehnten Jahrhundert über die englische Kunst geschrieben hatte. Der Verfasser ist uns schon längst eine neue korrigirte Auflage dieses „völlig vergriffenen", mit packendem Temperament geschriebenen Werkes schuldig. Jetzt scheint er seine Schuld in Raten abzahlen zu wollen. Die erste Rate war „Ein Jahrhundert französischer Malerei", und ihr folgte im vorigen Jahre die „Geschichte der englischen Malerei". Wer die Schwierigkeit kennt, die darin besteht, das künstlerische Schaffen der Engländer in einer wirklich historischen Darstellung anschaulich und verständlich zu machen, der wird vor Muthers Leistung großen Respekt haben müssen. Es ist nämlich, wie der Verfasser betont, überhaupt kaum möglich, von einer Geschichte der englischen Kunst zu reden. „Denn während in Frankreich die Entwickelung einem wohlgefügten Drama gleicht, bei dem jeder Künstler nur sein Stichwort abwartet, um auf die Bühne zu treten, gehen die Engländer ganz getrennt daher. Der logische Zusammenhang fehlt. Die Bestrebungen der Einzelnen zersplitterten sich. Ein architektonisches Kunstwerk läßt sich aus den zerstreuten Baublöcken nicht aufrichten." Aber Muther selbst widerlegt diese Behauptung an mancher Stelle seines Buches. Es ist ihm auch hier gelungen, die

Behandlung eines interessanten kunstgeschichtlichen Themas von dem vielen seiner Herren Kollegen leider allzu sympathischen, tiefen Niveau der Registratorenarbeit bis zur aussichtreichen Höhe einer freien, stilistisch wertvollen und persönlichen Darstellung zu erheben. Er wagte mit Glück den Versuch, die englische Eigenart zu charakterisiren und das britische Aroma der Werke auch in der historischen Schilderung duften zu lassen. Die Stärke Muther'schen Könnens, die Gabe feiner psychologischer Vermittelung, bewährt sich in diesem Buche ebenso wie in den früheren. Daß er darin bisweilen zu weit geht, wird z. B. ersichtlich, wenn man auf S. 335 liest: „Was die Jahreszeiten anlangt, so sind natürlich Sommer- und Winterstimmungen selten. Denn der Winter ist zu schmutzig und trüb und der Sommer zu unästhetisch: man schwitzt leicht." Jedenfalls ist aber das heiße Bemühen, auffällige künstlerische Erscheinungen deuten zu wollen, schätzenswerter als die bei manchen anderen Kunsthistorikern wahrnehmbare stumpfsinnige Gleichgiltigkeit solchen Dingen gegenüber. Die einzige Stütze für Muther war bei der Abfassung seines Werkes die Sammlung von Notizen, die er sich von den Bildern selbst, unter dem frischen, ersten Eindruck des Betrachtens der Originale, gemacht hat. Dadurch wurde seinem nicht immer vorteilhaften Hang zur feuilletonistischen Causerie und stilistischen Flüchtigkeit wieder Nahrung gegeben. Als Beispiel dafür erwähne ich den Satz auf S. 336: „Rosarote Wölkchen durchziehen wie weiße Lämmer den Himmel." Aber schließlich sind solche Unebenheiten, an denen kein einsichtiger und vorurteilsloser Leser hängen bleiben darf, nur rosarote Wölkchen, die wie schwarze Lämmer den klaren, leuchtenden Himmel Muther'scher Schreibkunst durchziehen!

P. Ri. —.

Vom Mittelmeer zum Pontus. Von Dr. Ernst von der Nahmer. Mit 20 Abbildungen und einer Karte. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur, 1904.

Jeder Schriftsteller, aber zumal der Künstler, der über Selbstgeschautes berichtet, leiht seinen Lesern die eigenen und, wie zu wünschen ist, scharfen Augen seiner Beobachtungsgabe. Die Lektüre von Reisebeschreibungen tut beinahe dieselben guten Dienste, die wir immer von neuem am Reisen rühmen. Es gilt im Leben, wie die größten Seelenkenner lehren, möglichst vielseitige Fühlung mit der Welt zu gewinnen, je mehr Bewegung und Tätigkeit, um so mehr echtes lebendiges Leben. Die bildenden Wanderjahre, die den Lehrjahren folgen sollen, werden aber nicht Jedem zu Teil, und auch die Wandernden können doch jedenfalls nicht alle überall hin gelangen. Da ist nun ein schöner Austausch der Schätze des Wissens durch die geographische Litteratur möglich. Ueber Mängel, die der eigenen Seßhaftigkeit entspringen, hilft uns die von guter Lektüre befruchtete Phantasie vielleicht ebenso glücklich hinweg wie das Reisen selbst. Bekannt ist das große Beispiel des Königsberger Weisen. Kant reiste nicht, aber sein Geist fand in der Lektüre von Reisebeschreibungen die regste Belehrung.

Um über den vollen Wert der Reisebeschreibung, von der ich hier sprechen möchte, gehörig zu urteilen, bedarf es, das fühle ich wohl, einer weit gediegneren Kennerschaft, als ich sie besitze. Nur einige Eindrücke von der Lektüre mitzuteilen, sei einem Gefühl freudiger Dankbarkeit nachgegeben.

Die Lektüre dieses vortrefflichen Werkes hat, meine ich, einen ähnlichen Reiz, wie der Aufenthalt in guter, gesunder Luft. Es wird einem frisch und frei um's Herz, und das Auge glaubt sich fröhlich zu baden in lichter, sonniger Klarheit. Reinlichkeit, Durchsichtigkeit, vornehme Gediegenheit auf allen Wegen. Schon die äußere Ausstattung des Buches mit den geschmackvollen Bildern wirkt einladend erfreulich. Der Schriftsteller hat immer das rechte malende Wort, den zutreffenden technischen Ausdruck zur Hand. Wir bemerken kein unsicheres Tappen in Gefühlsnebeln, sondern das elastische Daherschreiten eines kundigen Führers. Ein elegant geschnürtes Ränzel sicheren Wissens dient als unbeschwerliches Reisegepäck.

Der wohlunterrichtete Reisende kann in seinen Berichten leicht in die Gefahr kommen, allzuviel als bekannt vorauszusetzen. Dem wissensreichen Mann lag dieser Fehler nahe. Dennoch wußte er sich recht geschickt davor zu retten (vgl. S. 132 ff.).

Umfangreiche Sachkenntniß und klarer, schöner Stil, das sind vielleicht die Hauptvorzüge dieses Buches. Dr. von der Nahmer hat Beides, sowohl die Gabe, das mit den offenen Augen Erhaschte und Festgehaltene treu und bestimmt wiederzugeben, wie die Gabe, jene „höheren" Zusammenhänge fühlbar zu machen, die uns das Gedächtniß überliefert, und die das Historische, das über dem Boden schwebt, bezeichnen. Durch diese Sachlichkeit und Sachkenntniß erhält jede Zeile Gehalt und Tiefe.

Flott und farbenreich ist die Sprache, dabei der Vortrag klassisch vornehm. Ernst von der Nahmer schreibt, wie ein Geiger aus bester strenger Schule den Bogen führt. Er hat die Kraft im lockeren Handgelenk. Scheinbar ohne pressende Anstrengung lockt er den starken, schönen Ton aus unserer Muttersprache hervor. Wäre er ein Violinist, so würde man ihn wohl für einen Schüler Joachims halten. H. L.

Der Kampf um's Rosenrote. Schauspiel in vier Akten von Ernst Hardt. Leipzig, Insel-Verlag.

Diese dramatische Schöpfung eines mit dem revolutionären Idealismus stürmischer, jedoch ihr frisches Feuer durch ein künstlerisches Stilgefühl klärender und zügelnder Jugend in die Schranken reitenden Talentes nimmt das Thema von Anzengrubers „Viertem Gebot" auf. Sie handelt von den Pflichten der Eltern gegen die Kinder, weiter gefaßt: von dem Recht der den Fortschritt verbürgenden Jugend, der neuen Generation gegenüber der alten, die mit den Waffen der Tradition und der Autorität kämpft; von dem Recht des lebendigen Individuums gegenüber allgemeinen starren Formeln moralischer, socialer, religiöser Satzungen. Wie das Thema, so sind auch zum Teil die Situationen der übrigens mit bemerkenswertem bühnentechnischen Geschick wirksam, dabei nach innerer Notwendigkeit und Logik, nicht auf bloßen theatralischen Effekt hin aufgebauten Handlung zum guten Teil nicht neu; aber der Dichter hat das Problem, das nicht nur den Künstler in ihm gereizt hat, sondern offenbar vom Menschen durchlebt worden ist, mit einem Ernst und einer Leidenschaft erfaßt und die uns vertraut anmutenden Situationen so stark mit dem eigenen Geist durchtränkt und mit eigenem Blute beseelt, dem, Vornehmheit und Natürlichkeit verschmelzenden Dialoge ein so eigentümliches Sprachgepräge gegeben, daß auch das Alte in seinem Stücke mit dem Reiz des Neuen bannt und mit der Kraft des Ursprünglichen packt. So scharf und kühn der Dichter den Konflikt zugespitzt hat, so übermächtig die Gefühlsemotionen sind, die er entfesselt, so hat er doch mit bewundernswerter Mäßigung und Ueberlegung (oder künstlerischem Instinkte) jede äußerliche Herausarbeitung der Gegensätze in den Charakteren und Situationen zu krassen Knalleffekt-Scenen, jede hohle Theaterei vermieden. Der alte von Bergen, der den rebellischen Sohn in das Joch eines verhaßten Berufes zwingen will, der die gefügigere Tochter um ihr Liebesglück bringt und sie einem verabscheuten Manne überantwortet, ist trotzdem kein grausamer Tyrann, sondern der redlich sorgende, liebende und *geliebte* Vater. Und wenn Vult am Ende diesem Vater, der ihm nach erkämpftem Erfolge seine Achtung bezeigt und seine „Verzeihung" entgegenbringt, mit der Frage: Verzeihen — Du *mir*? die unüberbrückbare Kluft zwischen ihnen zeigt, so klingt doch durch alle grellen Dissonanzen die Melodie einer die Herzen trotz allem verbindenden Liebe, wie auch durch alle Disharmonien einer in die jammervollsten Tiefen blickenden Lebensanschauung sieghaft in dem Werke der freudige Ton kraftvoller Daseinsbejahung hindurchtönt. Dem Drama fehlt weder der Ueberschwang der Jugend, noch die Unsicherheit des Anfängers; nicht alle schönen Intentionen des Dichters sind voll herausgekommen; und namentlich das hineingeflochtene „süße Mädel"-Motiv hat der Dichter nicht in einer seiner Absicht entsprechenden und seinem Helden günstigen Form gestaltet. Für eine Episode im Leben Vults ist diese Käthe zu schade, und die Jugendliebe, um deretwillen sie preisgegeben wird, eines solchen Opfers wert zu zeigen, hat der Dichter unterlassen. Was bei Vult als der gesunde natürliche Egoismus des sich selbst, seinen hohen Zielen und seiner Vergangenheit die Treue haltenden Künstlermenschen erscheinen soll, wirkt so als undankbare Brutalität. Seine Bühnenfähigkeit hat das fesselnde und packende Schauspiel in Hannover und Breslau, woselbst es die Freie Litterarische Vereinigung in einer Matinée mit starkem Erfolge zur Aufführung gebracht hat, voll erwiesen. Daß der zur Zeit in Berlin lebende Autor sich mit seinem Werke zunächst in die „Provinz" hat flüchten müssen, verdient als eine vielsagende Tatsache festgehalten zu werden. O. W.

Der Trompeter von Baden. Ein Badener Roman von Josepha Frank. Wien, Oesterr. Verlagsanstalt.

In der Einleitung wird berichtet, daß nicht eine gewöhnliche Schriftstellerin, sondern die Nymphe der Badener Thermen den Faden des Romans gesponnen hat. Diesem ungewöhnlichen Ursprung entspricht der wunderbare Inhalt. Wer sensationelle Geschichten liebt, wird an der bewunderungswürdigen Fabulirkunst der Verfasserin Freude haben. N.

Federspiel. Westliche und östliche Geschichten von Carl Busse. Berlin 1904. Verlag von Albert Goldschmidt.

Auch als Erzähler war Busse zunächst Lyriker; erst nach und nach nahm seine Prosakunst festere Umrisse an. Zwischen

den ersten stimmungsvollen Novellen und den kraftvollen Erzählungen des Bandes: „Die Schüler von Polajewo“, der auch nach Erscheinen des „Federspiels“ noch immer sein bestes Geschichtenbuch ist, liegt viel Reifen und Wachsen. Der vorliegende Band enthält einige hübsche Stücke; die meisten Skizzen und Erzählungen machen den Eindruck leichter Feuilletonware, die für den Tag geschrieben wurde. Es wäre besser gewesen, Busse hätte sie auch vom Tag verwehen lassen. Da ist viel Süße und Sentimentalität, junge und alte Liebe und unglückliche Liebe u. s. w., ganz nach Busses Jugendart. Aber es finden sich auch Stücke und Gestalten in dem Buche, die den scharf beobachtenden fest zugreifenden, plastisch gestaltenden Künstler beweisen, und die den Band lesenswert machen. A. F. K.

Pastor Klinghammer. Roman von Wilhelm Hegeler. Berlin, Verlag von Egon Fleischel u. Co.

Wilhelm Hegeler greift in seinem neuesten Roman „Pastor Klinghammer“ das uralte Motiv von den feindlichen Brüdern wieder auf und behandelt es mit einer Kraft und Leidenschaftlichkeit, die seiner Darstellung einen Zug in's Große geben. Mit fester Hand und aus hartem Holz ist die Gestalt dieses Pfarrers geschnitzt, und sicher wird der Kampf zwischen den beiden Brüdern von Scene zu Scene bis zur Katastrophe geführt. Doch auch dann erlahmt die Handlung, wie so oft, noch nicht. Die Dichtung erreicht ihren künstlerischen Höhepunkt in der psychologisch sicheren, plastischen und lebendigen Schilderung des Gewissenskampfes. Das Milieu ist trefflich herausgearbeitet; zu dem zweiten, dem düstersten Teil des Buches, bildet das puritanisch strenge, bigotte Leben und Treiben der evangelisch-kirchlichen Kreise einer Industriestadt des Wuppertales den Hintergrund. Auch die übrigen Gestalten der Dichtung zeugen von der starken Gestaltungskraft des Dichters, dessen Werk hiermit warm empfohlen sei. A. F. K.

Die Zeitschriften-Uebersicht vom September erscheint gleichzeitig mit der vom Oktober im nächsten Heft.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaktion vorbehalten.

Altenberg, S., Wie die Weiber lieben. Psychologische Momentaufnahmen. Dresden, E. Pierson.

Anton, Hans. Ueber die Notlage vieler verheirateter Frauen der besseren Stände und über den Zusammenhang mancher dieser Notlagefälle mit der Prostitution. Dresden, E. Piersons Verlag.

Archiv für Kriminal-Anthropologie und Kriminalistik. Herausgegeben von Dr. Hans Gross. 16. Band. 1. u. 2. Heft. Leipzig, F. C. W. Vogel.

Bodelschwingh, Pastor F. v., Wer hilft mit? Ein Wort zur Reorganisation der Berliner Asyle. Sonderabdruck aus dem Berliner Lokal-Anzeiger. Berlin, August Scherl, G. m. b. H.

Borchgrevink, Carsten, Das Festland am Südpol. Die Expedition zum Südpolarland in den Jahren 1898—1900. Nach Skizzen und Zeichnungen des Verfassers illustrirt von Otto Sinding und E. Ditlevsen und mit Reproduktionen photographischer Original-Aufnahmen. Vollständig in etwa 20 Lieferungen in Lexikon-Oktav. Heft 4, 5 u. 6. Breslau, Schles. Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

Björnson, Björnstjerne. Gesammelte Erzählungen. 2. Band. Autorisirte Uebersetzung a. d. Norwegischen von Cläre Greverus Mjöen. München, Albert Langen.

Conwentz, H., Die Gefährdung der Naturdenkmäler und Vorschläge zu ihrer Erhaltung. Denkschrift. Berlin, Gebrüder Bornträger.

Das freie Wort. Frankfurter Halbmonatsschrift für Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens. Herausgegeben von Max Henning. 4. Jahrgang, No. 11. 1. Septemberheft. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag, G. m. b. H.

Dayot, Armand, Die Handschrift Napoleon I. Mit ca. 40 Bildern, Briefen und Unterschriften Napoleons in Facsimile. Leipzig, H. Schmidt & E. Günther.

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Friedr. Umlauft. XXVI. Jahrgang. 12. Heft. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Fischer, Dr. E. L., Napoleon I. Dessen Lebens- und Charakterbild mit besonderer Rücksicht auf seine Stellung zur christlichen Religion. Zum 100jährigen Gedächtniss der Gründung des ersten französischen Kaiserreiches. Mit 64 Illustrationen. Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther.

Forell, G. von., Wie man sich verlobt . . . Novellen. Dresden, E. Piersons Verlag. (R. Lincke, k. k. Hofbh.)

Fraenkel, Siegmund., Dichtungen. Dresden, E. Piersons Verlag. (R. Lincke, k. k. Hofbuchh.)

Geibel, Emanuel, u. Paul Heyse, Spanisches Liederbuch. Dritte Auflage. Mit einer Zeichnung von Adolf Menzel. Stuttgart, I. G. Cotta'sche Buchh. Nachf.

German, Wilhelm, Jesus von Nazareth. Ein historisches Lebensbild. 2. Aufl. Schwäb. Hall, Wilhelm Germans Verlag.

Gesmund, Armin von, Der Pfarrer von Neuenkirchen. Drama in 5 Akten. Dresden-Blasewitz, Hof-Verlag R. von Grumbkow.

Goethes Sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe in 40 Bänden. Fünfunddreissigster Bd. Schriften zur Kunst. Dritter Teil. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf.

Herzog Karl Eugen von Württemberg und seine Zeit. Herausgegeben vom Württembergischen Geschichts- und Altertums-Verein. Mit zahlreichen Kunstbeilagen und Textabbildungen. 3. u. 4. Heft. Stuttgart, Paul Neff Verlag (Carl Büchle).

Ilgenstein, Dr. Heinrich, Wilhelm von Polenz. Ein Beitrag zur Litteraturgeschichte der Gegenwart. Berlin, F. Fontane & Co.

Lichatschett, Elisabeth. Gedichte. Zweite vermehrte Auflage. Mit Bild. Dresden, E. Piersons Verlag. (R. Lincke, k. k. Hofbh.)

Methode Toussaint-Langenscheidt. Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der italienischen Sprache von Dr. H. Sabersky unter Mitwirkung von Prof. G. Sacerdote. Brief 8 u. 9. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

— Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der schwedischen Sprache von Emil Jonas, unter Mitwirkung von John Westerblad und C. G. Morén. Brief 8 u. 9. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhdlg.

Photographische Korrespondenz. Juni—Juli—August 1904. Wien und Leipzig, Verlag Photogr. Korrespondenz.

Schaukal, Richard, Mimi Lynx. Eine Novelle. Leipzig, Insel-Verlag.

Schillers sämmtliche Werke. Säkular-Ausgabe in 16 Bänden. Sechster Band. Die Jungfrau von Orleans. Stuttgart J. G. Cotta-sche Buchh. Nachf.

Smolla, Rudolf, Ottomar Zeh, der verschwiegene Registrator. Gereimtes. Illustrirt von Martin Growald. Dresden, E. Piersons Verlag. (R. Lincke, k. k. Hofbuchh.)

Stein der Weisen, Der. Illustrierte Halbmonatsschrift für Haus und Familie. Unterhaltung und Belehrung aus allen Gebieten des Wissens. 8.—11. Heft. 17. Jahrgang. 1904/05. Wien und Leipzig, A. Hartlebens Verlag.

Stettenheim, Jul., Nase- und andere Weisheiten. Berlin, F. Fontane & Co.

Stiehl, O., Kunst oder Kunstgeschichte? Wiederherstellung oder Zerfall des Heidelberger Schlosses? Berlin, Gose & Tetzlaff, Verlag.

Wachler, Ernst, Unter der goldenen Brücke. Gedichte und künstlerische Prosa. München & Leipzig, Georg Müller.

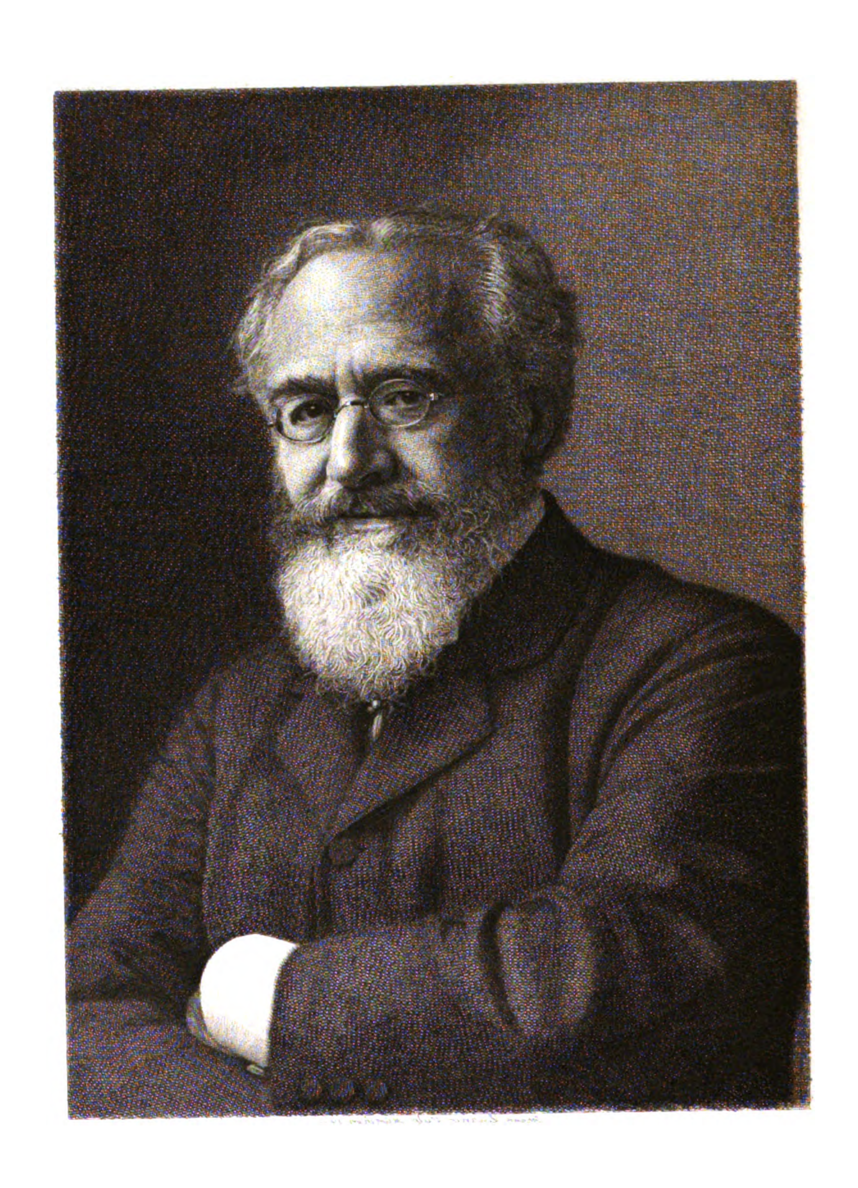
Weltall und Menschheit. Geschichte der Erforschung der Natur und der Verwertung der Naturkräfte im Dienste der Menschheit von Hans Kraemer. Mit ca. 2000 Illustrationen, sowie zahlreichen farbigen Kunstblättern, Facsimile-Beilagen u. s. w. Extrabeigaben in neuem System der Darstellung. Lieferung 59—63. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Zöller-Lionheart, C., Aus gutem Hause. Novellen. Berlin, Albert Goldschmidt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Oskar Wilda in Breslau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.





Lujo Brentano

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Begründet

von

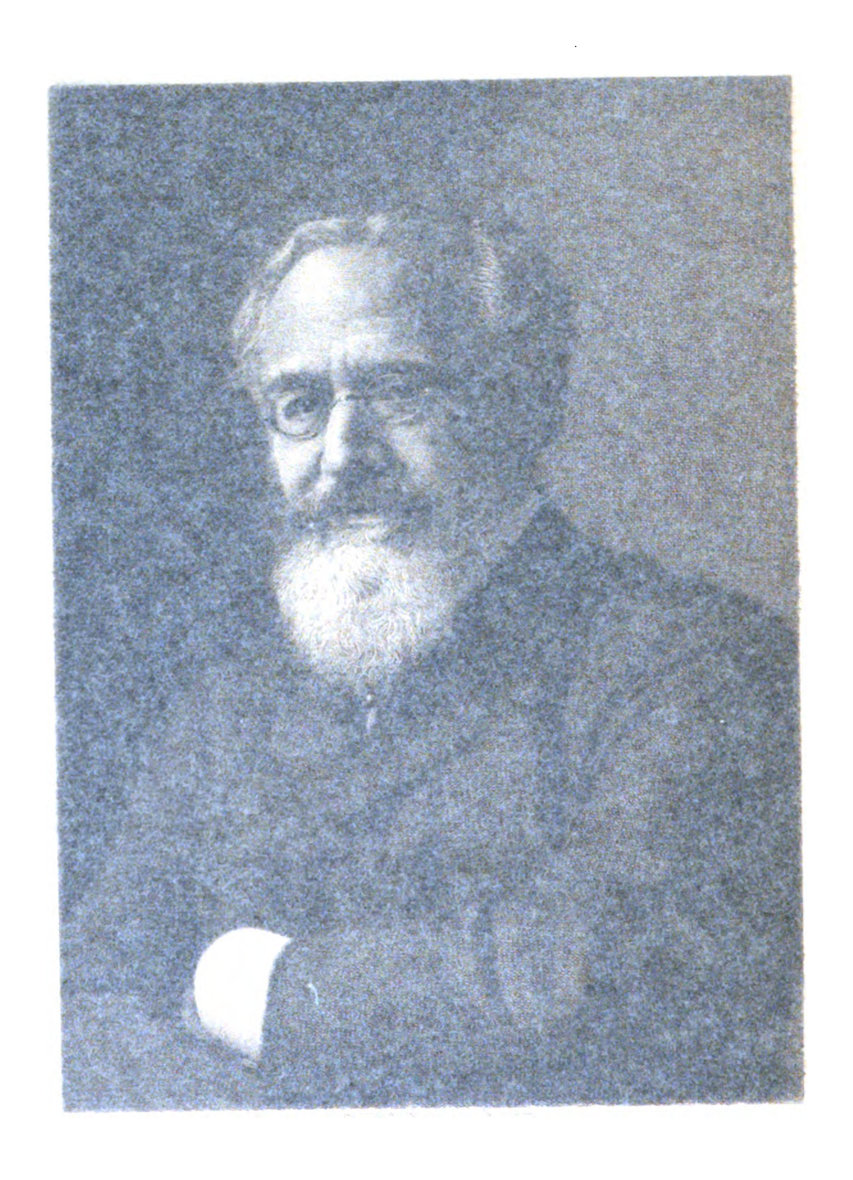
Paul Lindau.

CXI. Band. — November 1904. — Heft 332.

(Mit einem Portrait in Radirung: Lujo Brentano.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Lujo Brentano

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Begründet

von

Paul Lindau.

CXI. Band. — November 1904. — Heft 332.

(Mit einem Portrait in Radirung: Lujo Brentano.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Um Luft und Licht.

Drama in vier Aufzügen.

Von

Ludwig Sittenfeld.

— Breslau. —

Personen.

Friedrich von Kudell.
Erna von Kudell.
Willy, beider Sohn.
Graf Rudelsbach
Gräfin Mimmi Rudelsbach.
Baron von Ystadt.
Lothar von Memming.
Leutnant von Neumann.
Prof. Dr. Warnfeld.
Grete Schmidt.
Brenner.
Anton, Diener bei Kudell.
Einige Herren und Damen der Gesellschaft.

Spielt in der Gegenwart, erster Akt in der Residenz, der zweite in einer größeren Provinzialstadt, der dritte und vierte in einer Gebirgssommerfrische.
Rechts und links vom Schauspieler.

Erster Akt.

Herrensalon im Kudell'schen Hause, nicht besonders luxuriös ausgestattet. Wenn der Vorhang aufgeht, ist die Scene leer; die Herren kommen von rechts plaudernd herein und zünden sich Cigarren und Cigaretten an.

Erste Scene.

Graf Rudelsbach (alter wackliger Herr, wird von Leutnant von Neumann hereingeführt). Danke, danke, lieber Freund, habe doch vielleicht ein Gläschen zu viel. — Der Bordeaux war nicht leicht! (Setzt sich bequem in einen Fauteuil und beginnt zu rauchen.) Meine Mimmi, meine kleine Mimmi sah heute wieder superb aus, nicht wahr?

v. Neumann. Süß! Wie immer! (Plaudern.)

Baron v. Ystadt. Aber Du bist sehr unvorsichtig, lieber Memming, wenn man hier Boden fassen will —

v. Memming. Muß man schweigen können, meinst Du?

Baron. Wenigstens von gewissen Dingen.

v. Memming. Aber selbst in Siam kritisirt man den Dalai-Lama!

Baron. Ja, in Siam!

v. Memming. Ah, ich verstehe! Siam — und Deutschland! — Ich bin eine Reihe von Jahren fern gewesen meiner Heimat. —

Baron. Seitdem hat sich vieles verändert.

v. Memming. Vielleicht auch nicht! Vielleicht waren meine Erwartungen zu hoch gespannt, vielleicht sind meine Anschauungen in der Fremde andere, reifere geworden. —

Baron (leicht drohend). Vor Allem — freiere!

v. Memming. Jedenfalls bin ich enttäuscht, ernüchtert!

Baron. So berausche Dich wieder.

v. Memming. An Hurrahgeschrei? Oder am Weihrauch, der dem Dalai Lama gespendet wird?

Baron. Na, dann vielleicht an süßer Lethe — oder am deutschen Weibe!

v. Memming (seufzend). Am Weibe? (Wendet sich ab.)

Baron (lachend). Na, der Seufzer kam von Innen! Sonderbarer Schwärmer!

v. Rudell (hat sich indessen mit anderen Herren unterhalten). Apropos, Graf, kann man denn in Ihrem Rudelsbach mal gelegentlich übernachten? Ich komme demnächst in Ihre Gegend!

Graf Rudelsbach. Selbstverständlich, lieber Freund! Rudelsbach wird sich geehrt fühlen. Es ist Alles in bestem Stande. Bedaure nur, daß meine Mimmi und ich Ihnen nicht die Honneurs machen können.

v. Rudell. Bedaure ebenfalls. Aber es ist mir so lieber! Bin stets sehr knapp an Zeit, und Höflichkeiten erfordern Zeit!

v. Neumann (lacht). Sehr richtig! Ja, sehr richtig!

v. Memming (nähert sich wieder dem Baron). Sage mir doch etwas über unsere Wirtsleute!

Baron. Hm! Hm!

v. Memming. Das ist nicht viel!

Baron. Na! Sie kennst Du ja! Von früher. Ihr verdankst Du doch Deine Einladung heute!

v. Memming (leicht schwärmend). Ob ich sie kenne!

Baron. Ich hätte darauf gewettet, daß sie als Fräulein von Berg eine Flamme von Dir war! Was?

v. Memming. Wo denkst Du hin?

Baron. Na, na! — Also bliebe er. Nun, er ist ein eminenter Politiker!

v. Memming. Das weiß ich! Stütze des Bundes, Hauptstütze! Lese oft von ihm in den Zeitungen. Aber daheim — im Hause — wie ist er da?

Baron. Selten.

v. Memming. Was heißt das?

Baron. Selten — da!

v. Memming. Und das Eheleben?

Baron. Es ist ein Kindchen da!

v. Memming. Das ist die ganze Antwort?

Baron. Mon Dieu, ja, er hat keine Zeit!

v. Memming. Was? Zu solch einer Frau?

Baron (schlau). Aha!

v. Memming (verstehend). Unsinn! „Lang ist es her!" Also er ist viel unterwegs?

Baron. Sehr viel! Nach hohem Muster! Großer Redner vor dem Herrn.

v. Memming. Und nach dem Herrn.

Baron. Vorsicht! Er ist in der Nähe.

v. Kubell (laut). Daß die neue Schrift ein purer Unsinn ist, das, meine Herren, brauch' ich doch nicht erst zu beweisen. So ein Professor macht landwirtschaftliche Experimente. Das ist doch einfach lächerlich!

v. Neumann. Ein Ackerbauer mit blauer Brille!

Graf Rubelsbach. Ein Viehzüchter nach Büchern! Haha! Das ist doch Unsinn.

v. Memming. Na — es ist doch immerhin möglich, meine Herren, daß der Mann —

v. Kubell. Nichts ist möglich! Verzeihen Sie, ich begreife nicht, wie jemand aus unseren Kreisen —! Aber Herr von Memming ist ja selbst so ein Stück Gelehrter, Wildnißforscher! Er ist den heimatlichen Verhältnissen fremd geworden.

v. Memming. Es scheint.

v. Kubell. Ganz sicher, mein Herr. — Aber erzählen könnten Sie etwas Interessantes! Sie haben doch die ganze Welt gesehen!

Baron. Ja, erzähle etwas, Memming, das ist das Beste!

v. Memming. Ich denke just daran, wie drüben in Amerika alles rein geschäftsmäßig betrieben wird. (Die Herren setzen sich zumeist.) War ich da im Süden des weiten Landes zu einer Büffeljagd auf einer Farm. Eines schönen Tags klopfen dort zwei junge polnische Juden an.

v. Neumann. Echte! Mit Locken und langem Kittel? (Lacht.)

v. Memming. Ganz echte! Waren auch schon ein wenig civilisirt. Sie waren vermögend, denn sie kamen nur zu dem Zwecke herüber, um

ihren Vater, der dort verschollen war, aufzusuchen, und sie waren noch sehr fromm, denn sie aßen nur, was sie selbst mit sich führten, und sonst noch Eier und Obst!

Graf Rudelsbach. Sonderbare Gesellschaft. — Ich danke für Obst! Haha! (Lacht.)

v. Kubell. Nun, und der Vater?

v. Memming. Den konnten sie lange nicht finden. Mein Gastfreund konnte ihnen zufällig Auskunft geben, — der Name schien leicht verändert, in's Englische übertragen. Alter und Beschreibung seiner Person paßten.

v. Neumann. Und was war der Vater?

v. Memming. Methodistenprediger!

Alle. Ach! Sonderbar! Haha!

v. Memming. Als die beiden Leutchen das hörten, wollten sie natürlich umkehren und heimreisen.

Baron. Ohne den Vater gesehen zu haben?

v. Kubell. Den weiten Weg vergeblich gemacht!

v. Memming. Das überlegten sich die Beiden wohl auch über Nacht, und sie beschlossen dann, der einmal gefundenen Spur zu folgen, wenn auch nur, um den abtrünnigen Vater zur Rede zu stellen.

v. Neumann. Das ist klar!

v. Memming. Nach tagelangem Umherziehen fanden sie ihn endlich in einem Wirtshause. Hunderte von Negern waren da versammelt und füllten einen geräumigen Saal mit ihrem Lärm und ihrem üblen Dufte. Als der Prediger eintrat, wurde Ruhe. —

v. Neumann. Und der Prediger?

v. Memming. War der ehemalige polnische Jude!

Baron. Tolle Sache!

v. Memming. Der Mann machte seine Sache ausgezeichnet, sprach Englisch mit dem Jargon der Neger, beschwor, schrie, trampelte, focht mit Armen und Beinen, tanzte auf seiner Kanzel, ganz nach dem Geschmacke seiner begeisterten Zuhörerschaar.

v. Kubell. Und seine Söhne?

v. Memming. Die hörten mit offenem Munde der ihnen meist unverständlichen Predigt zu. Als sie beendigt war und der Mann sich erschöpft in sein Zimmer zurückgezogen hatte, suchten sie ihn auf. Er erkannte sie zuerst nicht. Dann aber überschütteten sie ihn mit Vorwürfen, wegen seines langen Schweigens, wegen des Metiers, das er ergriffen, und vor Allem wegen des Abfalls von seiner alten, angestammten Religion. Es gab eine große Scene!

v. Kubell. Bin auf die Lösung gespannt!

v. Neumann. Ich auch!

v. Memming. Die ist ganz einfach. „Was wollt Ihr?" sagte

der Alte. „Ich bin ein so guter Jude, wie früher und wie Ihr. Das hier ist mein Geschäft! Ob ich Stiefel mache, das Land bebaue oder den Negern predige, — das ist doch gleich, wenn ich nur zu leben habe und Geld verdiene. Und das tue ich. Ich wollte eigentlich noch ein halbes Jahr weiter verdienen, aber da Ihr gerade da seid, gehe ich mit Euch jetzt schon zurück.

Graf Rudelsbach. Der Mann war gar nicht übergetreten?

v. Memming. Keine Idee! Es war sein Vorteil — deshalb predigte der Jude — christlichen Zuhörern christliche Lehre!

(Die Herren äußern ihre Verwunderung.)

v. Kubell (führt den Baron vor). Bester Baron, ob Herr von Memming mit dieser Geschichte nicht eine Anspielung machen will? (Etwas lauter) Ob er meint, daß hier Jemand ist, der nicht glaubt, was er lehrt?

Baron. Aber, liebster Freund, was denken Sie?

Zweite Scene.

Vorige. Grete Schmidt (Kammermädchen).

v. Kubell. Was soll's?

Grete. Die gnädige Frau lassen fragen, ob es den Herren angenehm wäre, wenn die Damen zu ihnen kommen würden.

Alle. Ah!

Graf Rudelsbach. Sehr angenehm! Sehr angenehm!

v. Kubell (lacht). Ah, die Damen langweilen sich wohl allein?

Grete (zuckt die Achseln).

v. Kubell. Das wage ich nicht allein zu entscheiden.

v. Neumann. Wir haben uns noch gar keine Witze erzählt!

Graf Rudelsbach. Das ist wahr! Das ist wahr!

v. Neumann. Ich beantrage Diskussion und dann Abstimmung.

Baron. Mündliche oder geheime?

v. Neumann. Natürlich geheime!

v. Kubell (lachend). Also wer ist für geheime Abstimmung? Danke! Es ist die Majorität! Wer bereitet die Zettel?

v. Memming. Ich, wenn Sie gestatten! — Wir nehmen hier das Damenspiel. Bitte, Fräulein, kommen Sie hierher! (Er tritt mit Grete zum Spieltisch und spricht leise mit ihr.)

v. Neumann. Aber erst die Diskussion!

Graf Rudelsbach. Ich bitte um's Wort!

v. Kubell. Sie haben es, Herr Graf.

Graf Rudelsbach. Meine Herren, ich bin gegen die Damen —

v. Neumann. Das sag' ich der Frau Gräfin! (Gelächter.)

Graf Rudelsbach. Um Gottes willen nicht! (Lachen.) Wegen der Witze! (Lachen.) und dann wegen — und dann wegen — ja, wegen der Witze! —

v. Memming (leise). Also, Fräulein Grete, Sie wissen, worum es sich handelt!

Grete (leise). Gewiß!

v. Memming (leise). Es wird sich lohnen! Das verspreche ich Ihnen!

Grete (leise). Ich hoffe!

v. Memming (leise). Ich auch!

v. Neumann. Also der Herr Graf führt die Witze in's Treffen!

Graf Rudelsbach. Ja, die gepfefferten! (Lachen.)

v. Neumann. Ich meine, es fehlt uns ein Spielchen!

Baron. Daran könnten doch die Damen teilnehmen?

v. Neumann. Nein, die riskiren zu wenig und geniren schließlich.

v. Kubell. Ich stelle Alles Ihrer Entscheidung anheim.

v. Memming. Also, Sie wissen Bescheid, Fräulein! Verteilen Sie die Steine und — lassen Sie mich die Entscheidung wissen! Ist es so weit?

v. Neumann. Nein, nein!

v. Memming. Aber, meine Herren, wie ungalant! Wie unritterlich! Sie wollen Witze hören, ein Spielchen machen — ja, mon Dieu, dazu haben Sie doch Ihren Klub, Ihr Kasino! Für mich ist der Wunsch der Damen ein so schmeichelhafter, daß ich keinen Augenblick zögere —

Baron. Zur Abstimmung!

Graf Rudelsbach. Ich pro—protestire! (Lachen.)

v. Kubell. Wer ist für Schluß der Debatte? (Alle bis auf den Grafen und v. Neumann erheben die Hände.) Also, wir schreiten zur Abstimmung!

Baron. Warum nicht zum Hammelsprung?

Graf Rudelsbach. Ich pro—protestire!

Baron. Immer enragirter Protestant!

v. Memming. Hier nehmen Sie diese Vase, Fräulein. Weiß ist für Zulassung, schwarz dagegen.

Grete (geht mit der Vase umher, nachdem sie schon vorher auf einem Tablett jedem Herrn einen weißen und einen schwarzen Stein des Damenspiels offerirt hat, dann geht sie mit der Vase an das Tischchen, wo Herr v. Memming sie erwartet.)

v. Neumann. Na, ich bin gespannt!

Graf Rudelsbach. Wir verlieren! Schade, schade um die Witze! Mimmi will immer neue hören!

v. Memming (leise). Wann erfahre ich also etwas?

Grete (ebenso). Ich denke — noch heut! Wenn Sie vor dem Hause warteten. —

v. Memming (ebenso). Und Er?

Grete (ebenso). Erwartet eine Depesche!

v. Kubell. Na, das dauert ja so lange?

v. Memming (laut). Bis auf Zwei — Alles weiß!

Graf Rudelsbach (zu v. Neumann). Die schwarzen sind wir!

v. Kudell. Also wir lassen bitten! (Grete ab.)

Graf Rudelsbach. Schade um die schönen Witze! Schade!

v. Neumann. Auf dem Nachhausewege, Herr Graf!

Graf Rudelsbach. Freue mich darauf! Aber gepfefferte, bitte!

v. Neumann. Das ist übrigens ein patentes Mädel!

v. Kudell. Ja, gewandt und geschickt ist sie. Mein Johann ist ein wenig Tolpatsch. (Man lacht.)

Graf Rudelsbach. Ein Teufelsmädel! Ein teufelmäßiges Mädel! Sie hat so etwas! Ja, ja, sie hat so etwas!

v. Neumann. Und dabei so prüde!

v. Kudell. Haha, haben Sie Erfahrungen gemacht, Herr Leutnant?

v. Neumann (verlegen). Nun — das gerade nicht.

Baron (summt). Röslein sprach: „Ich steche Dich, daß Du ewig denkst an mich!“ (Man lacht.)

v. Kudell. Ah, die Damen! (Alle stehen auf und gehen den Damen entgegen.)

Dritte Scene.

Vorige. Erna von Kudell. Gräfin Rudelsbach (jung, sehr kokett). **Einige Damen, dann Anton.**

Erna. Nun, die Herren ließen uns ja lange harren?

Baron (launig entschuldigend). Unsere Cigaretten und Cigarren!

Gräfin. Das reimt sich ja gar. Baron, Sie dürfen mir die Hand küssen!

Baron. Ich bin entzückt! (Tut es.)

Gräfin. Und Sie, Herr Leutnant, dürfen mir eine Cigarette geben!

v. Neumann. Mit Wonne!

Gräfin (zu Memming). Und Sie, Afrikaforscher, spenden mir das Feuer! —

v. Memming. Ist das nötig, gnädigste Gräfin?

Gräfin (kokett). Ja! Es gehört ein Mann dazu!

v. Memming (leise zu Erna). Ich danke, gnädige Frau.

Erna. Wofür?

v. Memming. Nun, der Vorschlag hierher zu kommen ging doch —

Erna. Sie irren, lieber Freund! (Entfernt sich von ihm.)

Gräfin. Ich bin nun einmal für Herrengesellschaft. Garderobenfragen bespreche ich gern mit meiner Modistin, und Hofgeschichten — langweilen mich. — Dagegen höre ich gern einen guten Witz. Baronchen, Sie haben gewiß Neues auf Lager — ich bin nicht prüde.

Baron. Wir waren noch nicht so weit, Gnädigste.

Gräfin. Schade! (Sie plaudern leise weiter.)

v. Memming (steht vor Erna). Ich ziehe bald wieder fort. Es wäre doch so lieb gewesen, in die Ferne das Bewußtsein mitzunehmen, daß die Jugendgeliebte —

Erna. Sie quälen mich, Herr von Memming.

v. Memming. Was bedeutet das gegen die Qualen der Sehnsucht, die ich seit Jahren dulde.

Erna. Ich darf das nicht hören.

v. Memming. Nicht einmal, wie unglücklich Sie mich gemacht haben? —

Erna. Nein, auch das nicht.

v. Memming (warm). Erna!

Erna (steht auf und geht zu ihrem Mann).

Gräfin (lacht laut). Das ist gut, sehr gut! Kennt das mein Mann schon? —

Anton (tritt ein, ein Tablett mit einer Depesche in der Hand).

v. Kubell (nimmt und öffnet sie). Was? Schon wieder? Da schlag doch — Ich muß schon wieder fort.

Erna. Aber das ist doch zu viel.

v. Neumann (zu Memming). Dabei freut er sich innerlich!

v. Kubell. O, dieser unglückliche Vorsitz. Diese Rednergabe, die ich besitze — ich verdamme sie! An alle Ecken des Reichs citirt man mich. Da tritt im Osten, in einem bisher guten Wahlkreise ein Bauer auf — ein einfacher Bauer und droht alles zu stürzen, was wir mit jahrelanger Mühe kunstvoll aufgebaut haben! Keiner dort wagt es, ihm entgegenzutreten! Wen rufen sie zu Hilfe? Mich! Morgen Abend große Versammlung. Doktor Hanke hat abgesagt, ist krank! Ich muß heran, immer ich! — Packen Sie meinen Koffer, Anton!

(Anton ab.)

Ich bitte vielmals um Entschuldigung, Verehrteste, ich bin untröstlich — aber die Pflicht (sieht auf die Uhr). Mein Zug geht in einer Stunde! Ein weiter Weg! Meine Reisetoilette! (giebt Einigen die Hand). Sie nehmen es nicht übel — die Pflicht! (ab.)

Baron. Höchst bedauerlich!

Gräfin (zu Erna). Wir beklagen Sie alle, liebste Freundin! So oft Strohwittwe! — Aber das Bewußtsein, die Frau eines solchen Mannes zu sein —

Erna (zerstreut). Freilich, freilich!

Gräfin. Ach, wenn ich so einen Mann hätte!

v. Memming. Erna!

Erna. Lassen Sie mich!

v. Memming. Erinnern Sie sich der Zeit, da ich den Namen verbunden mit einem süßen Kosewort aussprechen durfte?

Erna. Lassen Sie das jetzt — ich bin verheiratet.

v. Memming. Aber —

Erna. Es giebt kein „Aber“ —

v. Memming. So giebt es ein „Doch“ — Doch ohne Liebe!

Erna. Was wagen Sie? — (laut) Aber Sie stehen ja schon auf?

Baron. Gewiß, schöne Wirtin, wir sind der Meinung, daß wir Sie jetzt verlassen müssen.

Erna. Weshalb?

Gräfin. O man kennt das! Abschiedsscenen spielt man am liebsten zu Zweien! Nicht wahr, mein Gatte?

Graf. Aber ich reise doch nie allein!

Baron (ironisch). Nein, Sie haben das auch nicht nötig. (Empfiehlt sich.)

v. Neumann. Es sind höhere Pflichten, die Ihren Gatten rufen!

Erna. Nun, wenn Ihnen meine Gesellschaft nicht —

Gräfin. Wie können Sie so etwas denken? (Küßt sie.)

Graf. Lieber Memming, wollen Sie nicht meine Frau heut Abend in's Theater begleiten? Sie wünscht es!

v. Memming. Ich bin untröstlich, aber —

Gräfin. Sehr schade! Nun dann, der Herr Leutnant!

Graf. Ja, lieber Freund, tun Sie mir die Liebe. Nehmen Sie sich meiner kleinen Frau an! Ich muß in den Klub.

v. Neumann (küßt der Gräfin die Hand). Aber mit Vergnügen!

v. Memming (zu Erna). Auf baldiges Wiedersehen!

Erna. Adieu, Herr von Memming! — Ich bedaure sehr, meine Lieben! — (Alle empfehlen sich und gehen.)

Vierte Scene.

Erna. Grete.

Erna (klingelt, streicht sich mit der Hand über die Stirn).

Grete. Gnädige Frau!

Erna. Wie weit ist der Herr?

Grete. Der Wagen steht vor der Tür. Anton hat den Koffer schon aufgeladen.

Erna. Und mein Mann? —

Grete. Ich glaube, er ist bereits auf der Treppe!

Erna. Bitten Sie ihn sofort zu mir.

Grete (in bedauerndem Ton). Sehr wohl, gnädige Frau!

Erna. Was ist das für ein Ton?

Grete. Gnädige Frau!

Erna. Ich will diesen Ton nicht — hören Sie — merken Sie sich das! (Grete ab.)

Fünfte Scene.

Erna. Herr von Kudell.

Erna. So weit ist es gekommen! Vom Dienstpersonal bemitleidet! (Sie setzt sich.)

v. Kudell. Du ließest mich bitten, mein Schatz!

Erna. Da Du es, wie es scheint, nicht einmal für nötig fandest, mir Lebewohl zu sagen — mußte ich Dich daran erinnern.

v. Kudell. Verzeihe, es schien nur so, ich war —

Erna. Bereits auf der Treppe!

v. Kudell. Ah, Du weißt es! Gott, ich habe den Kopf so voll. Ich dachte an meine Rede!

Erna. Und vergaßest darüber Deine Frau! — Weißt Du, daß es schon aus dem Tone unserer Dienstboten herauszuhören ist: Die arme Frau, die bedauernswerte Gattin!

v. Kudell. Ah, Du giebst Dir die Mühe?"

Erna. Nein, es klingt von selbst heraus!

v. Kudell. Also Du willst wieder einmal eine Scene, eine veritable Scene — Gut! Bon! Famos! (Sieht auf die Uhr.) Wenn nur nicht mein Zug —!

Erna. Gönne auch mal Deiner Frau einige Deiner kostbaren Minuten.

v. Kudell. Gut, ich habe noch Zeit. Ich wollte noch mal zu Rammin heranfahren, aber das lasse ich — Also hören wir —

Erna. Ist es wirklich so weit, daß Du erst hören mußt, von mir hören mußt? Sagt es Dir nicht Dein eigenes Bewußtsein, Dein Empfinden?

v. Kudell. Daß ich ein schrecklicher Mensch bin, daß ich meine schöne, junge Frau vernachlässige, daß ich ewig unterwegs, ewig mit anderen, öffentlichen Dingen beschäftigt bin, keine Zeit für Frau, Kind und Haus habe? Ist es nicht so?

Erna (schweigt).

v. Kudell. Ich dächte, darüber wären wir längst hinaus! Wozu die alte Geschichte wiederholen?

Erna. Weil ich noch nicht darüber hinaus bin. — Weil ich mit meinen 23 Jahren noch nicht daran denke, mit dem Leben abzuschließen, ewig die bemitleidete, ewig die verlassene Frau zu sein, weil ich noch nicht auf Liebe und Zärtlichkeiten Verzicht leisten will — und kann.

v. Kudell (etwas spitz). Du hast doch nie darauf besonderen Wert gelegt. —

Erna. So tue ich es jetzt, da ich ihrer schon so lange entwöhnt bin. Du warst wieder über einen Monat dem Hause fern.

v. Kudell. Es handelte sich um eine wichtige Nachwahl.

Erna. Gleichviel, habe ich einen Mann geheiratet oder einen Abgeordneten, einen Agitator?

v. Kudell. Bitte, nicht dies häßliche Wort!

Erna. Ich glaubte: einen Mann, einen warmherzigen Menschen, nicht eine Redemaschine, einen kaltherzigen Politiker.

v. Kudell. Kaltherzig! Du hast mich nie reden hören!

Erna. Was hätte mir das bewiesen? Daß Du schöne Worte machen kannst — bei Anderen, wie einstens bei mir! Daß Du hinreißen kannst — aber nur Fremde! Warum nimmst Du Dir nicht Mühe und Zeit, das Herz Deiner Frau zu gewinnen?

v. Kubell. Ah!

Erna. Oder doch warm zu erhalten? Ich habe ein Recht darauf, denn ich bin Dir angetraut vor Gott und den Menschen, und das ist mehr als Dein Bund, Deine Kollegen, Deine Bauern, Deine — ach, ich kann nicht mehr!

v. Kubell. Aber nicht mehr, als mein Vaterland!

Erna (lacht höhnisch).

v. Kubell. Du lachst? Das ist eine schwere Beleidigung. Meine heiligsten Gefühle — Lebwohl! (Will ab.)

Erna. Gieb Dir keine Mühe, durch die Tiraden, die Du draußen gebrauchst, mich zu überzeugen! Ich kenne die Spirale, die das Uhrwerk in Bewegung hält, nur zu gut!

v. Kubell (umkehrend). Und wenn Du sie kennst, bin ich deshalb zu verdammen? Ist es verboten, nach oben zu streben?

Erna. Streben, das ist das Wort.

v. Kubell. Ich will nicht um Worte mit Dir streiten! Du weißt, wir sind nicht reich. — Meine Eltern konnten mich nicht einmal in ein Korps eintreten lassen auf der Universität. Ich stamme von kleinerem Landadel, meine Familie war und ist ohne Verbindungen, ohne Einfluß. Da sind die Wege nicht so geebnet, wie die schlechte Presse meint. Man muß kämpfen, um vorwärts zu kommen. Soll ich ewig als Landrat im fernen Osten sitzen, dort mein fünfzigjähriges Amtsjubiläum feiern und mich mit dem roten Adlerorden dritter Güte als Krönung des Ganzen schließlich in's Grab legen? — Nein, ich habe Ehrgeiz! Gott hat mir einen klaren Verstand und eine Gabe zu reden verliehen, wie Wenigen. Soll ich mit meinem Pfunde nicht wuchern? Hinauf will ich, ja, eine Stellung will ich erringen, wie sie den Anderen mühelos in den Schoß fällt, den Reichen, den Höhergeborenen, den Corpsgenossen! — Und was ich erstrebe, erstrebe ich auch für Dich und den Jungen.

Erna. Den anzusehen Du Dir kaum die Zeit nimmst! Doch er ist noch klein! Aber ich? Für mich strebst Du? Aber siehst Du denn nicht, daß ich indessen vergehe, — einsam verkomme?

v. Kubell (nähert sich ihr). Närrchen, Du bist gerade heut so empfindlich — so nervös.

Erna (schmiegt sich an ihn, mit warmem Tone). Friedrich! Ist es ein Wunder? (Schämig) Ich bin jung und — Sieh, solch eine Vernachlässigung — sie tötet die Selbstachtung! — Man fängt an, an sich selbst zu zweifeln!

v. Kubell. Du sprichst so gelehrt, wo hast Du das her?

Erna. Du spottest schon wieder!

v. Kubell. Nein, nein, ich bin nur erstaunt und entzückt, ein so redegewandtes —

Erna (zärtlich). Wenn Du entzückt bist, so beweise es —

v. Kubell. Wodurch, mein Schatz?

Erna. Gieb die Reise heut auf.

v. Kubell (ermannt sich). Die Reise? Unmöglich!

Erna (entfernt sich von ihm). Aha!

v. Kubell. Du hast es ja gehört, man erwartet mich. Es steht der Verlust eines Mandates auf dem Spiele.

Erna (halblaut). Vielleicht steht hier mehr auf dem Spiele!

v. Kubell. Was meinst Du?

Erna. Du kannst unwohl geworden sein.

v. Kubell. Man hat mich vor einer halben Stunde hier zur Abreise bereit gesehen!

Erna. Nun, Du hast eben nicht gewollt.

v. Kubell. Das geht doch nicht.

Erna (ironisch). Ah, die Politik kommandirt also auch Eure Gefühle, Euer Weib und Euer Haus! Ihr seid Sklaven, deren Hände gefesselt sind, Werkzeuge ohne Willen, ohne Selbstbestimmung!

v. Kubell. Hier giebt es nur ein Entweder — Oder!

Erna (resignirt). Nun — so reise — (plötzlich) Aber morgen — morgen mit dem Frühesten — bleibe diese Nacht daheim.

v. Kubell. Närrchen, es geht nicht, es geht nicht!

Erna (kalt). Nun — wenn es nicht geht, so reise!

v. Kubell. Bedenke nur, was sollen die Dienstboten denken, der Koffer aufgeladen —

Erna (spöttisch). Ah, auch Du giebst Dir die Mühe!

v. Kubell. Kurz und gut. (Laut) Ich will reisen! Hörst Du, ich will!

Erna. Bitte, nicht so laut! was sollen die Dienstboten denken? (Kalt) Reise glücklich! — Es ist die letzte Scene, die ich Dir mache.

v. Kubell. In der Zukunft, mein Schatz, wenn ich erst —

Erna. In der Ehe zählt nur die Gegenwart.

v. Kubell. Du sprichst so ernst, so feierlich! — Aber das ist ja doch Alles Unsinn!

Erna. Ich halte es nicht dafür!

v. Kubell. Lebewohl, mein Schatz!

Erna. Einen Schatz sollte man hüten!

v. Kubell (lacht gezwungen). Du hütest Dich selbst, ich kenne Dich! (Ernst) Und Du — mich! Du denkst doch auch an meine Karrière?

Erna. Also sind wir doch auch von einem gewissen Einflusse! Das sollte doch mehr in Betracht gezogen werden.

v. Kubell. Doch — (sieht auf die Uhr) Es ist die höchste Zeit — Ich muß —

Erna. Noch einmal. Bleib bis morgen, Friedrich.

v. Kubell. Die Zugverbindung macht es unmöglich!

Erna. So nimm mich mit, Friedrich! In zwei Minuten —

v. Kubell. Närrchen, ohne Deine Sachen — in ein schmutziges Dorf — Du fährst überdies so schlecht! — Ganz unmöglich — Also, leb' wohl! Kuß! Nein? Auch gut! (Ab.)

Erna. Alles vergeblich! — Da rollt der Wagen!

Sechste Scene.

Erna. Grete, später Anton, zuletzt Lothar v. Memming.

Erna (springt auf und läuft erregt hin und her. Ihr Blick trifft auf einen Dolch, der auf dem Schreibtisch liegt. Sie nimmt ihn in die Hand, prüft die Spitze und lächelt. Der machte bald ein Ende! Der Qual und — dem Zweifel!

Grete (tritt leise ein).

Erna (schrickt auf). Wer hat Sie gerufen?

Grete. Der gnädige Herr hat mich hereingesandt.

Erna. Sie können wieder gehen!

Grete. Der gnädige Herr befahl, ich solle der gnädigen Frau Gesellschaft leisten. (Blickt auf den Dolch.)

Erna (legt den Dolch fort). Und ich befehle, daß Sie gehen sollen!

Grete (in teilnehmendem Tone). Gnädige Frau sind so allein.

Erna. Ich sagte Ihnen schon, Grete, daß ich diesen Ton nicht wünsche, nicht hören kann.

Grete (demütig). Ich glaubte nicht, daß gnädige Frau die Verehrung und Liebe selbst eines Dienstboten so zurückweisen würden!

Erna (sieht sie überrascht an). Wie gewählt Sie Ihre Worte setzen können! — — Nun, ich wollte Ihnen nicht weh tun.

Grete. Ich wußte, daß gnädige Frau von Herzen gut sind, und ich wollte —

Erna. Was noch?

Grete. Ich wollte versuchen, durch mein Plaudern die gnädige Frau ein wenig zu zerstreuen.

Erna. Woher wissen Sie so zu reden?

Grete. Man liest und bildet sich fort.

Erna. Das finde ich nett!

Grete. Doch — wenn gnädige Frau befehlen —

Erna (ungeduldig). So bleiben Sie denn — aber nur heut! Ausnahmsweise! — (Für sich) Wenigstens ein Mensch! (Wirft sich in einen Sessel, leicht seufzend) Also plaudern Sie.

Grete. Gnädige Frau wissen, daß ich vorher bei Gräfin Rudelsbach in Diensten war?

Erna (nickt).

Grete. Die Gräfin trug heut wieder einen recht auffallenden Hut!

Erna. Ja, ein fast unglaublicher Hut.

Grete. Sie erzählte, daß sie ihn in Montecarlo direkt vom Kopf einer eleganten Pariserin gekauft habe.

Erna. Dessen ist auch nur die Gräfin fähig.

Grete. Eine sonderbare Dame. Auf der Treppe erzählte sie den Herren eine Anekdote, einen Witz, gnädige Frau, der —

Erna. Genug, ich will ihn nicht wissen.

Grete. Aber die Herren lachten furchtbar, bis auf den Herrn von Memming — der blieb stumm. — Der ist überhaupt sehr ernst. (Kleine Pause, Erna wird unruhig, Grete beobachtet.) Ich kenne Herrn von Memming aus früherer Zeit. Sein Herr Vater ist unser Gutsherr. —

Erna. So? (Gleichgiltigkeit heuchelnd.) Erzählen Sie mir von ihm.

Grete. Ja, unser Gutsherr — und wenn der junge Herr von der Schule und dann von der Universität kam, so verlebte er seine freie Zeit in unserer Gegend.

Erna. Sie sehen garnicht aus wie vom Lande?

Grete. Daß Herr von Memming ein hübscher, ein eleganter und ein sehr kluger Mann ist, werden gnädige Frau wohl selbst wissen? — Und daß die Damen für ihn schwärmen, wohl auch?

Erna. Was Sie sagen!

Grete. Ich weiß es aber, daß er wenig darauf achtet.

Erna (wird aufmerksam). Weshalb wohl?

Grete. Nun, man sagt, er trage eine alte Liebe im Herzen. Er habe gehofft, die Jugendgeliebte zu heiraten, und könne sie auch jetzt nicht vergessen!

Erna. So!

Grete. Er war dann in fernen Ländern, teils im diplomatischen Dienst, teils aber Forscher. Ich glaube in Japan.

Erna (schnell). Nein, in Siam!

Grete. Ah, gnädige Frau wissen es besser! Und indessen wurde ihm die Geliebte, wie wir im Volke sagen, weggeschnappt.

Erna (lebhaft erregt). Weil er sich nie erklärt hatte, weil er kein Wort zur rechten Zeit gesprochen hatte!

Grete (leise). So ist es doch wahr, daß gnädige Frau und jene Jugendgeliebte —? (bricht ab).

Erna (wendet sich ab).

Grete. Eine bessere Wahl hätte keine Dame treffen können! Wenn ich Herrn von Memming in Gedanken mit den anderen Herren vergleiche, so steht er über Allen —

Erna (leise). Das ist wahr!

Grete. Gräfin Rudelsbach sagte das oft. Sie warf ihre Netze nach ihm aus — emsig.

Erna. Aber sie hat doch einen Mann!

Grete. Was will das sagen, gnädige Frau? Aber all' ihre Mühe war vergeblich. Der Fisch ließ sich nicht fangen. Die alte Liebe ist im Herzen dieses Mannes nie erloschen, und sie wird nie erlöschen. Er hat sie in der Ferne treu bewahrt, und jetzt, wo er die Jugendgeliebte wiedergesehen hat, —

Erna (steht auf, kalt). Sie haben wohl ein Romankapitel auswendig gelernt, um mich zu unterhalten, Grete?

Grete (verletzt tuend). Wenn gnädige Frau — (will nach der Tür).

Erna. Nein, bleiben Sie nur! Sprechen Sie weiter!

Grete. Gnädige Frau haben mich ein wenig aus dem Text gebracht. Ich weiß nicht mehr —

Erna (hat sich wieder gesetzt). Sie sprachen von der Gräfin — und von einer alten Liebe — —

Grete. Ach richtig.

Erna. So plaudern Sie doch weiter!

Grete. Der Herr Graf ist ein sehr gutmütiger Herr!

Erna (ungeduldig). Wie kommen Sie jetzt auf den?

Grete. Ich denke daran, wie nachsichtig er gegenüber der Frau Gräfin ist.

Erna. Wieso?

Grete. Nun, es ist doch bekannt, daß Frau Gräfin —

Erna. Was denn? Sprechen Sie doch!

Grete. Daß Frau Gräfin sich nicht genau — wie soll ich sagen — sich nicht genau an die Vorschriften der Kirche und des Gesetzes hält. (Kleine Pause.) Daß sie sich für die Entbehrungen, die sie sich in der Ehe — notgedrungen auferlegen muß — außer derselben entschädigt!

Erna. Wie raffinirt Sie sind!

Grete. Wenn man dient, lernt man, gnädige Frau!

Erna. Aber ich glaube nicht daran! Es ist Verleumdung!

Grete. Aber ich könnte ja die von der Frau Gräfin Beglückten der Reihe nach aufzählen!

Erna. In der Tat?

Grete (lachend). Meine Finger würden nicht langen, gnädige Frau, wirklich nicht.

Erna. Und das weiß man?

Grete. Alle Welt! Man verurteilt sie kaum. Nur ihr Wankelmut, — die Sucht nach steter Abwechselung — das ist das Schlimme. Gott, sie ist jung, schön, lebens- und liebeslustig! Der Herr Graf abgelebt — unfähig noch zu lieben — und so kurzsichtig — und so nachsichtig! —

Erna (in Gedanken): Ja, ja!

Grete (anzüglich). Jeder Ehemann, der seine junge Frau vernachlässigt, sollte auf diese Weise bestraft werden — ob er nun aus Altersschwäche oder aus anderen Gründen —

Erna. Nein, nein!

Grete. Wer, gnädige Frau, könnte ein schönes, junges Weib verdammen, die von ihrem Gatten vergeblich und immer vergeblich Liebe heischt, — die von ihm kalt zurückgewiesen wird und die dann ihr Herz öffnet Einem, der sie liebt, so lange er denken kann, der sehnsüchtig des Augenblicks harrt, wo er ihr nach langen Jahren —?

Erna (springt auf). Nicht weiter! Grete, Sie sprechen im Auftrage des Herrn von Memming!

Grete. Und wenn es so wäre, gnädige Frau!

Erna. Ich darf, — ich will Sie nicht hören. Verlassen Sie mich! Auf der Stelle gehen Sie!

Grete. Sofort, gnädige Frau! Sie haben zu befehlen. Aber was ich sagte, war im Interesse der gnädigen Frau! (Geht an die Tür.) Aber bei uns gewöhnlichen Leuten heißt es: Wurst wider Wurst!

Erna. Hinaus! — (Stutzt.) Was wollen Sie damit sagen?

Grete. Das Wort entfuhr mir nur so —

Erna. Sprechen Sie!

Grete. Nur ungern!

Erna. Ich befehle es Ihnen!

Grete. Nun denn — der Herr reist nicht allein!

Erna. Das ist nicht wahr!

Grete. Wenn gnädige Frau —

Erna. Reden Sie doch! Reden Sie!

Grete. Eine junge, sehr hübsche Dame, die der Herr für's Theater ausbilden läßt.

Erna. Sie lügen!

Grete. Wollen gnädige Frau Beweise?

Erna. Einen Beweis! Ja, einen Beweis!

Grete. Der Wagen ist eben heimgekommen. Gestatten gnädige Frau, daß ich dem Anton klingle?

Erna (nickt).

Grete. Gnädige Frau haben vielleicht die Güte, einen Moment hier hinter den Wandschirm —

Erna (tritt hinter den Wandschirm).

Grete (klingelt).

Anton. Ach, Sie sind's blos, Puselchen!

Grete. Ich soll im Auftrage der gnädigen Frau, die Kopfschmerzen hat, fragen, ob der Herr noch zurecht kam?

Anton. Na, im letzten Momente! 's war die höchste Postkutsche! Die Kleine war schon eklich falsch!

Grete. Fuhr sie heut wieder mit?

Anton. Natürlich — erster Güte. Mir gab der Herr einen Taler und heut Abend frei. — Adieu, ich gehe auch schon los. (Ab).

Erna (vortretend). Schändlich! Deshalb! Deshalb!

Grete (geht leise zur Tür).

Erna (liegt weinend auf der Chaiselongue).

Grete. Herr von Memming frägt, ob ihn gnädige Frau für ein paar Augenblicke empfangen wollen? (Geht ab.)

Erna. Aber das ist ja ein Komplott! Nein, nein, ich will nicht! Was unterfangen Sie sich? Ich jage Sie aus dem Hause! Ich depeschire meinem — (stockt.) Nein, nein! — Was tue ich! Betrogen! Verlassen! Jugendliebe — nie vergessene — Mein Gott! Was tue ich?

v. Memming (erscheint an der Tür). Erna! Meine Erna!

Erna. Gehen Sie! Gehen Sie!

v. Memming (kniet vor ihr). O — eine Minute!

(Vorhang fällt.

Zweiter Akt.

Sehr elegant eingerichtetes Zimmer mit einer kleinen Bibliothek und großem Schreibtisch.

Erste Scene.

Grete (weit besser als bisher gekleidet), Anton (kommen zusammen herein).

Anton. So! Das wären die Postsachen! (Legt sie auf den Schreibtisch.) Sie machen wohl einen Scherz mit mir, Fräulein?

Grete. Durchaus nicht. Tun Sie nur, was ich sage!

Anton. Aber in's Zimmer des gnädigen Herrn? Das paßt sich doch nicht!

Grete. Mir paßt es!

Anton (erregt). Na, das ist schon nicht mehr natürlich! Die — — das geht doch zu weit!

Grete. Was brummen Sie denn da in den Bart?

Anton. Na, wozu hat man denn einen?

Grete. Ihr Maß ist bald voll, Anton!

Anton. Soo! — Na, das wollen wir doch mal sehen! — Ich merk's schon lange! Sie haben ja hier riesig Oberwasser gekriegt, Fräulein Grete — wieso weiß ich nicht! Aber mit mir fangen Sie nicht an, hören Sie, mit mir nicht!

Grete (lacht höhnisch).

Anton. Lachen Sie nur! Ich kenne Sie von Anfang an. Ich kann Geschichten erzählen!

Grete. Pah! Seit ich im Hause bin, kann mir Niemand etwas nachsagen. — Und Sie, Anton! Wie oft haben Sie versucht — ja? hm!

Anton. Na, Jeder hat mal 'ne schwache Stunde!

Grete. Bei Ihnen sind's schon mehrere gewesen! Sehen Sie, das allein genügt in einem so sittenstrengen Hause —

Anton. Aber ich bin wenigstens immer ehrlich gewesen — während andere Leute — hm!

Grete. Haha! Beweise! Beweise!

Anton. Die hab' ich leider nicht gesammelt!

Grete. Na, also! Uebrigens nutzloses Geschwätz! Es bleibt dabei, wie ich es sagte: Sie bringen den Mann hierher, sobald er nach mir fragt.

Anton. Ist's also Ihr Ernst? Hierher? In's Zimmer des Präsidenten? Und wenn der Herr kommt?

Grete. Der Zug kommt erst in einer Stunde! Tun Sie, wie ich sagte!

Anton. Es ist wirklich stark! — Wie eine Prinzessin! Na, warte! (Ab.)

Grete. Der Mensch wird unangenehm, der muß hinaus! (Sieht auf die Uhr.) — — Brenner ist unpünktlich! Das hasse ich!

Zweite Scene.

Grete. Erna. Anton.

Erna. Anton verständigte mich — Was soll das? Was tun Sie hier?

Grete. Gnädige Frau werden verzeihen: ich bitte um die Erlaubniß, hier Jemanden empfangen zu dürfen.

Erna. Hier? Im Zimmer des Präsidenten? Das ist doch —

Grete. Ja, ich bitte darum!

Erna (mit sich kämpfend). Fräulein! Ihre Ansprüche werden doch auf die Dauer unerträglich!

Grete. Wegen einer so harmlosen Sache? Es handelt sich um eine mich betreffende wichtige Angelegenheit. Es ist ein Mann, der mich sprechen will. In meinem Zimmer kann ich ihn doch nicht empfangen. Das paßt sich doch nicht. (Anzüglich.) Nicht wahr, gnädige Frau? Im Salon? — Das will ich mir nicht herausnehmen.

Erna (ironisch). Wirklich nicht?

Grete. Nein! Und da der Herr Präsident erst in einer Stunde zurückkommt und meine Unterredung nur wenige Minuten dauert — so —

Erna. Ach! Das sind doch nur Ausflüchte! Ich durchschaue Sie! Sie wollen sich damit nur einen Nimbus geben, ein Relief —

Grete. Und wenn es so wäre, gnädige Frau! Würden gnädige Frau grausam genug sein, mir dieses wirklich unschuldige Vergnügen zu zerstören? Es passirt nichts, — das versichere ich!

Erna (beißt sich auf die Lippen). Finden Sie nicht, meine Liebe, daß Ihre Ansprüche sich mit der Zeit ungemein gesteigert haben?

Grete. Ich glaube nur im Verhältnisse zu meinen Leistungen, gnädige Frau!

Erna. Was ich bezweifle, meine Liebe!

Grete. Ich meine doch, daß ich speciell Ihnen, gnädige Frau, Dienste geleistet habe —

Erna. Müssen Sie mich immer daran erinnern? An die einzige Stunde meines Lebens, wo ich schwach war!?

Grete (halblaut.) Und die mich stark machte!

Erna. Sie mißbrauchen das — sehr! Das ist nicht recht! Ich weiß, daß Sie die Stellung, die Sie sich nach und nach in unserem Hause errungen haben, benützen, um sich zu bereichern!

Grete. Oh.

Erna. Ja, ich weiß es!

Anton. Ein Herr frägt nach dem Fräulein!

Erna. Es ist gut!

(Anton wartet.)

Grete. Wie entscheiden gnädige Frau?

Erna. Gehen Sie zu ihm hinaus!

Grete (richtet sich auf). Gnädige Frau! (Sieht sie bedeutungsvoll an.)

Erna (verwirrt). Nun denn — so bleiben Sie!

Grete. Ich danke! (Erna links ab.)

Dritte Scene.

Grete. Brenner. Anton (in der Tür).

Grete. Sie ist noch nicht ganz zahm! (Geht zur Mitteltüre.) Ich lasse bitten!

Anton. Sie läßt bitten! 's wird immer unnatürlicher! (Ab.)

Brenner. 'n Morgen, Fräulein! — Also doch! Im Zimmer des Regierungspräsidenten! (Sieht sich um.) Das hatte ich nicht erwartet!

Grete. Erkennen Sie nun, daß auf Alles Verlaß ist, was ich schreibe? Und daß nicht der geringste Grund vorliegt, mir zu mißtrauen?

Brenner. Es scheint so!

Grete. Nein, es ist so! Es wird in Ihrem und im Interesse Ihrer Freunde liegen, daran festzuhalten! Und nun ohne Umschweife und Weiterungen: geben Sie mir die bedungene Summe.

Brenner. Es ist viel Geld, Fräulein Grete Schmidt!

Grete. Im Verhältniß lächerlich wenig!

Brenner. 500 Mark. Die Provinzkasse ist nicht reich!

Grete. So lassen Sie's von Berlin kommen!

Brenner. Sie sollten doch mehr im Parteiinteresse handeln! Wenn Sie doch eine Genossin sind —

Grete. Ich — Genossin? Fällt mir gar nicht ein!

Brenner (erstaunt). Nicht? — Aber weshalb? —

Grete (brüsk). Fragen Sie nicht so viel! Geben Sie mir das Geld!

Brenner. Und wenn ich es nicht gebe? Sie sind in meiner Hand. Ich habe, was ich wollte! Verklagen können Sie mich nicht, denn — Sie wissen schon!

Grete. Ihre Drohungen schrecken mich nicht! Ich weiß, daß Ihnen das Geld aus Berlin geschickt worden ist! — Sie würden sich mithin einer Unterschlagung schuldig machen. Also! —

Brenner. Es würde aber Niemand Klage erheben — am wenigsten Sie selbst, Fräulein Grete Schmidt!

Grete. Aber Sie hätten Ihre Rolle in der Partei ausgespielt, Herr Brenner, und da Sie in Ihrem Studium Schiffbruch gelitten haben, so sind Sie darauf angewiesen!

Brenner. Ich könnte auswandern!

Grete. Wegen der lumpigen 500 Mark. Für so dumm halte ich Sie nicht!

Brenner. Danke für das Kompliment!

Grete. Also geben Sie her! Ich habe keine Zeit mehr!

Brenner. Na, gut! (Zählt ihr die Scheine auf.) Hier!

Grete. Danke! Quittung ist wohl nicht nötig!

Brenner. O doch — sogar sehr! — Hier ist das Formular!

Grete. Wie Sie wünschen! (Unterschreibt.)

Brenner. Sie sind nicht nur eine sehr gewitzte, sondern auch eine sehr hübsche Person, Fräulein Grete Schmidt!

Grete. Finden Sie?

Brenner. O, das fand ich schon früher! — Möchten Sie nicht?

Grete. Nein, ich möchte nicht!

Brenner. Sie wissen ja gar nicht, was ich sagen wollte!

Grete. Ist auch nebensächlich!

Brenner. Nanu? Ich habe mein gutes Auskommen, ich schreibe viel — und wenn ich Sie liebte —

Grete. Stürzen Sie sich nicht in Unkosten!

Brenner. Gar keine Gefühle?

Grete. Gar keine!

Brenner. Na, das war doch früher nicht.

Grete. Ist aber jetzt!

Brenner. Brauchen Sie nicht Einen für's Herz?

Grete. Danke, nein!

Brenner. Schon versehen?

Grete. Auch nicht!

Brenner. Und wenn ich Ihnen meine Hand anbieten würde?

Grete. Ich würde sie nicht nehmen!

Brenner (will sie umfassen). Sie Sirene! Sie Hexe!

Grete (schlägt ihn). Merken Sie sich ein für alle Male! So etwas giebt's nicht!

Brenner. Also Herz von Stein!

Grete. Härteste Sorte! — Adieu, Herr Brenner!

Brenner. Na, denn nicht! — Wenn Sie wieder mal etwas Nettes haben —

Grete. Ich weiß Ihre Adresse! Adieu!

(Brenner Mitte ab.)

Vierte Scene.

Grete. Erna. Dr. Warnfeld.

Erna (blickt von links in's Zimmer). Also — Ihre Angelegenheit ist erledigt, Fräulein?

Grete. Gewiß, gnädige Frau!

Erna (ironisch). Und ich darf mit dem Herrn Professor näher treten?

Grete. Selbstverständlich, gnädige Frau! (Mitte ab.)

Erna. Also kommen Sie hier herein, Professorchen! Mein Mann muß jeden Augenblick kommen!

Dr. Warnfeld. Ach, um den Herrn Präsidenten geht es mir weniger, meine Gnädige, als um Sie. Er hat glücklicherweise eine kernfeste Natur, — aber Sie selbst —

Erna. O, ich bin ganz gesund — ganz gesund!

Dr. Warnfeld. Ich vermag auch ein körperliches Leiden nicht zu entdecken. Aber es scheint mir, als ob Sie etwas drücke?

Erna. Sie täuschen sich — täuschen sich wirklich!

Dr. Warnfeld. Wenn Sie es wünschen, Gnädigste!

(Kleine Pause.)

Erna. Und wie finden Sie meinen Jungen?

Dr. Warnfeld. O, er entwickelt sich prächtig! Es ist eine wahre Freude, ihn anzusehen!

Erna. Ich danke Ihnen! Sein Besitz läßt mich Vieles ertragen!

(Kleine Pause.)

Dr. Warnfeld. Der Herr Präsident stürzt sich, wie mir scheint, mit allzuviel Feuereifer in die Arbeit. Was der alte Herr, sein Vorgänger, nicht mehr ausrichten konnte, das will er selbst in kürzester Zeit nachholen. Aber das strengt an, das nimmt Körper und Geist zugleich in Anspruch.

Erna. O, wem sagen Sie das, lieber Professor? Wenn Sie es durchsetzen können — ich kann es nicht. Der Präsident ist unermüdlich. Ueberall will er dabei, von Allem will er informirt sein! Fortwährend bereist er seinen Bezirk, inspicirend, anordnend, einrichtend — (seufzt).

Dr. Warnfeld. Dafür hat er sich in kurzer Zeit den Ruf eines außerordentlich pflichttreuen Beamten erworben, der auch seinen Weg machen wird.

Erna. Wenn er das nur nicht mit seiner Gesundheit erkaufte!

Dr. Warnfeld. Das gerade fürchte ich weniger — (leise) aber vielleicht mit seinem häuslichen — (stockt) mit seiner häuslichen Ruhe —

Fünfte Scene.

Vorige. Anton. Herr v. Kudell.

Anton. Der Herr Präsident sind soeben angekommen!

Erna (aufstehend). Ah! (Geht ihm entgegen.) Da bist Du ja endlich! Wieder eine Nachtfahrt, Du Aermster!

v. Kudell (küßt sie). Nur eine halbe, mein Kind! Ich wollte doch wenigstens am Sonntag bei Dir sein! — Ah, da ist ja unser Professor, unser Getreuer! Schön, daß Sie sich wieder mal sehen lassen. Aber — es ist doch hoffentlich nichts vorgefallen?

Erna. Nicht das Geringste!

v. Kudell. Gott sei Dank! Und an mir ist auch nichts zu behandeln, Professorchen! Ich bin fidel, ganz fidel — und bedaure nur (sieht auf die Uhr), daß ich nicht mehr in die Kirche gehen kann — es ist schon zu spät! — Der Zug bummelt entsetzlich! Und da eine Masse Postsachen!

Dr. Warnfeld. Herr Präsident sollten sich doch —

v. Kudell. Schonen — schonen — schonen! Weiß schon! Ja, wenn das so ginge, lieber Professor! Et jinge wohl, aber et jeht nich, sagt der Berliner. Wenn man sich endlich mal emporgeschwungen hat, da kann man sich doch nicht so ohne Weiteres auf die Bärenhaut legen. Da muß man arbeiten nach alter preußischer Beamtenart —

Dr. Warnfeld. Aber mit Maß, Herr Präsident!

v. Kudell. In heutiger Zeit hält Niemand die goldene Mittelstraße. Wir extravagiren Alle!

Dr. Warnfeld (will sich empfehlen). Sehr wahr, Herr Präsident. Aber Sie sollten sich doch ein wenig schonen — wenn nicht im Interesse Ihrer Gesundheit —

v. Kudell. Die ist tadellos!

Dr. Warnfeld. So doch im Interesse Ihrer Familie —

v. Kudell. Du hast ihn wohl auf mich gehetzt, Erna?

Erna. O nein!

Dr. Warnfeld. Und auch im Interesse des Vaterlandes —

v. Kudell. Ich danke Ihnen, lieber Professor. Ich diene dem Vaterlande am besten, wenn ich dafür arbeite! — Uebrigens, wie das aus Ihrem Munde klingt! — Vaterland! — Wir kennen uns doch von der Universität her, Freundchen! Deshalb habe ich Sie auch gebeten, uns

ärztlich zu beraten — natürlich auch, weil ich Ihre Kenntnisse sehr hoch schätze — selbstverständlich! — aber so ein Stückchen Demokrat sind Sie doch immer gewesen, Sie Schwerenöter!

Dr. Warnfeld. Ich trete politisch nicht vor, Herr Präsident!

v. Kubell. Weiß ich, weiß ich, — sonst könnten wir auch nicht so gute Freunde bleiben! (Giebt ihm die Hand.)

Dr. Warnfeld (empfiehlt sich). Gnädige Frau, Herr Präsident!

Erna. Lassen Sie sich recht bald wieder anschauen!

Dr. Warnfeld. Mit großem Vergnügen! (Mitte ab.)

Sechste Scene.

Erna. v. Kubell.

v. Kubell (geht zum Schreibtisch). Du magst ihn gern?

Erna. Ja! Ich habe viel Vertrauen zu ihm!

v. Kubell. Ließest Du ihn kommen? (Oeffnet die Postsachen.)

Erna. Nein, er kommt doch von Zeit zu Zeit, um nach dem Jungen zu sehen!

v. Kubell. Fidel?

Erna. Gott sei Dank, ja! Darf ich Dich zum Frühstück erwarten, oder soll ich Dir etwas senden?

v. Kubell. Ich danke, mein Kind. Ich nahm etwas im Zuge. Du siehst auch, welch eine Menge von Postsachen ich durchzuarbeiten habe. Nachher sehe ich nach dem Jungen und nehme einen einfachen Imbiß.

Erna. Du betonst das „einfach“ so besonders.

v. Kubell (immer Briefe öffnend). Ja, mein Schatz. Ich finde nämlich, daß — wie soll ich mich ausdrücken — daß unser Etat — unser Haushaltsetat stark anwächst.

Erna (unruhig). So?

v. Kubell. Wir brauchen unverhältnißmäßig viel!

Erna. Ich — ich — will das untersuchen!

v. Kubell. Ja, ich bemerke dies seit einiger Zeit. Seit Fräulein Grete den Haushalt führt, kommt es mir so vor.

Erna. So! Glaubst Du?

v. Kubell. Ich vermute! Aber rege Dich deshalb nicht auf, mein Schatz — ich sage das nur so ganz nebenbei —

Erna. Ich lasse Dich jetzt bei Deiner Arbeit.

v. Kubell: Auf Wiedersehen! (Küßt sie auf die Stirn.)

Erna (links ab).

Siebente Scene.

v. Kubell. Anton. Baron v. Ystadt.

Anton. Herr Präsident! Herr Baron v. Ystadt.

v. Kubell. Bitte, bitte, nur herein! (Geht ihm entgegen.) Welch eine Ueberraschung, lieber Freund! Das ist ja ganz reizend! Ich freue mich

sehr, Sie einmal wieder zu sehen! Bitte, bitte, legen Sie nur ab, hoffentlich bleiben Sie einige Tage bei uns.

Baron. Nur bis zum nächsten Zuge! (Sie setzen sich.)

v. Kudell. Schade! Also, bester Freund, was führt Sie in dieses Nest?

Baron (etwas reservirt). Eine wichtige Angelegenheit, Herr Präsident!

v. Kudell (ebenfalls reservirter). Amtlich — oder privat, Herr Geheimrat?

Baron. Amtlich, Herr Präsident!

v. Kudell. Für mich bestimmt?

Baron. Für Sie, Herr Präsident!

v. Kudell. Also — bitte!

Baron. Ich komme im Auftrage des Herrn Minister!

v. Kudell. O, das wird ja feierlich!

Baron. Herr Präsident! Sie haben ein Rundschreiben ausgearbeitet, das an alle Ihnen unterstehenden Beamten Ihres Bezirks versandt werden sollte —

v. Kudell. Ich — ich bin auf's Höchste überrascht!

Baron. Das Cirkular ist von übermorgen datirt —

v. Kudell. Aber woher weiß man?

Baron. Es ist als streng vertraulich bezeichnet!

v. Kudell. Aber ich begreife nicht —

Baron. Bitte, Herr Präsident: Ja oder nein!

v. Kudell. Natürlich: Ja! — Sie sehen mich erstarrt. Sein Inhalt ist nur mir bekannt, denn ich habe es selbst verfaßt, selbst geschrieben und wollte es morgen in Druck gehen lassen.

Baron. So dachten wir: (zieht ein bedrucktes Blatt aus der Tasche) Hier ist das Cirkular.

v. Kudell (sieht hinein). Ja, ja — es stimmt. Aber ich begreife nicht!

Baron. Es ist ein Korrekturabzug aus der Setzerei des socialistischen Hauptblattes. Der Artikel dürfte heut bereits erschienen sein!

v. Kudell. War dies nicht zu verhindern?

Baron. Mit welchem Rechte? Wir konnten doch auf regulärem Wege davon erst nach der Veröffentlichung Kenntniß nehmen und dann — das Gesetz liefert leider keine Handhabe.

v. Kudell. Aber, wie ist es nur möglich?

Baron. Diese Frage stellt der Herr Minister.

v. Kudell. Aber es muß ja noch — (kramt in den Papieren). Hier liegt es ja noch!

Baron. Also nicht gestohlen? — Anscheinend kopirt! Sehr eigentümlich! Aber Seine Excellenz meinen, daß da — doch etwas nicht in Ordnung sein müsse — und für künftige Fälle — hm! hm! — müßte doch Vorsorge getroffen werden.

v. Kudell. Der Herr Minister hat völlig Recht, — aber —

Achte Scene.

Vorige. Erna.

Erna (von links). Friedrich, Dein Frühstück! — Ah, der Herr Baron! Das ist ja eine große Ueberraschung! Wie geht es Ihnen, lieber Freund?

Baron (küßt ihr die Hand). Persönlich zur Befriedigung, gnädige Frau!

v. Kubell. Es ist mir lieb, daß Du kommst, Erna! Denke Dir, ein Schriftstück, das ich selbst geschrieben und hier liegen hatte, von dem Niemand etwas wußte, wissen konnte — ist kopirt worden und den Socialisten in die Hände gefallen.

Erna (erschrocken). Ah! (wankt).

Baron (springt zu Hilfe). Meine Gnädige! (läßt sie in einen Sessel nieder).

v. Kubell. Fasse Dich, fasse Dich, Erna! Sie ist ja höchst unangenehm, die Geschichte, — aber diese Aufregung schadet Dir gewiß!

Erna. O, es ist schon wieder vorüber. — Aber was denkst Du?

v. Kubell. Ich denke vorläufig gar nichts. Ich bin völlig fassungslos.

Baron. In Berlin war nichts weiter zu erfahren. Das Manuskript ist nicht in die Hände des Setzers gelangt, es war anscheinend mit der Schreibmaschine kopirt worden. Wir haben nur Kenntniß von der erfolgten Drucklegung erhalten — weiter reichen unsere Beziehungen nicht. Der Herr Minister legt selbstverständlich großen Wert darauf zu erfahren, wie diese Indiskretion möglich war. Ein Erlaß, der bisher nur im Original vorlag! —

v. Kubell. Ja, es ist unglaublich! Unfaßbar!

Baron. Es ist, wie Sie wissen, nicht der erste Fall dieser Art! Natürlich werden wir mit aller Energie in den uns zu Gebote stehenden Blättern die Authenticität des Schriftstückes in Abrede stellen, und wir bitten, daß der Herr Präsident auch in den hiesigen ein Gleiches veranlaßt.

v. Kubell. Natürlich! Natürlich! Aber es ist doch nun unmöglich geworden, das Schreiben ergehen zu lassen!

Baron. Selbstverständlich! Und das bedauert Seine Excellenz ganz besonders, der mit der Tendenz des Schriftstücks völlig einverstanden ist.

v. Kubell. Es ist furchtbar! Geradezu furchtbar!

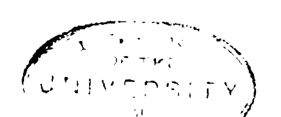
Baron. Dazu kommt — meint Seine Excellenz — der peinliche Eindruck, den die Sache in der Oeffentlichkeit machen wird. Die Waffe, die der scharfen Opposition gegen die Regierung damit in die Hand gespielt wird.

v. Kubell. Gewiß! Gewiß! Ich erkenne das Alles!

Erna. Aber ich meine, — verzeihen Sie! Das Schreiben wird doch durch die Veröffentlichung den Beamten bekannt!

v. Kubell. Närrchen! Das fehlte noch, daß die Beamten die Socialistenblätter läsen!

Baron. Der Herr Minister hat erklärt, daß er etwaige Angriffe



im Parlament wie auch in den Zeitungen selbst pariren würde, — von Ihnen wünscht er nur Aufklärung des Vorkommnisses —

v. Kudell. Der Herr Minister ist völlig im Recht! Ich danke ihm für seine Unterstützung und für seine milde Auffassung der peinlichen Angelegenheit. Aber ich stehe vor einem Rätsel. Erna, weißt Du etwas, hast Du einen Verdacht?

Erna (mit Mühe Fassung haltend). Ich? — Nein, nein, nicht den geringsten!

v. Kudell. Mein Anton ist schon viele Jahre bei mir.

Baron. Heut ist Niemandem mehr zu trauen. Das socialistische Gift frißt um sich. —

v. Kudell. Jedenfalls bitte ich Seiner Excellenz mit meinem Danke die Versicherung zu geben, daß ich Alles aufbieten werde, um der Sache auf die Spur zu kommen. Ich werde mein gesammtes Personal entlassen.

Erna. Ah!

v. Kudell. Es bleibt nichts Anderes übrig!

Baron. Ich werde Seiner Excellenz in diesem Sinne Bericht erstatten.

v. Kudell. Ich danke Ihnen, Herr Geheimrat!

(Kleine Pause.)

Erna. Nun ist wohl Ihre amtliche Mission zu Ende, Herr Baron? Darf ich Sie zum Frühstück bitten?

Baron. Bedaure unendlich, Gnädigste! — Ich fahre sofort zurück. Der Herr Minister erwartet mich —

Erna. Das ist aber recht schade, ich hätte gern von Ihnen Neuigkeiten aus der Residenz gehört.

Baron. Mon Dieu, man lebt dort, wie man gelebt hat, — arbeitet und amüsirt sich nach Kräften, bis diese erschöpft sind. Aber da erinnere ich mich: Herr von Memming, der Forscher, hat ja auch bei Ihnen verkehrt.

Erna (zitternd). Nur wenig. Was ist's mit ihm?

Baron. Gestern Abend wurde per Draht aus London gemeldet, daß er in Siam einem Fieber erlegen sei.

Erna. Oh! (Fällt im Sessel zurück.)

v. Kudell. Erna, was ist Dir? (Eilt zu ihr.)

Baron. Ich bedaure — bedaure aufrichtig.

v. Kudell (klingelt).

Neunte Scene.

Vorige. Grete.

v. Kudell. Schnell, Riechsalz! Schnell, schnell! (Grete ab.) Ich begreife nicht, diese Nervosität — schon das zweite Mal! (Grete erscheint.) Geben Sie her! Ah, sie erholt sich!

Baron. Gott sei Dank!

Erna. Ich danke, mein Freund, es geht schon wieder.

v. Kubell. Wie nervös Du aber jetzt bist. Herr von Memming stand uns doch nicht so nahe!

Erna. Nein, nein, gewiß nicht! Aber die Nachricht, daß ein Bekannter — ich kannte ihn doch schon seit meiner — meiner Kinderzeit — wenn auch nur flüchtig — Doch es ist vorbei, ich bin jetzt wieder ganz in Ordnung.

Baron. Ich bedaure lebhaft, Gnädigste, daß ich der Ueberbringer zweier so unangenehm wirkender Nachrichten war, — aber —

Erna. O, der Ueberbringer soll das nicht büßen! (Reicht ihm die Hand.)

Baron (küßt die Hand). Hoffentlich habe ich recht bald Gelegenheit, angenehmere zu bringen. Leben Sie wohl, gnädige Frau!

v. Kubell. Ich begleite Sie zur Bahn, Herr Baron.

Baron. Wollten Sie nicht lieber —?

Erna. O, meinetwegen sorgen Sie nicht. Fahre nur mit dem Herrn Baron!

v. Kubell. Aber das Fräulein möge bei Dir bleiben!

v. Kubell und Baron ab.

Zehnte Scene.

Erna. Grete.

Erna. Ich habe ein ernstes Wort mit Ihnen zu sprechen, Fräulein.

Grete (ruhig). Bitte, gnädige Frau!

Erna. Sie ahnen nicht, was ich Ihnen sagen will? Sie ahnen nicht, was Herrn Baron von Ystadt so unerwartet hergeführt hat?

Grete. Nein, gnädige Frau!

Erna. Nun, so muß ich es Ihnen sagen. Dem Präsidenten ist ein geheimes Schriftstück abhanden gekommen — es ist wider seinen Willen copirt und in einem schlechten Blatte der Residenz veröffentlicht worden. — Deshalb war der Baron hier.

Grete. Oh!

Erna. Ja — und Sie sind es, die das Schriftstück entwendet hat.

Grete. Gnädige Frau, dieser Verdacht —

Erna. Es ist kein bloßer Verdacht, es ist eine Gewißheit! Niemand kann es getan haben, als Sie allein. Nur Sie und Anton haben hier Zutritt. Anton ist als treu erprobt — und als ehrlich —

Grete. Gnädige Frau zweifeln an meiner Treue?

Erna. Bitte, keine Redensarten — Der sonderbare Besuch von vorhin, es ist kein Zweifel möglich — Sie schweigen — also Sie gestehen! (Kleine Pause.) So lange Sie mich zu beherrschen suchen, mich peinigen — nun, ich weiß, daß ich Ihr Schweigen erkaufen muß — wirklich teuer erkaufen — aber mein Mann soll aus dem Spiele bleiben! Hören Sie, mein Mann! Ist es nicht genug, wenn ich leiden muß? Genügt

Ihnen ein Opfer nicht? Was hat der Präsident verschuldet, daß Sie ihn um Amt und Stellung, um Ehre und Ansehen bringen wollen? — — Wollen Sie uns verlassen? Sie haben, glaube ich, eine für Ihre Verhältnisse anständige Summe ge—spart. —

Grete (mit bösem Blicke). Gnädige Frau sind im Irrtum.

Erna. Ich glaube nicht. — Der Inspektor des Herrn von Kammin auf Guderfelde interessirt sich für Sie — Frau von Kammin sprach gelegentlich davon — ich gebe Ihnen eine gute Mitgift — wollen Sie?

Grete. Ich danke, gnädige Frau.

Erna. Oder ich will mir eine größere Summe für Sie zu verschaffen suchen —

Grete (schweigt).

Erna. Sie wollen nicht? — Oder ich setze Ihnen, so lange ich lebe, einen anständigen, jährlichen Zuschuß fest? Sie zucken die Achseln, glauben Sie mir nicht?

Grete. Oh, gnädige Frau!

Erna. Oder glauben Sie nicht, daß ich lange leben werde? Oh, wenn ich weniger von Ihnen zu leiden habe, werde ich leben.

Grete. Gnädige Frau verkennen mich!

Erna (ironisch). Durchaus nicht. Ich weiß, ich weiß! Sie lehnen also alle meine Vorschläge ab?

Grete. Ich muß, gnädige Frau!

Erna. Nun, so werden Sie unfreiwillig gehen müssen.

Grete. Wie das?

Erna. Ja, der Präsident will in Folge dieses Vorkommnisses das ganze Dienstpersonal entlassen.

Grete. Auch mich?

Erna (ironisch). Ich glaube, mein Mann rechnet Sie auch zum Dienstpersonal.

Grete. Gnädige Frau werden doch für mich ein gutes Wort einlegen?

Erna. Es wird nichts nützen.

Grete. O. wenn gnädige Frau wollen!

Erna. Glauben Sie denn, daß ich Anlaß habe, es zu wollen? — Daß ich nicht glücklich wäre, wenn ich mich auf diese Weise von den Ketten freimachen könnte?

Grete. Dann müssen gnädige Frau auch die Konsequenzen tragen.

Erna. Welche Konsequenzen?

Grete (lächelnd). Muß ich es erst sagen?

Erna (losbrechend). Soll ich denn ewig leiden? Sie haben es gehört! Herr von Memming ist tot!

Grete (ironisch). Ah, mein aufrichtiges Beileid!

Erna. Was erfrechen Sie sich? — Der Mitschuldige lebt nicht mehr. —

Grete. Aber die Mitwisserin! — (Kleine Pause.) Auf die Ueberlebende würde nun die ganze Schwere der beleidigten Gattenehre fallen.

Erna (verhüllt das Gesicht). Mein Gott, mein Gott! O, ich hätte längst den Mut haben sollen, die Wahrheit zu gestehen, aber ich war schwach, ich war furchtsam. Ich verschob es stets, und das wurde mein Unglück! — Was hätte mir geschehen können? Scheidung, o, es wäre für ihn und für mich das kleinere Uebel gewesen. Aber Sie — wie eine Spinne haben Sie Ihr Netz um mich geworfen — und nun? Was tue ich nun? — (Kleine Pause.)

Grete. Ich glaube doch, gnädige Frau wird ein gutes Wort für mich einlegen!

Erna. Was soll ich tun — was soll ich tun? Sie ruiniren uns Alle — mein Mann hat die Höhe der Ausgaben bereits gerügt — Sie bringen ihn um seine Stellung.

Grete. Der Herr Präsident soll sich nicht mehr zu beklagen haben!

Erna. Wenn Anton redet —

Grete. Ein Wort von Ihnen bringt ihn zum Schweigen.

Erna. Also Sie wollen bleiben — um jeden Preis bleiben?

Grete. Ja, gnädige Frau.

Erna. Was soll ich tun? Von einer Lüge in die andere, von einer Schuld immer zu einer neuen! Wer zeigt mir einen Ausweg aus dem schrecklichen Dilemma?

Grete. Die Sache ist doch so einfach, gnädige Frau!

Elfte Scene.

Vorige. Herr von Kubell, dann Anton.

v. Kubell. Ah, das ist mir lieb, daß das Fräulein noch hier ist! Anton, kommen Sie herein. — Hast Du dem Fräulein erzählt, was geschehen ist —?

Erna. Gewiß!

v. Kubell. Nun — und?

Erna. Sie — weiß — natürlich von nichts.

v. Kubell. Natürlich! Ein Mädchen interessirt sich kaum für politische Dinge. Also, Anton, hören Sie: Es ist mir ein wichtiges Dokument, das heißt, sein Inhalt entwendet worden, hier aus diesem Zimmer, ein Schriftstück, verstehen Sie, das ich selbst aufgesetzt habe, und von dem Niemand wissen konnte. Von meinen Beamten kommt hier keiner herein. Wie kann es also geschehen sein? Wissen Sie etwas?

Anton (mit einem Blick auf Grete). Ich — weiß davon nichts.

v. Kubell. Sie sprechen so zögernd? Und Sie sehen das Fräulein so merkwürdig an? Reden Sie, Anton.

Anton. Das Fräulein war vorhin im Zimmer des Präsidenten.

v. Kubell. Hier in meinem Zimmer? Das ist doch! — Was taten Sie hier?

Grete (ganz ruhig). Ein Verwandter von außerhalb wollte mich sprechen — er hatte sich schriftlich angemeldet, und in meinem Zimmer konnte ich ihn doch nicht empfangen!

v. Kubell (barsch). Warum nicht?

Grete. Weil es sich doch für ein Mädchen nicht geschickt hätte. So erlaubte mir die gnädige Frau —

v. Kubell. Stimmt das?

Erna (gepreßt). Ich erlaubte es — ausnahmsweise. Ich wußte doch nicht —

v. Kubell. Ich bitte dies für die Zukunft zu unterlassen. Aber die Abschrift muß schon vor einigen Tagen genommen worden sein. (Spöttisch) Haben Sie da vielleicht auch schon mal einen Verwandten hier empfangen?

Grete. Nein, Herr Präsident, nur heute!

v. Kubell. Anton, haben Sie sonst etwas bemerkt?

Grete. Herr Präsident, Anton ist mir feindlich gesinnt, das möchte ich nur bemerken!

v. Kubell. Weshalb?

Grete. Weil ich seine stürmischen Liebesbewerbungen energisch zurückwies.

v. Kubell. Stimmt das, Anton?

Anton (verlegen). Herr Präsident —

v. Kubell. Das ist ja eine nette Gesellschaft, die ich da um mich habe! Verträgt sich das mit Christentum und Moral? Giebt meine eigne Dienerschaft solch schlechte Beispiele? Ich habe es bereits bestimmt: mein Zimmer wird von nun an unter strengem Verschluß gehalten. Die gesammte Dienerschaft wird entlassen — (zu Anton) Sie können gehen, sobald ich einen Ersatz gefunden habe. Gehalt nebst Kostgeld soll Ihnen gezahlt werden.

Anton (sehr traurig). Herr Präsident!

v. Kubell. Es tut mir leid, Anton, selbst leid! Ich war die Jahre hindurch zufrieden. Aber es geht nicht anders, es bleibt dabei!

Anton. Aber, Herr Präsident, sie muß auch aus dem Hause! Sie, sie — die —

Grete. Er will sich rächen!

Erna. Das ist nicht Ihre Sache, Anton!

v. Kubell. Gehen Sie! Mein Zeugniß wird Ihnen schnell eine Stelle schaffen. (Anton ab.) Und Du, liebe Erna, hast wohl die Güte, auch dem anderen Personale zu kündigen. Hörst Du, allen.

Grete. Meinen der Herr Präsident auch mich?

v. Kubell. Gewiß! Auch Sie!

Grete. Ich glaube doch, daß die gnädige Frau —

v. Kubell. Erwarten Sie unseren Bescheid!

(Grete ab.)

Schlußscene.

Erna. v. Kubell.

v. Kubell. Du willst doch nicht mit dem Fräulein eine Ausnahme machen?

Erna. Ich möchte wohl!

v. Kubell. Darf man fragen, weshalb?

Erna. Gewiß! Du weißt, daß ich für die aufreibenden Pflichten der Repräsentation, die uns Deine Stellung auferlegt, eine tüchtige Hilfe im Hause haben muß.

v. Kubell. O, deren giebt es viele.

Erna. Ich glaube nicht, Liebster! Das Fräulein vertritt mich in Haus und Hof, in Küche und Keller. Sie ist in Alles eingeweiht, und sie weiß überall Bescheid.

v. Kubell (auf und abgehend). Das täte eine Andere auch!

Erna. Aber ich müßte sie erst einrichten.

v. Kubell. Das erscheint mir eine leichte Mühe!

Erna. Wenn ich gesundheitlich fester wäre — vielleicht.

v. Kubell. Ich glaube auch nicht an die Ehrlichkeit des Mädchens.

Erna. Jede dieser Personen macht sich ein paar Pfennige nebenbei.

v. Kubell. Ich glaube nicht, daß es sich hier nur um ein paar Pfennige handelt.

Erna. Meinst Du?

v. Kubell. Ja, ich sagte Dir schon, unsere Ausgaben sind unverhältnißmäßig groß. Und dies fällt auf Deine Grete.

Erna. Du vergißt, Liebster —

v. Kubell. Ich vergesse nichts und ziehe Alles in Betracht. — Wie sieht es aus, wenn wir das ganze Personal entlassen und sie allein behalten? Höchst sonderbar!

Erna. Sie steht doch über den Anderen!

v. Kubell. Aber lange nicht über dem Verdacht, schuldig oder mitschuldig zu sein! Ja, ich möchte beinahe sagen, daß sie die Einzige vom Hause wäre, intelligent genug, die Bedeutung des Schriftstückes zu erkennen. Wer hätte es sonst verstanden mit seinen Fremdwörtern, Amtsausdrücken und seinem absichtlich etwas verschnörkelten Beamtenstil!

Erna. Einer Deiner Beamten vielleicht —

v. Kubell. Betreten doch nicht meine Wohnung. Ja, wenn ich's im Präsidialzimmer hätte liegen lassen. Aber so — Ich habe mit keinem Menschen ein Wort darüber gesprochen, ich war, ganz offen gestanden, selbst mit mir noch nicht ganz einig, ob ich das Ding vervielfältigen und ver=

senden lassen sollte! Da drängt sich Jemand zwischen meine geheimen Gedanken und die Tat! Wer? Wer? — Weißt Du, je mehr ich darüber nachdenke, desto verwirrter werde ich. Ich traue Niemandem mehr, mir selbst traue ich nicht mehr. Die Sache drückt mich nieder — schwer — entsetzlich schwer!

Erna (in heftigem Kampfe mit sich). Mein armer Mann!

v. Kudell. Stünde ich selbst nicht so fest da, gedeckt durch mein Vorleben, mein öffentliches Wirken — ich wäre daran gestrauchelt. Alle meine Pläne wären mit eins vernichtet worden, meine ganze Zukunft! — Ohne meine Schuld!

Erna (gezwungen lächelnd). Ich werde von nun an selbst Dein Zimmer hüten, ein Seraph mit geschwungenem Schwerte.

v. Kudell. Du Gute! — Wenn ich nur wüßte —

Erna. Aber nicht wahr, mein Freund, Grete bleibt?

v. Kudell. So liebst Du sie?

Erna (ironisch seufzend). So lieb' ich sie!

v. Kudell (küßt seine Frau). Nun denn!

Vorhang fällt.

Dritter Akt.

Landhaus in einer Gebirgssommerfrische. Elegantes Zimmer mit offener Veranda im Hintergrunde. Man sieht, wenn die Tür offen ist, ein Stück von einem See, von steilen Bergen umgeben.

Erste Scene.

Erna. Willi etwa 12 Jahre alt.

Erna (sitzend, hat Willi vor sich, ihn streichelnd). Mein Junge! Wie rot Du bist! Gewiß bist Du wieder arg herumgesprungen?

Willy. O ja, hier ist es aber auch schön — im Gebirge! Und gestern, als ich mit Vater auf den Rotkogel stieg, — da war es erst herrlich —

Erna. Ob es nicht zu viel für Dich war!

Willy. Durchaus nicht! Fräulein meinte, ich sei den Weg sogar zwei Mal gegangen, weil ich immer voran und immer wieder zurück lief.

Erna. Glückliche Jugend!

Willy. Du bist doch auch noch jung, Mamachen! Bist Du nicht glücklich?

Erna (seufzt leicht).

Willy. Vater liebt Dich, ich liebe Dich! Alle Leute, die Dich kennen, sind Dir gut und freuen sich mit Dir. Du machst aber immer so ein ernstes Gesicht, als ob Dir etwas fehle. Fehlt Dir etwas?

Erna. Du ahnungsvoller Engel Du!

Willy. Engel? Ach, Mama, die giebt's ja garnicht!

Erna. O doch!

Willy. Nein, das ist ein unnützer Glaube, ich weiß es ganz genau.

Erna. Wie das, mein Kind?

Willy. Nun, ich weiß es! — Mama, unser Fräulein erzählt so hübsche Geschichten, nicht so langweilig wie die in der Schule. Und so ganz anders wie die Lehrer.

Erna. Die Lehrer wissen mehr als das Fräulein!

Willy. Das kann ich mir nicht denken.

Erna. Gewiß, die haben doch studirt, Willy.

Willy. Da sagen sie's uns nicht, was sie wissen!

Erna (bestürzt). Junge, wie kommst Du darauf?

Willy. Nun, ich denk' mir's so!

Erna. Das stammt doch nicht aus Deinem Kopfe?

Willy. Da kommt der Professor! (ihm entgegen) Onkel Doktor! Onkel Doktor!

Zweite Scene.

Erna. Willy. Professor Dr. **Warnfeld.**

Professor. Guten Morgen, gnädige Frau. (Erna reicht ihm die Hand.) Jeden Tag preise ich den glücklichen Zufall, der mich denselben Erholungsort aufsuchen ließ wie der Herr Präsident.

Erna. Wir müssen diesem Zufall noch dankbarer sein, lieber Herr Professor, — verschafft er uns doch außer Ihrer angenehmen Gesellschaft noch die Möglichkeit, vorkommenden Falles unseres gewohnten und stets trefflichen ärztlichen Ratgebers nicht entbehren zu müssen —

Dr. Warnfeld. Liebenswürdig, gnädige Frau, wie immer. Aber ich hoffe, daß mich Niemand hier brauchen wird. Dir geht es gut, Willy?

Willy. Famos, Onkel Doktor! Gestern war ich auf dem Rotkogel!

Dr. Warnfeld. Schau! schau! Mamachen auch? (Erna verneint lächelnd.)

Willy. O, Mama, die kann da nicht hinauf. Aber Papa und der Herr Baron und das Fräulein, die waren mit! Und ich habe sogar Edelweiß gepflückt.

Dr. Warnfeld. Sieh einmal an! Auf dem Rotkogel — Edelweiß?

Willy. Ich hol's Ihnen, Onkel Doktor! Bald bin ich wieder da! — (Ab.)

Dritte Scene.

Erna. Doktor **Warnfeld.**

Dr. Warnfeld. Sie machen sich wenig Bewegung, gnädige Frau!

Erna. Ich kann es nicht!

Dr. Warnfeld. Sie sind doch gesund — im medicinischen Sinne — sonst freilich —

Erna. Eine Frage, lieber Freund.

Dr. Warnfeld. Bitte, gnädige Frau!

Erna. Professor, glauben Sie, daß ein Mensch ein ganzes Leben hindurch büßen muß für eine Stunde des Fehlens, des Abweichens vom Wege?

Professor. Das hängt doch wohl von der Eigenart eben dieses Menschen ab.

Erna. Was sagt die Lehre von der Lebensweisheit? Was lehren die Philosophen?

Professor. Gnädige Frau, ich bin Arzt, und wie ich gegen die Pfuscher auftrete, die eine bestimmte Heilmethode allen ihren Patienten verordnen — dem Kürassier wie dem schwachnervigen Mädchen — so bin ich auch mißtrauisch gegen die Seelenergründer und -heiler, die Alles nur durch eine Brille sehen — die eigene — und Alles heilen wollen mit einem Recept.

Erna. Und — und — ein Mensch — nehmen wir den Fall an, ein Mensch, der unter dem quälenden, ihn langsam verzehrenden Einflusse eines anderen Menschen steht — hat ein solcher kein Mittel, kein Mittel?

Professor. Er muß sich zu befreien suchen.

Erna (nachdenklich). Zu befreien suchen. Ja, das ist das Wahre! Nicht wahr, wie auch immer? Im Guten, oder im Bösen, im Leben, wie im Tode?

Professor (lächelnd). Gnädige Frau, wer wird denn gleich vom Tode sprechen!

Erna (gezwungen heiter). O! Sie haben Recht! Es ging mir nur so durch den Kopf!

Dr. Warnfeld. Wie ich sagte, gnädige Frau, zu wenig Bewegung, zu wenig Luft! Daher solche Gedanken! Und wie ist's mit dem Schlafe?

Erna. Schrecklich, bester Professor, ich träume so entsetzlich, und ich brauche doch Ruhe — Ruhe — um jeden Preis. Wollen Sie mir nicht etwas verschreiben?

Dr. Warnfeld. Eine Apotheke ist hier am Orte nicht vorhanden!

Erna. So schicke ich nach der Stadt!

Dr. Warnfeld. Nun, gnädige Frau, das wird nicht gerade nötig sein. Ich führe immer so eine kleine Anzahl leicht transportabler und wichtiger Heilmittel bei mir!

Erna. So bitte ich um etwas Morphium, Professor! Aber bald einige Portionen auf einmal! Ich brauche sie so nötig! Nicht wahr, Sie schicken sie mir, lieber Freund?

Dr. Warnfeld. Ich stehe ganz zu Diensten, gnädige Frau!

Erna. Und bald — heute noch?

Dr. Warnfeld. Gewiß!

Vierte Scene.

Vorige. Willy. Herr von Rudell. Baron.

Willy. Hier ist das Edelweiß, Onkel Doktor.

Dr. Warnfeld. Richtig, echtes Edelweiß! Du bist ein Glückskind, Willy. — Das findet man sonst gar nicht mehr hier, hast Du es denn selbst gepflückt?

Willy. Nein — Fräulein ließ mich nicht an die Stelle! — Sie sei gefährlich, meinte sie. Sie holte es für mich!

Dr. Warnfeld (betrachtet die Pflanzen, leise zu Erna). Es ist nicht frisch und nicht von hier! Ein unschuldiger Betrug!

Erna (scharf). Aber doch ein Betrug! — Und ob unschuldig?

Dr. Warnfeld (streift sie mit prüfendem Blick).

Willy (ist den Ankommenden entgegengesprungen). Wohin geht es heut, Papa?

(v. Rudell und Baron Pstadt erscheinen auf der Terrasse.)

v. Rudell. Heut wollen wir nur am See ein wenig spazieren gehen. (Begrüßung.)

Baron. Nun, Herr Professor, Ihre Patienten haben Sie so gutwillig ziehen lassen?

Dr. Warnfeld. Ja, sie mußten wohl; auch wir Aerzte haben Nerven, die einmal ausruhen wollen, Herr Baron.

v. Rudell. Und das können die Herren Nerven hier ganz gut besorgen! Hier kann man sich erholen.

Dr. Warnfeld. Es war dem Herrn Präsidenten aber auch recht nötig. —

v. Rudell. Sie sehen, wie folgsam ich bin. Ja, die Geschichte mit dem Schriftstück hat mich mächtig angegriffen.

Dr. Warnfeld. Man hat nichts entdecken können?

v. Rudell. O doch! Die Abdrücke einer Damenhand hat man an den Rändern konstatirt. Aber das war auch Alles.

Baron (hat sich bisher mit Erna unterhalten). Es war ein Glück, daß die Geschichte bald in Vergessenheit geriet, weil sie durch eine wichtigere Sache verdrängt wurde.

v. Rudell. Aber mich hat sie doch mächtig gepackt. Ich fühlte mich lange Zeit so unsicher —

Erna. Mein armer Mann!

v. Rudell. Du bedauerst mich und hast doch ebenfalls darunter gelitten.

Erna (seufzend). Das ist wahr!

v. Rudell. Willy, hole Dir die Mütze und bringe mir den Hut mit.

Willy. Sofort!

Dr. Warnfeld. Sie gestatten, daß ich mich bald gleichfalls empfehle.

v. Kudell. Auf Wiederschaun, Herr Professor, sehen Sie nur recht fleißig nach meiner Frau. Sie plaudert ja sehr gern mit Ihnen.

Erna. Auf recht bald, lieber Freund! (Sie giebt ihm die Hand.)

(Dr. Warnfeld Mitte ab, Willy links.)

v. Kudell. Und nun, ehe der Junge kommt, Baronchen, etwas Neues, Lustiges, aus der Residenz!

Baron. Mon Dieu, ich weiß wirklich — doch! Ja, das fällt mir ein! Aber ich weiß nicht, in Gegenwart der gnädigen Frau —

Erna. Sie sind doch ein Meister im Erzählen — unverfänglicher Geschichten, Herr Baron!

Baron. Nun versuchen wir's! Es handelt sich um Graf Rudelsbach —

v. Kudell. Sie wollen sagen: um die Gräfin.

Baron. Um sie und ihn! Um ihn und um seine „kleine Frau", die — hm, wie man sagt — auch die „kleine Frau" Anderer ist!

v. Kudell. Man weiß, man weiß! Oh, wenn ich an solch ein Weib gekommen wäre, — wenn ich je —

Erna. Aber so rege Dich doch nicht auf, Friedrich!

Baron. Ja, also daß die schöne Mimi ein wenig die Abwechselung liebt, das weiß man!

v. Kudell. Ja, gewiß und daß sie ihren Herrn Gemahl stets so zu dirigiren weiß, daß er ihre zeitweiligen „Freunde" besonders oft einladet, das weiß man auch! Unglaublich!

Baron. Jetzt aber ist eine kleine Sache passirt, — die seiner — sagen wir Naivität die Krone aufsetzt.

v. Kudell. Also los, Baronchen!

Baron. Mimi leidet besonders jetzt häufig an Migräne — sagt sie. Die Aerzte können ihr nicht helfen, — aber da ist ein junger Amerikaner, oder Engländer — hübscher Bursch, mit irgendwelchem amerikanischen Doktortitel — der kurirt mit allerhand Sympathiemitteln — Handauflegen, ich glaube auf's Herz!

v. Kudell (lachend). Natürlich auf ihr Herz!

Baron. Die Gräfin findet, daß ihr diese Kur außerordentlich bekommt. Und da die Hausärzte, die dort aus- und eingehen, von der neuen Liebesheilmethode nichts erfahren sollen — so hält der Herr Graf selbst im Wohnzimmer Wache, wenn die Gräfin und der Sympathische im Schlafzimmer — Heilversuche anstellen. (Beide lachen.)

v. Kudell. Aber er hat doch Zutritt?

Baron. Das würde die Wirkung stören! (Lachen.)

v. Kudell. Erna, was sagst Du —? (Sieht Erna am Fenster stehen und dort nervös mit einem Petschaft hantiren.) Ah, Du hast wohl gar nicht zugehört?

Erna (ist erschrocken). Nein! Entschuldigen Sie nur, Herr Baron, ich bin so —

v. Kubell. Ja, Baron! Nehmen Sie's nicht übel. Meine Erna ist sehr nervös — weiß nicht wovon!

Willy. So! da bin ich!

Erna. Sei nur recht vorsichtig, mein Junge! Geh immer hübsch vor den Herren! Der Weg ist so schmal und steinig am Seeufer.

Willy. Ohne Sorge, Mamachen! Papa ist ja dabei! Ich kann ja auch schwimmen.

Erna. Das würde Dich nichts nützen, mein Junge! Wenn hier Jemand fällt, kommt er nicht mal heil in's Wasser!

v. Kubell. Erna, wie wäre es, wenn Du mitkämst!

Erna. Danke, mein Freund, ein andermal! (Mit Beziehung.) Ich habe eine wichtige häusliche Angelegenheit zu ordnen!

Baron. Gnädige Frau! (Empfiehlt sich.)

v. Kubell. Wichtige häusliche Angelegenheit! Wie das klingt! (lachend).

(Alle drei ab.)

Fünfte Scene.

Erna. Grete Schmidt.

Erna (ihnen nachsehend, für sich). Ja, mein Freund, eine sehr wichtige! (Klingelt mit einer Tischglocke.)

Grete (von links). Gnädige Frau wünschen?

Erna. Ich wünsche eine Auseinandersetzung mit Ihnen!

Grete. Bitte, gnädige Frau!

Erna. Alles, Alles muß ich in mich verschließen! Mit keinem Menschen kann ich reden; es drückt mir das Herz ab!

Grete. So sprechen gnädige Frau doch mit mir!

Erna. Ja wohl und ernstlich! Es geht so nicht weiter! Es muß ein Ende werden, so oder so!

Grete. Weshalb, gnädige Frau?

Erna. Das fragen Sie noch? Weshalb? Weil ich vergehe, weil ich innerlich verbrenne, weil ich ersticke —

Grete. Oh, gnädige Frau!

Erna. Schweigen Sie! — Weil ich mich nicht ferner mehr zum Mitschuldigen Ihrer abscheulichen Machenschaften hergeben will! (Gebietet Grete, die unterbrechen will, mit einer herrischen Geste Schweigen.) Weil ich in meinem Innern Kämpfe durchmachen muß, die mich aufreiben, die mich verzehren! — Ja, ich habe mich gegen meinen Mann vergessen — in der begreiflichen Wut über seine Vernachlässigung und seine Untreue — in dem unfreiwilligen Verzicht auf Zärtlichkeit, dem ich mich unterziehen mußte; im Wiedererwachen einer süßen Jugenderinnerung, in der plötzlichen Aufwallung der erregten Sinne, die Befriedigung heischten — ja, ja ich will nichts beschönigen! Ich habe gefehlt, und ich bereue es tief. Aber was bedeutet das gegen den täglichen, stündlichen Betrug, den ich ausübe?

Ich sehe zu, wie die Erträgnisse seiner Arbeit Andern zu Gute kommen — Ihnen! Sie rauben den Inhalt eines Dokuments, und ich verlösche im Geheimen Schritt für Schritt alle Spuren, die zur Entdeckung führen können. Sie waren die Mitwisserin — jetzt bin ich es! Ich bin die Mit-, ja, die Hauptschuldige! — Und wie büße ich selbst den kurzen Rausch einer Stunde? Ich leide unsäglich! Mein Haus — es ist nicht mehr mein, es ist in Ihrer Hand! Sie schalten und walten darin nach Belieben! Und nun strecken Sie auch Ihre Finger nach meinem Sohne aus! Auch er fängt an, sich mir zu entfremden und Geist von Ihrem Geiste anzunehmen! Aber hier ist die Grenze! Auch das Herz eines Weibes kann stark sein! Ich bin entschlossen, mich aus Ihrer Verschlingung zu befreien, ehe Sie den Stamm erstickt haben. Ich breche Ihre Tyrannei, — koste es, was es wolle! (Sinkt erschöpft in einen Sessel.)

Grete (ruhig). Gnädige Frau regen sich so unnötig auf! Ich glaube, gnädige Frau sehen Gespenster! Gewiß, ich bin die Mitwisserin Ihrer zarten Geheimnisse! Ist das ein Verbrechen? Was kann ich dafür, daß damals —? (bricht ab). Sie haben mir die Verwaltung Ihres Hauswesens übertragen! Weil Sie sich zu schwach fühlten und zu meinen Fähigkeiten Vertrauen hatten! Gut! Habe ich nicht meine Schuldigkeit getan? Ist nicht Alles auf's Beste bestellt? Haben gnädige Frau, hat der Herr Präsident je seine Unzufriedenheit geäußert? Daß ein solches Hauswesen, wo so viel Repräsentation nötig ist, Geld kostet — wer wüßte das nicht? Und daß für die Verwalterin hie und da einige Brosamen von dem reichen Tische abfallen — nun, das kommt überall vor, das ist nichts Sonderbares! — — Und das Schriftstück? Ja, ich habe es damals kopirt! Ich habe es nie geleugnet, Ihnen nicht, gnädige Frau! Ich war damals — in einer augenblicklichen Geldverlegenheit und beging die —

Erna. Sagen Sie Gemeinheit!

Grete. Ich sage: Dummheit! Denn eine solche war es! Ich erkannte das zu spät! Ich hätte leicht die Stellung des Herrn Präsidenten gefährden können, und das wollte ich nicht!

Erna (spöttisch). Wie edel!

Grete. Ja, um seinetwillen und um meinetwillen nicht, denn ich hätte nur Nachteil davon gehabt!

Erna. Das ist Alles, womit Sie die abscheuliche Tat rechtfertigen?

Grete. Mein Gott, ja!

Erna. Nehmen Sie den Namen Gottes nicht in den Mund! Er klingt entsetzlich — von Ihnen ausgesprochen!

Grete. Sie haben Recht, gnädige Frau! Es war nur so eine Redensart! In Wahrheit glaube ich nicht daran!

Erna. Das dachte ich mir! Jemand, der so handelt, wie Sie, kann nicht an etwas glauben, was hoch und heilig ist! —

Grete. Gestatten gnädige Frau, daß ich Ihnen meine Geschichte er-



zähle?! Denken Sie sich, bitte, ein kleines Mädchen — im tiefsten Elend und Schmutze der Großstadt erzogen — Vater — Trunkenbold —, wenn es mein Vater war!?! — Mutter — Dirne, der ältere Bruder zeitig Strolch und schlimmer! Und das kleine Mädchen, von der Natur nicht übel ausgestattet — hinausgestoßen auf die menschenvolle Straße! Das ist ein Futter für die männlichen und weiblichen Hyänen der Großstadt! Mit Gier stürzen sie sich auf das unschuldige Wesen, den eklen Giftschaum vor dem Munde! Und sie zerstören dem jungen Blute Alles — Alles! Sie rauben ihm nicht nur den Duft der körperlichen Unschuld, sie vergiften ihm mit schmutzigen Worten und entsetzlichen Taten die Seele. Und da erstirbt in ihm jedes Gefühl für Tugend, wie Sie es nennen, jedes Gefühl für Scham! Und da soll ich an einen Gott glauben? An etwas Hohes und Heiliges!? Haha! Nicht einmal mehr die Lust an der Sinnlichkeit bleibt zurück! zu früh ist der zarte Körper besudelt, verwüstet und zerstört worden — nur ein Gefühl wird mächtig, wenn der Verstand sich endlich frei gemacht hat von den Fesseln, die stumpfe Gewohnheit, Lust am Lotterleben und was weiß ich sonst um ihn geworfen haben — das Gefühl der Rache! Ja, rächen, gnädige Frau, wollte ich mich an der Menschheit, die so an mir gesündigt, so an mir gehandelt hat! Rächen! Auch die Großen, die Reichen sollen leiden, gleich uns, den Verworfenen, — wenn auch in anderer Weise. Und ich selbst — ich wollte das Leben zwingen, auch mir seine lichte Seite zu zeigen. Ich habe gearbeitet, gnädige Frau, ich habe mich fortgebildet, gnädige Frau! Französisch und Englisch und Litteraturgeschichte habe ich mir selbst gelehrt in stillen Stunden der Nacht! Auch ich wollte vorwärts! Auch ich träumte auf meinem Lager von einem Häuschen im stillen Tale, wo ich einst meine Tage in Frieden verbringen würde! — Aber vorher mußte ich mich rächen — mich und meines Gleichen! Ja, gnädige Frau, — ich gestehe es! — Ich habe Sie mit Vorbedacht in die Arme des Liebhabers gestoßen, ich habe Sie belogen und betrogen, ich habe Sie bestohlen — ich habe das Dokument kopirt! Ich wollte auch einmal herrschen! Richten Sie mich, wenn Sie wollen — und können!

Erna (hat mit schreckhaften Augen zugehört). Das ist ja furchtbar? Aber warum bin ich es, die leiden muß?

Grete (wieder ruhig). Das fragen Sie Ihre „Vorsehung“, gnädige Frau!

Erna. Sie waren doch vorher bei der Gräfin Rudelsbach?

Grete. Nun — habe ich da nicht mit Erfolg operirt? Die Katastrophe wird dort nicht ausbleiben!

Erna. Schrecklich! Schrecklich! Haben Sie denn gar keine Furcht vor einer Verantwortlichkeit?

Grete. Nein! Vor wem denn?

Erna. Kennen Sie kein Mitleid?

Grete. Nein! Wer hatte es einst mit mir?

Erna (erhebt sich). Ich habe nun einen Einblick gewonnen in Ihre Vergangenheit, Ihre — angeblichen Beweggründe. Aber — ich meine, es giebt für hübsche Mädchen Ihresgleichen eine andere, — leichtere Art, — Macht und Reichtum zu erlangen?

Grete. Ich verstehe die gnädige Frau! — Da zerrinnt das Geld, wie man es gewinnt! Und dann — widerstand es mir. Ich wollte auf ehrl — auf anständige Weise emporkommen und nicht nur über Wüstlinge und abgelebte Schwachköpfe herrschen!

Erna (wendet sich ab, leise). Und die Gutsherrschaft? Die Geschichte mit ihm — sie war?

Grete. In der Not erfunden!

Erna. Sie kannten ihn aus Ihrem früheren Leben?

Grete. Ja, gnädige Frau!

Erna. O pfui! Doch — das ist nun vorbei! — Zwischen uns muß ein Ende gemacht werden, Fräulein!

Grete. Und das wäre?

Erna. Ich fordere Sie nochmals auf, mein Haus zu verlassen. Ich wiederhole mein Anerbieten!

Grete. Und wenn ich nicht darauf eingehe?

Erna. Dann werde ich Sie entlassen!

Grete. Haben gnädige Frau die Folgen bedacht?

Erna. Gewiß! Ich ertrage es nicht länger! Ich werde Ihnen zuvorkommen!

Grete. Oh!

Erna. Ich werde meinem Manne Alles gestehen!

Grete. Trotz der furchtbaren Eifersucht, die den Herrn Präsidenten beherrscht?

Erna. Trotz der furchtbaren Eifersucht.

Grete. Und gnädige Frau meinen, der Herr Präsident würde das so ruhig hinnehmen?

Erna. Nein — ruhig nicht. Zu Anfang wenigstens nicht. Aber er hat doch auch —

Grete. Beim Manne zählt das nicht so schlimm!

Erna. Aber es ist doch ein Milderungsgrund für mich.

Grete. Nun, gnädige Frau! Denn ich muß Ihnen gestehen. Die Geschichte mit der Ladendame — sie war — von mir erfunden.

Erna. Oh! — Das erfahre ich erst heut! — Sie sind ein Teufel — in Wahrheit ein Teufel!

Grete. Zum Engel hatte ich leider keine Anlage und keine Erziehung!

Erna. Und Antons Aussage damals?

Grete. Ich habe es gelernt, die Männer zu dirigiren, gnädige Frau!

Erna. Trotzdem —

Grete. Sie wollen trotzdem? Nach den Anschauungen des Herrn Präsidenten kommt es zu einem schrecklichen Ausbruche — und dann zu endgiltiger Trennung — Scheidung!

Erna. Oh!

Grete. Sie wissen selbst, daß er wie ein Ritter aus alter Zeit ist mit allen seinen Vorzügen —

Erna. Loben Sie ihn nicht!

Grete — und seinen aristokratischen Anschauungen. Seine Ehre und die seines Hauses erfordern die Scheidung. Das Gericht, das öffentliche Gericht mischt sich ein —

Erna (stöhnt, die Hände vor den Augen).

Grete. Die Zeitungen — sensationslüstern — bringen erst Anspielungen, dann Notizen, schließlich Berichte, wahre und falsche — daran haben Sie wohl gedacht? Die Stellung des Herrn Präsidenten ist natürlich verloren — seine Karrière für immer dahin!

Erna. Sei es darum! Mag es sein!

Grete. Willy wird natürlich dem Vater zugesprochen!

Erna (dumpf). Das ist es ja, was mich an Sie kettete, was mich feig machte und schweigen ließ! Das ist das Furchtbare! Wegen einer Stunde, die ich fehlte —! Aber er wird mir verzeihen, er wird —

Grete. Sie vergessen das Wesen des Herrn Präsidenten! Wird er glauben, daß dieser Fehltritt der einzige war? Wer soll ihm dafür bürgen!

Erna. Sie wissen es, Grete!

Grete (lächelnd). Ich? — Wenn ich es auch bezeugen wollte, wird er mir glauben — unter solchen Umständen? Nein, nein! Ich bin keine Zeugin in solchem Falle. Es werden ihm vielleicht Zweifel kommen, ob er auch der Vater —

Erna (richtet sich auf). Schweigen Sie! Genug der Schmähungen! Das Maß ist voll. — Sie sehen, es bleibt nichts, als Ihr freiwilliger Weggang.

Grete. Ich bleibe!

Erna. Aber ich sehe gar keinen Grund, warum Sie nicht gehen sollten? — Haben Sie mich noch nicht genug gequält und gedemütigt? — Ich sichere Ihre Zukunft! Sie sollen das Häuschen im Garten haben, von dem Sie träumten, — und noch mehr — Alles! Nur gehen Sie, gehen Sie!

Grete. Nein!

Erna. Was verlangen Sie noch, das ich tun soll?

Grete. Nichts! Ich verlange nichts; aber ich bleibe!

Erna. Ich weiß nicht mehr, Fräulein! Mein Kopf! Oh! Seien Sie mitleidig, seien Sie barmherzig! — Gönnen Sie mir endlich ein wenig Ruhe, geben Sie mir endlich den Frieden wieder.

Grete. Ich bleibe, gnädige Frau!

Erna (geht auf und ab). Gott im Himmel, wie strafst Du mich! — Was soll ich tun? — Verlangen Sie, daß ich Sie kniefällig bitte? Geben Sie mich frei? Lassen Sie ab von mir! Gut — (beugt sich ein wenig vor ihr.) Sehen Sie mich hier — gebeugt vor der Proletarierin, vor der ehemaligen — mich, die Frau des Präsidenten, den Abkömmling aus altem Adelsgeschlechte — genügt Ihnen dies nicht? Ist Ihre Rachegier noch nicht befriedigt? Noch einmal! Geben Sie mir den Frieden und ziehen Sie selbst hin in Frieden. Ich beschwöre Sie bei —

Grete (hohnvoll). Sie können mich nicht beschwören — weder bei Gott, noch beim Andenken geliebter Angehöriger! — Ich bedaure, gnädige Frau!

Erna (richtet sich stolz auf). Nun denn! So gilt es Kampf zwischen uns — ernstlichen Kampf — Sieg oder Untergang!

Grete. Sie sind sehr aufgeregt, gnädige Frau!

Erna. Nein, nicht mehr! Ich sehe auf einmal klar! Was kann Sie an mein Haus fesseln? Schnöden Mammon biete ich Ihnen. Die Macht haben Sie erreicht und genossen, mir haben Sie das Leben zur Hölle gemacht. Mein Kind — ja, mein — Kind wollen Sie mit Ihrem Hasse und mit Ihrem Gifte durchtränken — und mein Mann — ja Sie sprechen so eigenartig von ihm! Ihre Stimme belebt sich, wird warm, wenn Sie seiner erwähnen! Das ist es! Auch ihn wollen Sie mir entfremden! Deshalb weichen Sie nicht von Ihrem Platze! Wohlan, es gilt einen Kampf zwischen uns. Von nun an. Ich ersticke in dieser Lügenatmosphäre. Eine Entscheidung muß kommen. Es geht um Luft und Licht. Auf Tod und Leben! Hören Sie! Auf Tod und Leben!

Grete. Ich will leben!

Erna. Und — zum letzten Male — und bleiben?

Grete. Und bleiben!

Erna. Nun denn!

(Sie winkt, wie Grete abgeht, fällt der)

Vorhang.

Vierter Akt.

Dasselbe Zimmer wie im vorigen Aufzuge.

Erste Scene.

v. Kudell. Erna (auf der Chaiselongue liegend).

v. Kudell. Schone Dich, mein Kind! Deine Nerven machen mir Sorge! — Also auf Wiedersehen!

Erna. Wohin, mein Freund?

v. Kudell. Du hast schon wieder vergessen! Den Baron vom Bahnhof abholen.

Erna. Du hast Recht! Mein Gedächtniß ist wie ein Sieb.

v. Kubell. Gut, daß wir das Fräulein haben!

Erna. Meinst Du nicht, daß es besser wäre, wenn ich mehr Pflichten auf mich nähme?

v. Kubell. Ich verstehe Dich nicht!

Erna. Ich meine — das Fräulein schien Dir doch früher einen zu großen Einfluß im Hause zu besitzen!

v. Kubell. So?

Erna. Ja! Sie ließ, so meintest Du, unseren Haushaltsetat unverhältnißmäßig anwachsen!

v. Kubell. So? Sprach ich darüber?

Erna. Ja! Du erinnerst Dich nicht? Dann beschäftigt sie sich auch sehr viel mit unserem Willy! —

v. Kubell. Ist das ein Vorwurf? Sie hat ihn gern!

Erna. Gewiß! Aber ob ihr Einfluß auch ein günstiger ist, das weiß ich nicht.

v. Kubell. Also — wo willst Du hinaus, kleine Diplomatin? — Kurz und gerade heraus!

Erna. Kurz und gerade heraus: Ich hätte nichts dagegen, wenn wir sie anderswo unterbringen könnten.

v. Kubell. Schau, schau! Wie sich das ändert! — Weiberlaunen — einst hattest Du tausend Gründe dagegen.

Erna. Und heut ebenso viele dafür.

v. Kubell. Das kann ich nicht billigen — im Gegenteil! Du bist jetzt so — so, daß Du eine Hilfe notwendig brauchst. Und sie — sie leitet das Hauswesen tadellos! Sie erscheint jetzt mir unentbehrlich! (Tritt zu ihr.) Es ist wohl auch nur ein Einfall von Dir! Du bist zu nervös! Du machst Dir zu wenig Bewegung im Freien! Schlage Dir böse Gedanken aus dem Sinne! (Küßt sie auf die Stirn.) Auf Wiedersehen, mein Schatz! (Ab.)

Erna (stößt einen tiefen Seufzer aus).

Zweite Scene.

Erna. Doktor Warnfeld, Willy, dann Grete.

Erna (erhebt sich).

Dr. Warnfeld. Da haben Sie Ihren Willy, gnädige Frau! Mein kleines Mittel hat angeschlagen. Der Belag ist verschwunden!

Erna (umarmt Willy). Gott sei Dank!

Willy. Warum: Gott sei Dank! Dem Onkel Doktor mußt Du danken!

Erna. Gewiß das auch! Aber vor Allem dem lieben Gott; er hat doch seine Hand über Dir gehalten.

Willy. Ach, das glaub' ich nicht, Mama!

Erna (starr). Was sagst Du?

Willy. Die ganze Geschichte vom lieben Gott glaub' ich nicht! Wo ist er denn, der liebe Gott?

Erna. Nun da oben, im Himmel!

Willy. Himmel — den giebt's ja garnicht!

Erna. Kind! Kind! Was sprichst Du da? Du versündigst Dich! Wer hat Dir so etwas gesagt?

Willy. Das darf ich nicht verraten. Sie hat mir's verboten!

Erna. Sie! — Also! sie! Sprich und denke so etwas nie mehr, mein Kind, Du machst damit Deine Eltern tief unglücklich. Geh jetzt in den Garten und erwarte uns an der Laube. Wir kommen bald nach!

Willy (ab).

Erna. Was sagen Sie, lieber Professor?

Dr. Warnfeld (zuckt stumm die Achseln).

Erna. Das ist ja — das ist ja unerträglich! Der Junge wird uns ja — er geht uns ja verloren! — (Ringt die Hände.) Ein Ausweg — o, einen Ausweg! (Zu Doktor Warnfeld, der indessen diskret zur Seite getreten ist.) Und Sie, Herr Professor, habe ich denn gar keinen Freund mehr auf der Welt?

Dr. Warnfeld (warm). Gnädige Frau!

Erna. Ich bat Sie um Morphium! Sie gaben es mir auch, scheinbar — aber —

Dr. Warnfeld. Es ist ein schreckliches Mittel, gnädige Frau. Wir Aerzte müssen vorsichtig sein.

Erna. Weshalb?

Dr. Warnfeld. Wir werden zu leicht — Mitschuldige!

Erna (zuckt zusammen).

Dr. Warnfeld (tritt zu ihr, leise). Es quält Sie etwas Furchtbares, gnädige Frau.

Erna (wie abwesend). Ja, etwas Furchtbares!

Dr. Warnfeld. Wollen Sie mir nicht vertrauen?

Erna. Ich kann ja nicht — ich kann ja nicht!

(Kleine Pause.)

Dr. Warnfeld. Das tut mir herzlich leid. Wir Aerzte heilen auch manchmal die Seelen.

Grete (erscheint). Gnädige Frau, ich möchte —

Erna. Lassen Sie mich. Ich kann Sie jetzt nicht sprechen! — Später, später! Kommen Sie, Professor, — Luft — Luft — kommen Sie mit mir in den Garten. Ihren Arm, bitte! (Beide ab.)

Dritte Scene.

Grete. Brenner.

Grete. Sonderbar! Pah! sie hat mal wieder ihre Laune! (Bemerkt Brenner, der an der Tür links erscheint.) Was fällt Ihnen ein? Wer hat Ihnen erlaubt, mich bis hierher zu verfolgen?

Brenner. Darf ich näher kommen?
Grete. Nein!
Brenner. Ich komme doch!
Grete. Frech wie Sie sind — wenn man Sie sieht!
Brenner. Pah, wir reden uns schon heraus!
Grete. Was wollen Sie?
Brenner. Wieder mal etwas Neues von Ihnen, Fräulein Grete! Die Wahlen stehen vor der Tür, eine feine Sache könnte uns jetzt nützen. Ich schrieb Ihnen —
Grete. Und ich antwortete Ihnen: ich gehöre nicht zu Ihnen! Ich gebe nichts mehr!
Brenner. So steht die Sache? Sie wollen nicht!
Grete. Nein, gehen Sie!
Brenner. Man kann Sie zwingen!
Grete. Oho!
Brenner. Wenn man der Frau Präsidentin von Ihrer Vergangenheit erzählte?
Grete. Leere Drohung! Sie weiß Alles!
Brenner. Ah — Wirklich? Nun, dann kann man dem Präsidenten erzählen, wie Dokumente kopirt werden!
Grete. Das werden Sie nicht tun!
Brenner. Warum nicht?
Grete. Weil Sie mitschuldig sind!
Brenner. Man kann ja anonym schreiben!
Grete. Ich nenne Ihren Namen, Sie haben mich angestiftet.
Brenner. Pah, was kann mir passiren? Aber nochmals im Guten — wollen Sie?
Grete. Im Guten nicht und im Bösen nicht. Ich habe dem Präsidenten viel Ungemach bereitet.
Brenner. Ah, das tut Ihnen leid? (Spöttisch) Der Bureaukrat, der —
Grete. Pah! Sie sind ja nicht wert — (Stockt.)
Brenner. Hm! Steht es so? Lockt Sie also nichts?
Grete. Nichts.
Brenner. Und meine Werbung?
Grete. Haben Sie an meiner ersten Antwort nicht genug?
Brenner. Sie sind ein Satansweib — aber warten Sie nur, ich räche mich! Sie werden von mir hören — Sie — und Ihr Präsident! —
Grete. Fort! Fort!
Brenner (links ab).

Vierte Scene.

Grete. Willy. Herr von Rudell.

Grete (geht unruhig hin und her). Wenn er seine Drohung ausführte? — Sie hält mich nicht mehr! Sie kämpft bis auf's Messer — Also — va banque

Willy. Fräulein, Mama läßt Ihnen sagen, Sie möchten sie hier erwarten.

Grete. Gut, mein Junge, komm einmal her. (Drückt ihn an sich.) Seine Augen, seine Art, seine Haltung! (Küßt ihn.) Das erste Mal, daß mein Herz — — Nicht wahr, Du bist mir gut? Du wirst mich nicht fortlassen? (Willy erstaunt.) Geh, mein Willy, geh! (Willy ab.)

v. Kudell. Wo ist meine Frau?

Grete. Mit dem Herrn Professor im Garten.

v. Kudell. Das ist mir lieb, sie braucht Luft und Bewegung! Sie sieht blaß aus. Gehen Sie nur fleißig spazieren mit ihr. (Will abgehen.)

Grete. Gern, Herr Präsident! Ich habe Ihnen ein Geständniß zu machen.

v. Kudell. Mir? Da bin ich doch neugierig.

Grete. Es wird den Herrn Präsidenten überraschen und — erzürnen. Das Geständniß selbst möge Ihnen aber ein Beweis meiner aufrichtigen Reue sein!

v. Kudell. Sie sind so ernst? Ich bin in der Tat gespannt!

Grete. Ich war es, Herr Präsident, die das Schriftstück kopirt hat.

v. Kudell. Sie? — Aber das ist doch —

Grete. Ja, ich war die Schuldige!

v. Kudell. Aber weshalb?

Grete. Aus Habsucht. Ich wollte Geld verdienen!

v. Kudell. Schrecklich! schrecklich! Eine solch schlechte Tat —

Grete. Sie haben Recht, Herr Präsident — aber trotzdem — ich flehe Sie an — verstoßen Sie mich nicht! — Nur verstoßen Sie mich nicht! — (sinkt ihm zu Füßen.)

v. Kudell. Stehen Sie auf, ich mag solche Scenen nicht!

Grete. Nicht eher, als —

v. Kudell. Nun, so muß ich Sie selbst aufheben! (Tut es, er ist ein wenig verwirrt.) Aber warum gerade heute diese Entdeckung?

Grete. Weil die Versuchung wieder an mich herantrat, weil sie mich wieder verlocken wollten.

v. Kudell. Schon wieder! Diese —

Grete. Aber ich habe sie abgewiesen, energisch zurückgewiesen.

v. Kudell (geht erregt auf und ab). Furchtbar! Das hätte ich nicht gedacht Und Sie, gerade Sie! —

Grete (will ihm wieder zu Füßen fallen). Gnade, Gnade, Herr Präsident! Legen Sie mir eine Strafe, eine Buße auf.

v. Kudell (hält sie). Ich will mit meiner Frau sprechen!

Grete. Nein, Herr Präsident, nur das nicht! Sie allein sollen mich strafen!

v. Kudell (verwirrt). Ich will sehen, ich will sehen! — Meine Frau! (Läßt sie los.)

Fünfte Scene.

Vorige. Erna.

Erna (hat gesehen, wie sich die Gruppe trennte). Ah! (Greift nach ihrem Herzen.)

v. Kubell. Denke Dir, mein Kind, ich habe den Baron nicht getroffen!

Erna. Was hattest Du hier mit dem Fräulein zu sprechen?

v. Kubell. Ich bat das Fräulein um etwas — aber Du bist so erregt, mein Kind?

Erna. Durchaus nicht, aber ich möchte gern wissen —

Grete. Der Herr Präsident wünschte, daß ich mich in Zukunft ein wenig mehr um den Garten kümmern sollte — er sei so vernachlässigt. —

Erna (von nun an wie starr). Sooo! Der Garten?!

v. Kubell. Und dann bat ich das Fräulein, mit Dir öfter in's Freie zu gehen; die Bewegung in frischer Luft tut Dir gut, meint der Professor —

Erna (sieht ihn an). Sooo!

v. Kubell. Sieh, wie schön die Sonne untergeht! Wie wäre es jetzt mit einem Spaziergang am Seeufer? Aber sei vorsichtig, der Weg ist so eng.

Erna. Und Du?

v. Kubell. Ich erwarte den Baron. Er hat sich doch angemeldet. Aber das Fräulein wird Dich begleiten.

Erna. Ja, das Fräulein!

v. Kubell. Du brauchst weder Hut noch Schirm! — Plaudern Sie recht heiter, Fräulein, daß meine Frau besser gestimmt wird.

Grete. Sehr wohl, Herr Präsident!

Erna (immer starr). Also ich gehe!

v. Kubell. Ja, gehe, mein Schatz! Du brauchst Luft, sagt der Doktor.

Erna. Ja, Luft und Licht. Und ich soll mit dem Fräulein? —

v. Kubell. Gewiß, mit dem Fräulein.

(Erna und Grete ab.)

Sechste Scene.

v. Kubell. Baron.

v. Kubell (begleitet seine Frau bis nach der Terrasse). Siehst Du, da kommt er schon, der Herr Baron! Wo stecken Sie denn! Ich habe Sie vergeblich am Bahnhofe erwartet.

Baron. Ich traf Herrn von Derburg, der in seinem Wagen hierher fuhr. Der herrliche Tag — der interessante Weg — kurz, ich stieg bei ihm ein.

v. Kubell. Das war recht von Ihnen!

Baron. Doppelt gut, denn der Zufall schickte mir noch eine interessante Persönlichkeit in den Weg.

v. Kudell. Schau, schau, eine fesche Dame?

Baron. Durchaus nicht, — einen heruntergekommenen Mann!

v. Kudell. Hört, hört!

Baron. Ich traf denselben Mann, einen bekannten Agitator, damals, als ich in amtlicher Eigenschaft Ihnen die Mitteilung von der Entwendung des Dokuments machen mußte.

v. Kudell. Wer ist es?

Baron. Ein gewisser Brenner!

v. Kudell. Ah, der auch in einem Wahlkreise meines Bezirks kandidirte?

Baron. Derselbe! — Nun denken Sie sich, ihn traf ich soeben wieder.

v. Kudell. Ah, das ist merkwürdig!

Baron. Ich sagte mir, was will der Mann hier? Sommeraufenthalt? Nein, dazu sind seine Finanzen nicht genügend ergiebig. Da muß ein Geheimniß, ein Zweck dahinter stecken. Ich möchte Sie also warnen, lieber Freund, warnen — die Wahlen stehen vor der Tür!

v. Kudell. Sehr verbunden, Herr Baron, aber ich habe alle Mittel ergriffen, um eine Wiederholung des für mich höchst peinlichen Vorfalles unmöglich zu machen.

Baron. Trotzdem — die Sache giebt zu denken, und wenn man nicht weiß, wie es das erste Mal geschah —

v. Kudell. Man weiß es, Herr Baron, man weiß es —

Baron. Wie? Sie wissen es? Da bin ich doch gespannt.

v. Kudell. Ich bedaure lebhaft, nichts mehr darüber sagen zu können, es ist nicht mein Geheimniß! Das reuige Geständniß der schuldigen Person bürgt dafür, daß Wiederholungen ausgeschlossen sind, völlig ausgeschlossen.

Baron. Das ist mir lieb.

Siebente Scene.

Vorige. Willy. Dann Doktor **Warnfeld** und **Erna.**

Willy. Papa! Papa! Eine Menge Leute kommen auf das Haus zu. (Von links.)

v. Kudell. Was kann denn geschehen sein?

(Alle Drei gehen auf die Terrasse, man hört Gemurmel von Leuten hinter der Scene.)

Dr. Warnfeld (von rechts). Verzeihen Sie, Herr Präsident — ich muß Sie vorbereiten!

v. Kudell. Um Gott — meine Frau?

Dr. Warnfeld. Nein, nein, die Präsidentin liegt nur in schwerer Ohnmacht, aber —

v. Kudell. Das Fräulein? Was ist mit ihr?

Dr. Warnfeld. Ich sah vom Garten aus hoch am steilen Ufer des Sees zwei Damen —

v. Kubell. Weiter — weiter!

Dr. Warnfeld. Plötzlich (stockt) plötzlich — verzeihen Sie, ich bin so erregt — sehe ich, wie die Eine strauchelt. Sie umfassen sich — ja, so war es — ein Fehltritt — und —

Baron. Entsetzlich! Da ist sie ja verloren!

Dr. Warnfeld. Rettungslos!

Baron. Schade, so 'ne hübsche Person!

Dr. Warnfeld. Die Frau Präsidentin fiel in Ohnmacht. Leute kamen zu Hilfe — ah, da sind sie schon! (Zwei Leute führen die furchtbar blasse schwache Erna zur Chaiselongue. Doktor Warnfeld geht ihnen entgegen.)

v. Kubell. Wie geht es Dir, meine Liebe?

Erna. Danke Dir, gut — jetzt — recht gut!

v. Kubell. Aber wie kam denn das?

Erna. Frage nicht, frage mich nicht!

Dr. Warnfeld. Verzeihung, meine Herren, aber ich meine, daß jetzt der Arzt —

v. Kubell (küßt Erna). Sie haben Recht, Professor! Kommen Sie Baron, wir wollen sorgen, daß man wenigstens den Körper findet!

Baron (küßt Erna die Hand). Recht baldige Erholung!

(v. Kubell und Baron ab.)

Erna (ausbrechend). Furchtbar! Furchtbar! (Bedeckt ihr Gesicht.) Aber ich — mußte leben!

Dr. Warnfeld (faßt ihre Hand). Vertrauen Sie sich mir an, gnädige Frau, Sie brauchen Jemanden, zu dem Sie reden dürfen!

Erna. O, wie nötig! (Warm) Mein Freund, wenn Sie wüßten —

Dr. Warnfeld. Ich ahne Alles!

Erna. Ich weiß nicht, wie es kam. Der Pfad war so schmal — unten die Felsen und der See. Plötzlich faßte sie mich — ich weiß nicht, war es Schwindel, der sie ergriff — oder — ein — Angriff? Aber ich — mußte leben, meines Kindes wegen. Ich wehrte sie ab — und da —

Dr. Warnfeld. Ihr Gewissen und das meinige werden Sie freisprechen!

Erna. Ich werde es sühnen, und ich werde daran sterben.

Willy (hat bisher auf der Terrasse gestanden). Mama, sie fischen nach dem Fräulein!

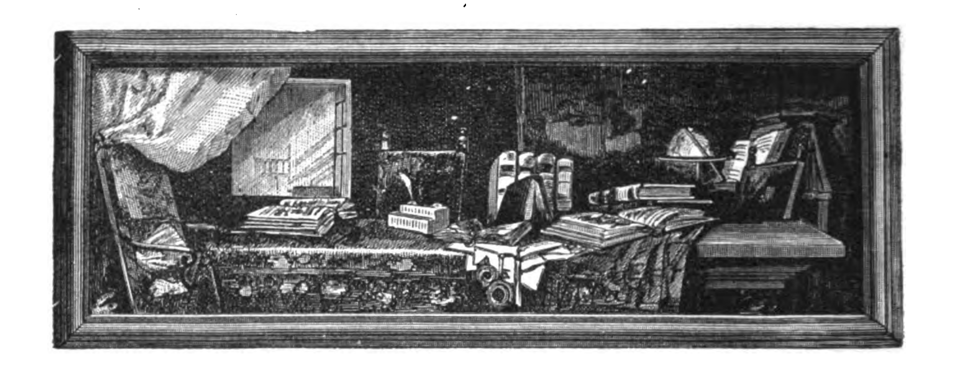
Erna. Ja, mein Kind, Gott hat entschieden!

Willy. Gott? Aber das ist ja —

Erna (zu Doktor Warnfeld, auf Willy zeigend). Es war Zeit, es war doch wirklich Zeit?!

(Warnfeld beugt sich zu ihr nieder.)

Vorhang fällt.



Katterfelto.

Eine Biographie aus dem Annoncenteil.

Von

Otto zur Linde.

— Charlottenburg. —

Bei Gelegenheit von Karl Philipp Moritz' für kultur= und litterargeschichtliche Fragen ungemein interessanten „Reisen eines Deutschen in England im Jahre 1782", welche ich als Nr. 126 der Deutschen Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts (herausgegeben von August Sauer, Prag) neugedruckt habe, kam ein quacksalbernder und zaubernder deutscher Abenteurer, der zu Moritz' Zeiten in London florirte und auch von ihm gebührend registrirt wurde, in meinen Gesichtskreis.

Die Liste erwähnenswerter, zeitweilig, andauernd, oder nur auf einer kurzen Reise in England anwesender Deutscher ist außerordentlich lang, und unser biedrer Schwindler nimmt gerade keinen Ehrenplatz darauf ein. Aber er hat genügend viel Kollegen seiner Art, so daß er sich nicht gar sehr vereinsamt zu fühlen braucht. Er ist ein typisches Beispiel für eine Sorte Träger der deutschen Kultur, welche von jeher das fremdensüchtige, leicht düpirte England heimgesucht und hinter's Licht geführt haben.

Moritz schreibt den Namen unseres Helden irrtümlich als Katterfello, Biographen, Kommentatoren= und Romanschreiber geben ihm teils ein t, teils ein tt in der ersten Silbe. Er selbst schreibt sich stets Katterfelto. Ich habe schon deshalb versucht, mehr über diese Duodezausgabe des großen Cagliostro zu erfahren, weil er ein Deutscher ist. Curiositas sympathica. Solche Neugier des Naheliegenden ist ja an sich schon berechtigt genug. Man bedenke aber auch, daß solche Kuriositäten, Bagatellen, pure matters

of fact, richtig und vor Allem reichlich gesammelt, analysirt, sortirt, kondensirt, bottled and labelled, — eine Materialiensammlung abgeben, die unbedingt erforderlich ist, um daraus eine Geschichte des Deutschtums in England zusammenkochen zu können.

Wer aus dem Vollen schöpfen will, muß die Fülle vor sich haben. Von vornherein ist da nichts unwichtig. Sei es das wunderbare Germaine knife, welches um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts auf der Londoner Bartholomew Fair gezeigt wurde, auf welchem Jahrmarkt übrigens alljährlich viel deutsches fahrendes Volk erschien; sei es der elende Schmöker: A View of London . . . The Town Spy . . . by a German Gentleman, London 1725. Ob ein deutscher Graf L . . . schon fünf Menschen im Duell getötet hat oder ob Smollet im Peregrine Pickle gegen deutsche Schulbesitzer in England losdonnert und seinen Direktor Keipstick einen alten unwissenden deutschen Quacksalber nennt, der früher Hühneraugenschneider beim Adel gewesen sei und den Damen kosmetische Seifen, Zahnpulver, Haarfärbemittel und Schwangerschaftstränklein verkauft habe. Zieht man auch Smollets galliges Temperament und seine nationale Stupidität in Rechnung, so braucht man doch nur an das moderne England, an das Eldorado dozirender Charlatane, sprachmeisternder Kellner, Barbiergesellen und Berlitz-Gouin-Imperial Schools zu denken, um in dieser Angelegenheit Vater Smollet für ziemlich glaubwürdig zu halten.

Ist Keipstick ein Beispiel, wie man aus der Barbierstube in die Schulstube versetzt werden konnte, so finden wir bei Georg Forster, wie ein Postschreiber Doktor wurde. Er berichtet auf einer Reise, die er 1790 den Rhein hinunter nach England machte, von einem Dr. Mayersbach in London: „Dieser Quacksalber ist wieder hier, wohnt in Red Lion Square und hat noch immer Zulauf wie ehedem. Er war Postschreiber in — und wußte nichts von der Medicin; allein er associirte sich mit einem gewissen Apothekergesellen, Namens Koch, der die hallischen Medikamente zu bereiten gelernt hatte, und ward in England durch Lord Baltimores Empfehlung als Arzt bekannt. Durch die elendesten Künste erwarb er sich die Reputation, aus dem Urin alle Krankheiten wissen zu können. Ein Londoner Arzt Dr. Lettsom schickte ihm etwas Urin von einer Kuh zu, worauf er sogleich die Patientin für eine schwangere Frau erklärte (oh seliger Hans Sachs!) — wie er es von dem Bedienten des Doktors erfahren hatte. Sein Zulauf war unglaublich. Nachdem er sich ein schönes Vermögen erworben hatte, ging er nach Deutschland zurück. Jetzt ist er wieder da, und das liebe London läßt sich aufs neue von ihm betrügen."

Nicht viel besser denn Schwindel ist es auch, wenn ein deutscher Schriftsteller „ungesprochen" nach London geht und drei Jahre später den Wieland aus einer französischen Uebersetzung in's Englische weiterbefördert. Es waren eben, wie zu allen Zeiten, manch unsaubere Elemente in der Londoner Schriftstellerkolonie. Herr Raspe machte als Kassler Museums-

direktor Unterschlagungen, aber freilich: für die Engländer hielt er sich noch für reichlich gut.

Interessant sind die liebenswürdigen litterarischen Umgangsformen mancher deutschen Schriftsteller in London. Ein dicker Qualm feuchter schmutziger Wäsche steigt empor. Z. B. nennt Wendeborn den Archenholtz kurzweg einen Hochstapler, der englische Gefängnisse von innen gesehen habe. Aber der „berühmte" Bahrdt, der ja auch unsern Moritz nicht unbesudelt ließ, erzählt, als er wieder daheim in Deutschland ist, Herr Pastor Wendeborn sei in London sein Huren-Cicerone gewesen. Darüber entrüstet sich Wendeborn, was wir ihm nicht übelnehmen dürfen, und nimmt Ehren Bahrdt seinerseits gebührend vor.

Scharenweise beglücken deutsche Kurpfuscher, gelehrte und litterarische Charlatane, hochstapelnde Abenteurer und derartiges Volk die britischen Inseln. Natürlich fehlte Baron Trenck nicht, und auszugsweise, buchweise, im Original und in der Uebersetzung, als Neuestes vom Tage, als Feuilleton, als kritische Würdigung, als Antikritik und wer weiß wie noch wurde er in London verzapft. Aber dafür hat ihn ein Londoner Weinhändler ganz eklig über's Ohr gehauen, und Baron Trenck schimpfte seitdem unbändig über die Nichtswürdigkeit englischer Rechtspflege.

Lange vor Moritz kam ein anderer Sohn Hamelns über das Wasser, Peter the Wild Boy of Hamelin, gefunden in den „Hannöverschen Urwäldern", bei der Pfeiferstadt, gesäugt von Wölfen, geht auf allen Vieren, lernt nur die Rudimente artikulirter Laute, weshalb Lord Monboddo sich für ihn interessirte und ihn seinem Origin of Language einrangirte. Swift soll ihn als Vorbild für seine Yahoos in Gullivers Reisen benutzt haben. Auf Grund aller solcher Vorzüge gab ihm, dem Wolfsknaben, der König von England eine Pension, mit deren Hilfe Peter sich bei einem Farmer zu einem erwachsenen Idioten und seligen Tode trank. Zwei Auflagen eines Pamphlets, welches ein unternehmender Londoner Buch- und Patentmedicinhändler (übrigens eine häufige Geschäftskombination in früheren Zeiten) drucken ließ, berichten im Text über diesen Peter und preisen im Anhange schmerzstillende Halsbänder (das sind die Vorläufer unserer magneto-, elektro- und quackopathischen Metallkreuze, -Ringe und -Ketten) Syphilismittel und Kosmetika an. Vgl. übrigens Wilhelm Raabes Aufsatz über diesen Peter von Hameln und etwa noch: European Magazine Band VIII, 416 und XIX, 19.

Vom Zauberkünstler Breslaw, der wahrscheinlich seinen ehrlichen Namen Breslauer anglisirt hat, ließe sich ein hübscher Aufsatz schreiben. Uebrigens war Breslaw ein Jude, welchen Umstand seine Gegner recht kräftig betonen. Lustig ist der Streit seiner Anhänger und der des italienischen „Künstlers" Pinetti. In den Zeitungen wütet der Krieg, Breslawiten gegen Pinettiten, Prosa und Verse, Libell und Epigramm. Während dieser Streit der Gefolgschaften noch tobt, tun die beiden Antagonisten einen Schritt genialer

Diplomatie und gründen die Firma Pinetti-Breslaw. Arm in Arm stehen sie nun vor dem verblüfften Publikum und zaubern mit Effekt und Bruderliebe.

In dieser Zeit heilt auch Herr Baron von Wentzel die augenkranken Engländer und teilt den Londonern durch die Zeitungen jedesmal vorsorglich mit, wann er von seinen ärztlichen Triumphzügen auf dem Festlande oder den britischen Inseln wieder für kurze Zeit zur Hauptstadt zurückkehrt, um seinen geliebten Londonern Gelegenheit zu geben, der Leiden des Leibes ledig zu werden; allerdings hat er den armen O'Keefe, den Verfasser zahlloser Farcen, u. A. einer Fortsetzung von Goldsmiths She stoops to conquer, desgleichen der Agreeable Surprise, welche Moritz hat übersetzen wollen, und Mit-Anulker Katterfeltos, trotz eines Honorars von 525 Mark nicht vor der Erblindung schützen können. Und nun erst das medicinisch-philosophisch-magische Wundergenie Katterfelto! —

Sie kurirten damals viel im feuchten Nebellondon, und „deutsch" zu sein, scheint ein wichtiges Coincidenz für den Heilkünstler bedeutet zu haben; beinahe ebenso wichtig, als wenn einer der siebente Sohn eines siebenten Sohnes war. In den Zeitungen legen viele „Doktoren" Gewicht auf solches Deutschtum. High Dutch und High German Doctor! Darum wohl auch läßt Smollet den Cadwallader, der als Quacksalber herumzieht, sich High German Doctor nennen. Deutsche Medicin wird angepriesen. Eine der gängigsten, wenigstens in unseren Jahren zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts am hartnäckigsten annoncirten war Geislers infallible German Corn-plaster. Darum ist dieses Hühneraugenpflaster auch nicht dem Sammeleifer der Miß Banks entgangen, deren dicke Foliobände eine Fundstätte für die Beiwege der Forschung sind.

Ein Grund, daß deutsche Schwindler, und zwar hauptsächlich Zauberer und Quacksalber, so viel Erfolg haben, liegt wohl, neben der Tendenz des Jahrhunderts, welcher vor allem Cagliostro seine Erfolge in aller Welt verdankte, und neben dem Ausländernimbus, der ja in London auch anderen Nichtengländern, wie Franzosen und Italienern, zu Gute kam, — in der englisch-volkstümlichen Auffassung, daß Deutschland das Land der Hexenmeister sei. Hier weht es uns aus den Zeiten des deutschen Mittelalters entgegen und den moderneren des protestantischen Hexenwahns, dem wir Deutschen ja mit Gründlichkeit und Inbrunst gehuldigt haben. Um einzelne berühmte Deutsche, Berthold Schwarz, Faust, Gutenberg, Paracelsus, Jakob Böhme u. s. w. wob die Volkstümlichkeit in England den Mantel der Sage beinahe noch dichter, als wir es getan haben. So holte z. B. noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts auf der Holz- und Segeltuchbühne des Londoner Bartholomäus-Jahrmarkts der Teufel seinen Faust. Gerade vor dem deutschen Transcendentalismus jeglicher Art, von der Mystik bis auf Kant, schaudert dem rechten Engländer noch heute die Haut. Er schiebt ihn entweder ängstlich

zur Seite oder vergröbert ihn zur Tatsache, zum Dogma, und vor dem Teufel hat er Höllenangst. Wie wäre sonst selbst eines Teutomanen wie Carlyle halb furchtsames, halb gelangweiltes Zurückweichen vor der deutschen neueren Philosophie und besonders vor Kant zu erklären? Nicht sein Goethekultus, nachdem der Schillerkultus vor dessen Transcendentalität Halt gemacht hatte, ist der Grund seines Zurückweichens vor Kant, sondern das Zurückweichen vor Kant ist ein Grund für Carlyles Goethekultus.

Wie das neunzehnte Jahrhundert bis heute keinen Engländer gehabt hat, der seiner Nation die deutsche Philosophie erfolgreich inokulirt hätte, so hatte das achtzehnte Jahrhundert keinen, der die deutsche Poesie wurzelkräftig verpflanzte. Der deutsche Einfluß steigt allerdings gerade von jetzt, der Zeit Moritzens, an auf eine Höhe, wenn man die Worte „Einfluß" und „Höhe" chronologisch-relativ gebraucht. Deutsche Litteratur fand und findet Eingang, was man so Eingang finden nennt. Verballhornte Uebersetzungen und Bearbeitungen ja, aber nur wenig Einfluß; nun: Vieles, was man den Engländern damals bot, war ja ursprünglich inländisch, wurde aber im deutschen Gewande nicht wiedererkannt oder dessen entkleidet oder zugleich mit diesem mißachtet. The Sorrows of Werther (man schrieb meist Werter), The Virgin of the Sun, The Rovers; Geßner, The ingenious Prof. Gellert, Lessing, Wieland, Klopstocks Oden (der Messias zog nicht) und Bürgers Leonore, Lavater und von Alters her Jakob Böhme begegnet man so am häufigsten, sei es als Litteratur, Kritik oder Feuilleton. Kotzebue wurde wohl am meisten konsumirt, Schiller am meisten angefeindet, Goethe am wenigsten verstanden und sein Werther am verrücktesten imitirt. Mit Vorliebe auch scheint man sich in den populär-wissenschaftlich-rationalistisch-moralisch belehrsamen Regionen der deutschen Litteratur aufgehalten zu haben. Aus solchen Büchern bringen dann die Zeitschriften breite Auszüge, besonders wenn es sich um Memoirenwerke irgend welcher Art handelt. Doch Eines noch darf ich nicht vergessen: renommirsam superkluge Reiseerlebnisse aus Deutschland, worin die schönsten aus den Fingern gesogenen Interviews zu lesen sind, geschrieben von englischen Geistern siebenzehnten Grades und deutschen Bogenschindern, die über die ersten Stadien der englischen Grammatik glücklich hinüber sind.

Am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts stand es schlimm genug um die englische Litteratur; aber gerade die allerärmlichsten Geister dieser ärmlichen Periode monopolisiren die Importation der deutschen Litteratur nach England. Deshalb ist auch der deutsche Einfluß im Sande verlaufen und kann in keiner Weise mit der Anglomanie der Deutschen und Franzosen verglichen werden, bei welchen Völkern gerade die führenden Geister die Träger der Bewegung waren.

Für das Verständniß des Deutschtums in England des achtzehnten Jahrhunderts spielten die Importeure deutscher Geisteswaaren ungefähr die-

selbe Rolle wie die Importeure deutscher Eßwaaren*), deutscher Medicin oder gar deutschen Zauberhokuspokus. Keiner brachte echte Arkikel, sondern nachgeahmte oder verfälschte, und wenn sie etwas Echtes brachten, so war es meistens der Importation nicht wert, oder nahm Schaden beim Transport, besonders wenn, wie so oft, Frankreich und die französische Sprache die Umladestation war.

Alle beschwindeln sie aber das liebe dumme Publikum auf's Gröblichste; und dieses selbst amüsirt sich eine Zeitlang bei allen den Herrn, und nachher beginnt es zu schimpfen und macht schlechte Witze darüber. So geht es Sauerkraut und Pumpernickel, so geht es Werther und den Räubern — so geht es auch Katterfelto.

Die gelegentliche Litteratur über ihn wäre nicht so mager, wenn nicht immer ein Berichterstatter vom anderen abgeschrieben hätte. Zuerst mal ein fiktiver Katterfelto.

Der Verfasser von Sportsromanen, G. J. Whyte-Melville (1821 bis 1878) macht unseren biederen Preußen zum Centralweichensteller eines mißglückten Jakobitenaufstandes. Nachdem dieser Aufstand, oder vielmehr die einleitende Verschwörung dazu, von der Regierung allzufrüh entdeckt wird, handelt Katterfelto als rettender Engel, indem er durch einen mutigen Jakobiten die Reisekutsche Lord Bellingers, des mit der Gefangennahme und Bestrafung der Verschworenen beauftragten Kommissärs der Regierung, ausplündern und die Verhaftsbefehle rauben läßt. Auf diese Weise konnten alle in Verdacht und Gefahr der Verhaftung stehenden Verschworenen noch rechtzeitig ermittelt und benachrichtigt werden und entfliehen. Das ist ja Alles soweit ganz schön vom Katterfelto. Aber außer deus ex machina ist er oft genug Teufel in der Mausefalle, dazu Pickpocket, Charlatan, Conjuror, Quack, Usurer, Fälscher, Giftmischer und was noch. Nachdem ihm London zu heiß geworden ist, zieht er mit seinem Arzneikarren auf die Jahrmärkte der westlichen Provinzen und in die Zigeunerlager, bedient sich verschiedener Verkleidungen und Intriguen und flieht am Ende dieser schönen Geschichte nach dem Kontinent. In London wohnte dieser Constantine Katterfelto in Deadmans Alley, und die Geschichte spielt im Jahre 1763. Da er aber in den neunziger Jahren noch in England umherzieht, und gar anfangs der achtziger im selben London öffentlich „exhibirt", das er im Jahre 1763 als von der politischen Polizei Gesuchter vorsichtigerweise hinter sich ließ, so paßt Melvilles Katterfelto vom Jahre 1763 recht schlecht zum historischen Katterfelto aus den achtziger und neunziger Jahren. Verlangt auch Keiner anders. Ueber Whyte-Melvilles Quellen weiß ich nichts. Die Goliathausgabe seiner Werke enthält im zweiten Bande den Katterfelto. In der

*) Westphalian Ham, Brunswick Sausages, Smoked German Geese, Dantzick Liquors; ja sogar Mettwurst als deutsche Delikatesse und deutsches Fremdwort. Vgl. Zeitungsannoncen; oder etwa Wendeborn: Reise . . . 1793, II 76.

Einleitung dazu erzählt uns der Herausgeber Sir Herbert Maxwell, Baronet, viel über die Jagd, aber garnichts über Katterfelto. Vielleicht wußte er auch nichts über ihn, hätte das aber immerhin konstatiren dürfen. Nun, wenigstens sagt er nicht, wie James Robert Boyd, der scharfsinnige Herausgeber und Annotator einer Ausgabe von Cowper's Task, New-York 1857, gelegentlich Katterfeltos: „This word seems to have been invented as a term descriptive of the juggler, or performer of wondrous feats of skill of various kinds,“ oder in nicht ganz so schlechtem Deutsch: „Dieses Wort scheint erfunden zu sein als ein bezeichnender Ausdruck für einen Jongleur, der sich in verschiedenen wunderbaren Künsten producirt.“ Whyte-Melvilles Buch (erste Auflage 1875) wurde 1877 in's Französische übersetzt. Der Uebersetzerin ist es noch weniger zu verargen als dem Sir Herbert Maxwell, wenn sie Katterfelto Katterfelto sein läßt.

So müssen wir denn an anderen Türen anklopfen. In Klöppers Reallexikon finden wir unter Katterfelto nur eine magere, aus irgend einer annotirten Cowperausgabe herübergenommene Notiz, die uns nicht weiter hilft.

Der Dichter Cowper nämlich beschreibt in The Task, wie der Briefträger über die Brücke kommt und sein Packet abgiebt. In diesem Packet ist auch die Zeitung aus London, und gelegentlich des Inhalts der Zeitung schilt Cowper auch auf den Unfug, der mit Annoncen getrieben wird, unter denen die aufdringlichsten die der Kurpfuscher und Wundermänner seien. (Zum Unglück waren kürzlich Luftballon und Taucherglocke erfunden worden, und die Experimentatoren machten sich im Annonceteile breit.)

Aetherial journeys, submarine exploits,
And Katerfelto, with his hair on end
At his own wonders, wondring for his bread.

Aetherreisen, submarine Unternehmungen,
Und Katterfelto, dessen Haare sich sträuben
Bei seinen eignen Wundern, der sich wundert für sein Brot.

Sehen wir zu, was die Kommentatoren über den historischen Katterfelto zu sagen haben. Ein Unbarmherziger hat ihn ja schon wegkommentirt; selbst sein ehrlicher Name, der wahrscheinlich Katerfeld oder dergl. ist, soll erfunden sein. Aber andere sind nicht ganz so grausam, und wir finden Tatsachen vorgezeichnet.

The Miscellaneous Works of . . . With a life and notes by John S. Memes III 238. — The poetical works . . . reprinted from the Chandos poets, complete edition. 275. — Task, Book IV, Paraphrase (in Prosa für Schulen) 6. — . . . Task . . . Francis Storr 1874. S. 157. — . . . First and Fourth Book of the Task, J. W. Hales, 1872, S. 64 (u. A. auf Grose und Crabbe verwiesen). — Annotated First Art Course for [1881 . . . by Suresh Chandra Dêv, Part I Calcutta 1880; darin The Task Book IV; cf S. 17. — Blackwoods English Classics: Cowper, Task and minor poems, Elisabeth Lee, 1900, S. 251. — The Poetical Works . . . Aldine Edition, John Bruce,

1865, Bd. II, S. 101. — . . . Globe Edition, 1870, S. 522. — Clarendon Press, The Task, H. Th. Griffith, 1874, Bd. II, S. 338. Dasselbe: 3. Auflage, 1896, S. 258.

Viel sogenannte kommentirte Ausgaben haben ad Katterfelto überhaupt keine Anmerkungen. Vergleiche auch noch . . . vergleiche lieber nicht, denn es kommt doch nichts dabei heraus. Es ist schrecklich, was Alles kommentirte Ausgabe genannt wird. Aber selbst aus obigen Daten ist nicht allzuviel zu holen. Sie schreiben untereinander ab, drücken dasselbe Faktum in anderen Worten aus und meinen, Keiner merke ihr petty larceny.

George Crabbes Gedicht The Newspaper kam im selben Jahre heraus wie Cowpers Task. In The Newspaper sagt Crabbe bei Gelegenheit der Annoncen, für den Setzer seien solche von Katterfelto und Dr. Graham Pausen der Erholung, d. h. das Setzen dieser Annoncen bringe wegen ihrer Ingeniosität eine angenehme Abwechslung in die Langeweile und Einförmigkeit des übrigen Anzeigenteils. Dr. Karl Abel hat in seiner Uebersetzung „Die Zeitung", Berlin 1856, statt Katterfelto, den er nicht kannte oder nicht für einen Deutschen hielt, den Namen Rappó eingesetzt, welcher wahrscheinlich das damalige Berliner Aequivalent Katterfeltos war.

Grose ad Katterfelto habe ich leider noch nicht finden können. Er nennt ihn in Katterfeltos eigenem Dialekt That wonderful wonder of all wonders. Aber die von einander unabhängige Erwähnung unseres Helden bei Moritz, Crabbe und Cowper beweist allein schon, daß er s. Z. in London ziemliches Aufsehen erregt haben muß.

Darum konnte auch sein Ruhm nicht ganz erbleichen und dauerte fort. Wir finden ziemlich gute Information, d. h. ziemlich gut im Verhältniß zu der Information, welche uns die geizigen oder poveren Herren Kommentatoren bewilligten, bei Thomas Frost: The Lives of the Conjurors, London 1876. Seine Quelle ist wohl Sampsons History of Advertizing, London 1874, welche ad Katterfelto aus Robert Chambers: Book of Days (vgl. Bd. I 510/511 Mountebanks) schöpft, wo ein Pamphlet des Jahres 1805 über Quacks, gedruckt in Hull, citirt und ad Katterfelto ausgeschrieben wird. Dieses Pamphlet hätte ich gar zu gern auftreiben mögen. Im Britischen Museum in London scheint es nicht vorhanden zu sein. Auch habe ich dort vergeblich Kataloge von Bibliotheken der Stadt Hull durchsucht. Aber tröstlich war es wenigstens, daß ich aus A Catalogue of the Subscription Library at Kingston upon Hull (früherer Name der Stadt Hull; die Bibliothek wurde 1775 gegründet) Liverpool 1820, sah, daß in der Bibliothek sich u. A. befanden: Wendeborns View of England; Moritz' Reisen 2. Auflage und deren englische Uebersetzung im Pinkerton; und Büschels Pendant.

Eine Katterfeltoanekdote wird berichtet in Archenholtz: Annalen der brittischen Geschichte Bd. 16 = Annalen der Br. Gesch. des Jahres 1795, Tübingen 1798, Seite 128—130.

Weiteres Material: Ein Aufsatz im European Magazine Bd. 3, January—June 1783, S. 406 ff. mit Porträt Katterfeltos.

Miß Banks hat in ihrer Riesensammlung von Zeitungsausschnitten, Fliegenden Blättern, Handbills 2c. auch eine Katterfelto-Abteilung, welche leider nur Annoncen und keine Handbills von ihm enthält.

Dazu kämen noch einige der damaligen Zauberschmöker, in denen ein Blick auf Katterfelto zu erhaschen ist: The Conjurors Repository 1795; Magic and Conjuring Magazine 1795 (Including a . . . series of recreative and experimental philosophy; with a new translation of the whole of Lavater's celebrated system of physiognomy); und hier und da noch Referenzen in Büchern der Zeit.

Das wäre etwa die Katterfeltolitteratur. Am besten nun nehmen wir unsere Zuflucht zu den Tageszeitungen und besonders zu deren Annoncenteil. Dort finden wir den besten Aufschluß und reichhaltigeren, als zu erwarten war.

Es ist nicht so ganz unwahrscheinlich, daß das Londoner Debut unseres Helden in's Jahr 1780 fällt; wenigstens spricht er in einer Annonce des Jahres 1784 davon, daß er nun schon vier Jahre mit dem größten Erfolge in London „exhibirt" habe. Die Annoncen aus dem Januar 1781 sprechen insofern für diese Annahme, daß sie Mittesaisonannoncen sind ohne das übliche „Neu" „Neu". Die früheste aber, die ich gefunden habe, steht im Morning Chronicle vom 20. Januar 1781, wo Katterfelto betont, daß am 18. verschiedene Gesandte ausländischer Reiche seiner Vorlesung beigewohnt haben, daß er schon sechzehn Jahre lang in seinem Berufe sei und bald nach Oxford abreisen werde. Dasselbe steht im Morning Herald vom 22. Januar. Weitere Annoncen M. H. 2. Februar; M. Ch. 3. Februar. Im M. H. macht er am 6. Februar die etwas verspätete Mitteilung, daß am zweiten Januar die Nobility bei ihm war. In der Morning Post vom 8. Februar fordert „Mr. Katterfelto, Philosopher", die Londoner auf, zu ihm zu kommen. Seiner Künste sind anscheinend viele. Er rückt weit ab von den Matinéen und Soiréen der Artistenwelt. Er hält philosophische Vorlesungen. Er „liest" über die Philosophical Mathematical Optical Magnetical Electrical Physical Chymical Pneumatic Hydraulic Hydrostatic Proetic Styangraphic Palenchic and Caprimantic Art, oder, wie er auch hätte sagen können, über die Kunst, eine Platte kalten Aufschnitt als ein vierzehngängiges Diner zu serviren. Seine Lecture Room befindet sich „immer noch" im früheren Cox'schen Museum, Spring Gardens. Der Saal ist geheizt und mit Wachskerzen erleuchtet, pardon „illuminirt".

Die Annoncenbiographie Katterfeltos schreitet aber so stetig und immer reichlicher werdend fort, daß ich nur hie und da Halt mache, denn die Zeitungsbände sind dick, und mit hartnäckiger Regelmäßigkeit leuchtet uns sein klangvoller Name entgegen. Da genügt es, sich des Datums zu ver-

gewissern und seine Anwesenheit zu konstatiren; im Uebrigen zeigt dann ein Blick sogleich, ob man ein Duplikat, eine Variante oder etwas Neues vor sich hat. So finden wir in der Morning Post vom 27. Februar ein schönes Gedicht: „On seing Mr. Katterfelto's Philosophical Lectures;" darin u. A. einen wegen seines ungewollten Doppelsinns bedeutsamen Vers: His ship beyond description lies, den man auch lesen kann: „Sein Schiff lügt über alle Beschreibung." Und haushälterisch ist Katterfelto, denn dieses Gedicht und später noch ein halbes Dutzend andere läßt er in bunter Reihe von den verschiedensten Besuchern auf die verschiedensten Vorlesungen an den verschiedensten Tagen „dichten". Er spekulirt offenbar auf die Vergeßlichkeit oder den Humor der Leser, und drittens darauf: daß einem neuen Leser auch ein altes Gedicht neu ist. Darum verschlägt es ihm garnichts, daß aus den sechzehn Jahren, die er seinem wissenschaftlichen Lehrberufe in aller Welt schon gewidmet haben will, in der Zeit vom Januar zum März fünfzehn geworden sind. Später werden es wieder sechzehn, ja sogar dann noch sind es nicht mehr, wenn es mindestens zwanzig heißen dürfte.

Katterfelto zieht auch in den Kreis seiner Experimente das damals gerade Mode gewordene und von den Behörden streng verbotene Hazardspiel E. O. Er deckt die Tricks der Falschspieler auf, um die verehrten Damen und Herren für künftige Fälle vor dem Betrogenwerden zu witzigen. Am 23. März giebt er zum ersten (?) Male Aufschluß über seine Abstammung. Er ist ein Sohn des verstorbenen Obersten Katterfelto von des Königs von Preußen berühmtem Regimente der Husaren mit dem Totenkopfe. Wenn man auch Kartenkunststücke macht, man hat einen vornehmen Vater.

Im April sendet er ein zweites Gedicht in die Welt hinaus:

To please mankind has been the varied art
Of those who strive for an immortal name u. s. w.

(Der Menschheit Vergnügen zu machen ist in unterschiedlicher Weise die Kunst derer gewesen, welche nach einem unsterblichen Namen streben.)

Dreiunddreißig Verse lang im melancholischen Hundetrab.

Am 12. April macht er alle ernsten nnd frommen Leute darauf aufmerksam, daß seine morgige Vorlesung dem Tage, das ist Charfreitag, angepaßt werden wird. Ein würdevoller Ernst leuchtet aus diesem Entschlusse hervor; am Charfreitag ist der fromme Herr Philosoph für keine Kartenkunststücke zu haben. Er wird lesen über die Gewalt der vier Elemente und wird zeigen die Gewalt des Donners, Blitzes, Erdbebens, Windes, Feuers. Die Einnahme wird zu wohltätigen Zwecken verwendet werden. Eine große Summe ist zu erwarten, sind doch seine Vorlesungen erfahrungsmäßig überfüllt, hat er doch am 10. April annonciren müssen, daß es ihm leid tue, daß am 6. so viele Besucher keinen Platz mehr bekommen haben. Hoffentlich macht er es nicht so wie Herr Breslauer, der (1795 ?) in

Canterbury eine Wohltätigkeitsvorstellung zur Unterstützung der Armen gab. Das Geld gab er nämlich seiner Truppe, die alle arm seien. Vgl. Olla Podrida from the Hull Advertiser and Exchange Gazette, Hull 1800, S. 85. Herrn Breslauer bekam seine Schlauheit aber schlecht, und er mußte vor der Wut der Bevölkerung schleunigst die Stadt verlassen.

14. April. Extempore on hearing the celebrated Mr. Katterfelto's judicious lectures on Contrasted Characters in different stations of Life. Vierunddreißig Verse hat dies Gedicht. Ist es zu verwundern, daß bei solcher Berühmtheit unser Philosoph am 16. melden kann, daß folgende Edelleute in seiner Vorstellung waren: der Herzog von Montague, die Lords Cholmondelley, Abergavenny, Ashby, General Johnson, Sir John Stepney? Hat er nicht in früheren Zeiten vor Königen und regierenden Fürsten exhibirt und vor sämmtlichen Schulen und Kolleges der Welt? Heute Abend z. B. werden die Londoner ganz dieselbe Vorlesung hören, die er s. Z. vor der Kaiserin von Rußland gehalten hat. Ja, „Tatsachen" sprechen. Hieraus und aus der Erwägung, daß das Gute nicht zu oft gesagt werden kann, erklären sich alle folgenden Annoncen dieser Art. Um diese Zeit kündigt er das baldige Ende seiner Vorlesungen im Cox'schen Museum an, und in's Ende des Monats fallen denn auch tatsächlich die letzten Vorlesungen an diesem Orte.

Am letzten April ist er schon im neuen Heim. Nummer 228, facing King's Gate Street, High Holborn. Wie nun dieser Umzug ein Einschnitt in die Chronologie und Topographie ist, scheint er auch der Beginn einer neuen Aera Katterfelto'scher Wissenschaft und Experimentirkunst zu sein. Allen Edelleuten, Herrschaften, Herren Geistlichen, Doktoren, Juristen, Schiffskapitänen, Geometern, Fortifikatoren, Navigatoren und allen Ladies and Gentlemen zur Nachricht, daß er ihnen, „wenn die Sonne scheint," sein Solar-Mikroskop vorführen wird.

A propos: auch Annoncen haben ihre Individualität. Nach kurzer Zeit schon lernt man eine Katterfeltoannonce von allen anderen auf den ersten oberflächlichen Blick zu unterscheiden, als da sind: Dr. Graham und sein Himmlisches Bett zur Erzielung von schönen Kindern, worin ein reicher Roué mit seiner — hm — Gemahlin für 1000 Mark eine Nacht raffinirtesten Sinnenrausches verbringen konnte, gewürzt durch Kombination aller nur denkbaren auf alle fünf Sinne zugleich wirkenden pornischen Künste; seine sauberen Bücher für 2 Mk. 50, 5 Mk., 10 Mk. 50 und 21 Mark, oder gar sein Private Advice (versiegelt: 26 Mark); seine Damentruppe (Animated Lectures of Modern Characters . . . by Ladies only); das blutjunge hübsche Ding, welches als Vestina the Rosy Goddess of Health in Grahams Gesundheits- und Ehe-Tempel vor Herren und „Damen" theoretische Vorlesungen über die einschlägigen Fragen des Geschlechtslebens halten mußte, die die Schönheit des menschlichen und vor Allem ihres Körpers und seiner Posen dozirt und ad oculos demonstrirt,

die, als sie ihrem famosen Doktor wegläuft, auch dessen Geschäftsglück mitnimmt, die als Lady Hamilton einen Goethe entzückt und die Geliebte eines Nelson wird. Oder etwa Covent Garden und Haymarket Theatre mit den idiotischen Pasticcios, wo die Damen in Hosen und die Herren in Unterröcken agiren. Oder Rylands Ausstellung von Gemälden Angelika Kauffmanns; Dr. Loutherbourgs (geb. in Straßburg 1740, gest. in Chiswick 1821, vgl. Bryan) (nicht zu verwechseln mit dem kurirenden Ehepaare, vgl. M. Pratt: A list of a few cures performed by Mr. & Mrs. de Loutherbourg, 1784, 4°) des Malers und Londoner Theateranstreichers Eidophusikon, Sir Ashton Levers Holophysikon, oder war es umgekehrt? Und das Omalephusikon, und Mr. Walkers Eiduranion, ach Gott und alle die Luftballons der Lenardi, Blanchard und wie sie alle heißen, und die Taucherglocke, und der Mann, der auf dem Wasser geht, und der Automatic Chess player, dem späterhin folgen The automaton Flute Player-Piano Player etc., dito die berühmte Cox'sche Uhr. Und alle Amüsements in Sadlers Wells, Italian Fantoccini, Patagonian Theatre, Astley's Amphitheatre. Die Debattirklubs; die Lotterieagenturen; O'Brien, der irische Riese, dessen Porträt man bei Miß Banks findet. Patentmedicin: Dr. James's (des Adressaten einiger Verse Cumberlands, vgl. Augustine Birrel: Essays about Men Women & Books 1894) Fever Powder; Geislers unfehlbares Hühneraugenpflaster; Dr. Steer's chemical Opodeldoc; Frankfurter Pillen; Velno's Vegetable Syrup, der Ahnherr von Mother Seigel's; all die Persian restoration drops; anodyne necklaces; Sharp's Olympian dew! die De Grasse Pomade, ein Pendant etwa zum Bismarckhering. Der Annoncenstreit zwischen Dr. Sandemann und Dr. Fothergill, um Stimmen für die bevorstehende Arztwahl zu fangen; ich habe vergessen, wer endlich gewinnt. Selbstverständlich wollen die Doktoren der Hauptstadt, gerade so wie heute, vorzüglicherweise Geschlechtskrankheiten heilen, ausführlich und zahlreich stehen solche Annoncen in den Zeitungen; öffentliche Vorträge über Lues halten sie, das sind die Schattenseiten der „rosigen Göttin". Es werden natürlich auch andere Krankheiten geheilt. Baron von Wenzel, hörten wir schon, heilt den Staar! und Herr Geisler Krebs und Fisteln, er lädt die Corporation of surgeons sowie die Aerzte für innere Medicin und das gesammte Publikum mit Ernst und Ausdauer ein, sich von den Erfolgen seiner Heilmethode zu überzeugen: wenn die Aerzte ihm vier Fälle aus vier Krankenhäusern geben wollen u. s. w.; er schneidet keine Arme und keine Beine ab, heilt aber seine Kranken doch (wahrscheinlich mit dem unfehlbaren Hühneraugenpflaster).

Wählen wir Annoncen von Rackstraws Anatomischem Museum, von der Kuh mit zwei Köpfen, vom fetten Mann (vgl. auch zu alledem Miß Banks), von der Frau, die schon 18 Jahre lang schwanger geht, von Mr. Zumpe, Erfinder des kleinen Pianoforte, Mr. Buntebart, Pianofortemaker, Mr. Breslaw, Signor Pinetti, Deutsche Laterna magicas, von denen

„Scott, auf dem Strand Nr. 417, nahe Bedford Street, eine große Menge aus Deutschland importirt hat," oder „Wirkliche Bärenhetze", und Herrn Moritz' (1796/97), eines Namensvetters von Karl Philipp, Kraft- und Gelenkigkeitskunststücke im Cirkus und solche etwa, wo ein gentleman Anknüpfung mit einer Dame sucht, die einen Liebhaber neben ihrem Manne nötig hat, und wo ein Anderer gegen pekuniäre Dankbarkeit einen Gönner sucht, der ihm eine Pastorstelle „ohne Examen" verschafft, oder wo Beamte und Offiziere ihre Bestallungen zum Verkauf anbieten, wo eine Versammlung einberufen wird zur Beschlußfassung über ein Denkmal zu Ehren Dr. Johnsons in der Westminsterabtei, und Anna Smollet, des Dichters Wittwe, sich wiederholt und flehentlich an die Mildtätigkeit der Londoner wenden muß — welche Annonce man auch ansieht, sie ist ein Individuum, es steckt Leben in ihr, mehr Leben als in manch einer dickleibigen Abhandlung. Aus allen vier, acht oder sechzehn Seiten der Zeitung dringen gedämpft, aber vernehmlich wie aus einem Phonographen die Stimmen leibhaftiger Menschen der Vergangenheit an unser Ohr. Das ist kein Sagenhören und Weiterberichten aus drittem Munde, nein, selber sprechen die Individuen zu uns; Einer schreit noch lauter als der Andere, und im Lärm erstirbt das leise Schluchzen der armen Anna Smollet. Da gehen wir mit der „Kaiserin des Geschmacks", der deutschen Madame Cornely durch ihre Säle, da schauen wir in Richmond oder sonstwo den Luftballons nach, bis uns der Nacken weh tut. Reichard und Richter dirigiren ihre Konzerte, und gar Vater Haydn seine Kompositionen, die Mara singt und Moritz springt; aus Speisezetteln der Wirtshäuser weht uns Bratenduft und Puddingschwaden entgegen; Vestinas „rosige" Haut schimmert durch die schlechtgedruckten Zeilen des gelben Zeitungsblattes hindurch — kurz: Leben, warmes pulsirendes Leben, leibhaftiges lebendiges Leben!

Dies etwas längliche Apropos darf uns aber nicht zu weit von Katterfeltos Lecture Rooms entfernen. Horch, noch hören wir seine dröhnende Stimme.

Seine Annoncen werden immer lauter und länger. Es macht ihm anscheinend viel Spaß, seine verschiedenen -ic und -ical Arts, in denen er Meister ist, so zu gruppiren ☰¦☰, auch das Solar Mikroskop fehlt von nun an selten. Und im Mai waren bei ihm Prince Dessaw, the Duke of Olken, Lord Ilsden, Lord Manners, Lord Ashburn, Lord Damers. Da aber lesen wir plötzlich im Juni des Oefteren ein Post Script: Mr. Katterfelto's stay in this city will be but short und dies: „positiv die letzte Woche in dieser Saison." Natürlich zeigen seine Annoncen immer wieder das ☰¦☰. Solche Arrangements hat er in einer Zeitungsnummer oft zwei und drei übereinander, und sie sind für lange Zeit ein sicheres Kennzeichen seiner Autorschaft, bis es schließlich einem anderen Conjuror, dem Sieur Comus junior einfällt, Katterfeltoannoncen zu imitiren; tut es aber zaghaft und ungeschickt. Das Genie läßt sich eben nicht kopiren.

Die Juniwoche, in welche der 6. fiel, scheint wirklich positively the last week in this season gewesen zu sein, denn zwischen dem 6. Juni 1781 und dem 4. März 1782 habe ich keine Annonce mehr von ihm gefunden. So lückenhaft ist leider allzu oft die Biographie berühmter Leute.

Am 4 März 1782 (s. M. H.) ist er wieder in London. Er hat sein Zelt am altgewohnten Platze, d. h. am vorletzten aufgeschlagen: Cox's Museum, Spring Gardens. Er bittet die Herrschaften, ihren Kutschern Befehl zu geben, bis an's Ende der Straße abzufahren, damit den folgenden Wagen die Auffahrt ermöglicht werde. Ja, ja, der Wagenandrang vor Katterfeltos Hörsaal!!!

Er hält es nicht unter seiner Würde, bescheiden aber deutlich darauf hinzuweisen, daß er nicht nur in England Erfolge gehabt hat. Deß sind Zeugen die Kaiserin von Rußland, die Königin von Ungarn, der König von Preußen, Schweden, Dänemark, Polen und viele andere regierende Fürsten „unterschiedlicher Art". Und wie oft sind in London seine Vorlesungen so überfüllt! Und erst der gar nicht zu bewältigende Wagenandrang!

Am Charfreitag folgt er seiner bewährten frommen Praxis und giebt eine Wohltätigkeitsvorstellung mit ernstem Programm. Auch vergißt er das Andenken seines Vaters nicht. A son of the late Colonel Katterfelto.

Am 10. April kündigt er wieder mal Quartierwechsel an; er wird vom 15. ab Nummer 22 Piccadilly lesen. Und jetzt dämmert uns erst die wahre Bedeutung Katterfeltos und seines Solar Mikroskops auf. Das eine heißt Solar und wird gezeigt when the sun shines, das andere heißt Compound und wird benutzt, wenn die Sonne nicht scheint. Der Leser denke nur nicht, daß seine Mikroskope Penny-Instrumente seien, wie sie auf den Londoner Straßen von fliegenden Händlern noch im 19. Jahrhundert verkauft wurden. Solche „Groschenfallen" werden aus alten Pillendöschen verfertigt, die Linse ist von Terpentin und vergrößert immerhin zwanzigfach, also ein bemerkenswertes Resultat trotzdem. Vgl. über solche Pennymikroskope Francis T. Buckland: Curiosities of Natural History, popular edition, London 1888, Bd. 4, S. 81 ff.

Mit seinen Mikroskopen hat Katterfelto die erstaunlichsten Entdeckungen gemacht. Er hat damit die Tierchen gefunden, welche die Influenza hervorrufen (Dr. Mead allerdings macht die Konjunktion von Jupiter und Mars dafür verantwortlich). „Those most astonishing insects which has (!) been advertised in the different papers and has (!) threatened the Kingdom with a plague, if not speedily destroyed. Abgesehen von der englischen Grammatik, die er selbst fabrizirt hat, hat er natürlich diesen Vorläufer der Bazillentheorie irgendwo gestohlen, und was er solchermaßen annektirt, hält er für sein Eigentum und glaubt oder tut so, als habe

alles das mit seinen Linsen sein Solarmikroskop getan, welches „mehr als 5000 Insekten" in einem winzigen Wassertropfen zeige.

Vom 15. April 1782 ab liest er in Nr. 22 Piccadilly, wo vorher ein italienisches Puppentheater (Fantoccini) das Publikum erheitert hatte. Dort wirkt nun Katterfelto, liest, stellt aus, experimentirt, demonstrirt und forscht. Nicht allein hat er die Ursache der Influenza entdeckt, nein, er kann schon bald darauf mitteilen, was er gewiß nicht im Volckmann etwa (I 204) gelesen hat, daß sie dieselbe Krankheit ist wie die Pest, die im Jahre 1492 in Italien wütete. Wer will ihm die Palme der Wissenschaft streitig machen!?

Wissenschaft! Er beherrscht sie im ganzen Umfang, und Lord North, der jetzt an Stelle der Kaiserin von Rußland und des Duke A und Lord B und General C im Mittelpunkt des hauptstädtischen Interesses steht, hat sich im März damals Katterfeltos Experimente mit fixirter Luft angesehen. Alle kommen sie überhaupt zu ihm, und wenn sie nicht in London sind, dann haben sie vorher schon in ihren Heimatländern seine Vorlesungen besucht, seien sie nun Frieden vermitteln wollende Kaiserinnen von Rußland, von England besiegte Fürsten oder Sieger über England, Generäle und Admirale, Diplomaten und Gelehrte, Freund oder Feind, man suche sie in Katterfeltos Hörsälen. Seine Annoncen laufen der Zeitgeschichte parallel.

Aber Katterfeltos Wissenschaft! Hier ist sie von ihm selbst (?) in Verse gebracht:

. . . The guns no thicker than a straw
Go off by philosophic law
Without the help of match or fire

. . . His fountain plays both fire and water

. . . By virtue of his magic skill
He makes a watch and hourglass stand still
And run again in half a minute
As fast as if the devil was in it.

. . . His tricks with figures and with letters
. . . . . his amazing dial
. . . . electric machine
. . . . difference of eyes
. . . . art of gunnery
. . . Sir Russia's face (?), as grim as death,
Blows out the candle without breath
And long-headed Harlequin
Without match or fire lights it again.

. . . And in the Tallencessit (?) art
He shows each Lady her sweet heart
. . . And by the Caprimantic Nougth
Discovers every person's thought.
. . . His little Dutchman . . .
. . . And in the dexterity of hand
He shows how gamesters gain there end.

Die Kanonen, nicht dicker als ein Strohhalm,
Gehn los nach philosophischem Gesetz,
Ohne die Hilfe von Zündholz oder Feuer.

Aus seiner Fontäne steigt Feuer sowohl als Wasser

Vermöge seiner magischen Geschicklichkeit
Bringt er eine Uhr und ein Stundenglas zum Stehen
Und wieder zum Gehen in einer halben Minute,
So schnell, als wäre der Teufel darin.
Seine Kunststücke mit Zahlen und Buchstaben
sein ganz erstaunliches Zifferblatt
Elektrisirmaschine
Verschiedenheit der Augen
Schießkunst
Ritter Rußlands Gesicht, so grimmig wie der Tod,
Bläst ohne Atem die Kerze aus
Und der langköpfige Harlequin
Zündet es ohne Zündholz und Feuer wieder an.

Er zeigt jeder Lady ihren Liebhaber,
Und kraft des Kaprimantischen Nichts
Entdeckt er die Gedanken einer jeden Person.
Sein kleiner Holländer
Und durch Geschicklichkeit der Hand
Zeigt er, wie Falschspieler zum Ziel kommen.

Am meisten Aufsehen aber erregt nach Katterfeltos eigenen glaubhaften Worten das Solarmikroskop. Siebenhundert Personen haben es bis zum 6. Mai schon gesehen, und bis zum 1. Juli gar dreißigtausend; zwanzigtausend werden es binnen Kurzem noch sehen. Mitglieder der königlichen Familie, hohe Adlige, auswärtige Gesandte, kurz: die Crême befand sich unter den dreißigtausend. Das Mikroskop ist aber auch gut, denn die kleinen Insekten im Wassertropfen erscheinen so groß wie ein Ochse, und haarig sind sie wie ein Bär. If those insects should get among the vegetables it (!) might cause a plague. In Lancashire sind Bäume und Hecken damit bedeckt, deshalb haben die Leute von ihren Obstbäumen die meisten Aeste abschneiden müssen. Oh diese gefährlichen Tierchen! Welche die Influenza von 1782 und von 1780, die Pest im fünfzehnten Jahrhundert und die Obstbaumverwüstung anrichteten! Man tötet Seuche und Seuchenerreger am schnellsten und sichersten mit Dr. Battos Medicin, welche nur zu erhalten ist bei Katterfelto, 22 Piccadilly. Die Flasche kostet 5 Schilling. Das ist nicht teuer. Katterfelto ist eben der Mann für Alles, vor Allem ein Philosopher. Die Naturwissenschaft ist Natural Philosophy. So ist auch Thomas Frost zu verstehen, wenn er sagt, Katterfelto sei der erste Zauberkünstler seit Faust und Agrippa gewesen, der seinen Vorstellungen einen philosophischen Charakter gab. Damals aber war dieser Begriff volkstümlich wohl der Nachfolger des Wortes Alchymist. Einen nicht schwindelnden naturwissenschaftlichen Gelehrten hätten wir viel-

leicht im Bacon'schen Sinne einen praktischen Philosophen zu nennen. Katterfelto ist außerdem noch Arzt (aber ohne englische Licenz, denn sonst hätte er eigene Medicin verkaufen dürfen), Apotheker und Chemiker (aber auch wieder ohne Medicinlicenz), Zauberkünstler in der hohen Magie sowohl als in den bescheideneren Regionen der Kartenkunststücke, Würfel und Billardtricks. Und wohlgemerkt: er will nicht nur amüsiren, sondern auch lehren. Das haben seine Mikroskope und Influenzatierchen, seine Elektrisirmaschine, sein Globus, auf welchem das Miniaturschiff segelt, seine Feuerfontänen, Transparente und all die wundervollen magnetischen, optischen, physischen, chemischen, nautischen, hydrostatischen, pyrotechnischen, elektrischen, pneumatischen, hydraulischen, mathematischen Apparate schon genügend dargetan. Aber auch in Katterfeltos naturwissenschaftlichem Museum und in seiner Kuriositätensammlung ist viel zu sehen. So viele Prachtexemplare sind da, daß es, wie er in vielen Annoncen ganz richtig bemerkt, zu umständlich wäre, sie aufzuzählen.

Doch die Berühmtheit hat ihre Nachteile, z. B.: sie exponirt. Das mußte auch Katterfelto erfahren. Um diese Zeit nämlich bringt Dibdin, der ältere, eine Farce auf's Haymarket Theatre; Titel: None are so blind as those who wo'nt see. Niemand ist so blind, als wer nicht sehen will. Die Musik dazu komponirte Dr. Arnold. Nach den Rezensionen wäre es „partly founded on one (l'Aveugle prétendu) of the proverbes dramatiques." Personenverzeichniß und Inhaltsangabe des englischen Stückes nebst einigen Liedern daraus: im Morning Chronicle und Morning Herald, 3. Juli 1782, S. 3 und 4. London Chronicle, 2. bis 4. Juli, Seite 12. Vgl. M. H. 16. Juli Seite 1: Books of the Songs to be had at the Theatre. In diesem Dibdin'schen Stücke tritt ein Dr. Caterpillar (Raupe) auf. Die Karikatur muß sehr deutlich gewesen sein, denn Morning Chronicle und Morning Herald beziehen sie ohne jedes Zögern auf Katterfelto. Wewitzer, der auch Mitverfasser einer englischen Pantomime ist und der mit seiner Schwester auf der Bühne ziemlich beliebt war, spielte die Rolle des Dr. Raupe. Er hatte es als Deutscher natürlich leicht, seines Landmanns schönes Englisch zu imitiren. Das Solar Mikroskop scheint eine große Rolle im Stück gespielt zu haben.

Auf der Galerie hörte man einiges Zischen, welches der Morning Chronicle auf personal motives zurückführt. Dieses Zischen besorgten vielleicht einige Katterfeltofreunde, bezahlte oder unbezahlte. Denn Katterfelto wußte wahrscheinlich schon um den Inhalt des Stückes, weil die den Premièren vorangehenden öffentlichen Proben denen, welchen daran lag, Gelegenheit gaben, den Inhalt eines Stückes vor dem Beginn der Première zu kennen.

Dr. Caterpillar singt u. A. seine Schöne folgendermaßen an:

Fire-flies your eyes, and your jetty black hair
To beetles as black as my hat I compare.

Softer than moss is your skin, and what shell
Can your teeth, that are whiter than iv'ry, excel?
My rattlesnake, my cockatrice,
My little bird of Paradise,
My fossile of ten thousand dyes
My pretty box of butterflies u. s. w.

Deine Augen vergleiche ich mit Feuerfliegen, und dein schwellend schwarzes Haar mit Käfern, die so schwarz sind wie mein Hut. Weicher als Moos ist deine Haut, und welche Muschel kann deine Zähne übertreffen, die weißer denn Elfenbein sind. Meine Klapperschlange, mein Basilisk, mein kleiner Paradiesvogel, mein Fossil von zehntausend Farben, Meine hübsche Schmetterlingsschachtel.

Mit dieser Farce zieht Katterfelto in die englische Litteratur ein, und in was für eine! Diese Afterpieces sind litterarisch genommen der allererbärmlichste Schund, waren aber sehr beliebt beim Publikum. Ihre Zugkraft bildete die Verarbeitung der Zeit- und Lokalereignisse. Vgl. dazu etwa Watzdorf 245: „Die Nachspiele sind gemeiniglich Farcen, wie sie es selbst nennen; der Inhalt ist größtenteils eine Satire auf irgend eine überhandnehmende ausländische Mode (a. a. O. 54/55), oder Nationaltorheit, auch öfters eine Anspielung auf die politischen Angelegenheiten. Wenn man einige Zeit in England gewesen ist und die Sitten ein wenig kennt, sind diese Stücke, da sie voll lustiger Einfälle sind, sehr unterhaltend; außerdem aber versteht man sie nicht."

(Schluß folgt.)





Die Einheitlichkeit der bewegenden Kraft.

Von

Werner Moser.

— Breslau. —

Wenn es einen Satz giebt, von dessen Unumstößlichkeit wir durch unsere Naturerkenntniß überzeugt sind, so ist es der, daß nirgendwo ein leerer Raum besteht. Selbst der ungeschulten Auffassung ist es unmöglich, sich ein vollständiges Vakuum vorzustellen. Ein Raum kann von einer bestimmten Art Substanz frei sein, er kann keine festen Körper, selbst keine Luft enthalten, aber irgend etwas, irgend eine Substanz muß unserer Vorstellung nach überall vorhanden sein. Ein Nichts können unsere Gedanken nicht fassen.

Weiterhin können wir uns keine Substanz denken, die nicht zugleich eine gewisse Kraft, eine — wenn auch noch so geringe und einfache — Wirkungsmöglichkeit hat. Zum mindesten muß jede Substanz, mag sie auch noch so hauchartig aufgefaßt werden, dennoch schwer sein.

Daher muß, wenn überall Substanz vorhanden ist, auch überall Kraft wirken. Nicht der kleinste Raum des Alls ohne Substanz, nicht das kleinste Teilchen ohne Kraft.

So verschieden nun auch die Erscheinungsformen dieser Kraft sind, so verschließt man sich doch, so weit es das Getriebe der uns umgebenden Natur anbetrifft, nicht der Einsicht, daß allen Erscheinungen ein einheitliches Etwas zu Grunde liegt, und stellt sich das gesammte Wirken des Kosmos als Bewegung vor, die wiederum durch Bewegung verursacht wird. Bei den lebenden Wesen dagegen nimmt man eine hiervon grundsätzlich verschiedene Kraft an, unterscheidet neben der äußerlich sichtbaren Bewegung unseres Körpers zwei besondere, nur bei den lebenden Wesen vermutete Fähigkeiten: den Willen und die Empfindung, und glaubt ferner, daß unsere körperlichen Bewegungen einer ganz eigenartigen, seelischen Funktion entspringen.

Beides ist nicht der Fall.

Was wir Willen und Empfindung nennen, ist in jeder Bewegung schon an und für sich enthalten und bildet mit der Bewegung zusammen eine einzige, einheitliche, untrennbare und im Grunde überall gleichartige Kraft. Das soll der vorliegende Aufsatz klarlegen. Ein zweiter Aufsatz soll weiterhin nachweisen, daß auch die Funktion dieser einheitlichen Kraft bei der lebenden und sogenannten toten Materie die gleiche ist und zwei in der gesammten Natur festzustellenden Gesetzen unterliegt: dem Gesetze des Beharrungsvermögens und jenem anderen Gesetze, das die Einzelenergieen eines Körpers zwingt, ihre Kräfte einheitlich in einem Schwerpunkte zusammenzuschließen und vereint zu äußern, dem Gesetze der Energiekoncentration.

* * *

Alles, was wir wahrnehmen, ist im letzten Grunde Bewegung.

Bewegung ist vor Allem jede Aeußerung der in der lebenden oder toten Materie, in der organischen oder anorganischen Natur wirkenden Kraft: die Anziehung und das Beharrungsvermögen der Massen, die Anziehung und Abstoßung der Atome und endlich unser gesammtes Tun und Handeln, so verschiedenartig es auch erscheinen mag, unser Gehen, Sprechen, Schreiben u. s. w.

Aber nicht nur diese sinnfälligen Aeußerungen der in der Materie enthaltenen Kraft sind Bewegungen, sondern sogar Alles, was uns die Wahrnehmung der Existenz bewegter, oder selbst ruhender Substanz vermittelt.

Jedesmal, wenn wir etwas erkennen, jedesmal überhaupt, wenn eine Empfindung in uns wachgerufen wird, ist eine vorangehende Bewegung die Ursache dieser Empfindung.

Bewegung sind die Schallwellen, durch welche die Empfindung des Hörens hervorgerufen und die Lichtwellen, durch welche die Empfindung des Sehens bewirkt wird. Bewegungen müssen auch jene Einflüsse sein, welche die Empfindungen des Fühlens, Riechens und Schmeckens verursachen, weil es sonst unmöglich wäre, daß sie bis zu unserem Gehirn vordringen.

Trotzdem nun die gesammte Materie ihre Kraft im Grunde genommen genau ebenso wie die lebenden Wesen äußert, nämlich in Bewegung, glaubt man doch einen grundsätzlichen Unterschied machen zu müssen. Bei der Materie nimmt man eine in sich einheitliche Kraft an, beim Menschen spricht man dagegen von einer Kraft, in der man mehrere Funktionen, vor Allem Willen und Empfindung, von einander trennt und die man so wenig als Einheit betrachtet, daß die gewöhnliche Auffassung sogar den Willen als Folge der Empfindung hinzustellen pflegt.

Man deducirt dabei etwa so:

Unsere Handlungen, unsere Bewegungen, werden hervorgerufen durch den Willen. Unter Willen verstehen wir das Verlangen oder die Absicht,

eine Handlung auszuführen, um etwas zu erreichen. Dieser Wille kann niemals aus sich heraus entstehen, denn um etwas erreichen zu wollen, muß jenes Etwas mir durch die Sinne bekannt geworden sein; der Gegenstand meines Begehrens muß erst auf mich eingewirkt haben, ehe ich ihn begehre. Die Fähigkeit, solche Einwirkungen zu fühlen, die Bewegungen der Umgebung in sich aufzunehmen und innerlich auf sich einwirken zu lassen, nennen wir Empfindung. Sonach wäre der Wille die Folge unserer Empfindung, die Empfindung die Folge äußerer Bewegungen. So gelangen wir zu der Anschauung verschiedener Arten bewegender Kräfte.

In Wahrheit ist aber jenes Etwas, das die Welt bewegt, eine einzige Alles erfüllende und trotz ihrer vielgestaltigen Erscheinungsform einheitliche Kraft, von der Bewegung, Empfindung und Wille nur verschwommene Zerlegungen sind, die man bei eingehender Betrachtung nicht als selbstständige Bestandteile aufrecht erhalten kann. Sie sind dasselbe, oder, wenn man es so ausdrücken will: sie bilden zusammen eine untrennbare Einheit. Wenn dieser Satz der althergebrachten Vorstellung auch noch so sehr widersprechend und unsinnig erscheinen mag, so zwingt uns doch die ruhige Logik dazu, ihn uneingeschränkt anzuerkennen.

Wir gewinnen die Erkenntniß:

„Bewegung, Empfindung und Wille sind Bezeichnungen derselben einheitlichen Kraft"

aus folgenden sicheren Sätzen:

I. Eine Bewegung kann nur durch Bewegung hervorgerufen werden.

(Es ist für uns undenkbar, daß ein bisher ruhender Gegenstand anfängt sich zu bewegen, wenn nicht ein Stoß oder sonst eine Bewegung den Antrieb hierzu gegeben hat.)

Also muß der Wille, wenn er Bewegung hervorrufen soll, selbst Bewegung sein, oder — vorsichtig ausgedrückt — mindestens Bewegung enthalten.

II. Soll ferner — der üblichen Auffassung gemäß — der Wille durch Empfindung erregt werden, so muß aus demselben (unter I angegebenen) Grunde auch die Empfindung Bewegung enthalten.

(Anderenfalls wäre die Empfindung niemals im Stande, den Willen oder sonst irgend etwas „anzuregen", zu verursachen. Daß die Empfindung in der Tat Bewegung enthalten muß, wird übrigens auch schon dadurch bestätigt, daß unsere an örtlich getrennten Stellen des Gehirns aufgenommenen Empfindungen mit einander in Verbindung treten. Unbestreitbar aber gehen z. B. die durch Sehen und die durch Hören aufgenommenen Empfindungen einen Zusammenhang ein, denn, wenn die Erinnerung an einen Menschen in mir wachgerufen wird, so kann mir dabei sein Aussehen und hiermit zugleich auch der Klang seiner Stimme einfallen.)

Sowohl Wille, als auch Empfindung enthalten also Bewegung.

III. Jede Bewegung muß Willen enthalten; in jeder Bewegung muß eine Energie stecken, die nach irgend einer Richtung hinstrebt.

(Daß dem so ist, zeigt sich besonders deutlich in dem Gesetze des Beharrungsvermögens, daß dem so sein muß, lehrt eine einfache Ueberlegung: Jede Bewegung müßte sofort aufhören, sobald kein Wille, keine vorwärts treibende Energie mehr in ihr ist. Diese Energie können wir nicht als etwas Außenstehendes auffassen, sondern müssen sie uns in der Bewegung enthalten denken.)

IV. Da nun jede Empfindung (nach Satz II) Bewegung enthält, so enthält jede Empfindung auch Willen, weil (nach Satz III) in jeder Bewegung Willen lebt.

V. Wenn aber Wille von vornherein schon in jeder Empfindung und in jeder Bewegung enthalten ist, so kann er nicht durch Empfindung oder durch Bewegung erst als etwas neu Auftauchendes und zuvor nicht Vorhandenes verursacht werden, d. h. der Wille kann nichts sein, was man sich von Empfindung oder Bewegung losgelöst denken könnte. Er ist, selbst für die herrschende Anschauungsweise, nicht anders, wie als notwendiger, unzertrennlicher Bestandteil der Bewegung oder als Bestandteil der Empfindung vorzustellen. Und, da der Wille ohne ein Objekt, nach dem er sich richtet oder von dem er sich wendet, kurz, ohne Einwirkung undenkbar ist, so kann er nur als notwendiger Bestandteil der Fähigkeit, die Umgebung innerlich auf sich einwirken zu lassen, also als notwendiger Bestandteil der Empfindung vorgestellt werden.

VI. So enthält jede Empfindung sowohl Bewegung, als auch Willen (nach Satz IV).

Ferner enthält jede Bewegung Willen, (nach Satz III) und, da Wille nur ein Bestandteil der Empfindung ist (nach Satz V), auch Empfindung.

Endlich enthält jeder Wille Bewegung (nach Satz I) und, da die Bewegung Empfindung enthält (wie eben gesagt), auch Empfindung.

Demnach ist Jedes in Jedem enthalten. Jede Bewegung ist zugleich in sich selbst Empfindung und Wille. Das Eine als Folge des Anderen hinzustellen ist ein nutzloses Bemühen, das zu unhaltbaren Widersprüchen führt.

Die Worte „Wille" und „Empfindung" sind eben nur die Bezeichnungen für innere Eigenschaften, für die aktive und die passive Seite, das Wort „Bewegung" der Ausdruck für die sinnlich wahrnehmbare äußere Erscheinung derselben einheitlichen unteilbaren Kraft. In jeder Bewegung liegt zugleich ein Streben, in jedem Streben ein Gedrängtwerden, ein Empfinden. Die Unterscheidung eines besonderen Willens und einer besonderen Empfindung hat nur insofern als Sprachgebrauch einen Sinn, als wir im Allgemeinen mit Empfindung eine Bewegung bezeichnen, die ihren Weg bis zur Centrale unseres Denkens durchgesetzt hat und Denken hervorruft, mit Willen aber eine Bewegung, die von dort ihren Ausgang

nimmt, die aus dem Denken resultirt. Diese Unterscheidung ist jedoch eine rein äußerliche. Die zum Hirn strömende Bewegung ist bereits von vornherein Wille und Empfindung und erregt innerhalb der Ganglienzellen neue, Willen und Empfindung enthaltende Schwingungen, die wiederum in beeinflußte und gleichzeitig strebende Körperbewegungen auslaufen.

Als weitere Folgerung ergiebt sich aus dem hier geführten Beweise, daß die als einheitlich erkannte Kraft in uns mit jener, die in der anorganischen Natur wirkt, wesensgleich ist; denn es ist eben jede Bewegung, wo nur immer sie auftritt, zugleich Wille und Empfindung, sie hat also dieselben Eigenschaften und läßt sich auch für die Anschauung zweckmäßig ebenso zerlegen, wie unsere Seelentätigkeit.

Die chemischen Processe sind undenkbar, wenn man nicht in jedem Atom erstens die Fähigkeit annimmt, die Atome der Umgebung innerlich auf sich einwirken zu lassen — also zu empfinden — und zweitens die Fähigkeit, die Atome der Umgebung zu erstreben oder zu fliehen, — also zu wollen.

Ebenso wie in den Atomen der Substanz äußert sich ein Wollen und Empfinden in ihren Massen, die sich aus größter Entfernung anziehen und somit innerlich aufeinander einwirken und sich zu erreichen suchen.

Nur das Vorurteil kann die grundsätzliche Gleichheit in den Erscheinungen der uns und die Natur beherrschenden Kraft verkennen. An und für sich ist Empfindung und Wille überhaupt etwas, was ein jeder mit Sicherheit nur in seinem eigenen Organismus wahrnehmen kann. Will man aber aus gewissen Anzeichen auf Empfindung und Willen bei unseren Mitmenschen schließen, so ist es inkonsequent, die klar erkennbare Eigenschaft der Materie, die Einflüsse der Umgebung aufzunehmen und darauf zu reagieren, nur deshalb als andersartig anzusehen, weil sie sich dumpfer und weniger komplicirt darstellt, wie die Fähigkeit unseres hochentwickelten, centralisirten Nervensystems.

Zudem wird die durch abstrakte Schlüsse erkannte Gleichartigkeit in unserem und der Natur Empfinden durch mehrere Beobachtungen bestätigt:

Ein und denselben Gegenstand, z. B. eine eiserne Kugel bezeichnen wir bald als Eisen, womit wir den Stoff wiedergeben, und bald als Kugel, womit wir den Körper benennen. Auf uns wirkt also ein und dasselbe Ding sowohl als Stoff, wie auch als Körper, und ebenso wird die anorganische Natur zugleich körperlich und stofflich erregt, was sich einerseits in der gegenseitigen Anziehung der Massen und überhaupt in dem mechanischen Einfluß der Körper aufeinander, und andererseits in den chemischen Processen kundgiebt.

Auch nehmen wir es mit Unrecht als eine Besonderheit der menschlichen Gedanken in Anspruch, daß sie im Stande sind, sich selbst zu beobachten und zu analysiren, ferner sich mit dem Körper, der sie enthält, in Beziehung zu bringen und außerdem diesen Körper mit denen der Umgebung

zu vergleichen. All dieses tut die tote Materie ebenfalls. Die Empfindung eines jeden Atoms bringt sich selbst in Beziehung zu dem Körper, dem es angehört, und vergleicht diesen mit den Körpern der Umgebung, denn:

> „Jedes Masseteilchen zieht das andere im direkten Verhältniß der Massen und im umgekehrten Verhältniß des Quadrats der Entfernung an.“

Nicht der Mensch allein beurteilt, daß dieser oder jener Körper größer oder schwerer oder anderen Stoffes ist als er selbst, — jedes Atom unterscheidet die Stoffe, jedes Atom hat Empfindung für Masse und Entfernung. Nichts findet sich in unserem Geiste, was sich nicht bereits, — wenn auch nur in dumpfer, unentwickelter Form — in der Materie zeigte.





Ein Brief von J. M. R. Lenz an J. K. Hirzel.

Mitgeteilt von

Heinrich Funck.

— Gernsbach (Murgtal). —

Reinhold Lenz, der unselige Goethe'sche Jugendgenosse, mußte wegen einer in den letzten Novembertagen des Jahres 1776 begangenen „Eseley" bekanntlich Weimar plötzlich verlassen. Er wandte sich „schiffbrüchig" nach der Schweiz zu Lavater, der ihn im genannten Monat zu sich eingeladen hatte mit den merkwürdigen Worten: „Könntest Du nicht zu uns kommen? Wenig könntest Du mich, wenig könnt ich Dich genießen. Doch mehr wie so. Viel kann ich Dir nicht versprechen. Ich versprech überall nichts mehr. Geld habe ich keins. Ich bin arm in einem schönen reichen Hause, wo Du etwa auch Tage und Nächte ruhen und mir helfen kannst. Wir alle haben Augenblicke zu wägen. Doch Freundesanblick trägt uns. Komm und siehe! So antwort ich auf alle Deine Briefe." Am 27. Februar 1777 konnte der Züricher „Prophet" dem Leibmedikus Zimmermann nach Hannover berichten: „Lenz immer noch bei mir"; den 3. März teilt er ihm mit: „Reinhold Lenz ist in meinem Hause." Den 18. Juni schreibt er an Goethe: „Lenz ist mit Kayser auf dem Gotthard. Sie versinken schier." Nach der „Bergreise", deren Strapazen für die Konstitution unseres unglücklichen Dichters zu groß waren, war auch in Zürich seines Bleibens nicht mehr. Der arme Unzurechnungsfähige hatte auch hier Verwirrung angerichtet. Dies geht deutlich aus einem noch ungedruckten Schreiben hervor, das er an einen Hauptgegner seines Züricher Freundes und Wirtes, an den trefflichen Arzt und Menschenfreund Johann Kaspar Hirzel, zu richten sich veranlaßt sah. Der Brief ist auf dem bei Winterthur gelegenen Schloßgut Hegi geschrieben, wo der Obervogt Adrian Ziegler, der Schwiegervater der Lavaterfreunde Pfenninger und Kaufmann, wohnte. Christoph Kaufmann aus Winterthur, der Kraftapostel der Sturm- und Drangperiode, hatte auf seinem abenteuerlichen Zuge durch Deutschland in Weimar mit Lenz Bekanntschaft gemacht. Seine Heimkehr fällt in den Herbst 1777. Von ihm schreibt Lavater unter dem 6. December 1777 an

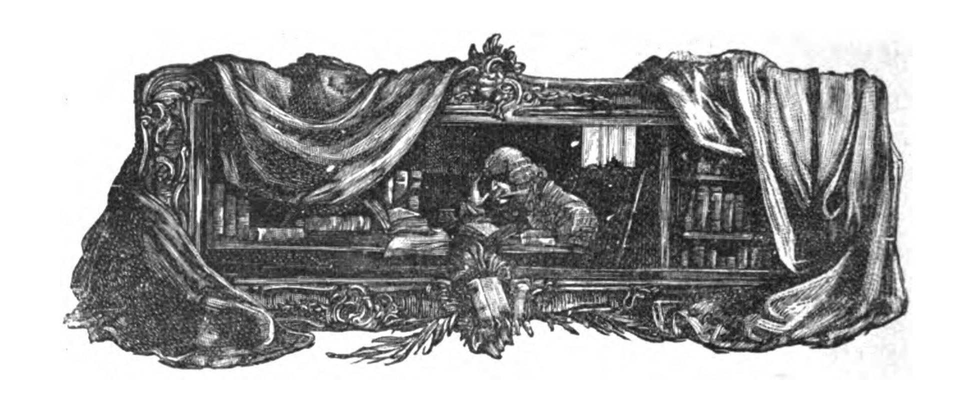
Zimmermann: „Kaufmann, der Lenz wieder herstellte", von Lenz aber in demselben Federzuge: „Wirklich macht er tolles Zeug." Unser Originalschreiben liegt in Johann Kaspar Hirzels brieflichem Nachlaß in Zürich; es lautet:

Schloß Hegi den 26. 9 br. 1777.

Es würde meine innere Ruhe auf ewig stöhren, wenn ich, Verehrungswürdigster Herr Doktor! durch meine gutgemeinten Gespräche über religiose Gefühle und dann über Ihren Freund Lavatern Anlaß zu einigem Verdacht gegeben haben könnte als ob auch nur ein einziges Wort das ich gesprochen, durch etwas anders als die damalige Lage meiner Seele die durch meine eben vollendete Bergreise gespannt war, könnte veranlaßt worden seyn; auch bin ich überzeugt, daß Sie dieselbe in diesen Augenblicken so wenig verkannt haben, als Sie sie noch jetzt, wenn Sie sich alles das was damals vorgegangen, in einem ruhigen Augenblick vergegenwärtigen wollten, verkennen werden und können. Mein Aufenthalt in dem Hause des Herrn Pfarrer Lavaters sollte mich freylich in meinen Reden und Handlungen ein wenig fürsichtiger gemacht haben, wenn man bey einem dringenden Herzen nur fürsichtig bleiben könnte und ich durch fatale Schriftstellerverhältnisse hinaufgeschraubt, alle politischen Reservationes mentales für Cruditäten in meinem Gewissen zu halten, nicht beruffen gewesen wäre. So wenig aber Herr Pfarrer Lavater von meinem Besuch bey Ihnen wußte, da ich eben von ihm auszuziehen willens war und schon die Nacht ausser seinem Hause geschlaffen; so wenig, wie ich's mit dem theuresten Eyde bekräftigen kann, hat er an irgend einem Wort das ich bey Ihnen gesprochen Antheil gehabt, vielmehr bin ich versichert, daß er meine ganze Art zu seyn, nach seinem Gesichtspunkt diesesmal äußerst tadelhaft gefunden haben würde. Da nun aber jeder für sich Rede stehen muß und ich übrigens im Schooß Ihrer Familie für allen Mißdeutungen meiner Absicht sicher zu seyn glaubte; so habe ich diesesmal lieber eine scheinbare Unbescheidenheit wagen, als über gewisse Punkte Ihrer Art zu denken und zu fühlen unaufgeklärt und in meinem Urtheil von Ihnen falsch bleiben wollen. Nahmen Sie einen Anstand an dieser Behandlungsart, so bitte ich Sie ganz und gar an mir zu ahnden, als aus dessen Charakter und Genie sie ganz allein geflossen, übrigens aber versichert zu seyn, daß mich fremde Meynungen, wenn sie nicht schon vorher in diesen gelegen, niemals verändern können — Ubrigens brauch ichs Ihnen, würdigster Herr Doktor! nicht zu versichern daß meine Absichten bey meiner Schweitzerreise, da das Richteramt mein Beruf nicht ist niemanden zum Schaden gereichen können. Mit der ehrerbietigsten Empfehlung an Ihre Gemalinn und Familie nenne mich Dero gehorsamsten Diener

Lenz.





Lujo Brentano.

Von

Georg Stamper.

— Berlin. —

Seit dem Beginn des neunzehnten Jahrhunderts sehen wir in Deutschland mancherlei Richtungen auf theoretisch-wissenschaftlichem Gebiete neben allgemeinen geistigen Strömungen wirksam, die dem Socialismus parallel laufend, auf eine Ueberwindung des A. Smithschen Systems der Nationalökonomie hinarbeiten. Es konnte aber nur eine umfassende Analyse der volkswirtschaftlichen Verhältnisse die immer mehr der Abstraktion verfallenden Betrachtungen der Nachfolger Adam Smiths mit Erfolg bekämpfen. Dies unternahm einerseits die Statistik, die in die Staats- und Socialwissenschaften die Meßkunst einführte, und der es somit gelang, bisher unbekannte Ursachen zu erschließen und bekannte in ihrer Wirksamkeit zu kontrolliren, andererseits die realistische Rechts- und Wirtschaftsgeschichte, die der Nationalökonomie eine durchaus neue, breitere Grundlage schuf. Wilhelm Roscher, der an die Göttinger kulturhistorische Schule des 18. Jahrhunderts von Spittler bis zu Heeren und Sartorius (1770—1840) sich anschloß, hatte versucht, eine Vermittelung herzustellen zwischen der Smith'schen Theorie und den Ergebnissen historischer Forschung und war auf diesem Wege zu seinen „Naturgesetzen des Wirtschaftslebens" gelangt, d. h. zur Aufdeckung von gewissen Regelmäßigkeiten, die von menschlicher Absicht unabhängig sind. Wenngleich er mehr geschichtsphilosophisch als streng forschend die Entwickelung der Volkswirtschaft erfaßte, so gelang ihm doch zuerst eine genetische Erklärung der Ein-

richtungen auf agrarischem und gewerblichem Gebiet wie auf den Gebieten des Handels und Verkehrs. Die jüngere historische Schule auf dem Gebiete der Volkswirtschaft, der es erst möglich ward, diese Disciplin völlig zur exakten Wissenschaft zur Reife zu bringen, betonte Roscher gegenüber die Specialuntersuchung der einzelnen Völker, Zeitabschnitte und Wirtschaftszustände. In wirtschaftsgeschichtlichen Monographien führte sie die Verknüpfung jeder modernen Erscheinung mit ihren historischen Wurzeln durch und zog die Erklärung einzelner wirtschaftlicher Institutionen der der gesamten Volkswirtschaft vor. Die eigene Beobachtung, die psychologischen und philosophischen Methoden versuchte sie für die Lösung ihrer Aufgabe zu verwerten. Wurde der Geschichtsforscher K. W. Nitzsch der Bahnbrecher für alle diese Studien auf deutschem Boden, so ist es Lujo Brentanos Verdienst, mit in erster Linie die reichen englischen Quellen für die wirtschaftsgeschichtliche Darstellung verwertet zu haben. Ihm sind andere Gelehrte auf diesem Felde gefolgt. Freilich läßt sich nicht in Abrede stellen, daß auch die Socialisten vielfach zur Kenntniß englischer Wirtschaftsverhältnisse beigetragen haben.

Ludwig Joseph (Lujo) Brentano, geboren am 18. December 1844 zu Aschaffenburg, ist ein Neffe des Romantikers Clemens Brentano und ein Bruder des bekannten Philosophen Franz Brentano. Er entstammt mithin einer Familie, in der Forschungsdrang, edle Gesinnung und litterarisches Wirken zur Tradition geworden sind. Seine akademischen Studien machte er in Dublin, München, Heidelberg, Würzburg seit 1861 und schloß sie in Göttingen 1867 ab mit der Doktor-Dissertation: Ueber J. H. von Thünens naturgemäßen Lohn- und Zinsfuß im isolirten Staate. In dieser Untersuchung über das naturgemäße Verhältniß der beiden Haupteinkommenszweige zu einander kommt Brentano zu dem Schlusse: der naturgemäße Lohn Thünens — die berühmte Formel $\sqrt{ap}$ — gleich der Quadratwurzel aus dem Produkt des notwendigen Unterhalts des Arbeiters (a) und dem in gleichem Wertmaße ausgedrückten Ergebniß seiner Arbeit (p) ist nicht als derjenige anzusehen, der im isolirten Staate herrschen müsse.

Wenngleich Brentano die Voraussetzungen Thünens, die doch nur Giltigkeit für einen willkürlich festgehaltenen Zustand besitzen, zugiebt und dessen Hauptfehler darin sieht, daß Lohn und Zinshöhe bei ihm unmittelbar von einander abhängig sind, so ist der Grundfehler der Thünen'schen Theorie in dem Irrtum ihrer Voraussetzungen zu suchen, nach denen die Größe des Kapitals, also auch dessen „Nutzung" unveränderlich sind. Damit ist auch der Zinsfuß wie der Getreidepreis unveränderlich, und da die Volkszahl ebenfalls unveränderlich bleibt, so können sich weder Lohn noch Zins unter diesen Annahmen bilden.

Schon in dieser Abhandlung begegnen uns die Vorzüge Brentano'scher Schreibweise. Die Einfachheit und Klarheit des Stils entspricht der Sache, die dargelegt wird, in vollkommener Weise. Es folgte eine Abhandlung über

das Industrial Partnershipsystem, d. h. über die Gewinnbeteiligung der Arbeiter beim Unternehmen, wie wir sie in England treffen, sei es in Prämien zum Arbeitslohn, sei es in Teilen des Unternehmergewinns, bei welch letzterer Art der Arbeitslohn schwankend wird. Im Jahre 1867 finden wir den jungen Gelehrten dann als Mitglied des mit dem kgl. statistischen Bureau in Berlin verbundenen Seminars, das der um die Ausbildung der sächsischen und preußischen Statistik hochverdiente Geheimrat Ernst Engel damals leitete und zu einer wahren Pflanzstätte für die staatswissenschaftlichen Studien zu gestalten verstanden hat. Einer Aufforderung Engels folgend begleitete Brentano ihn 1868 auf einer Studienreise in die englischen Fabrikdistrikte, und er konnte dort sich aus persönlicher Anschauung ein konkretes Bild der englischen Arbeiterverhältnisse verschaffen. Nach zweimonatlichem Aufenthalt in den Fabrikdistrikten kehrten die Forscher dann nach London zurück, woselbst Brentano seine Studien vervollständigte und vertiefte, da er erkannt hatte, daß sie anders nicht von nachhaltigem Vorteil sein konnten.

Arbeitergenossenschaften jeder Art, besonders die damals die Aufmerksamkeit der politischen Welt in Anspruch nehmenden Gewerkvereine wurden Hauptgegenstand seines Studiums, und er gesteht selbst, daß er als theoretischer Nationalökonom vorerst eher Widerwillen und Mißtrauen der Gewerkvereinsbewegung gegenüber empfand, als Geneigtheit für sie; doch er änderte bei näherem Studium der Gewerkvereine sehr bald seine Anschauungen. Im Mai 1869 kehrte er nach Deutschland zurück. Das reiche, gewonnene Material ward nunmehr einer methodischen Bearbeitung unterzogen, als deren Frucht das zweibändige Werk „Die Arbeitergilden der Gegenwart" zur Geschichte und Kritik der englischen Gewerkvereine 1871/72 anzusehen ist.

Je schwächer die Organisationen der deutschen Arbeiterbewegung im Beginn der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts erschienen und je unklarer in ihren Zielen, desto mehr mußte sich der Blick auf die englischen Gewerkvereine richten, als dem Musterbeispiel dafür, welche Wege auf englischem Boden die Arbeiter betreten haben, um die Grundprincipien der modernen Gesellschaft, d. h. die Freiheit und Gleichheit für ihren Stand zu erringen. Weil bei der Art, wie dieses Princip im modernen Staate zur Durchführung gelangt, die verschiedenen Gesellschaftsklassen keineswegs die gleichen Vorteile erlangen, so müssen die Organisationen der weniger günstig gestellten Klassen die fehlenden rechtlichen Garantien für Freiheit und Gleichheit ersetzen und die Schaffung solcher Garantien anzustreben suchen. Die Verbindungen der Arbeiter in den trade-unions oder Gewerkschaften haben sich nun als diejenigen gleicher Interessen am zweckmäßigsten erwiesen und am meisten in der Praxis bewährt; in ihnen haben sich die socialen Bedürfnisse der Arbeiter kundgetan. Als Brentano an das Studium der trade-unions ging, waren noch wenig Vorarbeiten auf diesem



Gebiete gemacht worden. Ludlow und Jones, der letztere in seinem Werke Progress of the Working Class 1832—1867, hatten den Gegenstand behandelt, Thornton hatte in seinem Werk „Die Arbeit ꝛc." eine breite Darstellung gegeben, die Studien des Grafen von Paris über die Gewerkvereine ließen die notwendige Vertiefung vermissen. In Deutschland hatte Dr. Jannasch die Frage, insbesondere in Bezug auf die Löhne und den Arbeitstag erörtert und Beiträge zur vergleichenden Darstellung der Fabrikgesetzgebung verschiedener Staaten zu geben versucht.

Brentano ließ seinem großen Werke selbst, schon im Jahre 1870 eine Schrift voraufgehen: On the history and development of Gilds and the origin of Trade Unions, die die Einleitung bildete zu der von der Early English Text Society veranstalteten Ausgabe der großen Sammlung von Gildestatuten, die Toulmin Smith zusammengebracht hatte, und er konnte dort schon zum Teil seine durch theoretische Erfassung wie durch Forschung vertieften Studien verwerten. Die Ergebnisse dieser Studie erscheinen erweitert und umgearbeitet dann in dem größeren Werke. Der Autor weist die Entwickelung der Gilde aus der Familie nach und die Erweiterung der zu gegenseitigem Schutz gebildeten Gilden zu Stadtgemeinden der Vollbürger, endlich die Lostrennung der Handwerkerzünfte von den Gilden der Vollbürger. Geschichte und Verfassung der Zünfte, ihren durch die veränderte Produktionsweise bedingten allmählichen Verfall legt er dar und sucht insbesondere auf die Bildung der Elemente hinzuweisen, die zu den heutigen Gewerkvereinen führen. Seine historischen Nachweise beschränkt er nicht auf England; Deutschland und Frankreich werden dabei gleichfalls berücksichtigt und bisweilen auch andere Länder zum Vergleich herangezogen. Auf diesem historischen Fundament bauen sich die beiden Hauptteile des Werkes auf: die Entstehung der englischen Gewerkvereine und der moderne englische Gewerkverein. In systematischer Entwickelung führt der Verfasser zunächst uns ein Stück Wirtschaftsgeschichte vor, das durch umfassende und eindringende Quellenbenutzung viele neue Mitteilungen bietet. Ueberall dann und an dem Orte bildeten sich, wie Brentano für die verschiedenen Arten der Gewerke nachweist, Koalitionen der Arbeiter, wo eine Auflösung alter gewerblicher Ordnung eintrat, oder wo solche Ordnung fehlte; allen diesen Koalitionen wohnt die gleiche Tendenz des Schutzes und der Sicherung ihrer Gewerbsgenossen inne, die einst in den Zünften lebendig war, und dieser Umstand beweist das Bedürfniß der Arbeiterklasse nach solcher Organisation. Als Muster für den modernen englischen Gewerkverein nimmt Brentano für seine Darstellung von dessen Organisation, Zwecken und Mitteln die Amalgamated Society of Engineers Machinists Millwrights, Smiths and Patternmakers, welche Ende 1869, 316 Zweigvereine mit 33915 Mitgliedern umfaßte; er entwickelt, wie dieser 1826 begründete Gewerkverein der Maschinenbauer keineswegs zur Belästigung der Arbeitgeber unberechtigte Ansprüche in seinen

Mitgliedern zu erregen sucht, oder ihnen durch Unfrieden mit den Unternehmern schadet; sondern wie er vielmehr den Arbeitern vielfach durch materielle und durch moralische Unterstützung zum Vorteil dient und ihnen der wirtschaftlichen Freiheit gegenüber zur notwendigen Stütze wird. Eine solche unparteiische Darstellung mußte in mancher Hinsicht aufklärend wirken, insbesondere für die Ausbildung des Arbeiterrechts. Der zweite Band suchte dann auf dem Fundamente der Tätigkeit mehrerer größerer Gewerkvereine und aus der englischen Arbeiterbewegung das Wirken der trade-unions in den einzelnen Fragen zu zeigen, wo es von Bedeutung ist, und gelangt dazu, den Wert der Gewerkvereine für eine Lösung der Arbeiterfrage festzustellen. Brentano betont zunächst als den Zweck der Gewerkvereine eine Mitwirkung bei Feststellung der Arbeitsbedingungen und das Streben nach möglichst stetigem Lohn, keineswegs nur nach dem höchstmöglichen Lohn. Seine Forschungsergebnisse sind etwa folgende: Die über alle Industriezweige (gelernter Arbeit) ausgedehnten Gewerkvereine des Vereinigten Königreichs, deren Mitgliederzahl im Jahre 1870 auf 860 000 geschätzt wurde, erscheinen als die tatsächlichen Organisationen der einzelnen Industriezweige, weil sie, wenngleich nicht alle Arbeiter desselben Gewerbes umfassend, doch einmal die Wünsche der großen Masse der Arbeiter zum Ausdruck bringen und weil die Früchte ihrer Tätigkeit der Gesamtheit der Arbeiter zu Gute kommen. Ihre Politik für den Mittelschlag, d. h. für die große Masse der Gewerbsangehörigen berechnet, legt den Höherstrebenden unter ihren Mitgliedern keine Fesseln an. Da der Lohn naturgemäß der wichtigste Gegenstand ihrer Agitation ist, so gelten hier folgende Grundsätze: Kein Mitglied des Gewerkvereins soll sich unter einem bestimmten, als allgemein giltig betrachteten Orts- und Zeitlohn verdingen, damit einerseits nur arbeitstüchtige Mitglieder erhalten werden, andererseits eine Herabdrückung des Lohnniveaus vermieden wird. Zeitlohn und Stücklohn gelten als gleichberechtigt, für den Stücklohn wird eine feststehende, von Arbeitgebern und Arbeitern gemeinsam geregelte Preisliste verlangt. Gegenüber lohnverschlechternden Mittelspersonen fordern die Gewerkvereine Garantien; etwa eine Gewinnbeteiligung der von diesen Beschäftigten, oder den Fortfall dieser Accordsform überhaupt. Nur einige wenige Vereine stellen eine Einschränkung des Arbeitsquantums in ihr Programm sowie Verbote allzu rascher und aufreibender Arbeit. Der achtstündige Arbeitstag erscheint als das zu erstrebende Ideal. Das systematische Ueberzeitarbeiten wird bekämpft, keineswegs aber solches, das sich als ausnahmsweise notwendig erweist. Einen scharfen Widerstand setzen die Gewerkvereine dem Trucksystem und ähnlichen das Interesse der Arbeiter schädigenden Zahlungsmethoden entgegen, erstreben Sicherheitsmaßregeln in den Betrieben und Regelung von Frauen- und Kinderarbeit.

Sie wünschen keine Verdrängung der gelernten Arbeiter durch billige Lehrlinge, zumal in bestimmten Betrieben, wie im Bergbau, die gelernten

Arbeiter durch die Hinzuziehung weniger geübter Kräfte gefährdet werden. Diese Maßregel soll ein Schutz gegen die Ueberfüllung der Gewerbe sein und zugleich vom frühen Heiraten abhalten. Der Gewerkverein vermag ferner das Arbeitsangebot durch Zurückhaltung der Arbeitskräfte und durch Verteilung solcher, mittels Arbeitsnachweisungsbureaux und Reiseunterstützungen zu regeln. Von großer Bedeutung ist die Rolle, die den Gewerkvereinen als einer Vertretung des Arbeiterstandes zufallen kann, bei Streitigkeiten mit den Arbeitgebern über den Arbeitsvertrag oder falls andere Gründe des Streits vorliegen. Die Arbeiterkammern dienen vielfach zur Schlichtung solcher Differenzen, doch kann deren Wirksamkeit nur dann segensreich sein, wenn ihnen organisirte Vertretungen der Arbeitgeber und der Arbeiter als Unterlage dienen, und die Gewerkvereine sind für die letzteren die einzige bestehende Organisation. — Dieses sind die charakteristischen Hauptmomente für das Wirken der Gewerkvereine, die durch viele Einzelheiten belegt werden. Das Endurteil des Verfassers aus seiner Untersuchung lautet nun dahin: Die Gewerkvereine erscheinen als brauchbare Organisationen, um innerhalb der heutigen Wirtschaftsordnung, der großen Masse der Arbeiter auf gleichem Niveau mit den Arbeitgebern eine Mitwirkung zu bieten, bei der Regelung der Arbeitsbedingungen. Durch Beseitigung ihrer gegenseitigen Konkurrenz können die Gewerkvereine Arbeitseinstellungen und Aussperrungen stark beschränken. In einer Anerkennung dieser Organisationen von Seiten des Staates und von Seiten der Unternehmerverbände, über welch letztere dem Staate dann auch ein Aufsichtsrecht einzuräumen wäre, sieht Brentano die Lösung der socialen Frage; denn diese bedeutet ihm die Arbeiterfrage.

Hinsichtlich der Funktion der Gewerkvereine läßt sich gegen das Urteil des Autors kaum ein Einwand erheben, doch geht er zu weit, wenn er die Hauptaufgabe einer staatlichen Regelung des Arbeitsverhältnisses mit der Anerkennung der bestehenden Gewerkvereine als gelöst ansieht; denn abgesehen davon, daß die deutschen Gewerkvereine damals noch sehr wenig entwickelt waren, so war die Wirksamkeit der Trade-Unions fast allein in den Industriezweigen mit längerer Lehrzeit erprobt worden, die ländlichen Arbeiter bleiben schon ganz außer Berücksichtigung. Ferner müßte eine staatliche Regelung des Arbeitsrechts die Arbeitgeber und Arbeiter in einer Organisation umfassen und ihr Verhältniß zu einander mit Berücksichtigung ihrer verschieden gearteten Arbeitsleistung bestimmen. Brentano hatte mit seinem Buche sich schnell in die vorderste Reihe der deutschen Volkswirtschaftslehrer gestellt und eine Summe hochschätzbaren Materials geboten für die Prüfung der Arbeiterfrage, die zu Beginn der siebziger Jahre auch in Deutschland ernstlich in Anregung gebracht wurde. Auch ist sein Werk für die weitere Erörterung der Verhältnisse der englischen Gewerkvereine in deren Heimat zum Stützpunkt geworden. Nachdem er sich 1871 an der Berliner Universität habilitirt hatte, ging er 1872 wiederum seiner

Studien halber nach England und wurde noch im gleichen Jahre als außerordentlicher Professor nach **Breslau** berufen, wo er 1873 ordentlicher Professor wurde.

Es ist natürlich, daß der Forscher die Gedanken, die das Studium der englischen Gewerkvereine in ihm angeregt hatte, auch nach jeder Richtung hin zu verfolgen suchte und daß er immer wieder diese Dinge in's Licht zu setzen und seine Auffassung in neuer Darlegung zu begründen wie gegen Einwände zu decken bestrebt ist. Schon zu Beginn seines Aufenthaltes in England hatte er einen Bericht über den Kongreß der Trade-Unions zu Manchester vom 3.—6. Juni 1868 gegeben und hatte dann einen Teil seiner Arbeit über den Gewerkverein der Maschinenbauer in der North British Review schon im Oktober 1870 der öffentlichen Kritik vorerst in England selbst unterbreitet. Nun stellte er für das deutsche Publikum den Gewerkverein im Verhältniß zur Arbeitsgesetzgebung in den „Preußischen Jahrbüchern" dar und präcisirte die Stellung der abstrakten und realistischen Volkswirte zu einander.

Allein nicht nur die Gewerkvereine hatte Brentano in England studirt, er hatte eine tief eindringende Kenntniß der Lehren englischer Nationalökonomen gewonnen, und er suchte nun eine Frage der theoretischen Volkswirtschaftslehre zu erörtern.

Es war die Lehre von den Lohnsteigerungen mit besonderer Rücksicht auf die englischen Wirtschaftslehrer. Er geht die Anschauungen John Stuart Mills, Fawcetts, M'Cullochs und Anderer durch, die sich in den Satz zusammenfassen lassen: die Bezahlung der Arbeiter wird geregelt durch das Verhältniß zwischen dem cirkulirenden Kapital, das den **Lohnfonds** bildet, und der Anzahl der Beschäftigung suchenden Arbeiter. Wenn Adam Smith lehrt, im Produkt der Arbeit bestehe ihr natürlicher Lohn, so hat er dabei rein hypothetische Verhältnisse im Auge, wo es weder Grundeigentümer noch Kapitalisten giebt. Schon Hermann hatte (1832) das **Kapital** in seinem Wesen richtig als ein **Fruchtmittel** erfaßt, das zur Ueberlieferung begehrter Güter von einer Person zur andern dient. Ricardo seinerseits hält an der gegenseitigen Bedingung von Gewinn und Lohn fest, d. h. je größer der Anteil der Arbeiter ist, desto geringer wird ihm der des Kapitalisten und so fort. Brentano stellt die Frage so, ob in Wahrheit in jedem gegebenen Augenblick nur ein einziger Durchschnittslohn möglich ist, und sucht die Bestimmungsgründe des Marktpreises der Arbeit zu gewinnen. Er prüft die These N. W. Seniors, die darauf ausging, den sogenannten Lohnfonds quantitativ zu bestimmen, die schon durch Thornton stark bekämpft worden war, und weist nach, daß sie einen Cirkelschluß darstellt, er kommt zu folgenden Ergebnissen seiner Untersuchung: Da es keinen abgegrenzten Fonds der Unternehmer giebt, den diese auf die Löhnung der Arbeiter ganz verwenden können, so besteht a priori keine Unmöglichkeit, in jedem gegebenen Augenblicke die Löhne zu steigern; solche

Steigerung kann auf Kosten der Unternehmer durch Minderung ihres Gewinns stattfinden, doch ist dies nur bei Nutzbarnachung eines sehr bedeutenden Kapitals möglich; auf der anderen Seite kann die Lohnsteigerung auf Kosten der Konsumenten stattfinden, was zumeist nach Thornton in Gewerben mit lokalem oder nationalem Monopol der Fall ist.

Brentano hat hier mit Recht nur die rein ökonomische Wirkung einer Lohnsteigerung verfolgt; denn die Theorie hat nicht zu beurteilen, in wieweit diese Wirkungen wünschenswert erscheinen. Alle Wirtschaftslehrer halten hohe Sachlöhne und eine gleichmäßige Einkommensverteilung für sehr wünschenswerte Zustände einer Volkswirtschaft, doch kommt diesem Ergebniß nur dann Geltung zu, wenn die Zunahme des Nationaleinkommens gleichmäßig mit der Bevölkerungszunahme erfolgt. Für den Fall eines schnelleren Anwachsens der Bevölkerung gegenüber dem Einkommen wird die Quote des Einzelnen absteigend niedriger. Dazu kommt noch die Beobachtung, daß in kapitalreichen Ländern der Lohn tief steht, während er in kapitalarmen Ländern hoch ist. Erst im Laufe des letzten Menschenalters konnte, angeregt durch die gegenseitige Bekämpfung der bürgerlichen und socialistischen Theorien, auf Grund breiterer historischer und statistischer Beobachtung und im Zusammenhang mit der richtigen Abschätzung der Arbeiterorganisationen, der socialen Gesetzgebung eine richtigere Beurteilung der Lohnbewegung zum Durchbruch gelangen.

Mit solchen durch wirtschaftsgeschichtliche und theoretische Studien errungenen und gefestigten Anschauungen trat Brentano auf der berühmten Eisenacher Konferenz, die für den 6. und 7. Oktober 1872 zur Besprechung der socialen Frage berufen war, und auf der durch die führenden deutschen Gelehrten auf dem Gebiete der Volkswirtschaft die Gründung des „Vereins für Socialpolitik“ stattfand, mit Wärme für eine Reform der deutschen Fabrikgesetzgebung ein. Er befürwortete schon damals den Schutz der Frauen- und Kinderarbeit. Elf- bis vierzehnjährige Kinder sollten nicht länger als 5 Stunden; vierzehn- bis einundzwanzigjährige Arbeiter männlichen Geschlechts sowie Mädchen und Frauen jeglichen Alters nicht länger als 10 Stunden täglich in Fabriken beschäftigt werden. An Sonn- und Feiertagen sollte die Beschäftigung ruhen; zudem wünschte er angemessene Pausen während der Arbeitszeit. Zur Ueberwachung der Durchführung dieser Schutzbestimmungen schlug Brentano die Bildung geeigneter ständiger Organe vor. Er verlangte mit seinen Vorschlägen nur eine Erweiterung der Bestimmungen, die die Reichsgewerbeordnung schon gab; eigentlich wollte er nur auf die wirkliche Durchführung der bestehenden gesetzlichen Bestimmungen hinwirken. Es kann kaum Wunder nehmen, daß ihn dieses Auftreten in Kontroverse mit Karl Marx brachte, die in der Mainzer „Conkordia“, einer damals für das Wohl der arbeitenden Klassen eintretenden Zeitschrift, ihren Austrag mehrfach gefunden hat. In jenen Tagen war auch die Errichtung von Einigungsämtern ein Thema, das von den

Förderern der Socialreform vielfach erörtert wurde. Brentano erklärte nach seinen englischen Beobachtungen die boards of conciliation für geeignet, Streitigkeiten zwischen Arbeitern und Unternehmern auf gütlichem Wege beizulegen. Er empfahl nun freiwillige Organisation solcher „Einigungsämter“ für die deutschen Verhältnisse als nützlich.

In der Periode von Brentanos Breslauer Tätigkeit, während der er in exponirter Stellung am Kampfe um die Socialreform teilnahm, entstanden seine Arbeiten: Das Arbeitsverhältniß gemäß dem heutigen Recht (1877) und die Arbeiterversicherung gemäß der heutigen Wirtschaftsordnung (1879). Die erste dieser beiden Schriften stellte sich als eine populärwissenschaftliche Behandlung der „Arbeiterfrage“ dar, vom Standpunkte der „Arbeitergilden“ aus; und es ist dem Autor gelungen, über eine so hochwichtige Frage der Gegenwart mit seiner durchsichtigen, schönen Darstellung, seiner in der Form vollendeten Schreibweise, der meisterhaften Gruppirung und Gliederung des gebotenen Stoffes ein geradezu klassisches Lesebuch für alle die zu schaffen, die diesen Fragen Interesse entgegenbringen, zumal überall der Leser merkt, wie er einem Schriftsteller sich gegenüber befindet, dessen Sätze, durch die weiten Perspektiven, die sie bieten, an objektivem Wert gewinnen, während er fühlt, wie nur ein Autor von umfassender allgemeiner Bildung die Dinge so betrachten und vertiefen kann, wie es hier geschieht. In vorzüglicher Weise setzt Brentano zunächst die historische Entwickelung der Arbeiterfrage auseinander. Von der germanischen Familie aus wird diese Entwickelung bis zur Gegenwart und zur Entfaltung der englischen Gewerkvereine verfolgt; und deren in ökonomischer, politischer, geistiger und sittlicher Beziehung so segensreiche Wirksamkeit auf die Arbeiter erfährt eine objektive Darstellung. Die „wirtschaftlichen Grundlagen“ der „Arbeiterfrage“ werden sodann eingehend erörtert und die Schieds- und Einigungsämter als diejenige Institution empfohlen, in denen erst, gemäß dem heutigen Wirtschaftsrecht, der Arbeiter als Warenverkäufer unabhängig und in Rechtsgleichheit dem Arbeitgeber gegenübertritt. Daraus ergiebt sich für Brentano die „Lösung“ der Arbeiterfrage vermittels der Organisation von Gewerkvereinen.

Weil die Schwachen durch das Princip der Koalition im Laufe der Geschichte ihre Zwecke gegenüber den Starken durchgesetzt haben, so muß ihm auch heute das Princip der Association das gleiche Ergebniß liefern. Nun übersieht Brentano, daß, wie Schmoller ausführlich dargelegt hat, in früheren Zeiten sich nur der Adel, die Priester, die Krieger, die Kaufleute klassenmäßig organisirten, später die Handwerker und Bauern, erst in neuerer Zeit die unteren Klassen. Der Grund für die Erscheinung, daß in neuerer Zeit den unteren Klassen die Koalition besser gelang, als den höheren, liegt darin, weil bei fortschreitender Kultur der Individualismus bei den letzteren überwog, während die Gemeinschaftlichkeitsgefühle bei den niederen Klassen

stärker waren. In allerjüngster Zeit erleben wir wieder eine Tendenz des Zusammenschlusses der Wirtschaftlich-Starken in Ringen, Interessentenverbänden und Kartellen. Es wird nun die Aufgabe einer weitschauenden Politik, diese Klassenbildung der oberen und der unteren Gesellschaftsschichten in den für das Gesamtwohl notwendigen Schranken sich entfalten zu lassen.

Brentano hat vollkommen Recht, indem er für die Arbeiter die Koalitionsfreiheit fordert. Denn nur ein durchgebildetes Vereinswesen kann sie dem modernen Staate richtig einfügen und vermag sie mit den herrschenden Klassen zu versöhnen, beim Herausheben der Analogien zwischen heutigen und früheren Verhältnissen übersieht er aber die mannigfachen Verschiedenheiten, die sich im Laufe der Entwickelung gebildet haben, und die für eine Lösung der Arbeiterfrage von schwerwiegender Bedeutung sind. Wenn er behauptet, er habe gezeigt, wie die von ihm vorgeschlagene korporative Organisation der Arbeiter den an eine „Lösung" der Arbeiterfrage zu stellenden Anforderungen entspreche, und es werde seinerseits keiner erneuten Erörterungen dieser Frage bedürfen, so kann dies nicht in vollem Umfange zutreffen. Es wurden ihm denn auch genug Einwendungen gemacht; vor Allem hob man das Moment hervor, es würden selbst durch eine Organisation in Gewerkvereinen die periodisch eintretende Ueberproduktion und in Folge dessen die Krisen keineswegs beseitigt, somit bestehe die Hauptursache der Uebelstände, von denen die Arbeiter bedrückt würden, d. h. die Unsicherheit ihrer Existenz weiter fort, wie selbst England dies beweise.

Gegen diesen Einwand wendet sich Brentano in seiner Schrift: „Die Arbeiterversicherung gemäß der heutigen Wirtschaftsordnung. Zugleich will er den systematischen Aufbau der „korporativen Organisation der Arbeit" vollenden. Das „Unterstützungswesen" wird seit der Karolingerzeit betrachtet, Familie, Gilde. Zunft, später Kirche und Staat haben die Pflicht, dem Einzelnen in der Not zu helfen. Der Individualismus des ausgehenden 18. Jahrhunderts setzte an die Stelle der alten historisch-rechtlichen und religiösen Gesichtspunkte bei Beurteilung der gesellschaftlichen Institutionen die Gedanken der Nützlichkeit und des Naturrechts. Es schwand mit dem „Recht auf Arbeit" das Recht auf Unterstützung; und die persönliche Freiheit des Individuums mit seinem Eigennutz ließ die Verantwortlichkeit der Besitzenden gegenüber den Nichtbesitzenden fortfallen. Das Unterstützungswesen muß nun in der Gegenwart, die keine Garantie des Einkommens kennt, notgedrungen mit der Erwerbsordnung in Einklang gebracht werden, ebenso auch die Arbeiterversicherung; und zwar hat sich die Arbeiterversicherung auf dem Princip der Versicherungsfreiheit aufzubauen, das in England bereits verwirklicht ist. Die deutsche Hilfskassengesetzgebung vom 7. u. 8. April 1876 steht mit dem obigen Hauptsatze in Widerspruch; ferner muß nach Brentano eine fruchtbare Ordnung der Arbeiterversicherung sich auch im Einzelnen dem Erwerbsleben

des Arbeiters anpassen. Die „Arbeit als Ware" und der „Warenkauf" führen gemäß der modernen Wirtschaftsordnung zum „Arbeitsverkauf" gemäß dem heutigen Recht. Gestützt auf Ernst Engels Studien über den „Preis der Arbeit", werden die Produktionskosten der Arbeit erörtert, und als die Forderung der heutigen Wirtschaftsordnung hinsichtlich des Arbeitsverkaufs wird festgestellt, um die Selbstkosten der Arbeit aus dem Preise zu decken, müsse der Arbeiter eine sechsfache Versicherung eingehen. 1) Eine Versicherung der Erziehungsgelder seiner Kinder, für den Fall des eigenen Todes, 2) eine Altersversicherung, 3) eine Begräbnißversicherung, 4) eine Invaliditätsversicherung, 5) eine Krankenversicherung, 6) eine Versicherung für den Fall von Arbeitsunfähigkeit in Folge mangelnder Nachfrage nach Arbeit. Zu diesen Arten der Versicherung sind aber nach des Autors Anschauung die deutschen Arbeiterhilfsklassen unfähig. Er bespricht nun in dem Schlußabschnitt, der die Arbeiterversicherung gemäß der heutigen Wirtschaftsordnung und die Absatzkrisen behandelt, die Ausführbarkeit dieser Versicherungsarten. Ein besonderes Gewicht mißt er der Versicherung gegen Arbeitlosigkeit bei, weil diese in Deutschland noch garnicht ausgebildet ist, und weil namentlich die durch die Arbeitlosigkeit bedingte Unfähigkeit, die Prämien für die anderen Versicherungsarten zu entrichten, jene selbst illusorisch macht. Freilich darf man die Ausführbarkeit der Brentano'schen Vorschläge in praxi bezweifeln; denn abgesehen von allen sonstigen Umständen ist es wohl kaum möglich, verläßliche statistische Grundlagen für die Berechnung von Leistung und Gegenleistung zu erlangen. Brentano giebt selbst dann zu, daß unsere Versicherungsgesellschaften sich mit solchen Versicherungen weder abgeben können, noch sie einzugehen geneigt wären, allein hier geben ihm wieder die Trade-Unions das Beispiel; denn diese unterstützen ihre Mitglieder im Falle der Arbeitlosigkeit ausreichend. Diese wesentlichste Aufgabe der Gewerkvereinsorganisation erfüllen die Hirsch-Duncker'schen Gewerkvereine nicht, die nur eine Kranken-, Invaliden- und Begräbnißkasse sind. Brentano wünschte eine regelrechte Arbeiterversicherung, keine Unterstützung von Arbeitern durch ihre Vereinsgenossen in Notfällen. Eine solche Versicherung aber kann nur dann Ersprießliches leisten, wenn sie erwächst aus dem auf wirtschaftlicher Basis ruhendem Versicherungswesen. Der Verfasser selbst hat für die praktische Ausführbarkeit einer Versicherung gegen Arbeitlosigkeit keine näheren Angaben gemacht. Denn der Hinweis auf die Trade-Unions scheint für die Sache kaum zu genügen. Aber er hatte durch seine Erörterung die Frage der Arbeiterversicherung mehr in den Vordergrund geschoben; denn in jenen Tagen forderten die Verhältnisse ein Eingreifen nach der bezeichneten Richtung. Schon im Oktober 1864 hatte L. Sonnemann auf dem Leipziger Vereinstage deutscher Arbeitervereine über Altersversorgung der Arbeiter auf Grund einer Versicherung durch Prämienzahlungen berichtet.

Während in Deutschland fast nichts in der Sache geschah, hatten in

England die Versicherungsgesellschaften mit der Arbeiterversicherung schon gute Erfolge erzielt. Die Versicherten zählten dort schon zu Beginn der achtziger Jahre nach Millionen. Zu den Versicherungsgesellschaften treten dort noch die auf Selbsthilfe beruhenden Friendly Societies und die Trade-Unions, die selbst in wirtschaftlich ungünstiger Zeit im Aufschwung waren, somit ihre Lebensfähigkeit und Leistungsfähigkeit erwiesen haben. Fast noch stärkere Hilfe als die Trade-Unions leistete damals aber schon die staatliche Postkassenversicherung in England, sodaß Ende der siebziger Jahre auch bei uns manche Stimmen laut wurden, die dem Beispiel dieser zu folgen rieten.

Neben seinen größeren Schriften hatte Brentano in der „Concordia" in vier Artikeln über die Konsolidirung der englischen Fabrikgesetzgebung berichtet (1876), hatte in den „Preußischen Jahrbüchern" die englische Chartistenbewegung geschildert (1873), jene unter Führung O'Connells und Feargus O'Connors (1838) entstandene, große sociale Bewegung, die das allgemeine Stimmrecht forderte, und gegen deren Agitation die bewaffnete Macht 1839 in Newport einschreiten mußte, die dann aber gegen die Abschaffung der Kornzölle auftrat und schon 1848 in ihrem Enthusiasmus erschöpft war. Ferner erörterte er in derselben Zeitschrift das Verhältniß der liberalen Partei zu den Arbeitern (1877) und wies in der Tübinger „Zeitschrift für Staatswissenschaft" auf Erscheinungen von Gewerbefreiheit im Mittelalter hin (1877).

In Deutschland hatte sich allmählich der Gedanke einer staatlichen Zwangsversicherung der Arbeiter Geltung verschafft. Brentano behandelte 1881 in einer kleinen Schrift diesen „Arbeiterversicherungszwang in seinen Voraussetzungen und Folgen". Er nimmt den Standpunkt ein, den er in seinem größeren Werke begründet hatte, weist indessen auf die Gefahren hin, die nach seiner Anschauung dem Bestande unserer heutigen Kultur drohen, falls der Versicherungszwang, freilich in Verbindung mit anderen vom Verfasser als staatssocialistisch bezeichneten Maßregeln, zur Durchführung gelangen sollte. Nur im Zusammenhange mit der Gesamtordnung betrachtet vermag man socialpolitische Institutionen und Maßregeln vollständig zu würdigen. Deshalb hat Brentano das Arbeiterversicherungswesen richtig im Zusammenhang mit dem Armenrecht sowie mit der gesamten Erwerbs- und Wirtschaftsordnung behandelt. Es hätte aber auch gezeigt werden müssen, welchen Einschränkungen die Principien der Freiheit, der Gleichheit und der Verantwortlichkeit bei ihrer Wirksamkeit im Gesamtinteresse unterliegen. Die staatliche und die kommunale Armenfürsorge schränkt die individuelle Verantwortlichkeit schon ein, und hier liegt auch der Grund für eine Zwangsversicherung, selbst bei der heutigen Wirtschaftsordnung; denn eben um die Selbstverantwortlichkeit in Wahrheit wirksam zu machen, muß der Staat und die Gemeinde dazu kommen, die nichtbesitzenden Klassen, solange sie kräftig und gesund sind, zu zwingen, Teile ihres Einkommens bei

Seite zu legen, oder an zu diesem Behuf errichtete Versicherungsanstalten abzuführen, um dann in Zeiten von Krankheit und Invalidität aus eignen Mitteln zu leben. Erst nach dem Mißerfolge sämtlicher Versuche, die hier gemacht werden könnten, ist die Behauptung richtig, daß solcher Versuch ohne Garantie des Einkommens von Seiten des Staates nicht durchzuführen sei, nicht schon vor diesen Versuchen. Sollte man aber den Versuch schon dann als mißglückt betrachten, wenn ein Bruchteil der Arbeiter sich dem Zwange entziehen kann, oder wenn einem Teile der Versicherungspflichtigen die Wohltaten der Versicherung nicht stets auch während der Arbeitlosigkeit fühlbar werden! Den Unfallversicherungszwang hält Brentano deshalb für ausführbar, weil ein Unfall, der während der Arbeit eintritt, voraussetzt, daß der davon Betroffene einen Verdienst hat, aus dem die Prämie gezahlt werden kann; dasselbe ist auch beim Krankenversicherungszwang möglich, wenn der in Arbeit Stehende die Versicherungsprämie auf 1—3 Monate vorauszahlen muß; denn für diese Zeit erwirbt er dann doch das Anrecht auf Versorgung im Krankheitsfall, gleichgiltig bleibt es dabei, ob er während dieser Zeit erwirbt oder nicht. Auch kann durch Kartelle der einzelnen Kassenorte untereinander der Arbeiter beim Verlassen seines Kassenorts vor Verlust geschützt werden, oder es kann ihm die auf die Frist seiner Abwesenheit vom Kassenorte fallende Quote seiner vorausgezahlten Versicherungsprämie zurückerstattet werden. Allerdings können alle diese Arten von Versicherung, falls nicht Vorkehrungen dafür getroffen werden, daß auch in Zeiten der Erwerbslosigkeit die Fortzahlung der Prämien stattfindet, allzu leicht ihre Wirkung verfehlen. Die Arbeiter müssen für solche Fälle gleichfalls geschützt werden. Wenngleich Brentano zuerst gegen den Zwang, in Abweichung von seinen Gesinnungsgenossen im „Verein für Socialpolitik, protestirte, so hat er doch später den Unfall- und Invaliditätsversicherungsgesetzen zugestimmt, in deren Einführung Deutschland allen Kulturstaaten voranging.

Den Breslauer Lehrstuhl hatte Brentano 1882 mit dem Straßburger vertauscht, den er dann bis Ostern 1888 inne hatte. Wir finden ihn hier in der Westmark mit den gleichen Fragen beschäftigt, die er bisher so lebhaft in Angriff genommen hatte. Er wies schon 1882 auf die Geschichte und das bedeutsame Wirken des Unterstützungsvereins deutscher Buchdrucker hin, der seit 1866 besteht und mit seiner selbständigen Organisation eine Sonderstellung in der deutschen Gewerkvereinsbewegung einnimmt. Der „Verband deutscher Buchdrucker" hat von 1868 bis 1890 gegen 5,6 Millionen Mark an Unterstützungen gezahlt. Eine historische Studie konnte er der christlich-socialen Bewegung in England widmen (1883—84). Man begreift darunter die socialreformatorischen Bestrebungen einer Anzahl von Personen, deren seltene Hochherzigkeit und deren leidenschaftliche Hingabe an die Aufgabe, die sie sich selbst gestellt haben, stets das Interesse wachrufen wird. F. D. Maurice, J. M. Ludlow, Charles

Kingsley und ihre Genossen wollten das biblische Princip der Association zur Basis des gesellschaftlichen Lebens der Gegenwart machen.

Im Gegensatz zum Chartismus und zu allen anderen Parteien stehend, bekämpfen sie 1848 bis 1851 die moderne Gesellschaftsordnung, und Kingsley gab ihren Anschauungen in seinen Romanen Yeast (Hefe) und Alton Locke Ausdruck. Das durch Henry Maihew im „Morning Chronicle" geschilderte Elend der Londoner Schneider führte zur Schneider-Produktivassociation, der eine solche von Näherinnen folgte. Neben der Förderung anderer Handwerkerassociationen erlangte man deren gesetzliche Anerkennung (1852). Den Grund für den Mißerfolg, den die Produktivgenossenschaften hatten, erblickte man in der mangelhaften Bildung der Arbeiter, der das Londoner Working Men's College Abhilfe bieten sollte. In anderen Städten kamen solche Schulen aber nicht zu Stande. Diese Schule ließ indessen die Gründung von Arbeiterassociationen in den Hintergrund treten, doch förderte diese ganze Richtung die Gewerkvereinsbewegung und übte, wie Brentano hervorhebt, auf das englische Leben nachhaltigen ethischen Einfluß.

Die beabsichtigte Alters- und Invaliditätsversicherung für Arbeiter bewog ihn dann, das Problem im Jahre 1888 nochmals vom Standpunkte des „Preußischen Landrechts" aus in seiner Bedeutung zu erfassen, indem er an Bismarcks Aeußerung, in seiner Rede vom 9. Mai 1884, vom „Recht auf Arbeit" anknüpfte und dann die bis dahin unternommenen Lösungsversuche prüfte, so u. A. den Versicherungszwang der Bergleute. In England haben wir die Freiwilligkeit als Grundprincip der Arbeiterversicherung, in Frankreich steht der Beitritt zu der von Napoleon III. (1850) geschaffenen Altersrentenkasse den Arbeitern frei, nur die Arbeiter in den Staatsbetrieben sind zwangsweise versichert; die Kasse soll die Ausfälle selbst decken, wenn die Arbeiter in Folge von Krankheit mit den Prämienbeiträgen im Rückstande bleiben; dagegen verloren die Mitglieder der deutschen Knappschaftskassen für Bergleute, bei irgendwie veranlaßter Nichtzahlung von Prämien, die Rente. Obwohl Brentano die social-politische Bedeutung der Versicherung keineswegs unterschätzt, so spricht er seine Ueberzeugung auch an dieser Stelle dahin aus, daß erst durch die Uebertragung der Regelung des gesamten Arbeitsverhältnisses auf die Berufsgenossenschaften, der folgerechte Ausbau der deutschen Socialpolitik seinen Abschluß erreichen werde. In der abgeschlossenen Lage und bei der längst erlangten inneren politischen Einheit Englands hat sich aus den harten Erfahrungen der Klassenkämpfe, dort eine freiheitlich begründete Neuordnung des Arbeitsverhältnisses entwickelt, in Deutschland ist im Interesse der nationalen Machtstellung des Staates und im Interesse der Arbeiter selbst, wie Brentano hier zugab, eine Ordnung von Seiten der Regierenden geboten, um den Arbeitern an den Segnungen der fortschreitenden Kultur Anteil zu geben.

In den Schriften des „Vereins für Socialpolitik“ hat Brentano neben dem Lehrlingswesen insbesondere die Frage der Sicherung und Fortbildung des Arbeitsvertrags geprüft und zu fördern gesucht. Er geht davon aus, daß Arbeitgeber wie Arbeiter in festen Vertretungen organisirt sein müssen, um sich in Streitfällen zu einigen. In England ist man durch Kämpfe zur genügenden Organisation und deren gegenseitiger Anerkennung in der Hauptsache gelangt; wir können hier auch die Entwickelung in den Vereinigten Staaten erwähnen, wo wir seit 1900 sehen, wie im Maschinenbau, im Zeitungsgewerbe, im Bergwerksbetrieb die großen Unternehmerverbände zu gemeinsamen Schiedsgerichten mit den von ihnen anerkannten Arbeiterverbänden gelangt sind. Brentano schlägt unter der Voraussetzung solcher festen Organisation selbst die eventuelle Haftung für den Bruch kollektiver Verträge vor.

Schon um die Mitte der achtziger Jahre begann den Forscher die Gestaltung der zukünftigen deutschen Handelspolitik lebhafter zu interessiren, und zugleich erregte die moderne „Fabrikfeudalität und der Fabrikantenadel“ neben den „Kartellen“ seine Beachtung. Er hatte als Nachfolger Lorenz von Steins, des Schöpfers der modernen „Verwaltungslehre“, Ostern 1888 die Professur der Nationalökonomie an der Wiener Universität übernommen, doch ging er ein Jahr darauf schon nach Leipzig, um Ostern 1891 den dortigen Lehrstuhl mit dem an der Münchener Hochschule zu vertauschen, wo er gegenwärtig als Senior der staatswissenschaftlichen Fakultät und Direktor des „staatswirtschaftlichen Seminars“ wirkt.

Im letztverflossenen Jahrzehnt hat Brentano, wenngleich er noch lebhaft sich mit den socialpolitischen Aufgaben der Zeit beschäftigte, sich besonders dem Studium agrarpolitischer Probleme zugewandt, die er in seiner eindringenden gründlichen Art erfaßte. Diese Dinge und die daran sich anschließenden Debatten führten ihn dann zu der Frage: „Agrarstaat oder Industriestaat?“ und zur Bekämpfung hoher Getreidezölle, im Interesse einer künftigen, gesunden deutschen Handels- und Socialpolitik. In den Arbeiten über die klassische Nationalökonomie (1888), über die Ursachen der heutigen socialen Not (1889), über die Stellung der Gebildeten zur socialen Frage (1890) und in der Darlegung seiner Polemik mit Karl Marx (1890) spricht ein Gelehrter und zugleich ein warmherziger, vom festen Optimismus getragener deutscher Patriot seine in ernstem Denken und Forschen gewonnenen Ueberzeugungen aus; auch zur internationalen Fabrikgesetzgebung äußert er seine Anschauungen. Die schon im Jahre 1876 als Gelegenheitsschrift publicirte Studie: „Ueber das Verhältniß von Arbeitslohn und Arbeitszeit zur Arbeitsleistung“ bearbeitete Brentano gänzlich von Neuem (1893). Er war damals den Ratschlägen des Handelsministers an die preußischen Oberbergämter entgegengetreten, durch Herabsetzung der Gedingesätze höhere Arbeitsleistungen zu erzielen, wie dem gleichen Rate des preußischen Finanzministers Camphausen an die privaten Unternehmer. In der neuen Untersuchung behandelt

er dies fundamental wichtige Problem: Höherer Lohn und größere Arbeitsleistung bedingen sich gegenseitig. Diesem schon von Adam Smith und einigen seiner Vorgänger aufgestellten Satze war die Lehre des 17. und 18. Jahrhunderts gerade entgegengesetzt, und auch heute noch taucht besonders in kulturell rückständigen Ländern und Arbeitszweigen die Ansicht auf, Lohnerhöhung führe notwendig zu geringerer Anspannung der Kräfte. Brentano zeigt nun, wie durch allmähliche Steigerung des Lohnes die physischen und geistigen Kräfte des Arbeiters wachsen, und wie mit dessen Bedürfnissen zugleich die Möglichkeit von deren Befriedigung wächst; der Massenkonsum bringt somit die Möglichkeit, einmal den Arbeiter besser zu entlohnen, als auch die durchschnittliche Arbeitszeit herabzusetzen und gerade dadurch die Arbeitsleistung zu erhöhen. Die Arbeiterschutzgesetzgebung gab hierzu den Anlaß. Der Arbeiter wird dadurch befähigt, den veränderten Produktionsbedingungen entsprechend, intensiver zu arbeiten. So bringt die verbesserte Produktionstechnik und Organisation der Arbeit dem Unternehmer, trotz der erhöhten Löhne, Gewinn. Der Autor stützt diese Sätze mit gut vorgeführten statistischen Belegen. Die verkürzte Arbeitszeit ist auch eines der Mittel, um die Arbeitlosigkeit zu mindern. Die Kehrseite des modernen Produktionsprocesses, den schnelleren Verbrauch der Arbeitskraft, bei gesteigerter Intensität der Arbeit, hat Brentano nicht betrachtet. So kommt es, daß diese weitgehende Frage nicht von allen Seiten behandelt worden ist, woran zum großen Teil der Mangel genügender statistischer Grundlagen die Schuld trägt, da wir nichts Sicheres über das Verhältniß der Betriebe mit Mehreinstellungen von Arbeitskräften zu denen wissen, die solche Mehreinstellungen nicht vorzunehmen pflegen. Höheren Lohn und kürzere Arbeitszeit verlangt der Verfasser für den modernen Arbeiter im internationalen Wettbewerb, dies entspricht ihm der vollkommeneren Ausrüstung des modernen Soldaten. Brentano hat in dieser Schrift eine „Volkswirtschaftslehre" aus seiner Feder verheißen, von deren Erscheinen die Wissenschaft mit gutem Grund mannigfache Förderung erwarten darf.

Mit einer Arbeit über die Wirkung des „Anerbenrechts", d. h. des Rechts, wonach der ländliche Grundbesitz auf einen Erben, zu mäßigem Anschlag übergeht, auf das Grundeigentum (1895) leitete Brentano die Reihe seiner Publikationen auf dem agrarpolitischen Gebiete ein. Es folgte seine Agrarpolitik, erster Teil, (1897) ein Lehrbuch, das, nach seinen Vorlesungen über diesen Gegenstand herausgegeben, eine theoretische Einleitung in die Agrarpolitik bietet.

Wenn aus der Volkswirtschaftspolitik in neuerer Zeit beinahe eine wirtschaftliche Verwaltungsgeschichte geworden ist, so hat man dabei allzusehr die Natur der Dinge und die Beschaffenheit der heutigen Menschen außer Acht gelassen, und da die wirtschaftsgeschichtlichen Untersuchungen auch vielfach die Darstellung der mit den geschilderten Maßnahmen erreichten Er-

folge oder erlittenen Mißerfolge nicht bieten, so kommt es, daß Institutionen der Vergangenheit, insbesondere wenn sie sich an große Namen knüpfen, dem realen Begehren der Gegenwart zur Verhüllung dienen müssen. Es soll aber auch die Natur der Dinge in specieller Anwendung auf die wirtschaftlichen Elemente betrachtet werden, mit denen die einzelnen Wirtschaftszweige es zu tun haben. In den Mittelpunkt seiner Betrachtungen stellt Brentano den Monopolcharakter des Bodens, aus dem sich ihm zahlreiche Folgerungen ergeben, nach seiner Fläche und Lage, in geographischer und klimatischer Beziehung. Dieser Monopolcharakter wird noch gesteigert, wenn in Folge des Bestehens von Fideikommissen und Anerbenrecht die Zahl der zum Verkauf kommenden Grundstücke künstlich noch weiter beschränkt wird. Die Tatsache, daß in Deutschland vor dem Auftreten des amerikanischen Getreides auf dem europäischen Markte sich die Grundbesitzpreise von 1820 bis 1877 stetig steigerten, war auf die ganze Gestaltung unserer agrarischen Lage und auf deren Veränderung durch eben diese Konkurrenz von tief einschneidender Bedeutung, und so konnten Forderungen gestellt werden, wie die von Dr. Ruhland, der eine Aufhebung des freien Verkehrs in Grund und Boden, im Interesse des Grundbesitzes verlangt, oder wie sie die „Berliner Agrarkonferenz“ 1894 zur Verschärfang des Monopolcharakters des Bodens erhob, in Fideikommissen, im Anerbenrecht und in der Festsetzung einer Verschuldungsgrenze. In einem zweiten Bande beabsichtigt der Autor die Verfassung und den Zustand der deutschen Landwirtschaft im 18. Jahrhundert zu schildern, während ein dritter Band die Agrargesetzgebung des 19. Jahrhunderts und ihre Wirkungen zeigen soll.

Seine weiteren Arbeiten zur Agrarpolitik hat Brentano zusammengefaßt in den „Gesammelten Aufsätzen“ (1899), die den Untertitel „Erbrechtspolitik, alte und neue Feudalität“ tragen. Diese Studien werden eingeleitet mit einer Untersuchung über das droit d'aînesse unter der Restauration, als man aus politischen Gründen, um einen den restaurirten Bourbonen getreuen Adel zu bilden, das gleiche Erbrecht, [das die Revolution in Frankreich, wenn auch nicht geschaffen, so doch gesetzlich durchgeführt hatte, abzuschaffen unternahm. Der Versuch scheiterte, aber immer wieder traten reaktionär gestimmte Agitatoren auf, die das Erstgeburtsrecht im ländlichen Grundbesitz als ein sociales Heilmittel, freilich ohne Erfolg verkündeten. Die Lage der ländlichen Grundeigentümer in Frankreich ist denn heute auch bei Weitem dem Zustande dieser Klassen in England überlegen; denn dort hat sich das Grundeigentum, wie in einem zweiten Aufsatz im Einzelnen ausgeführt wird, seit dem Ende des 17. Jahrhunderts unter dem Einflusse der Primogeniturerbfolge und der Substitutionen in fortschreitendem Maße in wenigen Händen koncentrirt. Die Steigerung der Bodenpreise ohne gleichzeitige adäquate Steigerung des Bodenertrags ist die eine Ursache des Untergangs des englischen Bauernstandes. Diese Steigerung war verursacht durch die hohen Monopolrenten, die der Boden zur Zeit der Kon-

tinentalsperre abwarf, ferner durch die auch bei bäuerlichem Besitz geltende Primogeniturerbfolge und die fideikommissarischen Substitutionen, endlich durch die Unmöglichkeit der Bauern, mit den Kapitalisten im Landkauf zu konkurriren, da diese wegen der mit dem Grundbesitz verbundenen politischen und socialen Vorteile für die wenigen noch zum Verkauf kommenden Ländereien exorbitante Preise zahlten. Ein zweiter Grund lag darin, daß die englischen Bauern, insbesondere zu Beginn des 19. Jahrhunderts, nicht fähig waren, die technischen und wirtschaftlichen Fortschritte zu machen, durch die sie sich den veränderten Verhältnissen hätten anpassen können. So war es für sie unmöglich, unabhängig zu bleiben. Die Frage, weshalb in Altbayern bäuerlicher Grundbesitz herrscht, wird sodann vom Verfasser damit beantwortet, daß er die bayrische Bauernbefreiung mit der preußischen vergleicht und vor Allem die großen Vorteile, die die erstere den Bauern brachte, heraushebt. So hat die bayrische Bauernbefreiung das Princip der Ablösung durch Landesabtretung niemals gekannt, die Grundherren hatten mithin niemals Gelegenheit, die grundbaren Bauernhöfe einzuziehen, ferner wurden die Naturalfrondienste und andere Lasten, die in Preußen abgelöst werden mußten, in Bayern ohne Entschädigung der Berechtigten beseitigt, endlich hatte der bayrische Bauer nur den 18fachen Betrag der schuldigen Rente an Geldentschädigung zu entrichten, während der preußische Bauer das 25fache leisten mußte. Die Abgabe wurde dabei, bei Gelegenheit ihrer Umwandlung aus einer Grundabgabe in einen Bodenzins um 28 Procent reducirt. Aber der Umstand, daß kein Ablösungszwang gesetzlich eingeführt wurde, ist der Grund, daß heute teilweise noch die Bodenzinslast fortbesteht. Sie bildet, da sie von Seiten des Staates unkündbar ist, eine sehr bequeme Art der Verschuldung für die bäuerlichen oder sonstigen Bodenbesitzer. Daran schließt sich eine Studie über die Agrarreform in Preußen, als deren geistiger Vater Justus Möser erscheint, der in der Reaktion gegen die Ideen des ausgehenden 18. Jahrhunderts das Schwergewicht des Staates bei den Grundbesitzern fand und seine Vorstellungen von Hörigkeit darauf gründete. Nun ist die Entwickelung in entgegengesetzter Richtung von Mösers Idealen vor sich gegangen, aber in der neuesten preußischen Agrarreform triumphirt dessen Agrarprogramm über den Geist der Stein-Hardenbergischen Gesetzgebung durch die Rentengesetzgebung, die eine Verstaatlichung von Grund und Boden als letztes Ziel anstrebt, der dann unter der Oberaufsicht von Großgrundbesitzern, durch bodenzinspflichtige Erbpächter bewirtschaftet werden soll. Da die bäuerliche Bevölkerung aber dieser Oberaufsicht widerstrebt, so ist wohl auf eine erhebliche Vermehrung von Rentengütern nicht zu hoffen, eine Oberaufsicht aber durch den Staat ist schon die Verwirklichung eines socialistischen Ideals, und dem gegenüber würde sich der Widerstand erheben. In diesem Zusammenhange wird auch das neue westfälische Anerbenrechtsgesetz der Kritik unterzogen und insbesondere die Zerreißung des Landes in die zwei Teile des unmittel-

baren und mittelbaren Erbrechts als ein Mittel hingestellt, das die Familien entzweien und endlich in den Benachteiligten den Gedanken reifen lassen muß, der Staat könne ja, wenn er die einzige Wurzel des Erbrechts ist, dieses gänzlich abschaffen. Solche Konsequenz der Gesetzgebung erscheint Brentano als überaus bedenklich. Auch gegen die gesetzliche Einführung der Anerbfolge in Bayern (1894) hat sich der Verfasser in der bündigsten Weise gewendet. Den Schluß des Bandes bildet eine Darstellung des grundherrlichen Charakters des hausindustriellen Leinengewerbes in Schlesien. In dem Bestreben, die wirklichen Kausalzusammenhänge historischer Entwickelung aufzudecken, fand Brentano den Gedanken, die Organisation des schlesischen Leinengewerbes auf dem Lande beruhe auf der Gutsherrlichkeit. Aus dieser Ursache erkläre sich die dortige rückständige Technik sowie die Vergeblichkeit aller Zwangsmaßregeln der Regierung, durch die sie bestrebt war, die Konkurrenzfähigkeit der schlesischen Leinenindustrie mit der Technik freierer Völker aufrecht zu erhalten. Auch die Maßnahmen Friedrichs des Großen erscheinen ihm nicht als geeignet, diese Industrie auf die Dauer zu fördern, wie deren geringer Erfolg es auch zeigte. Alle Momente, deren Resultat die Webernot ist, haben nach Brentano zur Ursache die Unfreiheit. Grünhagen und Werner Sombart griffen seine Argumentation an, und so hatte er diese seine Hypothese gegen sie zu verteidigen, eine Verteidigung, die er sehr geschickt zu führen verstanden hat.

Wie für freien bäuerlichen Grundbesitz, so tritt Brentano auch für das Koalitionsrecht der Arbeiter ein, im Sinne einer gerechten Behandlung der verschiedenen Klassen von Seiten des Staates.

Erregte Debatten nnd lebhaften Widerspruch in der Oeffentlichkeit hatte Ende der neunziger Jahre Brentanos Behauptung erregt, der fortschreitende Uebergang Deutschlands zum überwiegenden Industriestaat gefährde in keiner Weise die Wehrfähigkeit des Reiches. Um seine Behauptung zu stützen, machte er sich in Gemeinschaft mit seinem Schüler Dr. Robert Kuczynski an eine exakte Untersuchung der Grundlagen der deutschen Wehrkraft. (1900.) Er ging von der Frage aus: Wie viel Mann liefert tatsächlich die zu verteidigende Fläche? Je nachdem dieser Betrag größer oder geringer ist, um so größer oder geringer ist auch die Wehrfähigkeit, denn nicht die relative Zahl der Mannschaften, sondern die absolute Zahl der Mannschaften ist im Kriege entscheidend. Es ist nun weiter zu fragen: Ist bei der nicht-landwirtschaftlichen Berufsgliederung die Menge der Waffenfähigen beeinträchtigt worden? Die Berufsstatistik von 1895 und die Rekrutierungsstatistik von 1893/94 bis 1895/96 geben darauf folgende Antwort: Bei einem Reichsdurchschnitt von 468,6 ausgehobenen Mannschaften auf 1000 qkm stammten 571,5 aus überwiegend industriellen und nur 341,7 aus den überwiegend agrarischen Gebietsteilen. In den Ersatzjahren 1893/94 bis 1895/96 haben die industriellen Distrikte 512041 Rekruten, die landwirtschaftlichen aber nur 247945 Rekruten hergegeben.

Es ist damit bewiesen, daß die industriellen Bezirke zur Zeit den an sich größeren Ersatz liefern und für die Heeresergänzung die hervorragende Bedeutung gewonnen haben. Zudem hat Brentano auch das Verhältniß der Gebiete mit freier Teilbarkeit und mit Gebundenheit des Grundbesitzes, mit Klein- und mit Großbesitz zu einander, hinsichtlich ihrer Rekrutenzahl untersucht. Die größere Bevölkerungsdichtigkeit in den industriellen Gebieten verschafft diesen gegenüber den loser besiedelten Bezirken mit überwiegender Landwirtschaft die ausschlaggebende Stellung für die Wehrkraft des Reiches. Die geringere Zahl der Tauglichen im Verhältniß zur Zahl der Wehrpflichtigen würde nach Brentano nur dann eine Gefahr bedeuten, wenn nicht der Ausfall durch die bei weitem größere Zahl der Wehrpflichtigen ausgeglichen würde. Mithin hat die [absolute Wehrkraft des Reiches sich eher gehoben als verringert. Dr. Kuczynski mußte bei seinen Untersuchungen der relativen Wehrkraft, d. h. der Tauglichkeit, bei der industriellen Bevölkerung eine um etwas ungünstigere Stellung für wahrscheinlich erklären, wenn schon „im Einzelnen sich die Maximal- und Minimalanteile der Tauglichen sowohl bei überwiegend landwirtschaftlichen, als auch bei vorwiegend industriellen Gebieten finden". — Die Frage ist mit den heutigen statistischen Unterlagen nicht völlig zu entscheiden, es bedarf dazu erst einer feingegliederten Statistik des Ersatzgeschäfts nach Beruf und Herkunft der Stellungspflichtigen. Trotz der durch hygienische Vorkehrungen verminderten Sterblichkeit in den großen Industriestädten, die kleineren haben noch zu große Sterblichkeitsziffern, wird man im Allgemeinen dem Landleben hinsichtlich der Förderung leiblicher Gesundheit den Vorzug geben müssen. Die moralische Tüchtigkeit des Ersatzes ist bei den Untersuchungen nicht berücksichtigt worden. Die zweite Grundlage der Wehrkraft liegt aber in den Steuerbeträgen, die zu ihrer Erhaltung aufgebracht werden müssen, und auch hier ist die Quote, die von den industriellen Bezirken gezahlt wird, weit größer als der Anteil der landwirtschaftlichen Distrikte an der Deckung des Heeresbudgets.

Die Kontroverse, ob und in welchem Maße Deutschland vom Agrarstaate zum überwiegenden Industriestaate übergehe, ist eine der wichtigsten, die die deutsche Gegenwart bewegt, und Brentano hat namentlich mit Adolf Wagner darüber gestritten, ob diese gegenwärtig starke Bewegungstendenz von der Handelspolitik gefördert werden muß. Gestützt auf die Ergebnisse der Statistik der socialen und wirtschaftlichen Verschiebungen der letzten 25 Jahre, schildert er diese Tendenz, er erklärt sie aus der Bevölkerungszunahme und dem Aufsteigen der Technik, aus dem Gesetz des abnehmenden Boden- und des zunehmenden Industrieertrages und überblickt mit Hilfe der landwirtschaftlichen Preisstatistik die gegenwärtige Lage unserer Landwirtschaft. Somit erscheint ihm der Uebergang Deutschlands zum Industriestaat vollzogen, und für sein Wachsen an Volkszahl und Wohlstand in der Zukunft liegt nur der eine Weg offen: Die steigende Fabrikaten-

ausfuhr und die wachsende Lebensmitteleinfuhr muß fortdauern und sich noch heben. Da nur 270 Millionen Menschen auf reichem industriellen Boden leben, dagegen 1200 Millionen auf armem agrarischen Boden, so liegt keine Gefahr für uns vor; denn die wachsende Aufnahmefähigkeit der 1200 Millionen giebt unserer Ausfuhr für unabsehbare Zeit freien Spielraum, und industrielle Staaten sind, wie er gezeigt hat, ebenso wehrhaft wie Ackerbaustaaten. Eine künstliche agrarische Rückbildung Deutschlands erklärt er für einen politischen Selbstmord; denn durch teure, unzureichende Ernährung verursache sie einen Rückgang der Bevölkerung. Er verwirft alle agrarischen Zölle, denn über deren Berechtigung, wie er an anderer Stelle hervorhebt, beginnt selbst, trotz der Annahme des neuesten Zolltarifs, die Diskussion erst bei uns, weil das Ziel, um dessentwillen man den unteren Klassen diese Opfer auferlegt, d. h. die Deckung des Getreidebedarfs durch die heimische Produktion, bei der heutigen deutschen Bevölkerungsziffer unerreichbar ist. Deshalb wünscht er möglichst freien Verkehr mit dem Auslande. Adolf Wagner, der mit Brentano in der socialpolitischen Richtung zusammentrifft, aber mehr zur Hemmung der industriellen Entwickelung rät, um Deutschland hinsichtlich des Kornbedarfs unabhängiger von seinen überseeischen Getreidelieferanten zu halten, hat mit Unrecht ihm den Vorwurf gemacht, er stehe auf dem von der modernen Wissenschaft längst verlassenen Standpunkte Bastiats, während doch Brentano, losgelöst von jeder doktrinären Theorie, auf Grund der Tatsachen zu seinen Vorschlägen gelangt ist. Allein hier treffen zwei in ihrer Grundauffassung verschieden geartete Forschernaturen aufeinander, und alle Sorgfalt der Methoden kann den Gegensatz des Optimisten zu dem kritischen Pessimisten, des liberalen zu dem konservativen Denker nicht aufheben. Schmoller nimmt zwischen den Streitenden die Mittelstellung ein. Eine kräftige Landwirtschaft, eine Erhaltung und Mehrung des Bauernstandes neben weniger raschem Tempo beim Uebergang zum Industriestaat wünscht er; denn, und dieses Argument wird man unbedingt anerkennen müssen: der schnelle Rückgang und Fall vieler älterer Industrie- und Handelsstaaten wurde namentlich dadurch verursacht, daß die allzu schnelle Entwickelung es nicht zur Ausbildung der Institutionen, Sitten und Rechtsformen kommen ließ, die die Gesundheit solcher Staatsgebilde garantiren können.

Wenngleich Brentano noch 1889 die Agrarzölle verteidigte, so hat er sich seitdem von ihnen abgewandt, er sieht einmal in ihnen eine Verteuerung der Nahrungsmittel für die Konsumenten und will dann den Vorteil der internationalen Arbeitsteilung in vollem Maße zur Geltung gebracht sehen; denn den Nutzen dieser letzteren findet er in der Erscheinung begründet, daß die landwirtschaftliche Produktion in allen Kulturstaaten der Gegenwart das Gesetz der abnehmenden Erträge aufweist, während umgekehrt die Industrie unter der Tendenz steigender Erträge steht. Die Klimaschwankungen, die von 35 zu 35 Jahren eintreten und fast allen Böden

gemeinsam sind, wirken ferner derart, daß feuchte Sommer im Seeklima Mißernten, und umgekehrt trockne Sommer in Gebieten mit Landklima, wie Rußland, Ungarn, Mißernten erzeugen, sodaß, wenn man durch Zölle die Einflüsse des Welthandels künstlich einzuschränken sucht, schon diese Klimaschwankungen die Schwankungen der Getreidepreise bedingen müssen. Um nun die großen Preisschwankungen zu hindern, ist der beste Weg der, daß man nur auf fruchtbarem Acker Getreide baut und den Mehrbedarf einführt. Die Richtigkeit dieser Behauptung hat Brentano an der Geschichte der englischen Getreidehandelspolitik dargetan. Für Deutschlands Gegenwart hält er den Freihandel für durchaus geboten.

Er hat vielfach auch in der Revue d'économie politique die Resultate seiner Studien seit 1889 veröffentlicht und sie so einem internationalen Leserkreise zugänglich gemacht; für Schönbergs „Handbuch der politischen Oekonomie" und für das „Handwörterbuch der Staatswissenschaften" Beiträge über die Gewerkvereine und die gewerbliche Arbeiterfrage geliefert. Der Abschnitt über die Gewerkvereinsbewegung in England, im zweiten Bande des Werkes von G. von Schulze-Gaevernitz „Zum socialen Frieden" ist gleichfalls seiner Feder entflossen. In Zeitschriften und in der Tagespresse pflegt er vielfach das Wort zu nehmen, wenn Gegenstände zur öffentlichen Debatte stehen, die seine Studien und Interessen berühren, und bei deren Erörterung sein Wort aufklärend zu wirken vermag. Während der Jahre 1877 bis 1880 war Brentano Mitherausgeber des „Jahrbuchs für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft" und bis 1888 an den von G. F. Knapp weitergeführten „Abhandlungen aus dem staatswissenschaftlichen Seminar zu Straßburg".

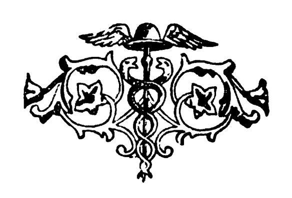
Er giebt gegenwärtig die „Münchener Volkswirtschaftlichen Studien" gemeinsam mit Walter Lotz heraus, die zumeist Arbeiten der Schüler der Herausgeber, in Form von Monographien bieten, sowie gemeinsam mit Em. Leser die „Sammlung älterer und neuerer staatswissenschaftlicher Schriften des In- und Auslandes".

Es ist ein wertvoller Ertrag der Arbeit, auf den der jetzt sechzigjährige Forscher und Lehrer blicken kann. Er hat in einem Aufsatz, den er im Frühjahr 1896 in der Zeitschrift „Cosmopolis" veröffentlichte, über die „Meinungsverschiedenheiten unter den Volkswirtschaftslehrern" Klage geführt. Neben den Schwierigkeiten der Erfassung des Tatsachenmaterials und seiner objektiven Deutung, deshalb weil der Forscher selbst ein Stück des von ihm untersuchten Problems darstellt, liegt ihm der tiefere Grund dieser Divergenz darin, daß viele gemäß ihren Wünschen und Idealen lehren, was sein soll, und sich nicht auf die Feststellung der Tatsachen und den Nachweis des ursächlichen Zusammenhangs beschränken, der die Tatsachen verbindet.

Brentano freilich, das wird Jedem deutlich, der sich in seine Schriften vertieft, greift eine Frage, die er behandeln will, energisch und streng methodisch an, er zeigt zunächst, was war, und warum es so war, wie es war,

er sucht die Gegenwart einer Institution aus ihrer Wurzel in der Vergangenheit zu verstehen, stellt sodann das gegenwärtig Seiende unter umfassendster Prüfung des Materials dar, und auf Grund dieser seiner Erkenntnis der Tatsachen der Wirklichkeit, von denen aus er rückwärts den gesamten Entwickelungsgang der Institution übersieht, haben seine Fingerzeige für die Zukunft die praktische Bedeutung und gewinnen so ihren Wert. Da ihm, wie er es ausspricht, von Jugend auf als Pflicht eingeprägt ward, rückhaltlos nach Erkenntniß der Wahrheit zu streben, so sind seine Lehren nicht der Ausgangspunkt, sondern vielmehr das Ergebniß seiner wissenschaftlichen Forschung. Freilich, wer vermöchte seine Forderung zu erfüllen, daß der Forscher sich selbst gleichsam den Tatsachen gegenüber auslöschen solle! Fürwahr, eine unmögliche Leistung; denn gerade auf der Stärke der Individualität der Begabung und des Charakters ruht ja der Erfolg des Forschenden.

Wir werden also auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften für die nächste Zukunft noch darauf verzichten müssen, selbst bei strengster methodischer Arbeit und möglichst weitgehendem Ausschluß der subjektiven Hemmungsmomente, stets völlig übereinstimmende Deutungen wirtschaftlicher und politischer Tatsachenbestände zu erhalten, aber wir dürfen uns von Herzen freuen, Männer zu besitzen, die wie Brentano, trotz aller Objektivität ihrer Forschung, einen so scharf umrissenen individuellen Charakter zeigen, mit dessen liberaler Grundfärbung das socialpolitische Element als Ergebniß einer Lebenserfahrung fest verbunden ist. Der sittliche Adel, der diesem Führer einer ganzen Richtung in der Staatswissenschaft innewohnt, macht ihn persönlich um so liebenswerter. Die Wissenschaft aber darf noch reiche Früchte seines Fleißes erhoffen.





Johann Peter Melchior.

Von

Karl Hans Strobl.

— Brünn. —

Ein harter Spätwintersonnenschein flirrte über dem Park von Nymphenburg. Es war ein leises Knirschen in der scharfen Luft, als ob die steifgefrorenen Atome gegeneinanderstießen und dem Ohr eine erste Ahnung von der wundersamen Harmonie des Bewegungsgesanges der Welten, der Musik der Sphären geben wollten.

Johann Peter Melchior schritt über die leicht mit Schnee gepuderten Parkwege und dachte, daß an einem solchen Tage wohl zum ersten Male in den Gehirnen Leukipps und Demokrits die atomistische Welterklärungshypothese aufgetaucht sein mochte.

Was sind die Welten? Luftstäubchen im Großen, die von irgend einem Ungeheuer aus dem feurigen Schlund der Ewigkeit ebenso eingeatmet und wieder ausgestoßen werden, wie die Teilchen der Luft von uns.

Aber die Philosophie hielt Johann Peter Melchior nicht allzu lange fest. Ein leises Schmunzeln zögerte über sein faltiges altes Gesicht, und er begann wieder, vor sich hin murmelnd:

Da Du, Leukothea, dem weißen Bett entstiegst
Und an den Wagen Deine Silberschimmel spanntest,
Den ganzen weiten Himmel morgendlich entbranntest,
Wie einer Schäf'rin Wang', die Du in Schlummer wiegst,

Da alle Blumen schon des süßen Lichts begehrten
Und auch des Gartens Duft gekräuselt zu Dir wallte
Und aller Vöglein Sang zu Deinem Preis erschallte,
Die süßer Sehnsucht voll zu Deinen Hainen kehrten,

Da schritt auch Daphne in der sanften Schönheit Prangen
Aus ihrer Hütte Tür, dem Morgenlichte gleichend,
Wenn es des düster kalten Ostens Nacht entweichend
Emporsteigt mit der Rosen holder Last umhangen.

So schwebte Daphne .....

Melchior blieb stehen und setzte den Stock, den er auf dem Rücken hielt, in pendelnde Bewegung. Der Sonnenstrahl, der funkelnd auf dem goldenen Knauf des Stockes lag, sprang erschreckt zurück. Immer wieder versuchte er es, sich auf seinen Platz niederzulassen. Aber der Stock blieb jetzt in Schwingung und gestattete kein behäbiges Drauﬂiegen mehr.

Das war ein Zeichen, daß Melchior angestrengt nachdachte. „So schwebte Daphne .... mit des Falters Flügeln ....“

Nein, das ging nicht ... das war noch zu wenig zart. Daphne mußte noch zarter schweben.

„So schwebte Daphne ... mit des Zephyrs Flügeln.“

Melchior blieb stehen und zog den Stock hervor. Er stocherte mit der Spitze im Boden und lächelte ein weltverlorenes Greisenlächeln. Wie schön das war: „mit des Zephyrs Flügeln.“

Das Wort wurde größer vor ihm und rundete sich und bekam einen silbernen Klang. Er entsann sich, dies Wort einmal auf den Untertassen eines Kaffeegeschirrs gesehen zu haben. Ein leichter geflügelter Gott und zu seinen Füßen, in den Wolken, stand mit zierlicher Verschnörkelung: Zephyr. Auf jeder der sechs Tassen in einer anderen Farbe: rosa, grün, gelb, blau, dunkelrot und lila. Ja — jetzt wußte er es ganz genau. Das war in der Rosenlaube zu Höchst gewesen. Der lustige Abbé Prévost, noch ein Anderer und drei Damen. Wer waren die Drei? Das wußte er doch schon nicht mehr. Halt doch! Die eine hieß Klotilde ... die zärtliche Klotilde; sie liebte himmelblauen Sammet und chinesisches Porzellan. Sie war zärtlich und keusch, doch liebte sie chinesisches Porzellan mit aller Kraft ihrer schönen Seele. Man sagte, daß Prinz Georg, als er bei ihr seiner Wünsche Ziel nicht erreichte, nach China fuhr und ganze Berge Porzellan von dort heimbrachte, mit denen er sich Klotildens Liebe erkaufte.

Melchior versuchte sich das Gesicht der schönen Klotilde vorzustellen. Es gelang ihm nicht; er hatte nur das Knistern von Seidenstoffen im Ohr und glaubte die leichte Ausdünstung ihrer feuchten Haut zu riechen, die er verspürte, als sie sich damals über ihn beugte.

In der Rosenlaube zu Höchst!

Es war schwül in der kleinen Laube, die von den beständigen Dünsten der Rosen erhitzt war. Die Sonne stand hoch über der Laube, und die Rosen glühten. Abbé Prévost erzählte pikante Geschichtchen, — Niemand verstand dies mit solcher Grazie wie er — und die Frauen lachten. Ein silbernes, feines Lachen, wie wenn dünne, ganz dünne Sèvrestassen gegen

einander klingen. Dann spielten sie ein heiteres, harmloses Spiel. Sie legten die sechs Tassen mit den Unterseiten nach oben und schoben sie einander wechselweise zu. Dann mußte erraten werden, welche Farbe das Wort Zephyr auf der verdeckten Tasse hatte. Und wer daneben riet, mußte eine Geschichte erzählen.

Ach, wie lachten sie über die Geschichten des Abbé.

Der lustige Abbé Prévost . . . sein bester Freund. Mit dem sarkastischen Zug um den Mund und dem Schönheitspflästerchen auf der linken Wange. Ah, er sah auch dies lang vertraute Gesicht nicht mehr deutlich. Es zerflatterte ihm sein Bild in alle Einzelnheiten, eine etwas knollige Nase, scharfblitzende, schwarze Augen . . . .

Johann Peter Melchior stand auf den schneeüberdeckten Winterwegen des Parkes und lächelte seiner Vergangenheit zu. Das vor Alter verschrumpfte Männchen verschwand fast in dem ungeheuren Winterpelz, die in dicken Handschuhen steckenden Hände kritzelten zittrig mit dem altmodischen Gehstock im Schnee.

Ach damals . . in der Rosenlaube zu Höchst . . in seiner kraftvollen Männlichkeit . . . .

„Da Du Leukothea dem weißen Bett entstiegst . . . .“

Und auf der gleichmäßig weißen, ununterbrochenen dünnen Schneeschicht vor ihm kritzelte er mit der Metallspitze seines Stockes fünfmal, sechsmal, zehnmal das Wort: „Zephyr“. In der Farbe des hartgefrorenen dunkeln Erdreichs, das der Schnee nur leicht verhüllte, zeigten sich die Züge einer welken Greisenhand. Eine doppelte Vergangenheit sprach aus ihnen . . . . die Vergangenheit des Menschen und die Vergangenheit — seiner Schrift. Seltsam-altmodische, verschnörkelte Schriftzeichen, ein wenig wacklig und kopfbaumelnd durcheinander.

Welches Jahr war nun wohl? Ach ja . . . . 1825. Johann Peter Melchior konnte sich an die neuen Ziffern garnicht mehr recht gewöhnen. Wenn er Hand und Hirn zu der neuen Jahreszahl gezwungen hatte, war das Jahr meist schon herum. 1825! Ja . . . also . . . das waren also dreiundachtzig Jahre.

Dreiundachtzig Jahre war er alt!

Und sinnend schrieb er mit der Spitze seines Stockes neben jedes „Zephyr“ die Zahl 83 . . . Sinnend und sorgfältig. In ganz sonderbar eckigen Ziffern. Das Lächeln war aus seinem Gesicht verschwunden. Er hatte nun nicht mehr das Bewußtsein der Fülle seiner Vergangenheit, sondern nur das ihres leeren Endes.

Der Gärtner ging vorbei, zog mürrisch an seiner Mütze und brummte etwas, mit einem unwilligen Seitenblick die Zeichen im Schnee streifend. Melchior dankte dem unwirschen Gruß nicht. Er wußte, daß ihn die Parkaufseher und Gärtner nicht gern sahen, seit er nicht mehr Direktor der Porzellanfabrik war und seit er im Ruhestande lebte.

Die erzwungene Ruhe . . . das war sein heißester Schmerz. Er fühlte noch Schaffensfreude und Schaffenskraft in sich und durfte sie nicht mehr zur Tat werden lassen. Wenigstens öffentlich nicht. Aber in seinem Schreibtisch lag eine Reihe von Dichtungen, schön, formvollendet und galant, daß ihm Abbé Prévost dafür die Hand gedrückt hätte. Und dann seine lieben Geheimnisse in Biskuit. Melchior lächelte wieder, schritt weiter und begann:

„Da Du, Leukothea, dem weißen Bett entstiegst . . .“

Da war er an dem Gittertor der Parkmauer. Draußen zog sich die Landstraße vorüber, auf der eben ein Bauernwagen rasselnd vorüberfuhr. Melchior wartete ein wenig und fuhr dann fort:

„Da schritt auch Daphne in der Schönheit Prangen
Aus ihrer Hütte Tür, dem Morgenlichte gleichend . . .“

Ein mißtöniger Lärm flog über die weite Winterlandschaft her. Gebrüll . . . Lachen . . . Singen.

Was denn wieder?!

Ein Trupp von jungen Leuten kam die Landstraße daher. Sie schritten im gleichen Takt über die hartgefrorenen, tief ausgefahrenen Geleise der Straße und sangen. Dazwischen brüllte einer mit einer tiefen Stimme Kommandoworte oder Scherze, über die sie alle in Lachen ausbrachen. Die wilde Schaar kam rasch näher. Die Flügelleute schlugen mit ihren dicken Knotenstöcken in die Büsche am Rande der Straße, daß der feine Schnee funkelnd umherstäubte. Drüben . . . jenseits der Straße erhoben sich aus dem verschneiten Ackerfeld krächzend und schwerfälligen Fluges drei Krähen und flogen über den Kopf des Alten den stillen Baumgruppen des Parkes zu.

Der Trupp zog lärmend vorüber. Es war dem Greis, als ob das Geschrei und Singen gegen die Gitterstäbe des Parktores schlüge und zwischen ihnen in den Park hineinquölle. Krampfhaft packte er die Eisenstäbe und stemmte sein schmächtiges Körperchen in dem weiten Pelz dagegen, als ob er den Lärm zurückdrängen wollte. Aber sein Park, sein heiliger Park hielt sich brav. Er verteidigte sein Schweigen. Seine Stille verschlang die lauten Schreie und Töne, daß sie plötzlich und lautlos verschwanden, wie ein Fluß, den eine schwarze Erdhöhle verschluckt.

Melchior sah den jungen Leuten nach.

Studenten! Studenten aus München! Das war die neue Zeit. Brutal, rücksichtslos und ohne Verständniß für die Schönheiten der Stille. Die gutmütigen Augen des Alten blitzten böse auf. Zwischen den zusammengekniffenen Lidern hervor glimmte ein grimmiger Haß. Er haßte in diesen jungen, lauten Menschen die ganze lärmende, neue Zeit.

Langsam und nachdenklich wanderte er seinem kleinen Pförtchen zu, von dem ein Feldweg zur Porzellanfabrik führte. Die Sonne stand

schon im Mittag, und der Schnee breitete ein jauchzendes Flimmernetz über die Felder. Ein wenig düster stand aus dem schimmernden Weiß die Fabrik mit ihren schmutzigen Gebäuden. Ein wehes Gefühl kam dem Alten immer, wenn er diese Stätte seines dreißigjährigen Wirkens vor sich sah, an der ihm seit fünf Jahren jedes Schaffen versagt war, an der seit fünf Jahren ein Anderer in anderem Sinne wirkte.

Auch so ein Junger, Lärmender mit einem neuen, anderen, so ganz anderen, abscheulichen Geschmack. Freilich, es war der Geschmack der Zeit, in die Johann Peter Melchior nicht mehr paßte. Ja, wie sehr war diese Zeit herabgekommen! An Stelle des Zierlichen wollte sie das Breite, Behagliche. Das Galante galt nichts mehr, Alles diente nur der Behäbigkeit. Da war ja noch die jüngste Vergangenheit mit ihren Anklängen an die klassische Zeit beinahe besser gewesen.

Melchior betrat den Hof und erschrak furchtbar, als ihm der Kettenhund mit Gerassel und Gebell entgegenfuhr. Er erschrak jedes Mal vor dieser Bestie. Auch eine neue Anschaffung. Der alte Tyras war ihm immer vor Freude heulend entgegengekommen und hatte ihm die Hände geleckt. Mit den vor Alter zitternden Beinen hatte er versucht, an seinem Herrn hinanzuspringen. Nun war er schon lange tot und hinter der Mauer verscharrt worden.

Der neue Direktor hatte gefunden, daß der Tyras zum Wächter schon zu alt sei und daß er bei Nacht, statt aufzupassen, fest schlafe, denn sonst wäre es unmöglich gewesen, in der nächsten Nähe der Hundehütte aus den Vorratskammern und Magazinen so frech Nacht für Nacht zu stehlen. Tyras war abgesetzt worden, und an seiner Stelle wurde ein neuer Wächter, Cäsar, ein riesiger Wolfshund, bestellt. Tyras schlich nun mit gesenktem Kopf und Schwanz auf dem Hofe umher und fraß bei dem Hausbesorger das Gnadenbrot. Wenn er in die Nähe seiner alten Hütte kam, bellte Cäsar furchtbar und zerrte an seiner Kette, so daß Tyras scheu davontrabte. Der alte Hund ertrug diese Kränkung seiner Ehre und die Umwälzung der Dinge nicht lange. Die Trostesworte des alten Direktors, den er jetzt immer auf seinen Spaziergängen begleitete, halfen nichts. Nach drei Wochen war er tot.

Johann Peter Melchior weinte an seinem Grabe und fragte den Himmel, warum gerade der Mensch so zähe sei. Eine halbe Stunde später hatte ihm die Vergeßlichkeit des Greisenalters über seinen Schmerz hinweggeholfen, und ein neues Gedicht, in welchem die Werbung des Schäfers Chloris um die reizende Amaryllis geschildert wurde, fesselte ihn ganz.

Auf dem Hofe der Fabrik war ein hastiges Leben. Es war nicht mehr weit zur Mittagspause, und die Arbeiter beschleunigten ihre Verrichtungen, um die, die nicht unterbrochen werden durften, noch schnell zu Ende zu bringen. Der Alte schlich zwischen ihnen hindurch, von

einigen wenigen älteren Arbeitern gegrüßt, von den meisten nicht beachtet, ein wertloser Strohhalm auf dem lebendigen, rauschenden Strudel eines Mühlbaches.

Das Geräusch des Lebens brach von allen Seiten auf ihn ein und bedrängte seine Stille, daß er ganz verzagt und geduckt weiter ging. Der neue Direktor hatte den Fabrikbetrieb vergrößert. Drüben, gegen das Feld zu, waren zwei neue Gebäude entstanden. Der Lärm war gewachsen, und an Stelle der gleichmäßigen, ruhigen Arbeit war ein Rauschen und Brausen getreten, das dem alten Direktor unaufhörlich in den Ohren klang. Das war Alles so unkünstlerisch, so wenig vornehm.

Ach ja!

Und er stieg die ausgetretenen Steinstufen zum Wohngebäude hinan, in dessen oberem Stockwerk seine Zimmer lagen. Die Tür zur Wohnung des Hausbesorgers stand weit offen, und der ganze Raum davor war mit Möbeln, Geschirr und Gerümpel verstellt. Melchior stieß mit der Tür gegen ein altes, zersessenes Kanapee, von dem unten die Enden der Spiralfedern und Büschel von Seegras vorschauten. Er konnte sich durch den schmalen Spalt kaum durchquetschen. Nun stand er eingekeilt zwischen einem Kasten mit Glastüren, einem Küchentisch und einer ungeheuren Kiste.

Er sah hilflos und erzürnt um sich.

Was war das? Lauter fremde Gesichter! Ein handfester Kerl mit schwarzem Bart und finsterem Blick rumorte dort hinten unter den Küchengeräten. Eine dicke Frau in einem orangegelben, verknitterten Kleid half ihm dabei. Melchior sah auf den ersten Blick, daß das ein altes Fest- und Feiertagskleid war, das nun zur gröbsten und schmutzigsten Arbeit benutzt wurde.

„He,“ sagte er ärgerlich, und als ihn Niemand beachtete, schlug er mit seinem Stock über den Küchentisch.

Der Mann und die Frau sahen auf, und in die Tür der Hausbesorgerswohnung trat ein junges Mädchen. Melchior griff höflich grüßend an den Hut, und sie brach in ein helles Gelächter aus, als sie den Alten in seiner verzweifelten Lage erblickte. Mit einem Sprung war sie bei ihm, drängte sich durch das Gerümpel, machte Raum, zog den Küchentisch mit einem kräftigen Ruck fort und lud ihn mit einer leichten, halb scherzhaften Verbeugung zum Weitergehen ein.

Melchior griff wieder an seinen Hut und stieg die hölzernen Stiegen hinan. Sehr nachdenklich und sehr beklommen. Ja . . . beklommen, mit einer schweren Beengung der Brust und einer sonderbaren Traurigkeit, wie sie das Alter vor dem Anhauch der Jugend erfaßt, wie sie den alten, morschen Baum durchbebt, wenn ihn die Frühlingsstürme umsausen.

Was bedeutete dieser Einfall, diese Unordnung, diese neue Ein-

wohnerschaft? Er sann angestrengt nach, und erst, als er atemlos auf dem Vorplatz seiner Wohnung Halt machen mußte, entsann er sich, daß er die letzten Stufen in ganz ungewöhnlicher Eile emporgestiegen war. Nun trat er in sein einsames, stilles Heim, und da ... in diesem Augenblick war es wie eine Wiederkehr seines Gedächtnisses. Irgendwo ... ganz dunkel ... ganz undeutlich hatte er gehört, daß der alte Hausbesorger zur Ruhe geschickt worden sei und daß der Direktor einen neuen ....

Das war also der neue Hausbesorger und seine Familie. Das Mädchen also doch wohl seine Tochter. Eine Frühlingsblume, aus schwarzer Erde entsprossen.

Er fühlte, daß ihm das Wesen ihrer Jugend wehe tat. Und doch war ihm so eigenartig wohl dabei. So ganz besonders wohl. Er wollte sie noch einmal um sich haben und ging zum Sprachrohr, das in die Wohnung des Hausbesorgers führte. Als er sich über die Öffnung neigte, fiel ihm ein, daß er gar nicht wußte, was er verlangen sollte. Im Ofen prasselte ein angenehmes Feuer, und der Duft von Wachholderbeeren durchzog das Zimmer.

Was denn nur?

Wasser ... ah Wasser! Der Krug war leer. Und schon rief er durch das Rohr hinab: „Heda!“ Er erschrak über den rauhen Klang, den seine zittrige Greisenstimme in dem Rohr bekam, und über die Grobheit seines Anrufs. Ganz aufgeregt ging er umher und berührte bald da, bald dort eine der unzähligen Porzellanfiguren, mit denen alle Tische, Tischchen, Kommoden und Kästen bedeckt waren. Es schien, als ob die Figürchen die Aufregung ihres Herrn teilten. Sie zitterten und schlugen leise klirrend gegeneinander.

Ein schüchternes Pochen, und dann öffnete sich die Türe.

„Der Herr Direktor wünschen?“ Das Mädchen war ganz rot und verlegen. Und ihre Stimme hatte einen lieben, so lieben Klang. Der Direktor empfand sie so wohltuend wie sanftes Mondlicht oder verschwiegene Gerüche.

„Ich bitte Sie, Jungfer, bringe Sie mir einen Krug Wasser.“

Anna sah um sich, erblickte den Krug, nahm ihn und ging. Der Direktor stand an der Tür und horchte auf das leise Klappen ihrer Pantoffel: klapp — klapp — klapp — klapp — klapp — —

Die Stiege hinab.

Und ihm war so wohl dabei! Er wollte doch wohl wissen, warum ihn das Mädchen so sehr fesselte. War das blos ihre Jugend allein? Nein, — das war mehr; das war ein Zug in ihr, der ihn an seine Jugend erinnerte, an die Zeit der leichtgeflügelten Amoretten, der seidenknisternden Reifröcke, der leichtgeschürzten Nymphen Bouchers, der reizenden Damen Watteaus, wie sie damals den Geschmack

der Zeit beherrschten. Und es war etwas in ihr, wie er selbst es in seine unzähligen Venusstatuetten und neckischen Gruppen unter der Herrschaft Cupidos hineinzulegen versucht hatte.

Jene Grazie, jene vornehme Leichtigkeit, jenes zärtliche Wesen seiner Zeit war in ihr wieder lebendig geworden. Wie sie die Füße setzte, wie sie die langen, schlanken Finger streckte, ihre leichte Gespreiztheit und Ziererei . . . ganz der auferstandene Geist seiner Jugend.

Das Mädchen brachte das Wasser und setzte es in den Winkel neben dem Ofen. Dann fragte sie mit ihrer klar rieselnden Stimme: „Wünschen der Herr Direktor noch etwas?"

„Nein . . ."

Das Mädchen knixte . . . einen allerliebsten, graziösen Rokokoknix, und wollte gehen. Aber der Direktor rief schnell: „Das ist der neue Hausbesorger da unten?"

„Jawohl, gnädiger Herr!"

„Wie heißt er denn?"

„Anselm Neumann, gnädiger Herr!"

„Und Sie ist seine Tochter?"

„Nein, gnädiger Herr; er ist mein Onkel."

Ein kleines Stillschweigen umschattete die Verlegenheit der beiden Menschen. Dann fragte Melchior, langsam, zögernd, wie mit tastend vorgestreckten Fühlern: „Und wie heißt denn die Jungfer?"

„Anna!"

Als ob diese Frage nach dem Namen die Klippe gewesen wäre, die als Hemmung vor einer freieren Aussprache lag, so sprudelte jetzt ein frischer Strom von Worten über die Lippen des Mädchens.

„Der Onkel war früher auf dem Lande. Er hat nicht geglaubt, daß er den Posten bekommt. Aber der Herr Direktor hat ihn genommen, weil er Soldat war und eine Verwundung hat."

„So, so. Ich habe immer darauf gesehen, ob einer etwas von Porzellan versteht; aber da ich nicht mehr Direktor bin, brauche ich auch nicht mehr gefragt zu werden und kommt meine Meinung bei derlei Erwägungen wohl nicht mehr in Betracht. Aber," er unterbrach sich, denn er sah, daß die versteckte Anklage gegen den neuen Stand der Dinge dem jungen Mädchen peinlich war, „wie gefällt es denn der Jungfer hier?"

„Wir sind erst seit heute früh hier, und ich habe noch nichts gesehen, denn ich mußte zuerst bei den Herren aufräumen und dann unten helfen. Aber ich glaube, es wird mir ganz gut gefallen. Der schöne, große Hof, der lustige Lärm und drüben der große Park."

Das Mädchen trat an das Fenster und sah in den Hof hinab. Melchior bewunderte ihr feines Kinn und die graziöse Rundung ihrer Wangen. Sie schaute aufmerksam hinaus.

„Was ist das da unten?“ rief sie plötzlich.

Melchior trat hinter sie und sah unten auf dem Hofe den Trupp Studenten, der vorhin am Parke vorübergezogen war.

Sie benahmen sich lärmend und ohne Ehrfurcht vor den Merkmalen der Kunst, die sie rings umgaben. In ihrer Mitte stand der Direktor, eifrig und laut mit dem großen Kerl, dem Hauptschreier von vorhin, sprechend. Der alte Mann fand das als eine Entwürdigung, als Herabsetzung des Institutes, dessen Leitung er so lange gehabt hatte. Wie konnte sich sein Nachfolger mit diesen Leuten gemein machen.

Anna fragte noch einmal: „Was sind diese Leute? Gehören die zur Fabrik?“

Melchior sah das Mädchen an, und in dem Funkeln ihrer Augen und dem Rot ihrer jungen Wangen war das aufsteigende Interesse für die lärmende, heiße Jugend da unten. Oder galt es einem Einzelnen von ihnen?

„Junge Leute sind's, Studenten, Lärmmacher! Gehören nicht zur Fabrik. Das wäre noch schöner. Es sind Gäste, die sich wahrscheinlich unsere Fabrik ansehen wollen. Der junge Mann mit dem schwarzen Vollbart, das ist der Direktor.“

„Welcher?“

„Der dort, der mit dem Großen spricht! Ja . . . der!“ Melchior war es, als ob er Annas Aufmerksamkeit von den Studenten ablenken müsse. Als ob die zitternde Neigung, die er in sich fühlte, von seinem Nachfolger weniger gefährdet sei. Er folgte den Blicken des Mädchens. Aber er konnte nicht sehen, wem sie galten. Und dabei war etwas Rätselhaftes in ihr. Ihr einfaches, klares Wesen schien ihm plötzlich wie mit Schleiern verhangen. Er fühlte, daß sie ihm zu entgleiten drohte.

Da wandte er sich von dem Fenster ab, und Anna folgte ihm in die Mitte des Zimmers. Sie reichte ihm die Hand, machte einen Knix und war zur Türe hinaus.

Melchior sah sich in seinem Zimmer um, und es war ihm, als ob er hier fremd sei. Die Stiche an den Wänden, die Porzellanfiguren ringsum auf Kasten und Kommoden, auf Pfeilertischen und Konsolen waren alle so tot und traurig.

Es war ihm, als ob mit Anna ihre Seele fortgegangen wäre. Er setzte sich auf ein schnörkelbeiniges, schmales Kanapee und seufzte. Das altersschwache Möbel seufzte ihm wie ein Echo nach.

Es war so traurig und einsam in dieser stillen Greisenwohnung.

Vom Hofe her erschütterte ein dröhnendes Lachen die Scheiben der Fenster. Melchior stützte den Kopf in die Hand. Er wollte nichts mehr hören.

Der Frühling schüttete Glanz und Farbe, Duft und Licht über Schloß und Park und Fabrik. In den Bäumen des Parks zwitscherte junges Vogelleben im beginnenden Grün. Und in dem kleinen Garten hinter dem Wohngebäude der Fabrik war es wie ein schwacher Nachklang der großen Symphonie da draußen.

Auch Johann Peter Melchior nahm an dem allgemeinen Jungwerden Teil. Es schien, als ob ein Stück seiner Kraft wiedergekehrt wäre, als ob er aus einem dumpfen Schlaf erwachte. Der Frühling hatte ihn berührt.

Johann Peter Melchior wenigstens dachte so und nahm die alten, verblichenen Prunkkleider aus dem Schrank, um auch äußerlich darzutun, daß er sich verändert habe.

Aber sein Frühling hatte etwas Welkes, Steifes an sich. Er war wie ein Frühling aus alten Büchern, aus denen die geputzten, fröhlichen Leute plötzlich hervorkommen. Sie neigen sich und drehen sich und tun, als ob sie zu den Leuten von heute gehörten.

Und wissen nicht, wie traurig und komisch sie sind.

Johann Peter Melchior ging zwischen den aufgrünenden Gebüschen des Parkes herum, ein Lächeln auf dem gepuderten Gesicht, den großen Spazierstock auf dem Rücken zierlich hin- und herpendelnd. Er pflückte Schneeglöckchen und Veilchen und sang dazu lichte Frühlingslieder:

„O Gott des jungen Lenzen,
Führst uns zu frohen Tänzen —
In buntem Frühlingsreihn.
Beim Klange der Schalmei'n
Woll'n wir Dein Bild umkränzen.
O mögst Du, junger Gott, uns gnädig sein."

Wenn Melchior in seinem Staat bei der Wohnung des Hausbesorgers vorüberging, geziert und gespreizt, bemüht, jugendlich und kraftvoll aufzutreten, dann sah Frau Neumann mit purpurrotem Gesicht zum kleinen Guckfensterchen hinaus, stemmte die Hände in die Hüften, bog sich und wand sich, um nicht laut mit einem brüllenden Lachen hinauszuplatzen.

Anna blieb aber ernst und stumm. Der Alte tat ihr leid. Mit ihrem feinen Instinkt hatte sie empfunden, daß sie es gewesen war, die den späten Frühling des Alten geweckt hatte. Und das schmeichelte ihr, denn man hatte ihr erzählt, daß der alte Herr Direktor einmal ein großer Künstler gewesen war. Man hatte ihr in dem kleinen Hausmuseum der Fabrik einige Werke von seiner Hand gezeigt. Feine, graziöse, schlanke Figuren. Schöne Frauen mit nackten Buben. Und es war seltsam: diese zarten Dinger gefielen ihr weit besser als die neuartigen Gruppen ohne Feinheit und Zierlichkeit, die man jetzt in der Fabrik erzeugte. Der junge Modelleur, der ihr das Museum so liebens-

würdig zeigte und die Stücke erklärte, lachte und sagte, sie hätte einen unmodernen Geschmack. „Uebrigens," setzte er hinzu, „war Johann Peter Melchior zu seiner Zeit wirklich ein bedeutender Künstler."

Anna empfand die Neigung des Greises mit einer Art von zärtlichem Mitleid. Sie ermunterte sie nicht, aber sie duldete sie. Und es war ihr peinlich, wenn die Tante über den Alten lachte.

Und gar wenn der Onkel in seiner rauhen Art ihn verspottete. Er nannte ihn „Der große Kakadu". Und Melchior hatte wirklich, wenn er so über das Vorhaus stelzte und steifbeinig die hölzerne Treppe emporstieg, etwas von einem großen, wohlgepflegten, gutabgerichteten Kakadu an sich. Aber Anna mochte das nicht hören. Sie hätte den Alten gern gepflegt und ihn mit ihrer sanften Freundlichkeit umgeben. Aber wenn sie in sein Zimmer trat und sah, wie seine Blicke jede ihrer Bewegungen verfolgten, wie sie ihre Gestalt liebkosten, da wünschte sie sich weit fort von hier. Sie beendete ihre Arbeit und beeilte sich fortzukommen. Dann aber wieder geriet sie in eine mitleidige Rührung. Sie hätte sich nicht so benehmen sollen. Was wollte der Alte denn von ihr. Ein bischen fröhliches Lächeln, ein paar Worte.

Eines Abends gab ihr Melchior, als sie ihm Gute Nacht wünschte, ein Papier, das vor ihm auf dem Schreibtisch lag.

Es war ein Frühlingsgedicht, das begann:

„O Gott des jungen Lenzen,
Führst uns zu frohen Tänzen . . ."

und die letzte Strophe lautete:

„Auf lichten Blumenauen
Viel wunderschöne Frauen
In zarter Schönheit wallen.
Doch wie sie mir gefallen —
Ich mag nur Dich beschauen,
Du bist die Schönste unter ihnen Allen."

Anna hielt das Blatt lange in der Hand. Sie empfand seine vergilbte Schönheit, aber sie ließ sie ein wenig fremd und kalt. Sie dachte an die getrockneten Veilchen, die sie einmal im Gebetbuch der Mutter gefunden hatte. Da war sie noch ein kleines Kind gewesen. Die Mutter war fortgegangen, und sie kramte in den Laden des alten Kastens. Da fand sie das große Gebetbuch mit den Messingschließen. Als sie es aufschlug, fiel ein Papier heraus. Auf dem stand ein Datum, und drinnen waren einige gepreßte Blumen, fast zu Staub zermürbt und an einzelnen Resten blauer Blütenblätter nur mit Mühe noch als Veilchen kenntlich. Die Sonne schien auf das Papier, und in ihrem Strahlenkegel stieg eine leichte Wolke feinen Staubes auf, mit einem fast unmerkbaren Geruch nach einem längst vergangenen Frühling.

So war es Anna heute wieder. Dieses Lied, das so fröhlich schien, stimmte sie traurig, so wie sie damals eine scheue Bangigkeit erfaßt hatte.

Anna nahm unter den ihr von der Mutter verbliebenen Heiligtümern das alte Gebetbuch heraus und suchte, bis sie auf die zerlesenen, mürben, beschmutzten Blätter kam, zwischen denen das kleine Packet mit den Veilchen lag.

Das Frühlingsgedicht des Alten legte sie dazu.

Dann schloß sie wieder sinnend das Buch.

Johann Peter Melchior wartete die Wirkung seines Gedichtes ab. Eine schüchterne Verzagtheit war über ihn gekommen. Er wagte fast nicht mehr, das Mädchen anzusehen. Seine Stimme klang unsicher, wenn er sie ansprechen mußte. Aber Anna blieb ruhig und gleichmäßig wie sonst. Sein Lied ging ihr wohl manchmal durch den Sinn. Aber mehr beschäftigte sie ein anderes Lied, das ihr unlängst mit breiten Flügeln zugeflogen war. Sie stand im Garten und sah in das Abendrot, in dem die Bäume des Parkes dunkel und wuchtig emporstarrten. Da flog es vor ihr auf, groß und schattig, wie ein Abendvogel — ein Lied von der Landstraße:

„Die jungen Mädchen sind mir so gut
Mit Singen und mit Lachen.
Sie stecken mir Sträuße an meinen Hut
Mit Singen und mit Lachen.
Sie lachen und singen und sind mir gut.“

Anna sah in die Dämmerung hinaus. Da zog es die Landstraße vorbei, die lustige, lachende, lärmende Jugend: die Studenten, die vor Kurzem in der Fabrik gewesen waren. Der Große, Starke mitten unter ihnen. Und er sang, daß es dröhnte und daß . . . war es wirklich oder schien es nur Anna so . . . die Staketen des Gartenzauns zitterten.

Ihr Blut wurde mit einem Male so stürmisch und so begehrlich, und ihre Sinne neigten sich der Sehnsucht. Einer schaute herüber und sah die weiße Schürze vom Gartenzaun her leuchten.

Er schwenkte den Hut und rief einen Gruß. Und die anderen grüßten und lachten.

Das Lied wollte der Anna nicht mehr aus dem Kopfe:

„Die jungen Mädchen sind mir so gut . . .“

Sie summte es vor sich hin oder dachte es, wenn sie in der Wohnung Melchiors zu tun hatte. Dann sah sie sich schnell um, ob er es nicht gehört habe; denn es war ihr, als müßte ihn das kränken. Aber auch wenn sie allein war, wagte sie nicht, es laut zu singen. Die Figuren aus Porzellan und Biskuit standen alle so lauernd und lauschend, als ob sie ihrem Herrn berichten müßten, was sie gesehen und gehört hatten. Anna hatte eine seltsame Scheu vor diesen zerbrechlichen Dingern und fühlte sich doch wieder mit ihnen nahe verwandt. Sie behandelte sie fast

wie lebende Wesen, wischte ihnen den Staub mit mütterlicher Sorgfalt ab und sprach mit ihnen.

Die Schäfer und Schäferinnen, Liebesgöttinnen, Marquisen und Blumenmädchen sahen sie mit ihren gemalten Porzellanaugen so verständig an. Es war eine Puppenwelt, in die sich Anna da hineinlebte und in der es ihr gefiel.

Johann Peter Melchior gab ihr kein Gedicht mehr. Aber er ließ ab und zu ein frisch beschriebenes Blatt auf seinem Schreibtisch liegen — wie wenn er es vergessen hätte. Und Anna las die Dichtungen des Greises. Sie ergriffen sie nicht mehr, als sie sich daran gewöhnt hatte, und immer seltener kam das Gefühl der Rührung wieder, das sie damals bei jenem ersten Frühlingsgedicht beschlichen hatte.

So vertraut ihr die Welt der Gestalten jener fernen Zeit wurde, so wenig fand sie sich in diese Welt von fremden Klängen.

* * *

Der Frühling stieg immer heißer und flammender empor, und der Mai ritt in seinem reichen Prinzenkleide durch's Land.

Melchior entflammte seine flackernde Greisenliebe an der Brunst des Alls. Seine schlaflosen Nächte wurden durch glühende Gesichte versengt, die aus den ferneren Zeiten der Jugend noch einmal den Weg zu ihm zurück fanden. Es war keine begehrliche Liebe, sondern nur ein stilles Sehnen nach Wärme und weichen Umarmungen. Und doch kamen ihm, von der Luft des werdenden Frühlings getragen, Erinnerungen aus seiner sonnigen Vergangenheit. Ein Häufchen Asche, aus dem im frischen Luftzug noch manchmal eine kleine, spitze Flamme aufzuckte. Dann war ein seliges Drängen in ihm, das ihn beunruhigte. Aber niemals wuchs ihm daraus ein Wunsch für die Gegenwart, eine Hoffnung für die Zukunft.

Doch war seine gleichmäßige Ruhe dahin. Seine Vergangenheit war noch einmal und zu lebendig in sein Leben getreten. Melchior vernachlässigte seine philosophischen Studien. Er dichtete, und einmal versuchte er sogar, die Frühlingslandschaft vor seinen Fenstern mit Wasserfarben auf dem Papier festzuhalten. Dann ließ er die lange Reihe seiner plastischen Schöpfungen an sich vorüberziehen, alle die feinen Figürchen und reizenden Gruppen, und endlich blieb er bei jener Arbeit stehen . . . die er damals abgebrochen und niemals wieder vorgenommen hatte.

Er holte das verhüllte Packet aus der untersten Lade der großen Kommode hervor und stellte es vor sich auf den Tisch. Aber er wagte es nicht, die Hüllen abzunehmen. Die Abendsonne sank hinter den Bäumen des Nymphenburger Parkes, ihre Strahlen flossen beim offenen

Fenster herein und breiteten ihr Gold über alle die Spielereien und Herrlichkeiten einer vergangenen Zeit. Melchior stand vor seinem verhüllten Werk. Dann wandte er sich ab und ging in den Garten.

Zwischen den Hecken, die die wohlbestellten kleinen Gemüsefelder einsäumten, begannen die Schatten der Dämmerung ihr Leben, oben zwischen den Wipfeln der Bäume war es noch licht. Von der Fabrik her kam der Lärm der heimziehenden Arbeiter. Eine einsame Abendglocke aus irgend einem Dorf weit . . . weich . . . verhallend.

Anna stand am Zaun und sah auf die Landstraße hinaus. Auf der weichen Gartenerde war der Schritt des Alten nicht vernehmbar. Anna hörte ihn nicht kommen. Melchior stand lange hinter ihr, und sein Künstlerauge erfreute sich an ihren graziösen, schlanken Gliedern, an dem feinen Hals, an den niedlichen Ohren. Dann räusperte er sich. Anna wandte sich um und tat garnicht erschrocken. Sie reichte dem Alten ihre warme, feste Hand mit vertraulichem Druck. So hatte er es von ihr erbeten, und sie tat es unbedenklich.

„Jungfer, Jungfer, Sie wird sich hier erkälten!"

„Ach, Herr Direktor, der Abend ist warm und schön."

„Jawohl, schön, aber nicht schön genug, um hier am Zaun stehen zu können. Komme Sie in das Haus."

„Nur noch ein Weilchen, bis die Sonne unten ist."

„Schon funkelt Hesper dort über den Bäumen!"

„Wer?"

„Hesper, der Abendstern! Und dann wird bald die keusche Luna erstrahlen."

Anna wurde ein wenig verwirrt und rot. Warum sprach der Herr Direktor mit ihr immer in solchen Ausdrücken, die sie nicht verstand. Melchior aber empfand nichts, als das Glück, mit dem Mädchen hier in dem betäubenden Duft des Frühlings allein zu sein. Und er sprach zu ihr, wie er vor fünfzig Jahren zu den Damen in der Rosenlaube zu Höchst gesprochen hatte. Es wurde ihm so sonderbar wohl und weh dabei:

„Sieht Sie, Jungfer, jetzt bin ich ein einsamer Mann. Aber nicht immer war ich so allein wie jetzt. Es gab eine Zeit, da ich in einem glänzenden Kreise stand, wie sich ihn ein Fürst nicht schöner wünschen konnte. Ich habe viel Freude und Glück genossen. Niemals hätte ich das gedacht, da ich noch als Schäferjunge die Herden meines Dorfes hütete."

„Der Herr Direktor waren ein Schäferjunge?"

„Ja freilich! Aber an meiner Wiege waren die Musen gestanden, die halfen mir bald aus dem bösen Dienst. Weil ich immer nur aus Lehm Figuren bildete, aus Holz Gesichter schnitzte und meiner Schafe dabei nicht achtete, ward ich davon gejagt. Ich hatte nicht Vater noch

Mutter und trieb mich jetzt in der Welt herum. Meine Lehrjahre waren eine schlimme Zeit. Aber es kam besser, und dann kamen die schönen Tage in der Rosenlaube zu Höchst . . .“

Anna hatte den Kopf auf die Hand gestützt und hörte dem Alten voll Interesse zu. Und Melchior erzählte ihr von seinem Leben, das eintönig war, von rauschenden Festen und seltsamen Abenteuern. Die Welt, die das Mädchen nach dem Figürchen des Alten nur geahnt hatte, stieg jetzt lebendig und blendend vor ihr auf.

Ihre Augen glänzten begehrlich und hingen an den Lippen des Alten. Er erschien ihr plötzlich wie ein Zauberer, dessen Kräfte machtvoll und bannend waren.

Zwei Arbeiter gingen draußen am Zaun vorüber. Ihr eintöniges, rauhes Gemurmel war ihr wie ein Geräusch aus einem jenseitigen Reich, von dem sie durch einen Zauberspruch für immer geschieden war. Sie fühlte eine Glaswand zwischen sich und dem Außen. Und als der eine der Arbeiter mißtönig und gurgelnd ein Lied anstimmte, war es ihr, als ob ein großer Vogel gegen ein Fenster stieße.

Dabei drang sie mit ihrer Seele immer tiefer in das unbekannte Land, von dem ihr Johann Peter Melchior erzählte. Sie bevölkerte es mit den galanten Damen und Kavalieren aus dem Zimmer des Alten und sah sich selbst als zierliche Schäferin mitten unter ihnen.

Die Nacht sank nieder, und der letzte Sonnenstrahl verglühte hinter den Bäumen des Parkes. Ein Bauernwagen fuhr polternd und knarrend vorüber und zog einen dichten Schweif von Jauchengeruch hinter sich her.

Melchior und Anna schritten dem Haus zu: „Und nun bin ich abgetan und darf nichts mehr dreinreden. Ein neuer Direktor leitet die Fabrik, und die Geschmacklosigkeiten der Gegenwart machen sich in den Räumen breit, die einst einer schönen Kunst geweiht waren. Am Altare der Göttin sich mit ausgebreiteten Armen der heiligen Kunst zu weihen, war einst unser höchstes Bestreben. So zu sein, daß Musen und Grazien in schönem Bunde sich mit uns vereinigen konnten. In höchster Schönheit schwelgten wir, und an Formen durften wir uns begeistern, so edel, so abgerundet, so schlank, so voll und leicht, wie die der herrlichen Göttin, die wir verehrten. Die Leiber, die wir bildeten, schienen einem ewigen Frühling entsprungen, keusche, schwesterliche Blumen unserer sanftesten, innersten Regungen. Wie Blumen so rein und innig waren die strahlenden Busen, nur zu zarteren Gefühlen, zu freundschaftlichem Empfinden bestimmt. O ihr wunderbaren Glieder, nur von lautersten Trieben bewegt. O ihr Augen, ihr blauen Spiegel einer milden Seele. Ihr Füße, geschaffen, über ewig blühenden, duftenden Blumenbeeten zu schweben; ihr Hände, deren Zweck es schien, mit Lilienstengeln, mit Amorinen zu spielen und Täubchen zu liebkosen; von denen

zartes Wohltun ausging und sanftere Begeisterung! Ihr Scharen leicht geflügelter Liebesgötter, deren Pfeil nur freundschaftliche Flammen entzündete, die ihr unsere Göttinnen umschwebtet mit dem leichten Flügelschlag ätherischer Bildungen! Ihr entzückenden Freundinnen, deren Neigung uns auf elastischen Wolken lustwandeln ließ, mit leichter Berührung über die ewig grünen Gefilde seliger Götter dahinschweben. Ich habe dies Alles einmal in meinem „Versuch über das Sichtbare und Erhabene in der bildenden Kunst“ ausgesprochen.“

Anna ging an der Seite des Alten, und seine Worte rauschten wie ein tönender Goldregen um sie nieder. Es war ihr plötzlich, als ob sie auch die Klänge jener Zeit verstände, als ob sie ganz in sie untergetaucht sei.

Sie kamen an dem Seitenflügel des Wohnhauses vorbei, in dem die Wohnungen der Modelleure und Werkmeister lagen. Ein Fenster stand offen. Unterdrücktes Stöhnen quoll daraus hervor, ein mißfarbener, dickflüssiger, übelriechender Strom von Geräuschen. Eine Mischung von Aechzen, Blasen, Winseln und Keuchen. Wie ein Auszug aus allen Arten menschlichen Jammers. Anna horchte einen Augenblick auf. Hier wohnte der Modelleur, der sich unlängst bei den Oefen so furchtbar verbrannt hatte. Man hatte ihr erzählt, er sei eine einzige große Brandwunde, ein zuckendes, wimmerndes, blutrünstiges Stück Fleisch ohne menschliche Formen. Und nun litt er schon drei Tage.

Das Herz stand dem Mädchen still, und sie fühlte deutlich, wie es sich in ihrer Brust mit der Spitze nach oben kehrte. Es war ihr plötzlich, als ob sie eine Sünde beginge. Sie schritt hier in Freiheit und Schönheit, und neben ihr starb ein Mensch den schmerzlichsten Martertod. Ein kaltes Entsetzen packte sie, und ganz klar empfand sie es als einen Zug nach unten; fort aus der Höhenluft vergangener Schönheit in die Niederungen menschlichen Leides.

Aber Melchior hörte das Stöhnen des Sterbenden nicht. Mit einem jugendlichen Eifer und einem Schimmer von Verzücktheit sprach er weiter und weiter. Der Rhythmus der Sprache seiner Zeit ergriff ihn, und sein dessen ungewohntes Ohr berauschte sich an diesem schönen Schwung. Und Anna ließ ihr entsetztes Mitleid von ihm beruhigen. Wie zwei Ströme verschiedener Flüssigkeiten, die sich nicht mischen, waren diese Klänge zweier entgegengesetzter Welten. Und Anna ließ sich von der Welt Melchiors wieder ergreifen und stieg mit ihr höher und höher. —

Er öffnete die Tür seiner Wohnung, und still traten die beiden Menschen ein. Durch das offene Fenster floß der herbe Duft der Frühlingsnacht und lag wie die Verkündigung einer neuen Zeit über den altmodischen Möbeln und den hundert Figürchen dieses Zimmers.

Melchior entzündete eine Kerze und stellte sie auf den Tisch. Seine

Hand zitterte ein wenig, und er stützte sich gegen einen Sessel: „Sieht Sie, Jungfer, hier unter dieser Hülle steckt mein bestes Werk. Es ist nicht vollendet worden. Ich will Ihr dann sagen warum, aber zuerst will ich Ihr meine andern Werke zeigen. Hier . . . und hier . . . und hier . . . meine besten, die ich nicht weggab, die ich so liebte, daß ich sie behalten wollte.“

Ein ganzer Wald von Figürchen, starr gewordene Klänge des Rokoko. Wie wenn all' das, was Melchior vorhin gesprochen hatte, Gestalt geworden wäre. Schlanke, zarte, keusche Frauen mit übermütigen Knaben, Urnen, Säulen, Flammen auf kranzgeschmückten Altären, Opferschalen, Perlenschnüre, Täubchen . . . tausend Niedlichkeiten, die in immer wieder neuen Verbindungen zu schönen Gruppen zusammentraten. Eine Uhr, um deren verschnörkelte Alabastersäulen die Horen in einem wiegenden Rhythmus tanzten.

Der Schein der Kerze flackte über die liebenswürdigen Herrlichkeiten hin, und es schien, als ob sich in ihm hie und da ein Arm höbe, ein Bein regte, eine weiche Rundung Leben gewönne.

Anna nahm alle diese einzelnen Eindrücke als ein Ganzes in sich auf. Sie hatte wieder und noch stärker als vorhin das Gefühl einer inneren Verwandtschaft. Aber zugleich auch ein fast unangenehm brennendes Mitleid. In ihren weit geöffneten Pupillen sammelte sich der Bildeindruck dieses Zimmers. Die Wände waren in Gold und Weiß mit himmelblau gehalten. Doch schienen die Farben im Kerzenschimmer wenig heiter und lebendig, ein Schleier von Melancholie und Vernachlässigung sank von ihnen nieder. Die zierlich verschnörkelten und geschweiften Prunkmöbel standen steif an den Wänden herum. Die Figuren der anderen Rokokomeister standen auf Konsolen und Kommoden ebenso hölzern und steif wie die Möbel selbst. Nur die Gestalten Melchiors schienen zu sprechen und lebendig zu werden. Ganz deutlich nahm sie diesen Unterschied wahr. Das Heer der Porzellanfigürchen war plötzlich in zwei getrennte Parteien gespalten. Sie wunderte sich nur, daß sie so blind gewesen war, das nicht gleich zu bemerken.

Sie stand und schaute, und ihre Augen waren voll Tränen.

Aber sie wußte nichts davon.

Doch Melchior sah es, und ein stolzes Glücksgefühl kam über ihn. Nun war das Mädchen für seine Kunst reif geworden. Mit zögernder Hand zog er die Hülle von dem Tonmodell und sagte:

„Dies, Jungfer Anna, hatt' ich der einzigen großen und echten Liebe meines Lebens geweiht. Es sollte ihr Denkmal werden. Nichts Erhabenes und Uebermenschliches, kein großes Denkmal aus Granit oder Marmor, sondern eines, vor dem ich in meiner stillen Häuslichkeit knieen, vor dem ich die Andacht meines Herzens hätte verrichten können. Mit liebevoller

Sorgfalt hatt' ich es zu bilden unternommen, ihr und mir als Zeichen unwandelbarster Ergebenheit und Treue. Sitzend wollte ich sie darstellen am Quell meines Lebens, mit dem rosigen Finger den Felsen berührend, daß aus ihm der Bach meiner Lebensfreudigkeit und meiner Kunst entspringe. Hier hab' ich den Felsen gebildet und hier die Quelle und hier in anmutreicher Wendung den herrlichen, nur leicht verhüllten Leib, den sie selbst mir zu diesem Werke geliehen. Aber ich habe dieses Werk nicht vollendet, denn ehe ich zu Ende kam, hat sie mich verlassen, um die Geliebte eines hohen Herrn zu werden."

Melchior machte eine Pause. Anna sah das unvollendete Modell mit tiefster Rührung. Dieser seltsam schöne Leib, der den Arm leicht über einen Felsblock hängen ließ. Der leicht gekrümmte Finger berührte den Stein, und an dieser Stelle schoß ein dünner Wasserstrahl aus dem Felsen, im Bogen abwärts in ein natürliches Bassin, in dem das Wasser zierlich gischtete und brauste. Ein Leib, dem eine innige Liebe und tiefe Zärtlichkeit seine Schönheit gegeben hatte. Aber auf diesem Leib saß ein roher Tonklumpen, der nur ganz ungefähr die Form eines Kopfes besaß. Dies alles sah das Mädchen wie durch einen Schleier, undeutlich und verwischt. Es wußte nicht, daß das der Schleier seiner Tränen war.

Melchior fuhr fort, indem er die herabhängende Hand Annas erfaßte: „Damals habe ich das Werk verhüllt und niemals mehr wieder hervorgeholt. Ich hätte es auch gewiß nie wiedergesehen, wenn ich nicht Sie, meine liebe Jungfer, getroffen hätte. Ich habe mich auch kaum mehr daran erinnert, es war zu weit hinten und meinem Gedächtniß schon fast entschwunden. Aber als ich Sie sah, war Sie mir gleich so vertraut und bekannt, wie eine Freundin aus den Tagen meiner Jugend. Doch noch immer wußte ich nicht, warum Sie mir so lieb und vertraut war. Ich suchte Sie zuerst auf anderen Wegen. Sie weiß, daß ich Sie oftmals besungen habe. Aber ich fand endlich, daß das nicht das Richtige war. Sie war mir einmal näher, viel näher gestanden. Endlich hatte ich es . . . . in dieser Gestalt hatte ich Sie damals gekannt. Nicht, daß Sie meiner schönen Freundin ähnlich sähe. Die Natur treibt nicht zweimal dieselbe Blüte hervor. Aber Sie hat etwas, das mich oft glauben läßt, Sie sei meine Freundin. Sie hat den zierlichen Geist und die Formen meiner Jugend. Nicht so sah meine junge Freundin aus, aber sie könnte so ausgesehen haben. Und darum habe ich an Sie eine Bitte: lasse Sie mich mein Werk vollenden. Gewähre Sie mir die Gunst, noch einmal meine ganze Kunst aufbieten zu dürfen. Ich möchte dieser Gestalt Ihren Kopf aufsetzen."

Anna stand überrascht und schweigend da und ließ ihre Hand in der Melchiors.

Von draußen kam ein schriller Pfiff. Das Signal eines der Fabrik-

wächter, dem aus der Ferne die Pfiffe der anderen Wächter antworteten. Der neue Kettenhund fuhr aus dem Schlafe und bellte wütend.

Melchior atmete schwer und drückte die Hand des Mädchens. Als ihm Anna ins Gesicht sah, und als sie das Zittern seiner runzeligen Greisenhand fühlte, da faßte sie ein unendliches Mitleid wie ein körperlicher Krampf.

Sie zog leise ihre Hand aus der seinen. Dann sagte sie schüchtern: „Ich will tun, was Sie wollen."

Und ging aus dem Zimmer.

* * *

Johann Peter Melchior war überaus glücklich. Nun hatte seine neue Jugend auch Zwecke und Ziele bekommen.

Er verschaffte sich Modellirton, legte Zeichenpapier und Kohle zurecht und wartete. Er wußte nicht, worauf, aber er wartete. Es war ihm, als müßte Anna eines Tages kommen und sagen: „Hier bin ich."

Aber er bekam sie in den nächsten Tagen gar nicht zu sehen. Sie besorgte die Arbeiten in seiner Wohnung, während er seine Spaziergänge im Parke machte. Erst am vierten Tage traf er sie zufällig auf der Stiege. Sie grüßte und lief scheu an ihm vorüber. Er dankte aufgeregt und schüchtern und stieg weiter.

In diesen Tagen war wieder einmal Fremdenbesuch in der Fabrik. Wieder Studenten. Andere Gesichter, doch der Große war wieder unter ihnen. Den ganzen Tag trieben sie sich in den Höfen und den Fabrikgebäuden herum. Der Lärm des Betriebes erhielt durch die Einmischung der jugendlichen Stimmen etwas Freches und Höhnendes. Der Direktor hatte Bier kommen lassen, und in seiner Wohnung entwickelte sich eine regelrechte Kneiperei. Melchior hörte das Singen und Lachen und Stampfen durch den Fußboden seiner Zimmer. Es schien ihm, als ob der Lärm, mit üblem Geruch vermischt, durch die Ritzen des Bretterbodens aufstiege und wie ein feiner Staub seine Räume erfülle. Er riß alle Fenster auf und ging rasch fort. Erst spät Abends kehrte er zurück. Das Gelage erschütterte noch immer mit wüstem Geschrei das alte Gebäude. Die laue Nacht schien Melchior mit Gekreisch und Gestank verunreinigt. Zögernd stand er vor dem Haustor und überlegte, ob er eintreten sollte. Es widerstand ihm, das Haus zu betreten. Aber er war zu müde, um noch einmal davon zu gehen. Schließlich . . . ging ihn denn die Geschichte etwas an? Mit philosophischer Ruhe ausgerüstet, wollte er das Uebel ertragen. Er war noch willensstark genug, um nicht zu hören und sich nicht zu ärgern, wenn er es nicht wollte. Er legte die Hand auf die Klinke des Tores und drückte sie nieder.

Das Tor war noch nicht abgesperrt.

Es schien ihm, als ob im Dunkel des Ganges sich etwas rührte.

Zwei Gestalten, die nahe beieinander standen, trennten sich. Die eine drückte sich rasch hinten in die tiefe Finsterniß des winkeligen Vorhauses und verschwand dort. Ein Weib . . .! Die andere kam auf ihn zu und ging pfeifend, Hände in den Hosentaschen, an ihm vorbei. Im Schimmer des Oellämpchens vor dem Kruzifix an der Wand erkannte Melchior den großen Studenten, der ihm noch recht höhnisch in das Gesicht starrte.

Also ein gestörtes Stelldichein! Wer denn das Weib gewesen war? Sicher eine von den Mägden des Direktors. Natürlich! Nicht anders! Der Geschmack und der Sinn dieser Leute stand ja nicht höher. Aber er wollte sich nicht ärgern.

Und es gelang dem Direktor, sich in den Mantel einer stoischen Philosophie zu hüllen. Er überhörte den Lärm des Gelages, das die ganz Nacht dauerte, beim Lesen seiner griechischen Vorbilder und Lehrer und schlief gegen Morgen sogar einige Stunden. Als er Morgens an das Fenster trat, sah er, wie die jungen Leute eben unten im Zustand vollständiger Trunkenheit auf einen Wagen verladen wurden.

Er wandte sich ab und hörte dann den Wagen davonrollen und das heisere Geschrei der Betrunkenen in der Ferne verhallen.

Als er gerade ausgehen wollte, trat Anna bei ihm ein. Sie sah blaß und verwirrt aus. In ihren Augen war ein unstätes Feuer. Melchior erschrak beinahe. Er nahm sie bei der Hand und ließ sie auf den Stuhl an seinem Arbeitstisch niedersitzen.

Ob ihr nicht wohl sei?

Anna schüttelte den Kopf und fuhr mit der Hand leicht über die Platte des Tisches: „Ich will den Herrn Direktor nur fragen, wann ich kommen soll, wegen . . . wegen . . .“

Melchior griff schnell nach der blassen, zitternden Hand, die da vor ihm auf dem Tische lag: „Liebste, liebste Jungfer, Sie will also wirklich?“

Das Mädchen nickte einfach: „Ja!“

Da führte Johann Peter Melchior ihre Hand schnell zum Mund und küßte sie.

Aber sie zog die Hand zurück. Die Berührung der kalten Greisenlippen war wie ein plötzlicher Frost; sie dachte an die glühenden Küsse, die heute Nacht auf ihren Händen und ihrem Mund . . .

Von nun an saß sie alle Tage eine halbe Stunde in Melchiors Wohnung. Der Alte ging sehr vorsichtig zu Werke. Des Modellirens war er zu lange entwöhnt; er mußte erst versuchen, das Charakteristische im Gesicht des Mädchens auf verläßliche Art herauszubekommen. Er setzte sie an das Fenster, daß ihr Profil sich von den grünleuchtenden Gartenbäumen draußen abhob, und zeichnete ihre Silhouette. Wenn die Sonne hoch stand und ihr Schein seitwärts schräg durch die Fenster fiel,

dann ließ er das Mädchen im günstigen Lichte stehen und entwarf eine Kohlenskizze. Er versuchte alle Arten der Zeichentechnik, er malte sie in Wasserfarben, in Gouache, in Oel.

Je öfter er ihr Innerstes mit seiner Kunst zu erfassen versuchte, für desto schwieriger hielt er eine völlige Bewältigung seiner Aufgabe. Es war immer noch ein Rest da. Etwas Leuchtendes, Glückliches, das er nicht zu bannen vermochte. Er kam nicht zu Ende. Es war immer noch nicht das, was er in diesen Kopf hineinzulegen dachte — die beseelte Schönheit, die lichtfrohe Jugend.

Er bat Anna, öfter zu kommen, länger zu bleiben, damit er sie zu allen Tageszeiten, in allen Zuständen ihrer Seele studiren könnte. Aber sie hatte immer im Hauswesen zu viel zu tun. Nur mit Mühe konnte sie sich frei machen, und manchmal bat sie ihn, zu entschuldigen, daß sie gar nicht kommen könne.

Dann nahm Melchior die Blätter, die er mit Schattenrissen und Skizzen bedeckt hatte — es war schon fast ein halbes Hundert — und breitete sie vor sich aus. Er griff nach Stift oder Pinsel und besserte daran herum. Da war sie damals gesessen, so hatte sie zum Fenster hinausgesehen, und hier stand hinter ihrem lieben Kopf ein fröhlicher, jugendgrüner Laubkranz. In solchen Augenblicken ließ er seine Seele mit ihr Zwiesprache halten. Er versank in der Vergangenheit. Da spürte er wieder den starken, köstlichen Duft der Rosenlaube zu Höchst, und wie feiner Moschusgeruch kam es aus den Blättern, wie der berückende Parfüm des Weibes damals. . . . In solchen Stunden umarmte er Anna mit der ganzen, letzten Flackerglut seines Alters. Er fühlte sich ihr viel näher als sonst.

Denn es war seltsam. Er sah das Mädchen nun täglich, aber es war, als ob immer etwas Störendes zwischen ihnen stände. Keine jener zarten, mehr gefühlten als ausgesprochenen Vertraulichkeiten beglückten den Greis, wie früher. Er versuchte sie wie früher in seine Vergangenheit hineinzuziehen. Es war umsonst. In ihr war etwas, das sich dem widersetzte. Etwas Fremdes, Gegenwärtiges, das nichts von den verstaubten Winkeln seines Herzens wissen wollte. Sie war seinem Bannkreis entschlüpft, und er fühlte, daß sie ihm immer weiter entglitt.

Der Sommer lag mit seiner reifenden Glut über dem Lande. Melchior hatte sich wieder in seine griechischen Philosophen vertieft. Er war nun wieder mit seinem Schicksal zufrieden. Er zeichnete und malte und versuchte nun schon manchmal auch den Ton zu kneten. Die drängende Unrast war verschwunden. Mit der Hitze des Sommers kam eine Erschlaffung über ihn. Es war die Seligkeit des wohl erworbenen Besitzes. Er verschloß sich gegen die Empfindungen, daß ihm Anna nicht mehr so nahe stand, wie früher. Er wollte nichts davon wissen, er wollte nicht . . . .

Täglich kam sie zu ihm, nein . . . fast täglich, und es war wie eine geistige Ehe zwischen ihnen. Ja, eine geistige Ehe. Ein festes, unzerreißbares Band. Und mit der kindischen Hartnäckigkeit des Greises bohrte er diesen Gedanken so lange in sich hinein, bis er selbst fest daran glaubte. Er war zufrieden, ganz zufrieden! Anna und er, durch eine geistige Ehe verbunden! So sollte es sein, bis zu seinem Tod. Ach, Tod, er war noch rüstig! Und jetzt war er ja heiter in seinem Gemüt und mit dem Schicksal ausgeglichen, daß der Tod noch garnicht an ihn heran konnte. Sein Wahn hielt ihn so fest, daß er nicht bemerkte, wie Anna täglich blasser und wortkarger wurde. Manchmal fiel ihm wohl auf, daß sie ungeduldig nach dem Fenster sah, wie ein scheuer Vogel, der ins Freie möchte. Dann stieg es plötzlich heiß in ihm auf. Und es kam ihm die Ahnung ihres Verlustes. Aber er kämpfte schnell diese Ahnung wieder nieder. Er lächelte, krampfhaft zuerst, dann aber überzeugt und murmelte:

„In geistiger Ehe verbunden."

Was kümmerten ihn jetzt die Tollheiten des neuen Direktors, die Geschmacklosigkeiten der Mode, das wütende Gekläff des Kettenhundes, der unfreundliche Gruß der Parkwächter. Hier in diesem Wirbel von Unrast und modischer Torheit reifte noch ein Meisterwerk der alten Zeit heran, zu dem sich die Kunst der Vergangenheit und das Leben der Gegenwart vereinigt hatten.

Er verträumte die heißen Stunden der Sommertage an den schattigen Plätzen des Parkes. Er liebte die grotesken Bauten der Amalienburg und der Pagodenburg. Am liebsten aber saß er an dem leise plätschernden Waldbach der Eremitage. Hier stand eine Bank, auf der er köstliche Stunden voll sanfter Träumereien verbrachte. Er war jetzt so oft müde, daß ihm das Buch aus der Hand fiel. Und dann traten, in diesen Stunden des Hindämmerns, die Gestalten seines Lebens zum Reigen an. Seltsam, wie diese Menschen seiner Vergangenheit in seinen Träumen greifbar lebendig geworden waren. Sie sprachen mit ihm und lachten und traten ihm oft ganz nahe. Er fühlte ihren Hauch und roch ihre Parfüms. Dann gingen ihm wieder halbe Verse durch den Kopf:

„O Gott des jungen Lenzen,
Führst uns zu frohen Tänzen!"

Einmal trat in diese Träume eine fremde Gewalt. Er fühlte sie als rohe Unterbrechung der glockensüßen Klänge, als ein jähes Zerreißen der schimmernden Gespinste. Die Gestalten verschwanden, es wurde Nacht um ihn, eine rauhe, von Brausen erfüllte Finsterniß. Er erwachte mit einem schmerzhaften Ruck.

Ein fremder Mensch stand vor ihm und reichte ihm das Buch, das ihm im Schlaf entfallen war und am Rande des Baches lag.

Melchior dankte verwirrt und schlafbefangen.

Der fremde Mann ging mit freundlichem Gruß davon. Da erkannte ihn der Alte. Es war der große Student. Eine jähe Wut machte den Alten plötzlich ganz munter. Was wollte der da? War der wieder hier herum?

Melchior begegnete dem jungen Mann nun öfter. Er ärgerte sich über dessen artigen Gruß; doch war er nicht unhöflich genug, um nicht zu danken. Der mußte sich wohl da irgendwo über die Sommerwochen eingemietet haben. Vielleicht drüben im Dorfe?

Aber der Aerger wurde bald durch eine Sorge verdrängt. Anna war jetzt schon drei Tage lang nicht bei ihm gewesen. Der Onkel hatte ihm ihre Entschuldigung gebracht: große Wäsche, ein leichtes Unwohlsein . . . . .

Der Hausmeister besorgte jetzt selbst die Wohnung Melchiors.

Es sah aber auch danach aus.

Melchior fühlte sich unbehaglich. Nichts war an seinem Platz, die Figuren standen wirr durcheinander, der Schreibtisch war mit einem wüsten Haufen von Papieren bedeckt.

Und dann kam ein Abend, heiß und schwül, wie eine drohende Ahnung. Am westlichen Himmel rang ein scharfes Schwefelgelb mit einem blutigen Purpurrot. Hinter den schwarzen Bäumen des Nymphenburger Parkes spielte sich ein Riesenkampf ab, von dem von Zeit zu Zeit ein dumpfes Murren herüberdrang. Aus dem wilden Farbengewirr stiegen schwarzgeballte Wolken auf.

Auf Melchior lag der düstere Druck des Gewitters. Er war um seine Anna besorgt. Und es schien ihm, als ob mit den Wolken da im Osten ein Unheil aufsteige, das er nicht aufhalten konnte, so wenig, wie er den raschen Zug der Wolken zu hemmen vermochte. Nachdenklich ging er nach Hause; der Stock pendelte an seinem Rücken rascher als gewöhnlich. Er bemerkte gar nicht, daß ihm der Kettenhund mit wütendem Gebell entgegenfuhr, und achtete nicht darauf, ob ihn die Arbeiter grüßten oder nicht.

Es war ihm, als ob er nach Hause müßte, als ob dort etwas auf ihn wartete. Er gab sich keine Rechenschaft über dieses dumpfe Unbehagen, aber er dachte unaufhörlich: nur schon zu Hause sein, zu Hause sein.

Die Finsterniß des Gewitters verstärkte die Dämmerung zu früher Nacht. Als er in den Hausflur trat, zuckte das Oellämpchen vor dem Kruzifix in der Zugluft, daß die Schatten in den Winkeln und auf der Decke durcheinander wirbelten. Der Heiland neigte den Kopf so müde auf die Brust herab, und an seinen verzerrten Händen erglänzten die großen Blutstropfen. Fast scheu drückte sich Melchior an dem Kreuz vorbei. Den Atheisten und Philosophen durchschütterte eine Bangigkeit,

eine unbestimmte, lähmende Furcht. Als er über die hölzerne Stiege hinaufging, versuchte er sich dieses unangenehme Gefühl wegzuspötteln; aber er horchte dabei ängstlich auf jedes Knacken und Krachen in der alten Treppe und wich sorgfältig dem blutigen Schimmer des Oellämpchens aus.

Ein starker Windstoß fuhr ihm entgegen und faßte ihn, daß er an die Wand taumelte. Da hatte wieder irgend Jemand das Gangfenster offen gelassen. Der Greis schloß das Fenster mit Mühe. Er war heute so matt und müde. Die verrosteten Riegel kreischten, und die wackeligen Fensterscheiben klirrten durch die Stille des Hauses. Melchior warf einen Blick hinaus. Da stand eine schwarze, gezackte Wolkenwand hinter dem Park, und ein dumpfes Murren kam aus ihr herüber.

Als der Alte in das Zimmer trat, erhob sich eine Gestalt aus dem Winkel des Sophas. Er erschrak, und das Feuerzeug wäre ihm beinahe aus der Hand gefallen.

„Wer ist da?"

„Ich," antworetete eine leise und bange Stimme.

Melchior machte mit zitternder Hand Feuer: „Aber . . . Jungfer Anna, wie sieht Sie denn aus? Ist Ihr was? Setze Sie sich doch." Und er führte das Mädchen zu einem Stuhl und entzündete einen dreiarmigen Leuchter.

„Sage Sie mir doch, was Ihr fehlt!"

Aber Anna saß bleich und verstört da, und ihre Blicke stierten beim Fenster hinaus. Das Gewitter hatte eine laute Stimme bekommen, und ein sausender Wind war losgebrochen. Draußen im Garten rauschten die Bäume, und manchmal peitschte ein Zweig das Fenster.

Die vergoldeten Schnörkel der Möbel starrten so seltsam fremd drein, und die Figürchen standen ringsum mit höhnischen, schadenfrohen Mienen.

Drüben auf dem Schreibtisch das Tonmodell und eine Menge Zeichnungen.

Ein erster Blitz zuckte auf, und in seiner Helligkeit verschwand der schwache Schimmer der Kerzen.

Da brach das Mädchen los. Eine wilde Flut von Tränen, in die sich abgerissene, wirre, sinnlose Worte mischten. Melchior beruhigte sie, strich ihr mit seiner welken Greisenhand über das Haar, und seine trockenen, alten Augen wurden feucht:

„Was ist denn nur? Was ist denn nur?"

Die Schultern des Mädchens zuckten, das laute Schluchzen ging in ein leises Wimmern über. Sie sah zu ihm auf, und dann legte sich ihr Kopf mit einem rührenden Vertrauen an seine Brust, als ob sie in dem

Tosen dort draußen und in der Verzweiflung ihres Innern bei ihm Schutz suchte.

Er empfand den warmen Druck wie eine wohltätige laue Flut. Und mit glücklich-schmerzlichem Lächeln küßte er sie auf den Scheitel: „Sage Sie mir nur, was Ihr fehlt?"

Und jetzt, in diesem Bewußtsein der Sicherheit, eines Schutzes vor aller Gefahr, berichtete Anna, wie ein furchtsames Kind, das die Mutter vorher beruhigen mußte . . . .

„Der Student . . . ."

„Wer denn, der Lange, Große?"

„Ja . . . Thomas . . . schon am ersten Abend . . ."

„Anna . . . Anna!"

„Ach mein Gott, warum denn nur, warum denn nur?"

„Anna, es wird doch nicht . . .

„Ach, ich hab' ihn ja so lieb . . . ich kann nicht ohne ihn leben . . ."

„Sie hat . . . Sie ist also . . ."

„Ich hab' ihn ja so lieb . . . ach, um Gotteswillen, die Schande, die Schande."

Von Neuem faßte sie ein heftiger Krampf; ihr Kopf sank hintenüber und suchte eine Stütze; aber Melchior wich ihr aus und trat an das Fenster.

Draußen heulte der Sturm und wirbelte Himmel und Erde mit der Kraft eines boshaften Tieres durcheinander. Der Regen stürzte, vom Winde getrieben, in gischtenden Wellen gegen die Fenster; und wenn ein Blitz auffuhr, dann sah Melchior draußen ein Heer von kämpfenden, jagenden, verzweifelten Gestalten.

Er stand gedankenlos da. Es war, als ob ihm plötzlich ein großer, weiser Experimentator Gehirn und Nerven genommen hätte. Als er diesen Gedanken erfaßte, freute er sich über ihn; daß er fähig war, ihn aufzunehmen, verbürgte ihm die Ueberwindung seiner Starre und die Rückkehr ins Leben. Dann hörte er wieder das Rasen des Sturmes, und endlich erinnerte er sich . . . .

Da hinten . . .

hinter ihm . . .

am Tische . . .

saß das Weib . . . .

Sie schluchzte nicht mehr . . . sie hatte aufgehört zu schluchzen. Sie war ganz still.

Der Sturm riß einen Ziegel vom Dach los und schleuderte ihn polternd und krachend zur Erde.

Die Kerzenflammen waren unruhig und flackerten sturmbange und ängstlich.

Ein langer Schatten fiel neben Melchior auf die Wand. Ein Schatten, der wie in innerem Grausen zuckte, von einem Leben ohne Sinn und Rhythmus durcheinander gerüttelt. Melchior wußte, Anna stand da neben dem Tische und wartete.

Aber er biß die Zähne zusammen und wandte sich nicht um. Und dann sah er den Schatten über die Wände gleiten. Er ging über die Kommoden und die Porzellanfigürchen hin und wurde an den Ecken der Möbel verzerrt und gebrochen.

Die Türe ging auf. Das Knirschen der Angeln durchschnitt wie mit einer feinen Säge alle Sturmgeräusche.

Anna war gegangen.

Da kam der Schmerz über den Greis, packte ihn mit beiden Fäusten und rüttelte ihn. Der Alte warf die Hände empor und rang sie in stummer Verzweiflung.

Nun war Alles aus. Das Werk seines Alters, das schönste Werk seines Lebens würde nie vollendet werden.

Er trat an den Tisch und betrachtete prüfend die Statuette. Dann hob er ein Blatt mit einer Bleistiftskizze Annas an die Kerzenflamme. Mit leisem Blaffen ergriff das Feuer das Blatt und verzehrte es. Sorgfältig sammelte Melchior die Asche der vernichteten Zeichnung. Einzelne Teile hingen noch zusammen, und auf dem schwaren Grunde zeigten sich nun die Umrisse als feine, graue Linien.

Und Blatt auf Blatt hielt Melchior in die Flamme und ließ es vom Feuer vernichten. Die Asche sammelte er sorgfältig auf einen Haufen.

Was war das . . . ein Krach, ein Klirren und dann ein dumpfer Schlag. Melchior fuhr auf . . . Ach was! Irgend ein Fenster, das der Sturm zerschmettert; irgend ein Ziegel, den er losgerissen hatte. Was ging ihn das an. Er setzte seine Arbeit fort.

Blatt auf Blatt in die Flamme. Schon war ein kleines Häufchen Asche beisammen. Und nun das letzte Blatt; eine zarte, getönte Tuschzeichnung, die Melchior am meisten geliebt hatte.

Fort damit!

Die Flamme fraß mit gierigem Züngeln auch das letzte Blatt.

Melchior öffnete das Fenster. Der Sturm fuhr wütend in das Zimmer, löschte einige Kerzen aus und stieß gegen die Möbel, daß die Porzellanfiguren durcheinander klirrten.

Dann faßte der Alte die Asche mit beiden Händen und wollte sie zum Fenster hinauswerfen.

Aber der wilde Atem des Sturmes blies ihm die Asche in das Zimmer zurück, daß sie in feinen Teilchen durcheinander wirbelte und sich auf die Möbel und die Porzellanfiguren niedersenkte, um vom nächsten Windstoß wieder aufgejagt und weiter getrieben zu werden.

Da nahm er die Tonstatuette, fuhr ihr mit dem Finger über die

seinen Formen und sah sie lange an. Dann schleuderte er sie aus dem Fenster.

Er beugte sich vor, um zu sehen, ob sie auf dem schmalen Streifen von Steinen um das Haus herum zersprungen wäre.

Eine Sturzwelle des Regens schlug ihm ins Gesicht und blendete ihn.

Er sah nur undeutlich . . . aber was war das, das dort . . . auf dem Boden . . . dunkel . . .

Im Schein der Blitze . . . ein Bündel Kleider . . .

Noch ein Blitz . . . ein Mensch!!

Und wie ein wilder Schrei, wie ein Bersten und Krachen war es in ihm: Anna!!

Es würgte ihn in der Kehle; er konnte keine Luft bekommen: Anna!

Und endlich, wild und gellend und verzweifelt: Anna!!!

Er stürzte die Stiegen herab in den Garten und warf sich über den leblosen Körper da unten und schrie . . . schrie . . . mit Schaum vor dem Munde und vorgequollenen Augen: Anna! Anna!!

* * *

Der Sturz aus dem Fenster hatte Anna nicht sofort getötet. Aber er hatte sie so schwer verletzt und erschüttert, daß sie zwei Tage später ein totes Kind gebar.

Am dritten Tage war auch sie tot.

* * *

Johann Peter Melchior lebte noch bis zum Herbst. Er erlebte noch das bunte Abschiedsfest des Sommers, aber er nahm nichts mehr davon in sich auf.

Er ging nicht mehr spazieren, saß nur in seinem großen Lehnstuhl am Fenster und lallte mit kindischem Lächeln immer den einzigen Satz vor sich hin:

„O Gott des jungen Lenzen,
Führst uns zu frohen Tänzen."

Manchmal schweifte sein Blick über die Reihen seiner Porzellanfiguren, als ob er etwas suchte.

Als der Herbst und seine Farben starben, als die lederbraunen Blätter von den ersten Nachtfrösten langsam von den Bäumen gelöst wurden, verlosch auch dieses einsame Leben.



Rischjasring.

Altindisch.

Von

A. K. T. Tielo.

— Tilsit. —

Marie Stona in Schloß Strzebowitz zugeeignet.

Mit der Prinzessin Santa im Kreise
Lauschten die Schönen im Säulensaal
Santas Vater, dem grauen Greise:
„Seht, die Gärten vergluten leise,
Bäume und Bäche kauern kahl.
Weil Wisándaka mit den Brahmanen
Meidet mein Land, uns der Himmel vergißt:
Bläue der Himmel nur spenden will,
Kummer und Krankheit nicht enden will —
Lächelt nicht Mädchenlist!

Wißt! Ein Hain hält Wisándakas Habe —
Ach, daß ich leer ließ den Weisen gehn! —
Rischjasring haust dort, sein frommer Knabe,
Wurzeln und Wasser sind seine Labe —
Und nie hat er ein Mädchen gesehn.
Hört! Ich verheiße Schätze der Holden,
Die ihn mir lockt in die lechzende Stadt;
Wieder der Himmel uns hegen wird,
Rauschen mein Reich von Regen wird,
Wenn es den Heiligen hat!" —

Schwieg der König. Doch bangten die Frauen
Bleich vor des alten Büßers Fluch;
Siehe, da schüttelte schäm'g das Grauen
Santa von ihren blinkenden Brauen:
„Vater, mir gleißen Schätze genug.

Rischjasring nur, ihn will ich erwerben,
Von ihm träumt' ich, der ohne Haus
Niemals Honig zu nippen hat
Und doch die süßesten Lippen hat —
Herrlichster, harre aus!" —

Feurige Hoffnung! — Bald fuhr eine Barke
Stürmend stromauf, breitbrüstig ihr Bord
Prahlte mit welkem Palmenparke,
Rings der Morgen war bis zum Marke
Auf dem dunstenden Ufer verdorrt.
Doch von dem König beraten, am Steuer
Blühte Santa wie Morgenschein,
Schon erglomm ihr der dunkellenzende,
Dicht an dem Angalande grenzende,
Drohende Büßerhain,

Und in Blumen und rosigem Schleier
Santa mit köstlichem Körbchen ging
Suchend in's Dunkel, ihr Weg ward freier,
Ringelnder Rauch — in der Morgenfeier
Regte sich staunend Rischjasring,
Fern war sein Vater, und Axt und Aeste
Ließ er fallen, verkohlen den Brand,
Schmachten Kuh und Kälbchen, die brüllenden —
Zaghaft vor der sich zierlich hüllenden
Jungfrau der Staunende stand:

„Wonniger Gast! Komm, darf ich Dir knicken
Bräunliche Warzeln, festlich und voll?
Soll Dich klarstes Wasser erquicken?
Sprich, was Deinen schimmernden Blicken
Wildniß und Weiher bescheren soll?
Willst Du ruhen auf wohligem Rasen,
Oder lachte Dir himmlisches Licht,
Daß ich wie eine Taube tief
Bücke vor Dir im Staube tief
Betend mein Angesicht?" —

Flüstern sich bog zu dem braunen Knaben:
„Nein! Nicht trat ich aus himmlischem Tor!
Hinterm Hügel die Haine haben
Mich geborgen; doch ihre Gaben
Glänzen viel heller als Deine hervor.
Oeffne mein Körbchen! Trink' Wein aus dem Kruge!
Iß die Früchte! Ich kränze Dein Haar,
Und wie daheim die jungen, grüßenden
Schüler, die ernsthaft und eifrig büßenden,
Bring' ich Dir Opfer dar!" —

Und wie ihr Vater und Herz geboten,
Sie des Schüchternen Hals umschlang,
Und indeß ihre Wangen lohten,
Reif ihr Mündchen auf seinem roten
Mund in berauschendem Kusse klang.
Doch da dröhnten die Dämmer von Tritten,
Und sie entfloh auf buschigem Pfad:
Ihnen war der grüngelbblickende,
Bastbekleidete, zottennickende
Büßer grimmig genaht:

„Sohn, Du hast mir kein Holz gespalten,
Und das Opfer, lässig geschürt,
Mußte mit müden Kohlen erkalten,
Und des Kälbchens Geschrei nach der alten
Weißen Kuh ward von Winden entführt.
Und Dein Auge wie traumverloren
Wandert in's schwüle Blätterwehn;
Deine Lippen hat Sehnen geschürzt,
Und wie mit Purpurverbenen gewürzt —
Sohn, was ist Dir geschehen?"

„Vater! Hier war ein lockichter, kleiner
Schüler, mit lieblich wallender Brust;
Lichter von Antlitz auf Erden ist keiner,
Und wie der Kokila singt, noch feiner
War seines Wortes säuselnde Lust.
Vater! Der weiß viel besser zu büßen —
So wie vom Quellchen im goldigen Grund
Wird ein zartes Singen gemacht,
Hat er ein kleines Klingen gemacht
Zärtlich auf meinem Mund!

Vater! So will ich opfern und grüßen
Morgens und Mittags und Tag und Nacht;
Vater! So will ich beten und büßen
Mit dem Schüler, dem kleinen, süßen,
Nur auf schwerste Buße bedacht.
Und nur aus seinem duftigen Körbchen
Will ich kosten beim Opferschein —
Ach, in dem Blut mir ein Schauer ist,
Und mir im Herzen Trauer frißt,
Muß ich ihm ferne sein!" —

Zürnte der Alte: „Dich wollte beschwören,
Sohn, ein Dämon mit lüsternem Lug
Und Deine selige Seele betören;
Warte, ich will den Falschen erhören
Furchtbar mit meinem schwärzesten Fluch!" —

Und vorbei an dem zitternden Knaben,
Raffend ein riesiges Bambusrohr,
Sich in die Wälder der grüngelbblickende,
Bastbekleidete, zottennickende
Büßer gespenstisch verlor.

Flimmer hatten ihn kaum verschlungen,
Schlüpfte Santa aus fahlem Versteck,
Und von pochender Freude bezwungen,
Ist ihr der Knabe entgegengesprungen:
„Liebster Schüler! Nun führe mich keck
Weg in Deine Wundergehege!
Wärest Du selbst von dämonischer Kraft,
Würd' ich mich doch unermüdlich beteiligen
An Deiner mündlichen, höher heiligen,
Klangvollen Wissenschaft!" —

Fort! Und die Barke mit munterm Gebimmel
Palmenprunkend die Flüchtigen trug.
Wüste Weiten. Doch plötzlich der Himmel
Warf aus brünstigem Wolkengewimmel
Frühlingsbrausen auf Büsche und Bug,
Jubelnden Regen um Wipfel und Wimpel!
Und umronnen von reichstem Gewinn,
Lernten und lehrten Erbaulichkeit
Arm an Arm voll Vertraulichkeit
Büßer und Büßerin.

Dampfender Duft! Und den tropfenden Gnaden
Dankte der König, den Frohen gesellt.
Hüpfende Fische und Silbercikaden,
Tanzendes Volk auf grünenden Pfaden,
Blütenatmend wogte die Welt.
Und von Ufer zu Ufer sich wölbten
Frisch um König und kosendes Paar
Blumenbrücken trunken in tauender
Schwärmender Reinheit und sonnig erblauender
Bräutlichkeit wunderbar.

Und vor ihnen stieg freudenfröhnig
Tempel und Turm aus dem Abendglanz;
Santas Gespielen sanft-silbertönig
Summten von einem Knaben und König
Und von harrendem Hochzeitstanz.
Weh, da keuchte wie Ungewitter
Durch die märchenhaft heitre Flur
Hirten befragend, der grüngelbblickende,
Bastbekleidete, zottennickende
Büßer auf sprühender Spur.

Doch von dem greisen Fürsten empfangen,
Fand er gepriesen auf perlendem Thron,
Falterumgaukelt, in Seide und Spangen
Mit der Schönsten der Schönen prangen
Wie einen Gott den beglückten Sohn.
Regenbogen und Vögel frohlockten,
Und von dem Glücke des Sohnes gebannt,
Hob er auf Gärten, die purpurn sich feuchteten,
Und über Stirnen, die Liebe leuchteten,
Lächelnd die Segenshand.





Illustrirte Bibliographie.

Geschichte der deutschen Kultur. Von Dr. Georg Steinhausen. Mit 206 Abbildungen im Text und 22 Tafeln in Kupferätzung und Farbendruck. Leipzig und Wien, Verlag des Bibliographischen Instituts.

Im vorigen Jahre legte uns der rühmlichst bekannte Verlag die zweite vermehrte Auflage des von Prof. Dr. Hans Meyer herausgegebenen schönen Buches: „Das Deutsche Volkstum" auf den Weihnachtstisch; diesmal beschert er uns ein neues populärwissenschaftliches Werk, das in gewissem Sinne als eine Ergänzung zu jenem gelten kann und als solche eine fühlbare Lücke in erfreulichster Weise ausfüllt. Wurde uns dort die Frage: „Was ist deutsch" beantwortet, in der Darstellung des deutschen Volkscharakters, seiner eigentümlichen Elemente und ihres Mischungsverhältnisses, so wird uns in dem vorliegenden neuen Werke die Ausprägung dieses Volkscharakters, die sinnlich wahrnehmbare Aeußerung und Wirkung des deutschen Volkstums, das sich, wie in Sitte und Brauch, so auch in den Schöpfungen der Menschenhand, in Bauwerken und Geräten ausprägt, nach allen Richtungen und in allen Einzelheiten der Lebensführung und in der Entwicklung durch die Jahrhunderte bis zur Gegenwart vorgeführt. Was der Deutsche aus der Fremde empfangen, was er davon, und wie er es, indem er es mit seinem Geiste durchdrang, sich zum Eigengut gemacht, mußte dabei dargelegt werden, um uns ein zutreffendes, zuverlässiges Bild von der Entwicklung der deutschen Kultur zu liefern, deren Geschichte in zusammenhängender, systematisch geordneter, auf wissenschaftlicher Grundlage fußender Gesammtdarstellung bisher ungeschrieben geblieben. Gustav Freytags anschauliche und farbig lebendige Bilder aus der deutschen Vergangenheit bieten nur interessante einzelne Teile, die kein lückenloses und erschöpfendes geschlossenes Ganze liefern; und andere von Kompilatoren und Unberufenen herrührende Arbeiten können vor dem strengere Anforderungen an wissenschaftliche Gründlichkeit und Selbstständigkeit stellenden gebildeten Leser nicht bestehen. In Dr. Georg Steinhausen, bekannt durch seine „Geschichte des deutschen Briefes" und als Herausgeber der „Zeitschrift für Kultur" und der „Monographien zur deutschen Kulturgeschichte", ist der rechte Mann für die Lösung dieser Aufgabe gewonnen worden.

Kostüm des 11. Jahrh. Initiale aus einem Evangeliar von St. Nikolaus, in der Hof- und Staatsbibliothek zu München.

Wie der Verfasser, der mit großer wissenschaftlicher Strenge und Behutsamkeit verfährt und von dem sicheren Boden des Bewiesenen und Festgelegten sich nicht auf den

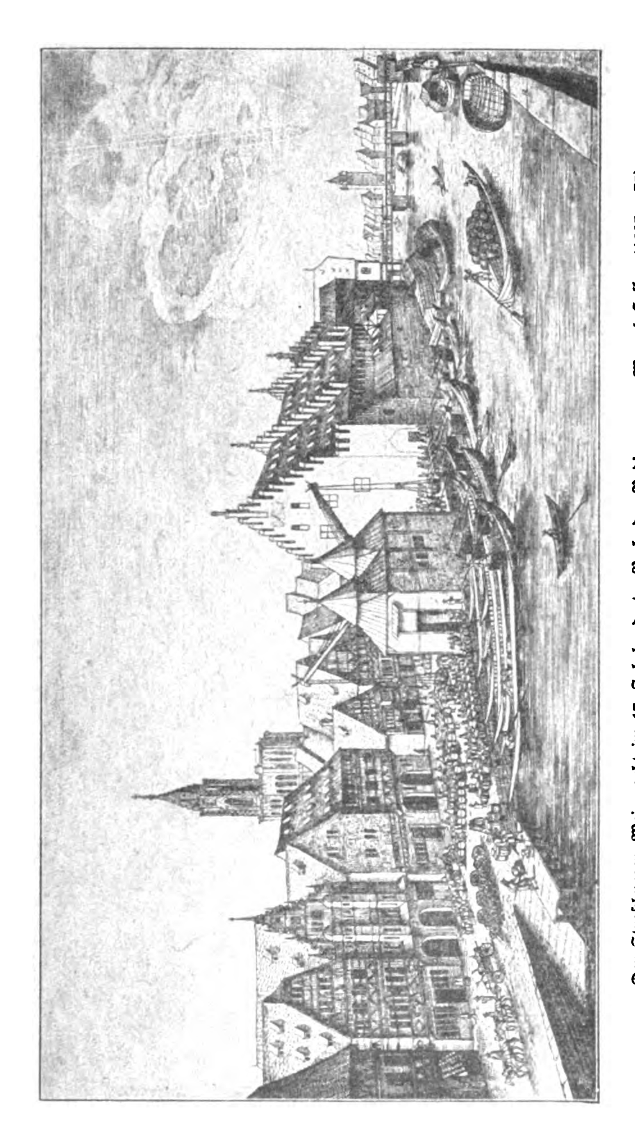
schwanken Grund kühner Hypothesen und bestechender Spekulation verlocken läßt, seine Aufgabe erfaßt hat, das läßt schon die Gliederung des Stoffes, die Periodisirung erkennen, die nicht in bequemem Anschluß nach der äußeren Entwicklung der politischen Geschichte erfolgt ist, sondern sich lediglich nach dem Gange der deutschen Kultur und den in ihr unterscheidbaren Phasen richtet. In folgende zwölf Hauptkapitel hat der Verfasser seinen Stoff eingeteilt: „Der germanische Mensch und sein Anschluß an die Weltkultur; Das Hervortreten des deutschen Menschen (die Bildung eines nationalen Kulturkreises. Kulturelles Eigenleben auf agrarischer Grundlage): Die Kirche als Erzieherin und im Kampf mit der Welt: der Geistliche als Kulturträger; Sociale, wirtschaftliche und geistige Differenzirung: Herausbildung laiischer Elemente als Kulturträger und Beginn eines Kulturwandels durch die Kreuzzüge; Die kulturelle Hegemonie Frankreichs in Europa und ihre Einwirkungen auf Deutschland: höfische ritterliche Kultur, Scholastik und Gotik; Hervortreten des niederen Volkes und Herausbildung einer volkstümlichen Kultur des Lebensgenusses; Erblühen und Vorherrschaft einer städtischen Kultur volkstümlicher und materieller Färbung; Das Zeitalter des Zwiespaltes: die materiell-volkstümliche Kultur und neue geistige Mächte. Sociale, geistige und religiöse Krisen; Sinken der kulturellen Kräfte: Zurückdrängen des Volkstums und Vorbereitung eines großen Kulturwandels unter Einfluß des Auslandes. Geographische Verschiebung des kulturellen Schwerpunktes; Säkularisation und Modernisirung der Kultur unter fremdem Einfluß und unter Führung der Hofgesellschaft; Begründung einer nationalen Geisteskultur durch einen gebildeten Mittelstand. Kulturelle Hegemonie Deutschlands in Europa; Beginn eines völlig neuen, auf naturwissenschaftlich-technische Umwälzungen gegründeten Zeitalters äußerlich-materieller Kultur.“ — Bis jetzt sind neun Lieferungen erschienen, deren Text bis in's achte Kapitel hineinführt, in das Zeitalter des Zwiespalts, um die Zeit von 1500 herum.



Germane im Mantel. Römisches Triumphalrelief im Vatikanischen Museum zu Rom.
Aus: Dr. Georg Steinhausen, Geschichte der Deutschen Kultur. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Ein reicher, den Text in anschaulicher Weise belebender und ergänzender Illustrationsschmuck, der neben manchem bekannten, aber an dieser Stelle notwendigen Material auch manches interessante Neue bringt, dient dem Zwecke des Werkes in ausgezeichneter Weise. Scenen des höfischen, kriegerischen, des gesellschaftlichen und häuslichen Lebens, Baulichkeiten, Trachten, Waffen, Schmucksachen, Geräte und Werkzeuge u. s. w. werden uns in 206 Textbildern und auf 22 Tafeln in Farbendruck und Kupferätzung, deren Reproduktion

von der dem Ruf der angesehenen Verlagsfirma entsprechenden Vortrefflichkeit ist, vorgeführt. So enthalten die bis jetzt erschienenen Lieferungen die folgenden farbigen Tafeln: Stadt und Land im 15. Jahrhundert (nach dem Flämischen Festkalender (15. Jahrh.) in der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek zu München); Trachten und Geräte des 10. Jahrhunderts



Der Straßburger Weinmarkt im 17. Jahrhundert. Nach der Radierung von Wenzel Hollar (1607—77). Exemplar des Königlichen Kupferstichkabinets in Berlin.
Aus: Dr. Georg Steinhausen, Geschichte der Deutschen Kultur. Leipzig, Bibliographisches Institut.

(aus dem Evangeliarium von Echternach, nach dem Original im herzoglichen Museum zu Gotha); Das Gürtelblech von Watsch (nach dem Original im Besitz des Fürsten Ernst zu Windischgrätz in Wien); Teile des römischen Germanien auf der Peutinger'schen Tafel (nach E. Desjardins, „La Table de Peutinger“, Paris 1869—76); Walter von der Vogel-

weide (nach der großen Heidelberger Liederhandschrift (14. Jahrh.) in der Universitätsbibliothek zu Heidelberg); Die gesellschaftliche Gliederung des Volkes im Mittelalter (nach Darstellungen zum sächsischen Land- und Lehnrechte aus dem 12. und 13. Jahrhundert); Schembartläufer (nach einem Schembartbuch im Besitz von Prof. Dr. Hans Meyer in Leipzig); ferner an Tafeln in Schwarzdruck: Nürnberger Feuerwerk vom Jahre 1650 (nach dem Theatrum Europaeum) Frankfurt a. M. 1691); Die Einführung der Künste in Deutschland durch das Christentum (nach dem Freskogemälde (1834—36) von Philipp Veit, im Städt. Kunstinstitut zu Frankfurt a. M.); Statuen Ekkehards von Meißen und seiner Gemahlin Uta von Ballenstedt im Dom zu Naumburg a. S. (13. Jahrh.); Allegorie auf den Handel (nach dem Holzschnitt (1585) von Jost Amman, Exemplar des Königl. Kupferstichkabinets in Berlin); Ansichten aus deutschen Städten (Straßburg, Nürnberg, München) im 17. Jahrhundert.



Bild zu Hans Sachs, „Eine Tischzucht.“ Nürnberger fliegendes Blatt des 16. Jahrhunderts, nach dem Exemplar des königl. Kupferstichkabinets in Berlin.

Aus Dr. Georg Steinhausen, Geschichte der Deutschen Kultur. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Die Ansicht aus Straßburg, die den dortigen Weinmarkt nach einer Radirung von Wenzel Hollar (1607—77) wiedergiebt, befindet sich unter den Illustrationen, die wir dank dem Entgegenkommen der Verlagshandlung diesen Zeilen beizufügen in der Lage sind. —

Auch unter den Textabbildungen befinden sich viel interessante Blätter, auf deren Erwähnung wir aus Raummangel verzichten müssen.

Das wertvolle, in gediegenster Weise ausgestattete Werk wird in 15 Lieferungen vollständig vorliegen und in Halbleder gebunden 17.00 Mark kosten.

Auf dem litterarischen Gabentisch des nahen Festes verdient es einen bevorzugten Platz. —l—

Bibliographische Notizen.

Verschollene Meister der Litteratur. II. Drei Essays. (Der Socialismus und die Seele des Menschen. Aus dem Zuchthaus zu Reading. Aesthetisches Manifest.) Von Oscar Wilde. Uebersetzt von Hedwig Lachmann und Gustav Landauer. Berlin, 1904. Karl Schnabel Axel Junckers Buchhdlg.

Der Titel der Sammlung „Verschollene Meister der Litteratur" klingt hübsch, und der Gedanke, der dem Unternehmen zu Grunde liegt, ist gewiß nicht übel. Ob die beiden ersten als verschollene Meister an's Licht gebrachten Gestalten aber auch wirklich verschollen waren, darüber kann man vielleicht im Zweifel sein. Meister Eckhart wurde freilich aus einer schwer zugänglichen Sprache in leichter verständliches Deutsch durch G. Landauers treue Mühwaltung übertragen, und man konnte den alten Mystiker nun allenfalls für einen durch den Geist einer neuen Sprache neu geborenen Meister anschauen. Die Neugeburt des modernen Engländers dagegen will mir nicht recht einleuchten, denn Oscar Wilde ist, trotz Zuchthaus und Tod, doch kaum wohl ein Verschollener zu nennen.

Wie dem aber auch sein möge, dankenswert erscheint die Herausgabe der drei Essays in guter Verdeutschung, dankenswert, unter welchem Titel auch immer es geschehen wäre. Es handelt sich um menschliche Dokumente von poetischem Interesse. Dank daher der Hand, die sich regte, um sie dem Herbstfall der Eintagsblätter, um sie der Vergänglichkeit zu entraffen. Diese pietätvolle Gebärde ist schön, wenn sie auch möglicherweise weniger erreicht, als sie erreichen wollte, da Alles, was allgemeinen Wert besitzt, sich auf mancherlei Weise durchringt und unsere Mutter Natur ihre Zwecke von Einzelnen und Einzelheiten unabhängig zu halten weiß. Die vorliegenden Essays dem deutschen Publikum anzubieten, bleibt anerkennenswert, auch wenn es sich herausstellen sollte, daß ihre Gedanken so unbekannt nicht sind, wie die Herausgeber schätzten.

Sehr ungleich sind die drei Essays ihrem Inhalte und m. E. auch ihrem Werte nach. Der erste Aufsatz ist ein mit dem Herzensblut des unglücklichen Dichters geschriebenes sociales Glaubensbekenntniß. Der zweite Aufsatz, von mehr aktuellem Gepräge, knüpft an bedauerliche Mißstände des englischen Zuchthauswesens an; der dritte erscheint mir als ein nicht übermäßig bedeutendes Vorwort zu den Gedichten eines lieben Freundes, für dessen Werke Stimmung gemacht werden sollte.

Was dem ersten Aufsatze seinen ungewöhnlichen Wert verleiht, ist die stürmische Beredsamkeit, in der wir hier die Gedankengänge eines der Zukunft hoffnungsfreudig zugekehrten socialistischen Individualismus vorgetragen bekommen; Individualismus: denn Wilde tritt für das freie Ausleben der individuellen Persönlichkeit mit feurigstem Eifer ein, socialistisch: denn Wilde glaubt, daß die Aufhebung des Privateigentums und die socialistische Wirtschaftsordnung die Menschen von aller Armut befreien und dem traurigen Dienste der Notdurft für immer entrücken werde. Die Voraussetzungen sind anfechtbar und utopistisch, Wilde springt aber über alle Bedenken hinweg in das Paradieses-land seiner Hoffnungen und Wünsche. Die zum Ueberdruß oft wiederholten Gegenargumente psychologischer und praktischer Herkunft legt er sich nicht vor. Sein Aufsatz hat zunächst künstlerischen, durch Schönheit und Schwung erzieherischen Wert. Die Kritik der herrschenden Gesellschaftsordnung, die Wilde übt, entbehrt der eindringlichen Selbstkritik; wir genießen aber den ungehemmten Erguß einer redemächtigen und formfreudigen Dichterseele. Die Leidenschaft eines Lyrikers giebt den Ausschlag.

Kraftvoll sagt Wilde, was er sagt, jugendlich mutig. Er hat den Instinkt des Künstlers, allem irgendwie durch Selbstverständlichkeit Ermüdenden und Abgenutzten aus dem Wege zu gehen, und ist lieber ein bischen paradox als trivial. Vergleicht man Wildes zornige Reden gegen den Unsegen aller Autorität mit Spencers ruhiger Kampfesweise, so möchte man meinen, die Art der geistigen Aeußerung hat etwas minder Ernstes. Es ist, als spritze Wilde seinen Geist dem Leser in's Antlitz, wie wir es auch von Nietzsches Aphorismen her gewohnt sind.

Vortreffliche Wendungen begegnen uns öfters. „Ist dies utopisch?" fragt er einmal in rhetorischer Wallung, und giebt die herrliche Antwort: „Eine Weltkarte, in der das Land Utopia nicht verzeichnet ist, verdient keinen Blick, denn sie läßt die eine Küste aus, wo die Menschheit ewig landen wird." (S. 47.) — In solchem hinreißenden Zukunftsprophezeien lebt vielleicht eine wahrhaft zukunftsbauende Seelenmacht, die an die fruchtbare Aktivität der idealistischen Männer vom Schlage J. G. Fichtes erinnert. H. L.

Dr. Laza K. Lazarewićs schönste Erzählungen. Uebersetzt von Božidar-Schaic-Didolinko. Dresden, E. Pierson. —

Der Verfasser, welcher nur ein Alter von 39 Jahren erreicht hat, wird der Schöpfer der zeitgenössischen serbischen Litteratur genannt, er gewährt uns Einblicke in das Seelenleben dieses Volksstammes, dessen rücksichtslose, grausame politische Kämpfe in schroffem Gegensatze stehen zu seinem patriarchalischen Familienleben, das die innigsten und zartesten Züge aufweist, und einem hingebungsvollen Gemeinsinn. Die sieben Erzählungen behandeln die verschiedensten Gebiete, eine jede von ihnen belehrt uns, wie viele gute Keime dieser in der Entwickelung begriffene junge Volksstamm in sich trägt. Der Verfasser ist ein Realist im besten Sinne, er schildert ohne Schönfärberei, und doch fühlt man, daß er mit dem Herzen schreibt, das warm für sein Volk empfindet, und ohne moralisiren zu wollen, steht jede seiner Erzählungen im Dienste einer moralischen Idee. Zur besseren Kenntniß serbischer Sitten und Gebräuche verdient das Buch weitere Verbreitung. mz.

Der klingende Berg. Novelle von Miriam Eck. Stuttgart, Axel Junker.

Der Wert eines Kunstwerkes ergiebt sich aus der Gesammtwirkung des Inhalts und der Form. Nach solcher Wertschätzung würde diese Novelle keinen hohen Preis verdienen. Aber die Dichtung wie das alltägliche Leben braucht nicht nur große Geister, die Unvergängliches schaffen, sondern auch starke Seelen, die im Kleinen treu zu sein verstehen, denen weniger am schönen Schein, als am Suchen der ungeschminkten Wahrheit gelegen ist. M. E. sucht die Wahrheit. Versteht sie ihr eigenartiges Talent vor Manierirtheit zu bewahren, wird ihr der Erfolg nicht fehlen. Wie sagt doch Goethe: „Die Manier will immer fertig sein und hat keinen Genuß an der Arbeit. Das echte, wahrhaft große Talent aber findet sein höchstes Glück in der Ausführung.“ N.

Allerleirauh. Lustiges und Trauriges von Erika Riedberg. Heidelberg, Heidelberger Verlagsanstalt Hörning & Berkenbusch.

Spricht auch aus dem Büchlein keine starke, eigenartige Persönlichkeit, so bietet es doch einen angenehmen Zeitvertreib. Besonders zeigen die humoristischen Skizzen das Talent der Verfasserin von der besten Seite. Unter den ernsten Erzählungen gebührt der letzten und kleinsten „Pour passer le temps“. Skizze aus der Gesellschaft, — die erste Stelle. N.

Die Peri. Roman von Sepp Steyregger. Wien und Leipzig, Oesterreich. Verlagsanstalt.

Die Heldin dieses Romans gehört zu den schwächlichen Charakteren, die ihre Fehler mehr bereuen als vermeiden und verbessern. Ihr Geist ist willig, ihr Fleisch schwach. Der Verfasser ist kein Meister der modernen Erzählerkunst, bietet aber mehr als eine dem Zeitvertreib und dem Sinnenreiz dienende Unterhaltungslektüre. Seine Sittenschilderung verfolgt einen sittlichen Zweck. Sie zeigt, daß die Leidenschaft nicht nur erniedrigen, sondern auch erheben kann. N.

Tage und Nächte. Prosagedichte und Skizzen, Lieder und Tagebuchblätter von Walther Eggert-Windegg. Stuttgart, Strecker & Schröder.

Das Büchlein entspricht seinem Titel. Verschieden, ungleichartig und -wertig, wie Tage und Nächte, sind die einzelnen Stücke seines bunt zusammengewürfelten Inhalts. Am deutlichsten und eigenartigsten zeigt sich das Talent des Verfassers in den Prosagedichten und Skizzen. Er übt wie Peter Altenberg „das abgekürzte Verfahren“, den Telegrammstil der Seele. Er versteht nicht nur, kleine Bilder mit wenig Strichen richtig zu zeichnen, sondern auch ihnen Stimmungszauber und Ideengehalt zu geben. N.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaktion vorbehalten.

Auf das Grab Peter Hilles. Leipzig und Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Aus der Arbeit unter den Stundisten. 3. Auflage mit 4 Abbildungen. (Hefte zum Christlichen Orient Nr. 3) Berlin, W. 10, Lützow-Ufer 5, Deutsche Orient-Mission E. V.

Barth, Hermann, Das Geschmeide. Das Material des Schmucks. Schmuck- und Edelsteinkunde in 2 Bänden. Mit einer farbigen Tafel: „Die Edelsteine“ und 8 Vollbildern. Berlin, Verlagsbuchhandlung Alfred Schall.

Beine, Wilhelm, Waldaus Wandlungen. Weida, Kommissionsverlag, Thomas'sche Buchhandlung (Paul Brömel).

Berg, G. und Titus J., Häusliche Selbsthilfe. 400 erprobte und bewährte Recepte und Ratschläge. Berlin, Hans Th. Hoffmann.

Bieberstein, Oskar Marschall von, Napoleon I. nach den Memoiren seines Kammerdieners Constant. 3 Bände. Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther.

Blennerhasselt, Ch. L., John Henry Kardinal Newman. Ein Beitrag zur religiösen Entwicklungsgeschichte der Gegenwart. Berlin Gebrüder Paetel.

Bobertag, Bianca, Die Kentaurin. Roman. Erster Band. Berlin, „Concordia“ Deutsche Verlags-Anstalt (Herm. Ehbock).

Borchgrevink, Carsten, Das Festland am Südpol. Die Expedition zum Südpolarland in den Jahren 1898—1900. Nach Skizzen und Zeichnungen des Verfassers illustrirt von Otto Sinding und E. Ditlevsen und mit Reproduktionen photographischer Original-Aufnahmen. Vollständig in etwa 20 Lieferungen in Lexikon-Oktav. Heft 7. und 8. Breslau, Schles. Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

Bormann, Georg, Die Erbgräfin. Roman. Berlin, Concordia Deutsche Verlag-Anstalt (Hermann Ehbock).

Brachvogel, Carry, Die Erben. Roman aus Süddeutschland. Leipzig und Berlin, Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).

Braune-Rossla, Rudolph, Zum Regiment. Drama in vier Akten. Leipzig-R., Verlag „Der Barde".

Carl, Ferd., Das letzte Jahrhundert der römisch-katholischen Kirche und der Deutschen Reichskirche. Leipzig, Max Spohr.

Christliche Orient, Der. Monatsschrift der deutschen Orient-Mission. Schriftsteller Dr. Lepsius. V. Heft 8 und 9. August 1904. Berlin W. 10. Deutsche Orient-Mission. (E. V.)

Christophilos. Ein Blatt aus der Geschichte des Stundismus in Russland. Mit 3 Illustrationen. (Hefte zum Christlichen Orient.) Nr. 6. Berlin W. 10., Deutsche Orient-Mission E. V.

Cyon, E. v., Wie soll Russland ein Rechtsstaat werden? (Eine Denkschrift an Kaiser Nikolaus II. vom 10. Mai 1904.) Leipzig, B. Elischer Nachflg.

Deckert, Dr. Emil, Nordamerika. Zweite Auflage. Mit 130 Abbild. im Text, 12 Kartenbeil. und 21 Tafeln in Holzschnitt, Aetzung u. Farbendruck. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Deutsche Humoristen. Dritter Band. Hans Hoffmann — Otto Ernst — Max Eyth — Helene Böhlau. (Hausbücherei der Deutschen Dichter-Gedächtniss-Stiftung. Fünfter Band.) Hamburg-Grossborstel, Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtniss-Stiftung.

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Friedr. Umlauft. 1. Heft. 27. Jahrgang 1904/05. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Dose, Johannes, Der Muttersohn. Roman eines Agrariers. Glückstadt, Max Hausens Verlag.

Egloffstein, Hermann Freiherr von, Kaiser Wilhelm I. und Leopold von Orlich. Mit zwei Bildern in Lichtdruck und einem Faksimile. Berlin, Gebrüder Paetel.

Falke, Gustav, Der gestiefelte Kater. Zweites Tausend. Hamburg, Alfred Janssen.

Friedrichowicz, Dr. Eugen, Kurzgefasstes Kompendium der Staatswissenschaften. In Frage und Antwort. Band 10. 1904. Berlin, S. Calvary & Co.

Gnauck-Kühne, Elisabeth, Goldene Früchte aus Märchenland. Märchen für Jung und Alt. 1.—10. Tausend. Mit 46 Illustrationen. Bremen, G. A. von Halem.

Gottschall, Rudolf von, Neue Erzählungen. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel.

Gutmann, Paul, Der verkaufte Dichter. Tragikomödie. Leipzig-Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Hagemann, Carl, Oscar Wilde. Studien zur modernen Weltlitteratur. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.

Hanstein, Adalbert von, Der Vikar. Novelle in Versen. 2. Auflage. Berlin, „Concordia" Deutsche Verlags-Anstalt (Hermann Ehbock).

Hartlebens Volks-Atlas, A., enthaltend 72 Karten in 100 Kartenseiten. Vollständig in 20 Lieferungen. Mit vollständigem Register. Vierte erneuerte Auflage. 11. 12. 13. 14. u. 15. Lieferung. Wien und Leipzig, A. Hartlebens Verlag.

Hille, Wilhelm, Leonatus. Ein Trauerspiel in fünf Akten. Braunschweig, Kommissionsverlag von E. Kallmeyer (Ramdohrsche Buchhandlung).

Hilm, Carl, Der Sklavenkrieg. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Neue Ausgabe. Schmargendorf-Berlin, Verlag „Renaissance" O. Lehmann).

— Giordano Bruno. Ein Drama in 5 Aufzügen. 2. Auflage. Schmargendorf-Berlin, Verlag „Renaissance" (Otto Lehmann).

— Hypatia. Ein Drama in 5 Aufzügen und 1 Nachspiel. Schmargendorf-Berlin, Verlag „Renaissance" (Otto Lehmann).

— Kain. Ein Drama in drei Aufzügen, Schmargendorf-Berlin. Verlag „Renaissance" (Otto Lehmann).

Hoffmann, Max, Ländliche Wohlfahrtspflege. 1. Tausend (Hefte und Flugschriften für Volkswirtschaft und Socialpolitik Nr. 26). Leipzig, Felix Dietrich.

Holz, Arno, Dafnis. Lyrisches Portrait aus dem 17. Jahrhundert. München, R. Pieper und Co.

Hübners, Otto, Geographisch-Statistische Tabellen aller Länder der Erde. Ausgabe 1904. Herausgegeben von Professor Fr. v. Juraschek. Frankfurt a. M., Heinrich Keller.

Jansen, Günther, Grossherzog Carl Alexander von Sachsen in seinen Briefen an Frau Fanny Lewald-Stahr. (1848—1889.) Berlin, Gebr. Paetel.

Joesten, Dr., Gottfried Kinkel. Sein Leben, Streben und Dichten für das deutsche Volk. Mit einer Auswahl Kinkel'scher Dichtungen. Köln, Kölner Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G.

Kalinowski, Walter Erdmann von, Der Krieg zwischen Russland und Japan. Auf Grund zuverlässiger Quellen bearbeitet. Mit 6 Skizzen. Berlin, Liebel'sche Buchhdlg.

Kirchbach, Frank, Die Hydrovolve D. R. P. und die Hydrolokomotive D. R. P. Zwei Arbeiten über Wasserkraft. München, Lierstrasse 27, königl. Prof. Frank Kirchbach.

Krüger, Herm. Anders, Gottfried Kämpfer. Ein herrnhutischer Bubenroman in zwei Büchern. 2. Tausend. Hamburg, Alfred Jannsen.

Lindau, Hans, Unkritische Gänge. Berlin, Egon Fleischel u. Co.

Littmann, F. u. E., Echo. Gedichte. Leipzig-Berlin, Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Lory, Dr. Carl, Nietzsche als Geschichtsphilosoph. Eine Quellenstudie. (Die neue Weltanschauung. Heft 1.) Berlin W. 15, Albert Kohler.

Lubenow, Hugo, Die Wahrheit über das Leben. Berlin W. 30, Schmaller & Lubenow.

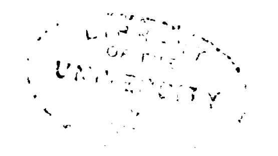
Meinhardt, Adalbert, Frau Hellfrieds Winterpost. Berlin, Gebrüder Paetel.

Methode Toussaint-Langenscheidt. Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der italienischen Sprache von Dr. H. Sabersky unter Mitwirkung von Prof. Gustavo Sacerdote. Brief 10 u. 11 nebst 1 Beilage „Der Schreibhelfer". Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

— Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der schwedischen Sprache von Emil Jonas, unter Mitwirkung von John Westerblad und C. G. Morén. 10. u. 11. Brief. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhdlg.

Müller, Fritz, Gedichte. Jauer, Oscar Hellmann.
Nietzsches, Friedrich, gesammelte Briefe. Briefwechsel mit Fr. Ritschl, J. Burckhardt, H. Taine, G. Keller, Freiherrn v. Stein, G. Brandes. Herausgegeben von Elisabeth Förster-Nietzsche und Curt Wachsmuth. Dritter Band. Berlin, Schuster & Loeffler.
Peip, Ch., Taschen-Atlas über alle Teile der Erde. In 36 Haupt- und 70 Nebenkarten. Mit geographisch-statistischen Notizen von Otto Weber. Stuttgart & Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt.
Peters, Dr. Carl, England und die Engländer. 1. bis 5. Tauseed. Berlin, C. A. Schwetschke und Sohn.
Photographische Korrespondenz. Oktober 1904. Wien, Verlag der Photogr. Korrenspond.
Raff, Helene, Die Braven und die Schlimmen. Geschichten aus Bayern und Tyrol. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel.
Rollet, J., Was sich die Blumen erzählen und Anderes. Leipzig-Berlin. Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.
Schroeder, Osw., Norwegen das Land der Mitternachtssonne. Mit 36 photographischen und handkolorirten Vollbildern u. 70 Handzeichnungen. Leipzig, Wanderer-Verlag G. m. b. H.
Seeliger, Ewald, Gerhard, Der Stürmer. Eine Geschichte aus Schlesien. Berlin, Egon Fleischel & Co.
Seidel, A., Praktisches Lehrbuch der englischen Umgangssprache in 52 Wochenaufgaben. 2. durchgesehene und verbesserte Auflage. Wien, A. Hartlebens Verlag.
— Praktisches Lehrbuch der französischen Umgangssprache in 52 Wochenaufgaben. 2. durchgesehene und verbesserte Auflage. Wien, A. Hartlebens Verlag.
Snider, Denton, J., Ancient European Philosophy. The History of Greck Pihlosophy Psychologically Treated. St. Louis, Mo., Sigma Publishing Co.
— Modern European Philosophy. The History of Modern Philosophy. Psychologically Treated. St. Louis, Mo., Sigma Publishing Co.
Stein der Weisen, Der. Illustrierte Halbmonatsschrift für Haus und Familie. Unterhaltung und Belehrung aus allen Gebieten des Wissens. 12, 13. u. 14. Heft. 17. Jahrgang. 1904/05. Wien und Leipzig, A. Hartlebens Verlag.
Treu, Eva, Helles und Dunkles. Erzählungen. 2. Auflage. Glückstadt, Max Hansens Verlag.
Treu, Max, Der Bankerott des modernen Strafvollzuges und seine Reform. Ein offener Brief an das Reichsjustizamt. Erstes Tausend. Stuttgart, Robert Lutz, Verlag.
Unterrichtsbriefe für das Selbst-Studium der lateinischen Sprache. Von Chr. Roese. 23. bis 32. Brief. Kursus II. Leipzig, E. Haberland.
Verne, Julius, Ein Drama in Livland. (Collection Verne, Band 85.) Wien und Leipzig, A. Hartlebens Verlag.
Wagner, Hedwig, Tasso daheim und in Deutschland. Einwirkungen Italiens auf die deutsche Litteratur. Berlin, S. W. 48, Wilhelmstr. 145 I. Rosenbaum und Hart.
Wegener, Dr. Georg, Tibet und die englische Expedition. Mit 2 Karten und 8 Vollbildern. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke Druckerei und Verlag m. b. H.
Weltall und Menschheit. Geschichte der Erforschung der Natur und der Verwertung der Naturkräfte im Dienste der Menschheit von Hans Kraemer. Mit ca. 2000 Illustrationen, sowie zahlreichen farbigen Kunstblättern, Facsimile-Beilagen u. s. w. Extrabeigaben in neuem System der Darstellung. Lieferung 64—68. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.
Whitman, Walt, Grashalme. Eine Auswahl. Uebersetzt von Karl Federn. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.
Wilde, Oscar, Die Herzogin von Padua. Eine Tragödie aus dem 16. Jahrhundert. Autoris. deutsche Uebersetzung von Max Meyerfeld. Buchschmuck von Lucian Bernhard. Berlin, Egon Fleischel u. Co.
Wolff-Cassel, Louis, Anna Willing. Schauspiel in einem Akt. Cassel, Selbstverlag des Verfassers. In Kommission bei Gebrüder Gotthelft.
Zinkernagel, Franz, Die Grundlagen der Hebbel'schen Tragödie. Berlin, Georg Reimer.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Oskar Wilda in Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.





Amalie Kramm.

Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Begründet

von

Paul Lindau.

CXI. Band. — Dezember 1904. — Heft 333.

(Mit einem Portrait in Radirung: Amalie Skram.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Amalie Skram.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Begründet

von

Paul Lindau.

CXI. Band. — Dezember 1904. — Heft 333.

(Mit einem Portrait in Radirung: Amalie Skram.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Ein Ungeborener.

Novelle

von

Leonore Frei.

— Berlin. —

Durch das palmenbeschattete, blumenbunte Gartenland Mesopotamiens, zwischen großen Prachtstädten und weißleuchtenden Dörfchen hindurch rauschten die Wogen des Tigris.

An seinem Ostufer, nahe der Stadt Coche, genau gegenüber der Perserfestung Ktesifon war das Lager der großen Armee Kaiser Julians aufgeschlagen.

Ein Römerlager: In der Mitte des viereckigen Lagerplatzes das Prätorium — das Zelt des Kaisers; zu beiden Seiten die Zelte der Leibgarde und der nächsten Begleiter des Kaisers.

Ringsherum — schnurgerade Straßen, abgezirkelte Plätze bildend — die Zelte der Offiziere und Mannschaften. In den Metallschwingen der römischen Adler, die an den Befehlshaberzelten der einzelnen Kohorten aufgepflanzt waren, funkelten die letzten Strahlen einer glutroten Abendsonne.

Im Lager selbst war es still.

Draußen auf der großen Ebene am Flusse, dicht vor dem Nordtore des Lagers, hatte man bis zum Abend Waffenspiele getrieben, gezecht, Musik und Festtänze aufgeführt.

Vom anderen Ufer sah der feindliche Perser zu — halb eifersüchtig, halb neugierig-teilnehmend und staunend.

Am staunendsten auf Kaiser Julian selbst.

Auf den strahlenden, siegessicheren jungen Kaiser, der jetzt, nach dem allgemeinen, dem Zeus-Jupiter dargebrachten Opfer, inmitten seiner, den Kriegszug begleitenden Historiographen und Philosophen, im wallenden Griechengewande mit der Priesterbinde am Ufer stand und

mit schönheitstrunkenen Augen in den flammenden Schein des Abends blickte.

Auch Julians Heer sah auf seinen Kaiser.

Die Soldaten, die Unterbefehlshaber jubelten, trunken von Sonne, Wein, Weibern und Kampfspiel.

Nur ein paar kleine Haufen hagerer, finster blickender Krieger hielten sich abseits in dem breiten, trockenen Graben am Lagerwall. Da sie die Armschienen abgelegt hatten, sah man auf dem rechten Oberarme jedes dieser Männer seltsame Zeichen: ein Fisch — ein Lamm ein Kreuz — eine Taube: die Abzeichen der Nazarener.

Keiner von diesen Männern wandte das Haupt dem Kaiser zu. Keiner von ihnen blickte auf die Laut-Fröhlichen, keiner auf die Heiter-Zechenden, Liebesseligen. Es war, als fürchteten sie ihren Blick zu beschmutzen, — sie, die niemals fröhlich waren, niemals heiter zechten, niemals in ausgelassener Liebesseligkeit schwelgten.

Klagende Stimmen murmelten: „Wir haben dem Götzen geopfert! Wir haben das Heil verloren, im Himmel und auf Erden! O Herr! Herr der Heerschaaren! Wie unglücklich — wie entsetzlich unglücklich sind wir! Wir leiden! Wir sterben vor Sehnen nach unserem Erlöser! Wir schreien nach dem, der uns verheißen hat, zu kommen! Jetzt zu kommen! Und er kommt nicht!"

Aber die beruhigende Stimme eines weißhaarigen Alten übertönte die leisen Klagen.

„Wahrlich, wahrlich, ich sage Euch! Selig seid Ihr! Denn die höchste Seligkeit der Welt ist Euer! Die höchste, süßeste, edelste Seligkeit: der unerfüllte Wunsch! Das ist Eure Seligkeit, die Euch hoch hinweghebt über alle Mächtigen der Erde! Das Leid des unerfüllten Wunsches — das nur ist Christenglück."

* * *

Nicht allzu fern von den nazarenischen Soldaten, oben auf dem breiten Lagerwalle saßen einige höhere Offiziere auf Teppichdecken, zwischen sich ein paar Weinkrüge, die nach Kampfspiel und Opfer fleißig gewandert waren. Man sprach von der neuesten Rede des Kaisers. Man stritt über den kühnen Ueberfallsplan auf Ktesifon, den der Kaiser für die zweite Nacht von heut angesetzt hatte. Man erzählte allerlei Vorfälle aus dem Lagerleben — vom letzten Zuge hierher — vom Zeusopfer. — Immer wieder kam zu Tage, wie uneins, wie zersplittert das Heer war.

„Diese Nazarener!" rief der Hauptmann Amian ärgerlich. „Tapfer sind sie wohl, weil sie ihr diesseitiges Leben nicht achten. Im Uebrigen: Sauerteig! Das gährt und gährt! Kommt nicht zur Ruhe! Läßt nicht in Ruhe!"

Valentinian, der Oberst der Palasttruppe, klopfte mit der Hand gegen einen alten Mauerrest, an dem der Lagerwall errichtet war:

„Es geht ein Riß hindurch!" bemerkte er nachdenklich. „Da nützt alles Zustopfen nichts! — — Wie bei unserem Heere!"

„Wie bei unserm Reiche!" murmelte Valens, Valentinians junger Bruder.

Der Antiochier Marcellus schürzte die vollen sinnlichen Lippen zu seinem bekannten Spottlächeln. Er kniff die Augen ein und blinzelte in die Runde: „Wie bei unserm Kaiser!" sagte er leichthin.

Einen Augenblick schwiegen alle betroffen und wechselten unwillkürlich schnelle Blicke. Dann aber fuhren sie auf und empörten sich über die antiochenische Frivolität. Der alte Feldherr Nevita wetterte mächtig. Was so ein flötespielender, liebäugelnder Antiochier alles wagte! Noch waren sie Römer! Ganze Römer! Ohne Riß und Bruch! Der Kaiser allen voran!

Marcellus hatte ein Bein über das andere geschlagen und wehte sich gelassen mit den duftenden Schärpenenden Luft zu. Nach einer Pause bemerkte er, immer mit dem gleichen Lächeln:

„Wie sagte doch Kaiser Julian gestern? ‚Oft scheinen Wolken Fortsetzung der Bergesgipfel!' Er sagte es freilich mit Bezug auf diesen Jesus von Nazareth, den sie den Christus nennen, und auf die Sekte der Nazarener! — Ich, Ihr Herren, habe in der Schule gelernt, daß — Cäsar und Brutus Römer wie „Bergesgipfel" waren! Und wie sagte doch der Kaiser? ‚Oft scheinen — Wolken Fortsetzung der Bergesgipfel!'"

Wieder wollte der Streit anheben. Da rief Hauptmann Amian eifrig, um abzulenken:

„Seht, Ihr Herren! Der Kaiser! Seht, wie der Kaiser leuchtet! Ist es nicht, als hielte er geheime Zwiesprache mit den großen Göttern, die ihn leiten, uns zu führen?!"

In diesem Momente fiel der Blick des Kaisers auf die Gruppe der Offiziere. Er hob die Hand zum Gruß.

Alle sprangen auf und hoben begeistert die Arme: „Heil! Heil, Kaiser Julian! Heil! Heil!"

Auch der Leibgardenoberst Jovian, der bis jetzt schweigend vor sich hingestarrt hatte, richtete die Augen auf den Kaiser. In dem hochmütig-finsteren Antlitze malte sich ein seltsames Gemisch von Haß, Grauen und widerwilliger Bewunderung:

„Parole vom Zeus?!" murmelte er geistesabwesend vor sich hin. „Wozu — wenn man sich selbst als Gott fühlt?!"

Valentinian, der ihm am nächsten stand, hatte halb verstanden. Er kehrte sich langsam um und sah ihn groß an:

„Du sagtest, Jovian?"

„Ich? — Nichts!" Er lachte kurz auf und wandte sich mit leichtem

Gruß ab, anscheinend ohne zu merken, wie kalt der Wiedergruß der Offiziere war, und wie mißtrauisch ihre Blicke ihm folgten. — — —

Langsam schlenderte er dem Lagereingange zu. Dort, im Innern der Wachtore, bog er gradeswegs und schnellen Schrittes zu seinem Zelt ab. Dazu mußte er an dem Prätorium vorüber. Aus dem einen Zelt, unmittelbar neben dem des Kaisers, drang durch die schweren dichten Tierfelle der Vorhänge der leise Gesang einer Frauenstimme zu ihm heraus. Er hielt an, lauschte einen Augenblick und ging dann hastig weiter. Das heidnische Liebeslied dort drinnen tönte fort.

Mit tiefgesenktem Haupte trat Jovian in sein Zeltgemach. Ohne aufzublicken warf er sich auf sein Lager nieder. Der leise Ton verfolgte ihn bis hierher. Aufstöhnend preßte er die Stirn in die Kissen.

Da klang eine tiefe Stimme über ihm. Mit einem unterdrückten Laut fuhr er empor und sah in die düstern, lebenskranken Augen des Mannes, an den er in diesem Momente gedacht hatte.

„Gregor! Du?! Endlich! — Hast Du meine Botschaft endlich bekommen?“

„Ich habe keine Botschaft von Dir erhalten, Jovian!“

„Nicht? Dann weißt Du also noch nicht — — —“

„Was? Sprich aus!“

„Daß Dein Schwesterkind Maria hier ist?!“

„Also wirklich! Ich dachte es mir!“ Langsam, mit schwerem Kopfnicken ließ sich Gregor von Nazianz neben dem Kriegsmanne nieder. Düster sah er vor sich hin: „Und dennoch das heidnische Zeusopfer, Jovian?! Maria hat also noch nichts erreicht? Bis jetzt nichts?“

„Erreicht?“ Jovian lachte bitter auf, aber Gregor hob abwehrend die Hand:

„Denn Du mußt wissen, Jovian, am Morgen, als ihre Kammer in unserem einsamen Landhause leer war, fanden wir dort ein Blatt von Marias Hand geschrieben. Und da standen nur die Worte: „Der Herr will mich zum Seelenfischer machen! Fürchtet Euch nicht! Lebt wohl!“ Das war zwei Tage, nachdem Euer Zug durch unsere Einsiedelei gelärmt war — zwei Tage, nachdem Kaiser Julian an unserm Herde gerastet hatte. Da ahnte ich, daß sie gegangen war, um bei dem Kaiser für das Erdenheil der Gläubigen zu flehen. Und ich ahnte, daß, wenn es eine Seele gäbe, die Einfluß auf Julians verwirrten Geist gewinnen könne, so mußte es Maria sein, in ihrer christlichen Reinheit und griechischen Schönheit. So kam ich — hoffend. Und nun — das Zeusopfer! Und also auch von ihr — nichts erreicht!“

„Erreicht?!“ Jovian packte die feine Gelehrtenhand des Nazianzers und hob den Finger: „Hörst Du? Dort nebenan — die Laute — der Gesang?!“

Schweigend saßen beide. Der gedämpfte süß-leidenschaftliche

Gesang der Frauenstimmen klang noch eine Weile fort. Dann verstummte er.

Keine Regung in Gregors stillem Gesicht zeigte seine Gedanken, seine Gefühle. Kein Laut verriet, was er bei diesen Tönen, diesen Worten empfand, die von den Lippen seiner Maria kamen, die aus dem Herzen seiner holden Schwestertochter zu dringen schienen! Maria, seine Schülerin, das Kind seiner Seele, die er so zart und innig liebte, wie der Einsame liebt, dem das Weib niemals Sinnenrausch wurde, niemals Genossin der Leidenschaft — — Maria war es, die dort sang!

Nur einen Schatten düsterer waren die Augen unter den dichten Brauen, als er hart und kurz sagte:

„Sprich jetzt!"

Jovian senkte das Haupt. Diesen unerbittlichen Augen gegenüber gab es kein Zögern.

„Es war vier Tage, nachdem wir aus Eurer Landschaft gezogen waren. — Wir lagerten an dem Kanal, der vom Euphrat zum Tigris führt. Die Sonne ging eben unter — glutrot, wie heute. Da schickt Valentinian, der die Wache am Westtore hatte, zu mir ins Zelt: ‚Der Führer der Leibwache soll eiligst kommen! Es ist eine Frau da, die zum Kaiser will!'"

Jovian räusperte sich, seine Stimme klang rauh und heiser:

„Ich mußte sie in das Kaiserzelt führen. Julian war allein — schrieb, wie gewöhnlich. Erstaunt sah er Maria an.

‚Ich kenne Dich wohl,' meinte er aufstehend, ‚Du bist Gregors Schwestertochter!' Und mit einem harten, ungeduldigen Lachen, denn die Nazarener hatten ihm gerade zu schaffen gemacht, sagte er lästerlich-spottend: ‚Erlaubt denn das der Wahnsinnige von Nazareth, daß sein Diener Gregor Dich Heilige zu dem Apostaten schickt?' Ich sah, wie das Blut aus ihrem Antlitze wich. Sie hatte sich tief geneigt, als sie eintrat, nun stand sie hoch aufrecht, und mit einer seltsamen, hellen Stimme sagte sie ruhig: ‚Nicht geheilt sein wollen von dem, was die Welt Wahnsinn nennt, — das ist das Merkmal der Größe!' Ich zitterte vor Freude über ihren Mut, und doch in Angst für sie, denn der Kaiser trat drohend auf sie zu und rief zornig: ‚Schickt Dich Gregor, mich zu bekehren, so kehre zurück und sage ihm, mein Sinn habe sich seit vier Tagen nicht gewandelt! — Größe! — — Der Held in Knechtsgestalt! Der Zimmermannssohn, und — Größe! — Und das wagst Du —' Hier aber stockte er plötzlich, denn er merkte, wie sie lächelte!"

Jovian sah vor sich hin.

„Gregor, wenn Maria lächelt, so ist es, als leuchte die Sonne auf weißen Blumen! — Das sah der Kaiser wohl auch, denn mit ganz anderem, sanftem Ton endete er: ‚Mädchen, lächelst Du über den Kaiser?' Da nickte sie ein wenig und lächelte noch immer und sagte: ‚Kennt der

Kaiser seine eigenen Worte nicht mehr? Weiß der Kaiser nicht, wie er bei uns klagte, das ganze Reich halte Kaiser Julian für wahnsinnig! — und dann sprach der Kaiser das Wort von dem Merkmale der Größe.' Auf diese Rede sah der Kaiser Maria groß an. Ich aber mußte wohl eine entsetzte Bewegung gemacht haben, — — so, wie Du jetzt, Gregor, — denn beide blickten auf mich, als merkten sie jetzt erst, daß sie vor Zeugen sprachen. Der Kaiser winkte mir. Ich mußte gehen. — — Von diesem Abend ab wohnt Maria in einem Zelte dicht neben dem des Kaisers." Jovian atmete schwer und hob die Hand, wie zum Schwur: „So war es! So ist es! Bei dem heiligen Blute des Erlösers!"

„Schwöre nicht!" sagte Gregor rauh. Und nach einer langen Stille: „Ist das Alles, was Du zu sagen weißt?"

Jovian fuhr wild auf aus seinem Brüten:

„Ich meine, auch das wäre genug! Aber ich weiß mehr! Höre auch dies: Heut' vor einer Woche war es. Auf dem Zuge! An einem glühend heißen Tage. — Zur Mittagszeit. Da sehe ich, wie sie beide tiefer in den Wald hineingingen, in dem wir rasteten. Ich — ertrug es nicht! Ich schlich nach. Heimlich. Versteckt. Aber dadurch verlor ich sie. Und nun — suchte ich — suchte — suchte — wie irr! Und plötzlich sah ich sie wieder — ganz nah vor mir. Der Kaiser auf einem Steine. Maria neben ihm — knieend. Aber sie blickte nicht zu ihm auf. Es war da etwas auf dem Waldboden. Das betrachteten beide aufmerksam. Ich hörte, wie sie darüber sprachen: ein großer leuchtender Käfer — in einen Ameisenhaufen geraten, angefallen. — Und er kämpfte nun gegen die vielen kleinen Feinde. ‚Tapfer und unterliegend — wie alle Einzelnen,' hörte ich den Kaiser schwermütig sprechen. Da fährt Maria auf: ‚Nein, nicht unterliegend!' Sie greift nach dem Boden und hebt die Hand hoch empor. Im Sonnenscheine glänzt der grün-goldene Käfer auf ihrem Finger. Dann fliegt er auf. Und Maria lächelt, selig, mit roten Lippen und greift nach des Kaisers Hand: ‚Sieh, wie er leuchtet,' ruft sie eifrig. ‚Und nun fliegt er — der Sonne entgegen!' Da sah der Kaiser sie an und legte die Hand auf ihr Haar — und schwieg. — Lange. — Ihre Stirn sank gegen sein Knie. Und er sagte leise: ‚Wahrlich, bei keiner Seele habe ich einen Glauben gefunden, wie bei Dir, dem Schwesterkind des großen Nazareners, Gregor von Nazianz!'"

Gregor hatte sich nicht gerührt. Nicht Zorn — nur eine tiefe Traurigkeit stand in seinem Blick.

Jovian saß, die Ellbogen auf die Kniee gestützt, das Gesicht in den Händen begraben. Dumpf und gequält murmelte er zwischen den Fingern:

„Von mir hat sie sich gelöst! — — — Die Braut des Herrn wollte sie bleiben! — — Die Geliebte des Kaisers, des Ungläubigen ist

sie geworden!“ Ungestüm sprang er auf. „Tausendmal war sein Leben in meiner Hand! Warum hast Du mir verwehrt, ihm den Dolch in sein abtrünniges Herz zu stoßen?! Längst wäre die Welt von dem Apostaten befreit! — Aber Du — nur Du wolltest es nicht — —“

„Nein. Ich wollte es nicht. Und ich will es nicht!“

„Du liebst ihn noch immer! Noch immer liebst Du ihn, wie in Euren Jugendjahren! — Trotz all' Deiner Schmähreden und Schmähschriften liebst Du ihn mehr, als irgend einen von uns. Deshalb, nur deshalb hast Du dem sicheren Stoß gewehrt!“

Ein tiefer Schmerz ging durch Gregors Augen. Leise, wie verloren kam es von seinen Lippen:

„Es ist, wenn man ihn sieht, als sähe man die Menschheit! Die ringende, emporstrebende, schwermütig-siegesselige Menschheit! Es ist, als sähe man — — den Menschen! — — — — Ja, ich schmähe ihn in Wort und Schrift, denn ich muß der Gemeinden wegen seinem Irrwillen entgegenwirken. Ich würde laut und offen jubeln, wenn er fiele.“ — — — Er hielt inne. Reglos saß er und blickte mit unsehenden Augen vor sich hin: „Nur den Größten ist vergönnt, die Schrift ihres Lebens mit dem Tode zu besiegeln, die Meisten schließen sie nur mit dem Tode! Julian ist ein Großer! — Auch er wird durch das fallen, was sein Leben bewegte!“

Wieder war es still im Zelte. Man hörte nur das schwere Atmen Jovians. Endlich erhob sich Gregor, blieb vor dem Lager stehen und sagte hart:

„Und doch — glaube ich Dir noch nicht. — Auch ihr würde ich nicht trauen. Um Liebe lügt wohl jedes Weib. Auch Maria. Einer aber lügt mir nicht. Mit Julian will ich reden; — noch einmal will ich es versuchen! — Vielleicht darf ich doch aus seiner Seele ernten, was Maria dort säete — in Reinheit! — Ist es aber, wie Du sagst, — ist Maria, meiner Schwester Gorgonia Tochter, eine Abtrünnige, Unreine, Unbußfertige — — —“ Er vollendete nicht, aber in seinen Augen war Tod.

* * *

Phöbe, die Antiochierin, Marcellus' glutäugiges Liebchen, kauerte zu Füßen eines Lagers, auf dessen schwarzer Felldecke Marias zarter Mädchenleib ruhte. Seltsam war der Gegensatz zwischen den beiden Frauen: Handgreifliches, wirkliches, übersprudelndes Tagesleben die Eine, die Andere ein Traum der sehnsuchtskranken, blassen Nachtblume mit ihren schwülen Düften, ihrem weichen Neigen und Beugen.

Die kleine Laute ruhte auf Marias Knieen. Der letzte Ton des Liedes verklang.

Maria verharrte regungslos mit geschlossenen Augen. Ohne die Lider zu heben, fragte sie plötzlich in müdem Tone:

„Sage mir, Phöbe — — wie liebst Du Deinen Marcellus?"

„Wie ich ihn liebe, Herrin? Wie mein Leben!"

„Nicht — mehr?"

Phöbe lachte: „Nein, Herrin Myrrha! Nicht mehr! Mein Leben liebt das seine, und sein Leben liebt das meine — — —" Sie stockte und drückte ihr heißes Gesichtchen an das blasse der Anderen. „Aber mehr als unser Beider Leben würde ich, wenn die Zeit erfüllt ist, das dritte lieben, wenn es mir beschert wird. Herrin! Das süße, süße dritte! —"

Maria rührte sich nicht. Ein Zittern lief durch ihre Glieder, so stark, daß Phöbe sich besorgt aufrichtete.

Da sah sie ein wundersames Strahlen in den Augen der Herrin aufglühen und hörte staunend die leisen Worte:

„Und wirst einen Sohn gebären, — — der wird groß sein — —"

Lange lag die Stille über den beiden Frauen. Dunkler wurde es und dunkler. Da drang von fernher der Signalruf der Hörner.

Phöbe sprang mit einem Freudenlaut auf:

„Sie kommen, Herrin! Sie kommen ins Lager zurück! — — — Herrin! Myrrha! Hörst Du mich nicht? Der Kaiser kommt — —"

Geschäftig lief Phöbe hin und her, entzündete die Fackeln und bereitete das Zelt.

Maria blickte geistesabwesend in die aufflammende Helle. Langsam verzogen sich die Lippen zu einem bitteren Lächeln:

„Der Kaiser? Der Kaiser nimmt nur, was des Kaisers ist! Der Kaiser — —" Ein kurzes, schrilles Lachen, wie ein Dolchstoß, stach durch die Luft.

* * *

Maria war allein im Zelt, als der Kaiser die Vorhänge zurückschlug. Schweigend trat er an das Lager, wo sie mit geschlossenen Augen ruhte. In der Schönheit dieses Anblicks schwelgend, umfing sein Griechenauge das holdselige Bild. Sanft legte er seine Hand auf die Stirn des Mädchens:

„Du — meine Psyche!" sagte er leise.

Langsam hob sie die Lider. Aus tiefen Augen sah sie ihn an. Es war ein finsteres Verneinen in diesem Blick. Er lächelte ihr zu, wie ein Vater dem geliebten Kinde:

„Nicht? Bist Du's nicht? Bist Du nicht meine Psyche? Die erste Seele, die ich mir ganz gewonnen habe! — — Ihm abgewonnen habe! Ihm! Diesem toten, lebensfeindlichen Juden aus Nazareth,

auf dessen Wiederkunft sie noch immer warten. Und der noch immer nicht da ist!"

Es schien, als werde sie einen Schatten bleicher. Ihr Mund schwieg.

Der Kaiser setzte sich auf den Rand des Lagers und schob seine Hand unter das blonde Haar: „Komm, meine Psyche! Richte Dich auf. Laß mich mein Haupt in Deinen Schooß betten, wie gestern zur Nacht. Leg' Deine Hand auf meine Stirn und laß mich all' die Quälerei dort draußen vergessen. — Hier ist Schönheit — hier bei Dir ist all' die holde Harmonie, die ich dort draußen niemals finde! Und nie, niemals schaffen kann, wie sehr ich's auch ersehne! — Wie weich Deine Hand ist, meine Myrrha, aber auch wie heiß!"

„Heiß, mein Kaiser? Deine Stirn ist kühl!"

Gleichmäßig glitt die schlanke Hand über die Kaiserstirn. Julian erzählte: von der Tageslast, von der unsicheren Zukunft. Und dann sprach er spottend weiter von dem dumpfen Aberglauben der Christen, die sich Zeichen in die Haut brennen, mit denen sie sich dem nazarenischen Zimmermannssohn geweiht glauben. Aber mitten im Satze brach er ab.

Maria hatte schweigend die Busenfalten ihres Gewandes auseinandergeschoben. Durch den Spalt, dicht unter der kleinen blaßknospenden Brust, nahe dem Herzen leuchtete in dunkelroter frischer Blutschrift das Nazarenerzeichen.

Stumm wies Maria auf die Stelle. Stumm blickte Julian auf diese reine wogende Welle, die sich in herber Schönheit über dem häßlichen Blutzeichen hob und senkte. Ihm war, als sähe er griechischen Götterglanz zerfetzt, besudelt von der plumpen Hand des Christentums.

Ungestüm deckte er seine Hand über die Blutschrift:

„Nein, Myrrha! Laß mich das nicht sehen! — Nur Deine Schönheit, Deine süße, unsinnliche Reinheit! — Das bist Du! — Das Zeichen da, das ist Gregor! Deinen Leib konnte er dem Nazarener versiegeln — Dein Herz, meine Psyche, gehört Julian!"

Maria hatte das Haupt tief gesenkt. So saß sie und fühlte nur eins: die Hand an ihrem Herzen. Sorglich schloß Julian das Gewand über ihrer Brust und schlang den Arm um den schmalen Leib. Er legte ihren Kopf an seine Schulter und träumte über sie hin:

„Ich habe nie einen Menschen geliebt wie Dich! So rein! So ganz nur wie Blumenduft ist meine Liebe zu Dir! — — Wie ich all diesen Schmutz der Wollust, all' diese Unschönheit zu Zweien hasse, in der Jeder nur sich — nur sich selbst fühlt und den andern zu einem Werkzeuge seines Genusses herabdrückt! — — Ich fühle, daß Du die Lippen bewegst, Myrrha, aber ich höre Dich nicht sprechen?! — Sage mir alles, was Deine Seele träumt! Scheue Dich nicht. — Du schweigst?! — Sieh, meine holde Freundin, in der nächsten Nacht führe ich das Heer

über den Fluß, gegen den Perser. Dann kommen schwere Stunden! Kampfstunden, Myrrha! Nicht Jeder kehrt wieder, der ging. Und — der Kaiser zieht an der Spitze —"

Er verstummte. Ohne den Kopf von seiner Schulter zu lösen, hatte sie mit der Hand in ihre Haarwellen gegriffen und preßte nun die duftenden Strähnen gegen des Kaisers Lippen, um die schlimmen Worte zu verschließen. Ein schwüler Duft stieg zu ihm auf. Verwirrt lächelte er. In seine Augen kam ein abwehrender Ausdruck. Sie aber ließ die Hand sinken, daß die Haarflut über seine Brust floß.

In Schweigen saßen sie. Das Knistern der Fackeln war der einzige Laut. Dann begann Maria wieder die Lippen zu regen. Geheimnißvoll, in wiegendem Tone flüsterte sie vor sich hin:

„Ich kenne eine alte Sage. — — Sie singt von dem starken, gewaltigen Geiste, der niederstieg zu Maria — der Braut Josephs — — und sie umfing in heilig-brünstigem Kusse. — — Und siehe, sie gebar einen Sohn, der wurde groß — — — —"

„Myrrha — —" Der Kaiser beugte sich angstvoll vor und blickte in das leidenschaftsblasse Antlitz des jungen Weibes. Ihre Worte verschwammen vor seinen Ohren:

„Und ich kenne ein Lied — ein Lied von der Psyche! Ein Lied von der Seele des Weibes! — Die Seele des Weibes giebt sich nur dem, dem ihr Leib den herrlichsten Sohn gebären kann! — Die Seele des Weibes giebt sich nur dem, dem sie in Liebe leben kann! — — Eros, der Gott der Leidenschaft, kam und küßte Psyche! Küßte die Seele des Weibes und weckte das Weib in ihr! — — Nicht dem Einsamen, Entsagenden gab sich Psyche — — nicht dem Nazarener! Für ihn, der sich dem Tode vermählt hat, für den Ewig-Sohnlosen, kann die Seele des Weibes sterben in Liebe! Für Eros, den Göttlich-Starken, den Zeugenden, will sie leben in Liebe! — —"

Sie hielt inne — — lauschte auf. — Der Kaiser schwieg.

Ein fieberhaft gespannter, unentschlossener Ausdruck lag in dem Blicke, der auf diesem Weibe ruhte, das sich hier, vor seinen Augen aus einer blassen Passionsblume in eine blühende, duftende Rose wandelte. Es war, als wisse er nicht, ob er mit dieser Rose sein Leben schmücken, oder sie im Widerwillen zertreten und über sie fort diesem beängstigend-berauschenden Duft entfliehen sollte.

Maria hob die Augen zu ihm.

In tiefem Schweigen ruhte Blick in Blick.

Wie in einer wundersamen Geheimschrift, so las das Weib im Auge des Mannes. Und las — und las! Eine große, angstvolle, mißtrauische Frage stand da in der Tiefe.

Und Julian beugte sich nieder, faßte die beiden Frauenhände und raunte gerade in das weiße Gesicht hinein:

„Leben in Liebe? Für mich? Ist das — so viel? Und ist nicht das, was sie für — ihn taten, ist nicht sterben in Liebe mehr?"

Da stöhnte Maria auf und schlug die Hände vor das Gesicht. Dann sprach sie es aus, das Wort, das sie in seinen Augen gelesen hatte. Und dieses Wort traf ihn, wie der Schlag einer Geißel, die alle Hüllen zerfetzt und das eigenste Wesen nacktlegt. Wie ein Hauch nur kam es zu ihm:

„In Dir lebt der Nazarener fort!" — — — —

Durch die schlimme, sprechende Stille klang der Stundenruf der Wache dicht vor dem Zelte. Die Zeit der Parole. Schweigend ging der Kaiser. Maria blieb allein. Fröstelnd hüllte sie sich fester in ihr Gewand.

In dieser Stunde hatte sie das Fühlen seiner Seele zum ersten Male ganz begriffen.

Ihr war, als sähe sie den Doppelgänger jenes leidenden, dornengekrönten, entsagenden Mannes am Kreuze. Den Nachgänger, den Nachfolger: der unbewußt, ungewollt sein Denken und Fühlen, sein Wünschen und Wollen dem großen Toten, an dem seine Herrscherseele sich wundgekämpft hatte, Schritt für Schritt nachschickte. Der diesem gewaltigen Feind in verzehrendem Neid, in wilder Eifersucht folgte, auf dem gleichen Wege, nur um ihn zu überholen und zu überwinden. Der das gleiche Kreuz, den gleichen tiefen Weltschmerz trug, weil er die Welt zu stark liebte — zu stark haßte — und nie verstand! — — Ihr war, als sähe sie den, in dem der Nazarener fortlebte!

Und deshalb war ihm so fremd, so fern, was ihrer Liebe Leben ihm geben wollte. Und deshalb wog und schätzte er ab in Mißtrauen und Angst: „Und ist nicht das, was sie für ihn taten, — ist nicht sterben in Liebe — mehr?"

* * *

Es war eine heiße Nacht heute, eine heiße, dunkelschwere Nacht.

Auf dem Lagerwalle hatte der Kaiser seinen Mantel ausgebreitet und sich darauf niedergeworfen, wie er oft in diesen heißen Nächten des Kriegszuges tat.

Unten rauschte der Strom. Ein weißer Dunst stieg von ihm auf. Durch schwerziehende Wolken schob sich ein fahler, großer Mond — tauchte auf und schwand wieder. Die dunklen Nachtblumen der weiten Ebene hatten ihre Kelche geöffnet. Ein Duft, wie Erinnerung an sonnenselige Tage, lag über dem Lande. Weiches Wehen strich vom Strome herauf um die heiße Stirn des einsamen Mannes auf dem Walle. Die schlanken Bäume winkten mit den Fingerspitzen ihrer Blätter, die der leise Wind raschelnd bewegte.

Julian blickte zu der Stelle hinüber, wo er vorhin im hellen Sonnenscheine so heiter und siegesbewußt — so eins mit sich vor allem Volke — dem Zeus geopfert hatte.

Im Sonnenschein!

Die Menschenseele ist eine dunkle Nachtblume. Was weiß die Sonne von ihr?! Was weiß der Tag von der Seele des Menschen?! Die Nacht allein küßt dunkle Blumen wach. Die Nacht allein läßt den Strom des tiefsten Lebens stärker rauschen.

Julian lauschte seinem Rauschen! Er öffnete der Nacht den Kelch seines Herzens und senkte den grübelnden Blick tief in den geheimnißvollen dunklen Grund. Und wie von dichtem Traumnebel umwoben, stieg ein ahnendes Erkennen in ihm auf.

Er sah sich selbst. Das Kind seiner Zeit. Dieser Zeit, einer überfeinerten, lustüberdrüssigen Kultur, für die Genuß und Freude ein Schmerz, — und der Schmerz eine Sehnsucht ist. Für die das Gesunde, Natürliche zu kraftvoll ist, um es nicht als Last, als Qual zu empfinden, um es nicht weit von sich abzuwehren.

Marias Wort kam wieder! Das schlimme Wort: „In Dir lebt der Nazarener fort!" Kaiser Julians Selbstherrlichkeit kämpfte gegen das Wort. Sein Zorn, seine Eitelkeit, das Bild, das er sich von sich machte, rief dem Worte zu: Du bist nicht wahr! Du lügst!

Er wußte nicht, er wollte nicht wissen, daß er diesen Jesus von Nazareth liebte — mit der heimlichen, schmerzlich-neidenden Sehnsucht des Dekadenten nach dem Ideal. Er wußte nur, daß er das Christentum, dieses verdorbene, verunschönte Jesustum, haßte mit dem Hasse des griechischen Schönheitsfreundes.

Aber Alles versank immer wieder in dem Kampfe gegen das eine Wort:

„Der Nazarener lebt in Dir fort!"

Alles versank in dem tiefwühlenden Kampfe gegen den Einen, der ihm das Leben zerstörte, über den er nicht fortkam, an dem er litt und krankte, wie man an einem Dorne leidet, den man sich in den Fuß getreten hat, und den man nicht herauszureißen wagt, weil man weiß, wie weh es tut! Einen, dessen Schritt er vor sich auf dem Wege hörte, wo immer er ging, dessen Gestalt er vor sich sah — neben sich — überall — immer — — —

Auch jetzt — —!

Ein kalter Schauer lief durch Julians Glieder. — Was war das? — Dort drüben auf dem Wall — über den Zelthäusern der Torwache — eine fremde Mannesgestalt — fremd, und doch so vertraut — im langen, dunklen Gewande — sie kam — sie schwebte heran auf dem mondhellen Wege — — —

Eine Wolke deckte das Licht, und Alles erlosch im Dunkel der Nacht.

Wahnsinnige Gespensterangst ergriff den Kaiser — lähmte ihm die Sinne. — Atemlos starrte er durch die Dunkelheit zu dem Flecke hinüber, wo die geheimnißvolle Erscheinung aufgetaucht war.

Da klang ganz nah ein gleichmäßiger, fester Männerschritt, den das Rauschen des Flusses so lange verdeckt hatte. Aus dem Dunkel hob sich die Gestalt, und eine tiefe Stimme sprach einfach:

„Kaiser Julian, ich suchte Dich.“

Noch einen Augenblick inneren Loslösens vom Entsetzen, ein Uebergang vom Erträumten zum Wirklichen. Dann sprang Julian auf:

„Gregor!“

Der Nazianzer rührte sich nicht:

„Ich komme zu Dir, Kaiser Julian, um Dich zu fragen: Was hast Du aus Maria, meinem Schwesterkinde gemacht? Ich fordere Rechenschaft von Dir über Leib und Seele meiner Maria.“

„Maria?“ Der Kaiser strich über die Stirn, als wollte er dort gewaltsam alles Träumen vertreiben. „Maria?“

„Will der Kaiser leugnen, was jeder Soldat vor Ktesifon weiß, daß Maria hier im Lager ist?!“

„Nein! Wie sollte ich! — Verzeih. — — Ich vergaß nur — — Sei getrost, Gregor, Dein Schwesterkind ist in Sicherheit!“ Der Kaiser senkte die Stimme: „Es ist wahr — wie seltsam! — Ich dachte so lange nicht daran! — — Du nennst sie — Maria! — Maria!“

Gregor furchte die Stirn:

„Julian, ich frage Dich: was hast Du aus Maria, der reinen Christin, gemacht?“

„Sei getrost, Gregor,“ mechanisch sprach der Kaiser die Worte. Ein überwältigender, leuchtender Gedanke war wie ein Blitz aus dunklem Nachthimmel in ihm aufgeflammt. Maria! — — — „Und siehe, sie gebar einen Sohn — — —“

Der Sohn — der Sohn der Maria des Evangeliums — den wollte er! Der Sohn, den der Andere, der Nazarener, der Ewig-Sohnlose, **nicht** hatte!

Der Sohn, der eine Erfüllung war von all' dem, was er erträumte. Ein Sein über ihn und jenen nazarenischen Träumer hinaus. — —

Die Zeit der Verheißung ist erfüllet! Der, der da kommen sollte, kam nicht! Ein Neuer, Großer, ein Welterlöser mußte geboren werden.

Marias Worte — sein eigenes Ahnen und Erkennen. Durch ihn — nur durch ihn konnte der Neue, Große, der ungeborene Welterlöser in die Welt kommen!

Einen Moment noch zögerte der Kaiser nach seinem letzten zerstreuten Worte. Dann wiederholte er fest und bestimmt:

„Maria ist in Sicherheit, Gregor. Aber — Christin ist sie nicht mehr. Sie gehört dem Kaiser. Nicht Euch Nazarenern!“

„Sie gehört dem Kaiser — — nicht uns Nazarenern —" In seltsam gebrochenen Tönen klang es durch die Dunkelheit: „Das war es, was ich wissen wollte!"

Der Mond war wieder aus den Wolkenmassen aufgetaucht. Im hellen Lichte standen die Männer einander gegenüber. Es war Liebe und Schmerz in Beider Augen. Julian trat hastig einen Schritt näher und streckte die Hand aus:

„Gregor, denke nicht schlecht von Maria. Sie ist rein, wie die Blume des Lichts! Du kannst es nicht verstehen, und ich kann's Dir nicht erklären. Du mußt glauben, Gregor! Ihr Nazarener glaubt ja so viel. Warum nur gerade an den Menschen nicht?"

„An den Menschen glauben? Er ist in Sünde geboren, er lebt und stirbt in Sünde, Kaiser Julian, wenn er nicht das Heil von Jesus Christus empfängt!"

Gregor zog den Mantel enger um sich, als raffe er sich selbst zusammen: „Julian: noch dieses eine Mal stehe ich vor Dir. Nicht als Dein Freund, nicht als Dein Feind! Nicht als Marias Ohm! Nur als eine Stimme aus der Tiefe Deiner eigenen Seele will ich zu Dir reden, Dich anzuklagen in der Gegenwart, Dich zu warnen vor der Zukunft! — Willst Du mich — willst Du Dich hören, Kaiser Julian?"

Der Kaiser machte eine Handbewegung, als werfe er etwas hinter sich. Aber er sagte doch gemessen:

„Sprich nur, ich höre Dich."

Gregor sprach. Ernst und traurig zuerst. Fragend. Anklagend. Ueber das Zeusopfer.

Der Kaiser unterbrach spöttisch, um den aufsteigenden Zorn gegen den einst so heiß geliebten Jugendfreund zu unterdrücken:

„Ich opfere meinen Göttern einen Bock, auf den ich all' meine Sünden lege. Ihr habt Euren Gott selbst zum Sündenbock gemacht, auf den Ihr abwälzt, was Euch mahnend und unbequem wurde! Wer will richten zwischen Euch und mir?!"

Gregor runzelte die Stirn. Aber er beherrschte sich. Weiter sprach er. Nicht mehr traurig, nicht mehr fragend und anklagend. Stark, eindringlich, warnend sprach er jetzt. Er gab dem Kaiser ein Bild seiner Lage:

„Du meinst, wenn Du im Schutze Deiner Heidengötter siegst, dann hast Du den Herrn von Neuem ans Kreuz geschlagen?! Ich aber warne Dich: Es giebt mehr Nazarener in Deinem Heere, als Du ahnst. Und es giebt manchen, der die Lanze lieber gegen den Feind des Heilands schleuderte, als gegen den Feind des Kaisers —!"

Julian nickte düster.

„Das — weiß ich!"

„Und dennoch? — Julian! Dennoch?!"

„Dennoch, Gregor! Ich muß. So gut wie — er! Er mußte auch! Zu seiner Zeit. Heute gehört die Zeit mir. Einst hat er gesprochen: „Ich habe die Welt besiegt!" Ich aber sage Dir heute: „Der Kaiser wird die Welt besiegen! Seine Welt!"

„Nie!" rief Gregor fanatisch. „Nie wirst Du die Welt besiegen! — Den Perser — vielleicht! Aber trotz des Sieges wirst Du und Dein heidnisch Werk, das Du neben das göttliche Walten des Heilandes zu stellen wagst, untergehen für immer: Was bist Du mehr, als eine trübe Wolke, die an der Sonne des Christentums vergehen wird, im Nebeldunst?! Dahinziehen wirst Du — einsam, allein, vergessen, als wärst Du nie gewesen. Nicht eine Seele wirst Du in Freiheit hinüberziehen zu Dir. Nicht eine Seele von Allen, die Dir anvertraut waren, wird Dein sein in Freiheit!"

„Mein — in Freiheit? Und Maria? Gregor, Maria, Dein Schwesterkind **i s t** mein, in Freiheit!"

„Dein, in brünstiger Sinnlichkeit! Dein, wie die Hindin des Hirschen ist. Dein in Sünden ihr Leib — — nicht in Reinheit ihre Seele!"

„Gregor!"

Nur mit Mühe beherrschte Julian den jäh aufwallenden, zwiespältigen Sturm in seiner Brust. Ein tiefer Trieb seines geheimsten lichtscheuesten Wesens pochte, mahnte in seinem Pulsschlag. „Befreie Dich! Wage zu glauben, wage zu bekennen: Was ist mir Sünde?! Mein ihr Leib und ihre Seele in menschlich-göttlicher Sinnlichkeit! Eins Seele und Leib! Eins, wie Helios, der Urgrund alles Seins!" —

Aber er wagte nicht zu glauben, nicht zu bekennen! Wieder kam die abwägende, abschätzende Scham über ihn und zugleich damit ein heftiger Trotz gegen den, vor dem er sich schämte. Seine Augen blitzten in Triumph und Machtgefühl:

„Nun will ich Dir sagen, wie es steht, Gregor. So ganz mein ist Maria, daß ich noch heute zu ihr sprechen darf: „Du bist das Weib, von dem der Kaiser — den Sohn will. Den Sohn, den der Nazarener **n i c h t h a t t e**!" Wie die Maria des Evangeliums soll sie den Sohn meiner Seele empfangen — in Reinheit, ohne Sinnenleidenschaft — daß er groß werde, wie jener Jesus von Nazareth!"

Stumm blickte Gregor in das kampfdurchwühlte Antlitz des Kaisers. Grauen, Bewunderung, tiefer Schmerz lag in seinem Blick.

Aber Julian legte die Hand fest auf seine Schulter und gebot im Kaisertone:

„Folge mir! Jetzt — in dieser Stunde soll Maria entscheiden. Frei soll sie wählen zwischen dem Nazarener und dem Kaiser!"

Gregor nickte schwer:

„Ich folge Dir, Kaiser Julian. Ihren Entscheid weiß ich. Sie ist ein Weib und liebt Dich."

Julians Hand sank nieder. Schweigend, mit zusammengepreßten Lippen raffte er seinen Mantel auf und schritt voran.

* * *

Es war todstill in Marias Zelt. Kein Laut, nur matter Fackelschein, der zu den beiden Männern hinausdrang, zeigte, daß drinnen waches Leben war.

Kaiser Julian hob den Vorhang. Nach ihm trat Gregor ein. Da richtete sich Maria langsam ohne Erschrecken, ohne Erregen von ihrem Lager auf. Mit dunkelbeschatteten Traumaugen sah sie die beiden Männer an. — Keiner regte sich. Keiner sprach. Es war, als fürchte jeder den ersten Laut.

Und dann machte Gregor eine seltsame Bewegung. Er trat in die Mitte des Zeltes, ins helle Licht, löste ein großes Kreuz, das am Stricke von seiner Seite niederhing und hob es in beiden Händen hoch auf, gegen Maria.

Sie glitt vom Lager. Aber sie sank nicht nieder in die Kniee. Aufrecht stand sie und sah auf zu dem Kreuze: „Komm, Tod!" sprach ihr müder Blick.

Der Kaiser räusperte sich; seine Stimme klang rauh und heiser:

„Maria, Dein Oheim Gregor kommt, um mit mir zu rechten über Dich! Nun wähle! Dort steht — das Kreuz. Hier steht der Kaiser! Ich frage Dich, Maria — — — —"

„Maria?!" Mit einer jähen Regung hatte sie ihm ihr Antlitz zugewendet; und dieses Antlitz glühte in Seligkeit. Mit vorgebeugtem Oberkörper stand sie wie lauschend, blickte ihn an und suchte in seinen Augen. Noch war es ja Zeit. Noch konnte sie leben in Liebe — für ihn! Noch konnte er sie schützen!

Ihre Hände preßten sich gefaltet über die Brust. „Maria!" . . . In ihren Augen stand das alte Lied von der Maria, zu der ein starker gewaltiger Geist niederstieg und sie umfing in heilig inbrünstigem Kusse. „Maria nennst Du mich?"

Julian warf einen scheuen Blick auf Gregor:

„Maria nenne ich Dich! Und — wie die Maria des Evangeliums —"

Wie die Maria des Evangeliums? Sie richtete sich schnell mit großen, bangfragenden Augen auf. Die Maria des Evangeliums — die hat das Christentum geboren! — Nicht — — Jesus von Nazareth!

Verwirrt von ihrem stummen Blicke, stieß der Kaiser die Worte ungestüm heraus:

„Maria, höre mich: Du bist das Weib, von dem der Kaiser den Sohn

will — in Reinheit — ohne Sinnenleidenschaft. — — Ich frage Dich, Maria — wie wählst Du? Das Kreuz — oder den Kaiser?!"

Ihre Augen schrieen auf:

„Den Sohn? Nur den Sohn? Und — — ich? Was bin denn ich noch nach diesem Wort?! Eine wertlose Schale?!" Kein Laut kam von ihren Lippen. Tief senkte sie den Kopf wie im Sinnen.

„Wähle, Maria!"

Da hob sie die Lider zu ihm auf. Sie lächelte.

Ein großer Stolz und eine große tiefe Bitterkeit kam über sie. Jener Stolz und jene Bitterkeit, in denen alle Selbstaufopferung ein Nichts ist, gegenüber dem Triumphe, dem Andern mit dem eigenen Leid einen Schmerz zugefügt zu haben, der ihn lehrt, was er vernichtete.

Ihre Augenbrauen waren eng zusammengepreßt, als sei die Stirn gezeichnet. Als sei sie gezeichnet mit dem Zeichen des Todes.

So ging sie langsam durch das Zelt auf den Kaiser zu. Und als sie an Gregor vorüberkam, der noch reglos mit dem erhobenen Kreuze stand, da hielt sie an und nickte ihm mitleidig zu:

„Leb' wohl!" sagte sie ruhig. Und leiser: „Du tust nur, was ich will!"

Dann stand sie vor Kaiser Julian. Schweigend hob sie den Arm um seinen Hals und küßte seinen Mund. Nur einen Augenblick. — —

Ein Sausen klang durch die Luft. Der Kaiser taumelte zurück. Als sich vor seinen Augen der wirre, rote Nebel löste, sah er Gregor dicht vor sich, noch immer reglos mit fanatisch zurückgeworfenem Haupt, in beiden Händen hocherhoben das Kreuz. Von der eisenbeschlagenen Kante des Kreuzes tropfte es dunkelfeucht. Am Boden lag Maria. Aus ihrer linken Schläfe sickerte ein schmaler, roter Bach in die langen, weitausgebreiteten Goldhaare hinein.

Mit einer zuckenden Bewegung griff der Kaiser an seinen Hals, als würge ihn da etwas:

„Gregor — was ist geschehen? Ich weiß nicht — ist sie — gefallen? — Was hast Du — — Gregor — —!"

Er schrie den Namen auf und rüttelte heftig an des Anderen Arm: „Ist Maria tot?!"

Aus seiner Versunkenheit raffte Gregor sich auf. Er ließ den Arm mit dem Kreuze sinken. Schweigend kniete er neben Maria nieder und beugte sich über sie.

Atemlos starrte der Kaiser auf ihn. Dann verbarg er das Gesicht aufstöhnend im Mantel: Gregor hatte das Kreuz auf Marias Brust gelegt. Langsam stand er auf.

„Das Kreuz des Herrn in meiner Hand war über ihr!" sagte er in einem seltsam gebrochenen Tone, der nicht zu den strengen Worten paßte.

„In Sünden hat sie gelebt. Ihr Tod war christliche Demut. Ich tat ihr, was sie wollte."

„Was sie wollte?!" Der Kaiser ließ den Mantel fallen und starrte den Nazianzer wild an. „Willst Du damit sagen: sie wollte sterben?"

„Sie hat sich dem Gerichte gebeugt. Ihr letztes Wort war: ‚Du tust nur, was ich will.' — Nun, Kaiser, tue Du mir, was Du mußt!"

Der Kaiser sah ihn geistesabwesend an. Lange war es still im Zelte. Mit schwarzem Fittich zog ein Gewirr von argwöhnischen, angstvoll abwehrenden, eifersüchtigen Gedanken durch des Kaisers Seele. Da machte Gregor eine Bewegung. Müde und traurig hob er die verschränkten Hände wie zur Fesselung dem Kaiser zu.

Aber Julian wich höhnisch auflachend zurück:

„Nein, Nazarener. Den Gefallen tu' ich Dir nicht! Ich mache nicht noch mehr Märtyrer und Heilige! Ich kenne Euch, Ihr Hochmütigen, Geduldigen! Die Dornenkrone laßt Ihr Euch auf's Haupt pressen. Nicht, trotzdem es eine Dornenkrone ist: Nein! Weil es eine Dornenkrone ist! Das ist Nazarenerdemut!"

Mit einem verächtlichen Stoße schleuderte er das Kreuz von Marias Brust herab.

„Nazarenerart! Mit dem Kreuze deckt Ihr ja Alles, was Ihr umbringt! — Ich aber sage Dir, das Kreuz hat hier nichts zu tun bei diesem Weibe. Maria war des Kaisers! An ihr hat das Kreuz keinen Teil!"

Er hielt inne. Seine Stirn flammte auf im Zorn.

Gregor hatte das fortgeschleuderte Kreuz aufgenommen. Mit schleppendem Schritte trat er zu der Toten heran, kniete neben ihr nieder und legte das Kreuz wieder auf ihre Brust.

Heftig fuhr Julian auf und griff nach dem Dolch im Gurt:

„Bist Du wahnsinnig, Mann?! Das wagst Du?"

Immer mit dem gleichen, müden, tiefäugigen Blicke, der doch zugleich so unendlich hochmütig war, hob Gregor die Augen:

„Ich muß," sagte er leise.

So bezwungen und doch so unweigerlich entschlossen klang das Wort, daß es den Kaiser packte. Die Hand löste sich von dem Griffe des Dolches und wühlte unruhig in dem dichten Barte. Betroffen, unsicher, unentschlossen sah der Kaiser auf den still Betenden.

Ja! Der mußte! Dieser Mann mußte handeln, wie er gehandelt hatte. Für den gab es keine Wahl. Der stand unter einem Zwange, wie Jeder, der einer Idee lebt. — Mehr und mehr versank der Zorn. Ein graues, dichtes Spinnengewebe von gerecht abwägenden philosophischen Gedanken legte sich allmählich über die tiefe Wunde seiner Seele und dämmte das heiß quellende Blut der Empörung, den frischen Strom lebendiger Entschlüsse zurück.

Er sah auf das Kreuz, das wieder auf Marias Brust lag, und ihm

war, als sei er selbst an so ein hartes Kreuz geschlagen, dessen ersten Nagel die Hand des Mannes von Nazareth eingehämmert hatte und dessen letzten sein eigener Tod einhämmern würde.

In diesem einen Augenblicke — zum letzten Mal — konnte er sich vielleicht von diesem Kreuze lösen. Durch eine harte, gewaltsame Tat. Durch den Tod des Mannes, der ihn selbst tödlich getroffen hatte, mit dem das gefährlichste Haupt der heutigen Christenheit fiel.

Ihm war, als habe er nur noch in dieser einen Minute die Macht, in die Speichen des rollenden Schicksalswagens zu greifen, ihm eine andere Richtung zu geben — — —.

Da stieg ein Bild in ihm auf:

Ein mondheller Palmengarten. Ein einsamer Mann darinnen in bitterem Ringen mit sich selbst. Noch hat er die Macht — noch kann er das Schicksal lenken. — — Er braucht nur anders zu sein, als er ist —

Gethsemane! — —

Ueberall ist Gethsemane, wo ein Mensch den Urtrieb der Selbsterhaltung in stolzem Edelmute, diesem vornehmsten Selbstbetruge der Menschenseele, niederringt und erstickt. — —

Gregor hatte sich erhoben. Schweigend erwartete er, was der Kaiser beschloß.

Die Blicke der beiden Männer trafen sich.

Und Kaiser Julians Hand machte eine abwehrende Bewegung: „Geh!" sagte er schweren Tones. „Kehre zurück in Deine sichere Einsamkeit. Marias Tod war ein Unfall — —!"

„Kaiser — —!"

„War ein Unfall. Sonst wäre ich gezwungen zu strafen, was ich verstehe und — — achten muß! Und das —" hier lächelte er bitter und schloß trocken und hart: „das ziemt dem griechischen Philosophen nicht!" Ungeduldig winkte er: „Geh!"

Still ging Gregor.

Der Kaiser lauschte. Fern und ferner klangen die Schritte — —

Nun war er mit der Toten allein. Sanft hob er sie vom Boden auf und bettete sie sorgsam auf das Lager.

„Maria!" sagte er leise zu ihr hinab und blickte fast neugierig in das geheimnißvoll reglose Gesicht, auf die tiefe Wunde und das Kreuz an ihrer Brust. — — —

Staunend, grübelnd schüttelte er den Kopf.

Wer war sie gewesen? Was hatte sie gefühlt und gedacht? Warum hatte sie sterben wollen? Wirklich um des Kreuzes willen? Wirklich aus Sorge für ihr Seelenheil?!

„Die Seele des Weibes giebt sich nur dem, dem ihr Leib den herrlichsten Sohn gebären kann — —."

Langsam hob Julian das Kreuz herunter, ließ es niedergleiten an den Rand des Lagers.

Und er grübelte — grübelte —

Den herrlichsten Sohn!

War es das Kind in ihr, das nach Werden schrie?! Oder war es das Weib in ihr, das nach dem Mann in Sehnsucht und Liebesleidenschaft verlangte? — — — Und wenn es nur um der Liebeslust willen, wenn es dem Weibe nicht einzig die Sehnsucht nach dem Kinde war, die sie die Hände ausstrecken ließ nach dem Mann — in Reinheit — ohne Sinnenleidenschaft — war dann ihr Sterben in Liebe nicht mehr, unendlich viel mehr, als leben in Liebe?! —

* *
*

Wie heut in der Abendstunde, so setzte sich Kaiser Julian auf den Rand des Lagers, zögernd, mit leichten Lippen küßte er Marias blassen Mund.

Die Lippen waren eiskalt. Das Gefühl dieser Berührung überraschte ihn, schmerzte ihn mit einem unendlich süßen Schmerz. Er hatte nie ein ähnliches Gefühl gekannt. Ein Empfinden reinster Wonne, wie es ihm ein lebendes Weib nie gegeben hatte, durchflutete ihn sanft.

Nun schmiegte sie sich nicht mehr an ihn an, in beängstigender Liebesglut. — Nun war sie sein — in Reinheit — ohne Sinnenleidenschaft. — —

Die Fackel erlosch. Finster wurde es im Zelt. Und in der Dunkelheit schlug die tote Maria ihre großen Augen weit auf, und diese Augen blickten zu dem Mann empor, so seltsam, wie er sie zuletzt gesehen hatte: in tiefer Bitterkeit, in großem Stolz, in heißer Liebe.

Und ihre Stimme sprach in jenem Tone, den er nicht vergessen konnte:

„In Dir lebt der Nazarener fort!“ — —

Da stöhnte Kaiser Julian auf. Sein Haupt sank auf den kalten Leib der Toten. — —

Die Zeit der Verheißung aber war erfüllet. Ein Großer, ein Welterlöser sollte geboren werden — — — —

Und Kaiser Julian trauerte! Trauerte um den Ungeborenen, den der Nazarener getötet hatte.





Katterfelto.

Eine Biographie aus dem Annoncenteil.

Von

Otto zur Linde.

— Charlottenburg. —

(Schluß.)

Es wäre übrigens eine interessante Aufgabe, die englische Litteratur zu studiren, insofern sie die Zeitereignisse verwertet. Wir würden dann sehen, in welcher Fülle sich das Leben, großes und kleines der Zeit, in Büchern sowohl als auf der Bühne abspiegelt. Und je wertloser die betreffenden Litteraturwerke als Litteratur sind, um so wertvoller sind sie für das Studium der Intimitäten des Zeitbildes. Meist sind es ja Vexirspiegel, wer aber die Krümmungsradien in Berechnung zieht, vermag ein treues Bild aus solchen Zerrbildern zu schaffen. Aktuell zu sein ist das Bestreben des betreffenden Direktors, sei er nun der Leiter eines Puppentheaters, der auf seiner zur Ebene erweiterten Teppichschnur Lady Montagues Kaminfegerjungen, oder des Uhrmachers James Cox berühmte Uhr, dieses vielbesprochene Wunderwerk des Cox'schen Museums, oder Dr. Grahams vielseitige und vieldeutige rosige Göttin dem Publikum vorführt; oder eines Cirkus, eines Variété oder von einem der großen Theater — er muß aktuell sein, er muß Rodney und de Grasse und Dr. Graham und Katterfelto, die Belagerung von Gibraltar und, oh Schrecken, die Luftschiffahrt auf die Bühne bringen, als Farce, lebendes Bild, Panorama, Transparent oder Feuerzauber.

Zwar war die Zeit für die außerinsulare Geschichte nicht allzu günstig, denn nationales Unglück rückt man nicht gern in's Licht der Rampe, und für humoristische oder satirische Behandlung war der Verlust der Colonien

doch nicht unwichtig genug. Dagegen die Meinungen doch zu geteilt, und die Folgen für den Einzelnen zu wenig überblickbar, um ihn wiederum allzu tragisch aufzufassen. Aus diesen Gründen wohl nimmt die große Historie keinen allzu breiten Raum auf den Brettern ein, was mit der französischen Revolution aber gleich anders wird; mit ihr kommt die Sintflut. Die Gordon Riots von 1780 waren auch schon fast aufgebrauchte Vergangenheit in London, wenn auch die letzten Wellen der an Biertischen oder im Postwagen oder mit dem Besuch aus der Provinz davon redenden Aktualität noch an Moritzens Ohr spülten. So entfällt also der größere Rest auf das Interieur; so hatte man also reichlich Zeit für Katterfelto. Sein Hauptleidensgenosse war Dr. Graham. Natürlich kamen auch Andre dran, früher oder später, wie etwa Pinetti; oder es ging über die Debattirklubs her wie vor zwei Jahren in einem Interludium auf dem Drury Lane-Theater „The School of Eloquence“. Auf dem Patagonian Theatre sah man im Winter 1779/80 den Niagara-Fall, der liegt da drüben in Canada in einer Gegend, die ja immerhin von gewissem aktuellen Interesse war. Im folgenden Jahre konnte man in Sadblers Wells sehen: a very striking part of Mr. Cox's late Museum [das vor Jahren schon verkrachte] oder im Patagonian Theater einen Einblick in die Säle des Gesundheitstempels haben, desgleichen A peep into the Temple of Hymen. Oder vom 15. Juli ab in Sadblers Wells: The New Nostrum or The Doctor Doctor'd, and the admired piece of Rodney's Triumph . . . The whole to conclude with the revived entertainment of the Nymph of the Grotto, in which is introduced a View of The Celestial Bed, and followed by a musical Eulogy on the game of E. O. Und im Hay Market [cf. M. Ch. 30. Mai 1781] The Genius of Nonsense [des Stückes zwölfte Aufführung] Verfasser: Bannister; Componist: wieder Dr. Arnold. In diesem Stück u. A. The Emperor of the Quacks [Dr. Graham], Scene: u. A. der Tempel der Gesundheit. The Genius of Nonsense begegnet einem immer wieder, es muß ein sehr beliebtes Stück gewesen sein. Auch für die paar obigen Beispiele habe ich gerade solche Dauerläufer gewählt. Der Lebensfaden des folgenden „Litteraturwerks“ war weniger lang. Es war wieder ein Hay Market-Stück, ein Lustspiel: The Baron; Verf.: Andrews; Dramatisirung eines Romans der Lady Craven. Lieder daraus cf M. Ch. 9. Juli 1781 und 10. sowie 11. Juli die Recension und der Erfolg beim Publikum. Es kommt im Lustspiel vor — A German Doktor. Dieser deutsche Doktor muß nach dem M. Chr. ein in früheren Jahren in London bekannter deutscher Quacksalber [Dr. Mayersbach?] gewesen sein. Im Uebrigen verursachte das Stück einen der häufigen Londoner Theater-Radaus, bei welchen zwei Parteien im Zuschauerraum, oder auch Zuschauer und Direktion über ein Stück oder einen Schauspieler verschiedener Meinung sind. Außer Lampen und Fensterscheiben werden bei solchen Theaterriots Köpfe und

Gliedmaßen zerschlagen, die Bühne wird mit schweren oder stinkenden oder klebrigen Gegenständen bombardirt. Manchmal artet der Radau so weit aus, daß der Landfriedensbruch-Paragraph in Kraft treten muß, und dann folgt für die Rädelsführer oder die Dummen, deren man habhaft wurde, ein böses gerichtliches Nachspiel. Als einmal im Jahre 1805 in einem Stücke das Schneidergewerbe angeulkt wurde, machten die Schneider einen denkwürdigen Radau, der ziemlich blutig verlief.

Katterfeltos Radaumachefähigkeit kam natürlich nicht annähernd der der erzürnten Schneiderschaft gleich. So muß er sich also mit den Zischprotesten einiger seiner Klienten zufrieden geben? Und obendrein in der Zeitung lesen, daß personal motives dabei mitgespielt hätten? War er ärgerlich?

Vorläufig läßt er sich nichts merken und setzt seine Annoncentätigkeit fort. Dazwischen mal ein Gedicht Wrote at Mr. Katterfeltos Lectures oder etwa die Telegraphenstangenarie auf Oberst Katterfelto:

„Great are the arts and parts that fell to
The share of learned Katterfelto . . .“
Groß sind die Künste und Gaben,
die dem Gelehrten Katterfelto zu Teil wurden . . .

Jede gerade Zeile endet auf Katterfelto, und alle ungeraden Zeilen reimen darauf mit unerbittlicher Wiederkehr wie die Schieneninterwalle. Man beachte: Oberst Katterfelto ist hier nicht sein Vater, sondern der Philosoph selbst. Daß er gleich seinem Vater diese hohe militärische Charge bekleidet hat, hat er bis jetzt wahrscheinlich aus Bescheidenheit verschwiegen. Seine Annoncen aber gehen ihren Gang, so auch die Aufführung von None are so blind, welche Farce am 13. Juli ihre fünfte Nacht erreicht. Am 15. Juli findet die Première von The New Nostrum or the Doctor Doctor'd im Cirkus Sadblers Wells statt. Ob diese Cirkuspantomime mit Katterfelto zu tun hat, habe ich nicht ausfindig machen können. Aber unwahrscheinlich ist es durchaus nicht, daß er und seine Influenzamedicin hier angeulkt werden.

Aber nicht allein die Theaterchronik und allgemeine Litteraturgeschichte geben ihre Visitenkarte im Hause Nr. 22 Piccadilly ab, auch die Weltgeschichte fährt vor. Es giebt ja kaum einen regierenden Fürsten, der nicht Katterfeltos Vorlesungen zu irgend einer Zeit seines Lebens in irgend einem Lande gesehen hat. Der ganze englische Adel, vor Allem die hohe Politik mit Lord North an der Spitze haben ihren Antrittsbesuch gemacht. Der Graf de Grasse, der seine Seeschlacht gegen Rodney verloren hat und als Kriegsgefangener nach England gebracht wird, ist an Bord des Kriegsschiffes Sandwich auf der Reise begriffen. Sir Peter Parker ist sein vornehmer Kerkermeister. Lassen wir die Beiden erst einmal landen und in London ankommen, da werden wir schon sehen, wo sie hingehen. Vorläufig

schwimmt de Grasse noch auf dem Wasser, aber in London giebt es schon seit dem 9. Juni 1780 eine De Grasse Pomade.

Während sich Katterfeltos Infusions- oder Influenza-Tierchen auf fünfzigtausend pro Wassertropfen vermehren, probt man im Hay Market-Theater an einer Farce, die für den Philosophen von Piccadilly wieder einmal eine unliebsame Ueberraschung bringen wird. Dieser Farce folgt auf den Fersen eine dritte, und die erste (None are so blind . . .) scheint noch ein langes Leben vor sich zu haben. So schreitet das Schicksal. Katterfelto kann sich aber trösten, das Geld für die Annoncen ist gut angewendet, seine Vorlesungen sind überfüllt, der Adel und das ganze gebildete England giebt sich dort Rendezvous, und die Dichter werden durch seine Wonders, Wonders and Wonders zu Dithyramben begeistert.

> Sons of Science haste away
> 'T is Katterfelto who displays
> Unequalled art . . .
> From Learning's most authentic schools
> From rules original and certain
> Sanctioned by Ferguson and Martin,
> By Priestley and the sons of Knowledge
> In every learned British College . . .
>
> Söhne der Wissenschaft lauft darauf los,
> 's ist Katterfelto, der unerreichte Kunst
> Darbietet . . .

u. s. w.

Die Zeitungen finden sich schon veranlaßt, Korrespondenzen (!) über das Thema Katterfelto zu schreiben. Der Bericht eines Irish Gentleman ist nur ein Beispiel für viele. Dieser Herr geht Ende Juli einmal in's Hay Market-Theater, um den König in der Loge zu sehen und den hohen Adel Englands. Aber obwohl der König dort war, fehlte unbegreiflicher Weise der Adel. Und der war an dem Abend — bei Katterfelto. Gewiß! Der Adel ist immer bei Katterfelto; und die allermodernste Reklamekunst kann von Katterfelto lernen, wie man seinen Namen in die allerverschiedensten Regionen einer Zeitung hineinschmuggelt.

Die Sandwich ist mittlerweile gelandet, de Grasse ist in London und wird interviewt. Die Hundstage stehen vor der Tür, und Katterfeltos Phantasie nähert sich der Siedehitze. Eine ganz famose Annonce in Form einer Reportermeldung lautet: Comte de Grasse sei bei Tisch gefragt worden, was er sich in London ansehen wolle. De Grasse liebt das Theater nicht (kam doch das Sommertheater im Hay Market in Betracht, und so hat Katterfelto seinen dortigen Feinden sub rosa die Wahrheit gesagt), also de Grasse liebt das Theater nicht, aber wo er was lernen kann, da geht er hin. Man nennt ihn Katterfelto, dessen Vater der berühmte Colonel von des Königs von Preußen Death's Head Hussars sei. De Grasse, der in Paris Franklins Vorlesungen eifrig besucht hat, hat Katterfeltos

Ruhm dort vernommen und ist nun begierig, dessen Lectures beizuwohnen. Diesen Abend wird er kommen, und es wird überfüllt sein bei Katterfelto. Bravo, das nenne ich Reklame! Dieser Ansicht war die Londoner Presse auch und hilft ihrerseits mit. Vgl. M. P. 8. Aug., wo die Beziehungen zwischen Katterfelto und dem französischen Admiral humoristisch beleuchtet werden. Im M. H. steht ein langes Feuilleton über Comte de Grasse, wo es u. A. heißt, daß so viele Vergnügungsetablissements den Grafen gleichzeitig als „heute Abend anwesend" ankündigen, z. B. Ranelagh, Vauxhall, Sadlers Wells und vor Allem Katterfelto: „Herr Katterfelto, der geradlinig von dem ganzen Corps der Totenkopfhusaren abstammt, versprach mutig, seine Excellenz in seinem philosophischen Kramladen zu haben, tot oder lebendig". Auch der Morning Chronicle ist entrüstet. (9. Aug.) Keine Zeitungsreklame sei so verächtlich als . . . u. s. w. nicht nur schändlich, sondern schäbig wäre das, und der Redakteur sollte sich schämen, daß er so was dulde.

Aber was tut ein ärgerlicher Zeitungsprotest! Was Katterfelto ärgert, ist, daß sein genialer Trick von so vielen Konkurrenten gleichfalls ausgespielt wird. Er muß sich selbst also und die Anderen überbieten. Ein Korrespondent (!) schreibt: Es ist annoncirt worden, daß Comte de Grasse gestern Abend in Hay Market, Saddlers Wells, Katterfelto, Vauxhall, Ranelagh sein würde. Ein Herr möchte den berühmten Kriegsgefangenen auch einmal sehen und geht auf der Suche nach ihm vergeblich durch die verschiedenen Etablissements — bis er zu Katterfelto kommt. Dort ist de Grasse. Mit großer Mühe erlangt der Herr noch Eintritt in den überfüllten Saal, obwohl schon mehr als tausend Personen vor ihm abgewiesen werden mußten. Leider aber konnte der Herr, der klein ist, im Gedränge den Admiral nicht sehen (was wahrscheinlich dem „Irish Giant next door to the house late Cox's Museum" auch nicht gelungen wäre). Morgen geht der Herr aber wieder zu Katterfelto, da er weiß, daß de Grasse auch dort sein wird. (Der wohl den aus 12 Vorlesungen bestehenden Kursus durchmacht?) In der nächsten Zeit schlachtet Katterfelto die Popularität, die de Grasse wirklich bei den Londonern besaß, ganz unverschämt aus. Der Graf sende ihm viele Besucher, vornehme Herren und Damen; dadurch seien seine Vorlesungen so überfüllt; zweihundert, dreihundert, tausend Personen müßten oft abgewiesen werden. De Grasses Protektion unseres berühmten Philosophen habe folgenden Grund: in der Schlacht von Schwercin (!) im Jahre 1759 nahm de Grasse den Obersten der preußischen Totenkopfhusaren und dessen Sohn gefangen. Das waren natürlich die beiden Katterfelto senior und junior. Aus der Zeit stammt die Freundschaft zwischen de Grasse und unserem Katterfelto. In Paris hat sich Franklin dem Admiral gegenüber außerordentlich günstig über seinen Londoner Kollegen ausgesprochen. Und dann der Stereotyp-Schluß der meisten Annoncen dieser Zeit: „Comte de Grasse will favour Mr. Katterfelto with his

presence this day.“ Er dankt auch Sir Peter Parker für den Besuch mit dessen Freunden, wie er immer überaus dankbar ist und diesen Dank öffentlich abzustatten liebt.

Wir dürfen aber nicht vergessen, daß das Solar Mikroskop nur „funktionirt, when the sun shines.“ Aber Comte de Grasse will sich auch dieses ansehen und wartet nur for the first fine day. Auf einen sonnigen Tag wartet Katterfelto auch noch, als de Grasse schon abgereist ist. Daß sogar the first fine day und the depart of Monsieur de Grasse in derselben Nummer (12. Aug.) der Morning Post sich finden, genirt nicht. Für Katterfelto gilt es, Aufsehen zu erregen. Und das tut er auch. Unwillkürlich, durch solchen Tamtamlärm betäubt, verbindet man die Namen Katterfelto und de Grasse zu einer Ideenassociation; sie haften im Hirn nebeneinander. So erzählt der Morning Herald eine Anekdote von einem falschen de Grasse und leitet sie ein: „Einige Gardeoffiziere waren entschlossen, gleich den Abkömmlingen des Totenkopfregiments ihren de Grasse zu haben, tot oder lebendig.“

Am 15. Juli allerdings konstatirte auch Katterfelto die Abreise seines hohen Gönners und Freundes; doch hat er viele Eisen im Feuer, wie z. B. fürstliche Geburtstage. A correspondent says: — — Und dann wird geschildert, wie über alle Maßen herrlich er die Geburtstage des Prinzen von Wales und seines Bruders, des Fürstbischofs von Osnabrück, gefeiert habe. Natürlich hatte er vorher für genügende Ankündigung dieser Festvorstellungen gesorgt und kommt nachher genügend oft darauf zurück, wie großartig sie waren: Illumination, Musik und guns firing from little batteries the whole evening; so großartig, daß der König und der Prinz of Wales ihre allerhöchste Befriedigung ausgesprochen haben, and we are informed that the King, Queen Prince of Wales and all the Royal Family intend seing Mr. Katterfeltos exhibition again, welches „again“ die grandioseste Unverschämtheit dieser plump-schlauen Mache ist, wo wir zuerst von der Festvorstellung hören, von welcher der König oder wer sonst auch gehört habe und sich bedankt, wo dann der König mitten in seiner eigenen oder seines Sohnes Festvorstellung sitzt und sehr gnädig Lob und Anerkennung, eine Medaille, einen Orden, eine gefüllte Börse oder gar eine Pension austeilt und zum Schluß noch beabsichtigt, „wieder zu kommen“, und zwar wie ein biederer Bürgermann mit seiner ganzen Familie. Oh Katterfelto! Oh!! Sogar das vergißt Du nicht, zu erwähnen, daß Prince William Henry Dein Namesake sei! So heißest Du also Wilhelm Heinrich Katerfeld? Und Chambers Biographical Dictionary 1807 sagt doch, er heiße Gustav? Aber wer bürgt uns dafür, daß Katterfelto nicht etwa Hans Michel heißt!

Neben der Reklametätigkeit läuft sein Kampf mit dem Hay Market einher. Da war erst der Dr. Caterpillar in „None are so blind“ gewesen, der und sein karikirtes Solar Mikroskop. Dadurch wird er ver-

anlagt, seine Annoncen mit einem Notabene zu schließen, in welchem er dagegen protestirt, daß sein Sonnenmikroskop dem gleiche, welches Dr. Raupe oder Herr Rotstrumpf oder Herr Allongenperücke oder Herr Wenigwitz im Haymarket-„Spielhause" gezeigt habe.

Das Stück The Candidate, worin u. a. das E. O. Spiel und die Pasticcios (Herr Bannister als Polly in Beggars Opera) nicht fehlen, hat schon seine Rehearsals hinter sich, ist sogar schon umgearbeitet worden, und im Prolog heißt es:

In physics many candidates we meet
That bring the dead to live in every street.

A candidate, half lost in smoke and vapour,
Great Katter-Devil fills the Morning Paper
„Wonders" he cries, „Good Peeples, wonders, wonders,
My solar microscope hails, rains and thunders.

In der Heilkunde treffen wir viele Kandidaten,
Welche Tote lebendig machen in jeder Straße.

Ein Kandidat, halb verhüllt in Rauch und Dampf,
Der große Katter-Teufel füllt die Morgenzeitung,
„Wunder," schreit er, „Ihr guten Leute, Wunder, Wunder,
Mein Sonnenmikroskop hagelt, regnet und donnert."

Diese Verse (man beachte auch darin die Nachahmung von Katerfeltos schlechtem Englisch) drucken die Zeitungen mit Behagen nach, ein Beweis für Katterfeltos Popularität. Die Buchausgabe dieser John Dent'schen Parlamentswahl-Farce erschien in zwei Auflagen im Jahre 1782. Sie ist, wie der Kritiker des European Magazine (Bd. II 145) richtig bemerkt, eine Umdrehung des Motivs in Gold Smiths „She stoops to conquer", indem ein Wirtshaus für das Privathaus eines Gentleman ausgegeben wird. Nur im Prolog wird Katterfelto attackirt, und Wewitzer spielt diesmal einen französischen Koch. Aber in einem dritten Stück, dessen Rehearsals soeben beendigt sind, ist Katterfelto ähnlich wie in None are so blind eine agirende Person. Der Titel der Farce ist Harlequin Teague (Books of the Songs to be had at the Theatre). Das Textbuch habe ich nicht zu Gesicht bekommen. Der Hauptverfasser war Colman und O'Keefe sein Mitarbeiter, wie der in seinen Recollections II, 46, 47 erzählt. Der Erfolg der Farce war ein sehr guter, und sie hielt sich viele Saisons hindurch auf dem Repertoire. Dr. Arnold, der unvermeidliche, wird wohl wieder die Lieder komponirt haben. Der Inhalt scheint sehr à la potpourri gewesen zu sein. Z. B. reißt sich Harlequin die Glieder aus, und nach dem, was der Morning Chronicle davon schreibt, war das eine Verwertung des Märchens von den Reisenden im Wirtshaus, welches wir ja auch im Grimm finden, die ihre Arme, Augen und Köpfe ablegen. Außerdem kommt ein Mann mit zwei Köpfen vor, „the hint of which is evidently borrowed from Geo. Alexander Stephen's Lecture upon Heads." Die langweiligen Maskeraden in

Ranelagh werden verspottet und — Katterfelto, der hier wieder Dr. Caterpillar heißt. U. a. wird sein Kerzentrick herangezogen. Beide Kerzen sollen ausgeblasen werden, während nun die zweite an der Reihe ist, entzündet sich die erste von selbst wieder, so daß der Liebe Müh umsonst war. Dies wurde für einen wichtigen Teil der Vorstellung gehalten, und die Zeitung nimmt bedauernd Notiz davon, wenn der Trick nicht gelingt. Sehr anspruchsvoll war das Publikum anscheinend nicht. Die Farce schlug durch und wurde eingehend recensirt. Der Morning Chronicle (19. August 1782) schreibt u. A., daß Dr. Raupe und sein Sonnenmikroskop eine lustige Antwort auf Katterfeltos Racheannoncen gegen das Hay Market-Theater seien. Vgl. auch London Chronicle 17.—20. August. Auch Morning Herald (19. Aug.) und European Magazine (Bd. II, zweites Halbjahr 1782, Seite 147) halten die Katterfeltoepisode für die gelungenste und bestgespielte des Stückes.

In den paar Liedern, welche die Zeitungen aus der Farce drucken, findet sich nur diese auf Katterfelto zielende Stelle: „In London . . . Their Quacks and showmen boast their art.“

Wer den Schaden hat, braucht nicht für den Spott zu sorgen. Die Morning Post vom 22. Aug. tröstet den geschundenen Philosophen mit folgenden Versen:

Te the wonderful Mr. Katterfelto.

Each man, most mighty Katt, you tell
How oft your wonders please, and well,
E'en kings, — nor need you stickle;
For such our frames were formed by fate
All human kind, however great,
Lies*), fleece, and so forth, tickle.

N. E.

Katterfelto setzt indessen allen Anzapfungen standhaft sein Mr. Bigwig, Nebstocking, Littlewit entgegen; auch Lichtblicke giebt es für ihn, wie wenn er z. B. in der Morning Post liest, daß das Drury Lane-Theater das Hay Market verklagen will, weil im Harlequin Teagne Drury Lane als Puff Shop karikirt wird. Als Attackirter mit dem Drury Lane-Theater in derselben Gefechtslinie zu stehen, ist selbst für einen großmächtigen Katterfelto ehrenvoll. Weniger ehrenvoll ist es allerdings, wenn die diebischen Verleger von „Blumenlesen“ (M. H. 3. Sept.) literary chymists und Caterpillars der Litteratur genannt werden. Auch St. James Chronicle stichelt ein wenig (3.—5. Sept.): die Konjunktion von Jupiter und Mars sei da und könne ohne Katterfeltos Hilfe beobachtet werden. Oder die Morning Post vom 6. Sept.: Der göttliche Philosoph von Piccadilly sei die Treppe hinunter gefallen und habe sein Haupt so schwer verletzt, daß es wahrscheinlich

*) Lies, Lügen, sind hier als Wortspiel gedacht, da man beim Vortrag auch lice, Läuse darunter verstehen kann.

amputirt werden müsse. Der Verfasser dieser Notiz hätte sich eine weitere Bemerkung, die so nahe liegt, nicht entgehen lassen sollen, daß nämlich der amputirte Kopf dann ein Totenkopf sein würde. Im Morning Herald vom 4. Sept. wird Katterfelto in seinem eigenen Annoncenstile beinahe eine ganze durchgehende Spalte lang angeulkt: er habe den Auftrag, die Spanier, welche Gibraltar belagern, durch Influenzabacillen krank zu machen, und durch seinen Wunderspiegel, „wenn die Sonne scheint," die spanische Flotte zu verbrennen. In solcher Tonart geht das weiter. Bald wird Katterfelto abreisen, so daß das Publikum sich beeilen muß, seine Wunder noch alle zu sehen. Die Totenkopfhusaren, seinen Vater den Colonel, Graf de Grasse, den König und die königliche Familie, den irischen Herrn — kurz, eine ganze Blütenlese Katterfelto'scher Annoncen bringt dieser Artikel, und niemand bürgt uns dafür, daß er nicht selbst eine verkleidete Annonce ist.

Sein Hyperbolismus nämlich blüht und wuchert fröhlich fort. König, Königin und Prinz von Wales sowie die ganze königliche Familie würden am ersten schönen Tage dieser oder der nächsten Woche in seine Vorlesung kommen. Oder: Zweihundert, ja dreihundert Meilen wären nicht zu weit, zu Fuß zu gehen, um Katterfeltos Wunder zu besichtigen. Die „Zeitung" sagt auch, der König hätte ihn bestimmt, „to teach Prince August and some other of the younger branches of the Royal Family the powers of loadstone". (Herr Wendeborn wollte ja auch mal Lehrer des Deutschen beim jungen Prinzen von Wales werden, warum sollte da sein Landsmann von der naturwissenschaftlichen Richtung — nicht auch danach streben dürfen, Prinzenerzieher werden zu dürfen? Hören wir doch, daß a gentleman of the Faculty belonging to Oxford College . . . set out for London . . . to see those great wonders which are advertised „so much" by that famous Philosopher Mr. Katterfelto.) Ob er gutes Wetter gehabt hat, ist noch fraglich, denn der König und seine Familie konnten wegen der Ungunst der Witterung das Solar Mikroskope, welches Katterfelto schon lange hat vervollkommnen lassen, in der verbesserten Gestalt noch nicht kennen lernen; das ist bei Katterfeltos vielen Verdiensten um die englische Flotte sehr schade. Um aller dieser Entdeckungen und maritimen Verdienste willen wollen der König und der Kronprinz, „wie eine Zeitungskorrespondenz besagt," seinen lieben Katterfelto bald wieder einmal besuchen. Katterfelto hofft auf eine königliche Pension. Hat er auch verdient, gewiß! . . . Katterfelto sei ein zweiter Isaac Newton. Bravo! Der König von Preußen ist Katterfeltos Protektor und habe befohlen, daß sein philosophischer Untertan am 15. April nächsten Jahres nach Berlin zurückkehre, um dort Vorlesungen zu halten, otherwise according to the laws of this country (Preußen) he (Katt.) looses his commission (Katterfelto ist ja gleich seinem Vater Prussian Colonel of the Death's Head Hussars) and all his father's Property and his friend are likewise to be no more admitted at the court of Berlin.

Einen neuen de Grasse hat er auch schon in der Person des General Conway gefunden, und im November ist es der Prince of Meklinburg: and Mr. Katterfelto returns thanks to General Conway and his Lady for the favours he has received of them since his arrival in this city: and the Prince and Princess (of Mecklinburg) expressed the highest satisfaction. And Mr. Katterfelto received a very handsome present, und der Prince of Meklinburg lädt ihn nach Schwerin ein. Ob er wirklich bei Katterfelto gewesen ist, wage ich zu bezweifeln, trotzdem der das in weiteren Annoncen immer wieder den Londonern in's Gedächtniß ruft. Aber im Royal Circus war er sehr wahrscheinlich und hat sich die Entsetzung Gibraltars angesehen. Nach der Vorstellung geleitet ihn der Direktor mit einer Reitereskorte nach White Hall, so berichten ernsthaft die Zeitungen, und deren Berichte sind doch nicht so ganz phantasiereich wie die Katterfeltos. Aber auch für diesen ist es schwer, immer neue Einfälle zu finden, wie etwa die 50 Pfundnote, die in seinem Hörsaal gefunden wurde und gegen Angabe der Nummer (ha! ha!) abgeholt werden kann, darum greift er von Zeit zu Zeit zu Variationen alter Themata. Entweder anschließend an die Kerzentrickverse aus einem seiner famosen Gedichte: Catterfelto habe einen langen Kopf, länger als hundert Juristenköpfe — oder: The king of Prussia has observed in some of the London Papers, and has likewise been informed by some noblemen who lately arrived from England at Potsdam, that Comte de Grasse has encouraged Mr. Katterfelto, who is now in England, to go to France to exhibit there and that the king of France has lately sent a large gold medal to Mr. Katterfelto at the same time inviting him to Paris, to instruct Dr. Franklin and make him as great a philosopher as himself, and likewise to improve the arts and science. That to prevent Mr. Katterfeltos going there, we are informed, that the king of Prussia has ordered that great philosopher to return to Berlin . . . as his time of travelling is expired.“ Das ist glaubhaft genug, da Katterfelto doch schon „achtzehn Jahre“ reist, und muß man sich nur wundern, wie der alte Fritz seinen Wilhelm Heinrich oder Konstantin oder Gustav oder Hans Michel Katerfeld hat so lange entbehren können.

Noch einen Blick auf Katterfeltos Krieg mit dem Haymarket. Am 20. September wird der Harlequin Teague zum letzten Mal gegeben, um in der Sommersaison des Jahres 1783 wieder frisch zu beginnen. Sonderbarerweise hält sich Katterfelto krampfhaft an das „None are so blind“. Z. B. am 28. August: Vorlesungen über Optik, besonders über die Augen und über die sehr großen Augen, welche nicht blind sind, aber nicht sehen wollen. Pfeffer ist des Witzes Würze, er kann doch nicht ewig nur seinen Mr. Big Wig, Red Stocking, Littlewit bringen, obwohl wir den nie ganz aus dem Auge verlieren. Hier noch eine typische Annonce: And next Monday Evening besides the usual Lecture Mr. Katterfelto will

deliver a proper Lecture on Optics, particularly on the Eye, and on those that are not

Blind But Won't See

And all those Dramatic Persons which did appear on the Stage in the theatre in the Hay Market will be seen at Mr. Katterfelto's Exhibition Room, by Optics, every one in their (!) character; and Mr. Katterfelto intends to take off every one in the Fa of Nonecerrf are so blind as those who wont see — Particullarly Dr. Caterpillar; likewise Commodore, Barnacle, Valentine, Caronade, Miss Caroline, Kitty, and Aunt, Mrs. Webb, with great improvement of other characters.

Dr. Hamiley (das ist natürlich Humbug) verfaßt ein zorniges Gedicht gegen das Hay Market Theatre. Und Katterfelto, also bewaffnet mit Vers und Prosa, schlägt seine Quinten und Terzen gegen das Hay Market und, als dieses geschlossen wird, in die leere Luft. Als im Juli nächsten Jahres Harlequin Teague wieder ins Sommertheater einzieht, ist Katterfeltos andauernde Polemik noch nicht matt geworden.

Wroteby a Lover of Arts and Sciences to Dr. Katterfelto on seeing and hearing Mr. Littlewit otherwise Mr. Caterpillar, at the Haymarket Theatre.

As venal puppets on the mimic stage
To earn a pittance, would the Grecian Sage
Hold forth in ridicule to public view,
We cannot wonder that they thus treat you.
When dearth of wit begets dull pantomime . . . .

Da feile Puppen auf der mimischen Bühne
Für einen kümmerlichen Lohn sogar den griechischen Weisen
Vor dem Auge des Publikums lächerlich machten,
Kann es uns nicht Wunder nehmen, daß man Dich so behandelt,
Wenn mangelnde Erfindungskraft langweilige Pantomimen zeugt.

Das genügt, um den Geschmack zu bekommen, wie die geizige alte Jungfer sagte; da gab sie ihrer Nichte zwei Kirschen, weil alle anderen geradeso schmeckten.

Beinahe etwas zu schnell sind wir in den Sommer 1783 hinübergeglitten, denn Katterfelto ist inzwischen Doktor geworden und mit seiner Frau nach 24 Piccadilly umgezogen; wann, weiß ich nicht; aber am 19. Februar liest er schon im neuen Quartier. Seine Frau scheint seine Gehilfin gewesen zu sein, die ihm die nötigen Handreichungen tat. Aber nur in wenigen Annoncen zu Anfang des Jahres nennt er seine Partnerin. Vielleicht auch war diese zaghafte Annoncenprostitution ein mißlungenes Experiment, das er nicht wiederholt hat. Aber eine schwarze Marokkokatze hat er sich angeschafft, mit der muß sich das Solar Mikroskop von nun an in die Annoncecelebrität teilen. Seine Katze ist ein Wundertier, sie giebt elektrische Funken von sich ab und — auf ein Zauberwort

Katterfeltos kann sie sich ihres langen buschigen Schwanzes entledigen. Sie ist also in dieser Sekunde eine Marokko und in der nächsten eine Manx-Katze. Ihr Herr bedauert es, daß man ihn und seine Katze für Teufel hält. Gewiß nicht, er ist kein Teufel, obgleich ihn der Prolog zum Candidate vor Jahr und Tag Katter-devil genannt hat. Aber half lost in smoke and vapour erscheint er auch in diesem Jahre. Monatelang schreit er laut hinaus, daß er nur bis zum 22. März bleiben könne (vgl. oben 15. April, Data geniren ihn nicht), par ordre du roi de Prusse; den Termin verlängert er dann selbsteigen bis zum 1. April und bittet als ehrlicher Mann flehentlich alle Abonnenten, doch vor dem Ersten zu kommen; am 30. März kündigt er die letzten zwei Tage an, und vom 3. April ab — bleibt er unbekümmert weiter in London. Exhibition now von 9 bis 4 (bald darauf wieder von 8 bis 5) und Lectures um 7 ½ Uhr. Nach acht wird keiner mehr 'reingelassen. Die Nobility wird gebeten, ihre Diener früh genug zum Platzreserviren zu senden. Das feine Publikum geht auch immer noch so unvorsichtig mit seinen Portemonnaies um, und Katterfelto ist immer noch der ehrliche Finder, einmal von drei Guineen in Gold und einem Wechsel über dreitausend Pfund. Zu seinen Gönnern wie etwa Lord Nugent, General Conway kommt jetzt der Duke de Chartres hinzu, den er durch eine Empfehlung des Comte de Grasse erworben hat. Im Nebenamt will der Herzog den Frieden Frankreichs mit England abschließen, seine Hauptbeschäftigung aber ist: sich in Katterfeltos „occult secrets“ einweihen zu lassen. Ganz gewiß! Neunzigtausend Londoner haben das Solarmikroskop schon gesehen, fünfzehnhundert konnten es innerhalb der letzten sieben Wochen nicht sehen, „weil die Sonne nicht immer schien“. Der Zulauf ist so groß, daß das Opernhaus und einige Theater die Vorstellungen unterbrechen mußten, „because the nobility was at Dr. Katterfeltos Exhibition Room“. Das ist nicht zu verwundern, denn des Doktors Erfolg ist derartig, daß er im Laufe des kommenden Jahres allein mit seinem Solarmikroskop und der schwarzen Katze mehr als dreißigtausend Pfund zu verdienen hofft. Er ist auch nach Cambridge eingeladen, denn die Schwesteruniversität will nicht hinter Oxford zurückstehen. Im Juni kündigt er eine Königsgeburtstagsvorstellung mit erhöhten Preisen an. Die Zeitung meldet in einer „Spezialkorrespondenz“ eine „bevorstehende“ Privatvorstellung vor dem König und der königlichen Familie im Schlosse zu Windsor, und Herr Thomas Frost (The lives of the Conjurors) glaubt heute noch daran, daß sie stattgefunden habe.

Seine Annoncen bringt er noch immer in alle Regionen der Zeitung hinein. A letter from Berlin says, the reason that the king of Prussia has taken such great notice of the Bishop of Osnaburgh since his arrival at Potsdam more than he has done to any other prince is Captain Katterfelto belonging to the Death's head Hussars having informed the king that his brother was the grea-

test philosopher in England and was taken great notice of at the British Court having discovered many useful sciences in their navy, which induced his Majesty to shew the greatest respect for his Royal Highness; his Majesty has also presented Captain Katterfelto to his Royal Highness to give him an opportunity of conversing with the prince about his brother, now in London, and taken so much notice of by his Britannic Majesty; the King of Prussia is very proud that his army is looked upon to be the finest in Europe in the field, and Captain Katterfelto's brother who is a native of his Prussian Majesty's dominions, is the greatest philosopher in the world. Katterfeltos Großvater, der General, hat einmal dreißigtausend Gefangene gemacht. Was ist der Siebenaufeinenschlagmann im Märchen gegen ihn?! Uebrigens ist Katterfelto kein dummer Tölpel, denn in einer Schilderung, wie der Philosoph seine alte Death's Head Hussar Cap aufsetzt, sein rostiges Schwert zieht und auf den Zuschauer losgeht, der an der Vorstellung nörgelt — macht er sich über sich selbst lustig und bleibt so als genialer Clown wenigstens im Gedächtniß der Stadt haften. Er hat auch beim besten Kutschenmacher Londons ein Vis-à-vis nach ganz neuer Konstruktion bestellt. Nach dem Geburtstag des Prinzen von Wales wird Katterfelto ausschließlich von seinem Vermögen leben, das jetzt schon achtzigtausend Pfund beträgt. Die Zahl der Mikroskopinteressenten wächst von Annonce zu Annonce und ist nahe am ersten Hunderttausend. Deshalb entschließt er sich, da er es ja dazu hat, die Kutsche, die allein dreitausend Pfund kostet, seinem Bruder, dem Kapitän im Totenkopfregiment, nach Berlin zum Präsent zu senden. Wer die Kutsche noch sehen will, muß sich beeilen, in vierzehn Tagen geht sie ab. Sie ist ja teuer gewesen, aber Katterfelto will damit beweisen, daß er dankbar ist. Er läßt einen guten Teil des in London erworbenen Vermögens im Lande und schickt nicht Alles — wie die Vestris vom Opernhause — nach Berlin.

Also wirklich alle Berühmtheiten nützt er aus, sogar die Tänzerfamilie. Seine Annoncen und besonders seine „Korrespondenzen" sind oft derartig toll, daß man in Versuchung gerät, sie für eine Satire von Seiten der betreffenden Zeitungen zu halten, denn da sie mitten im Text stehen, fehlt manchmal ein äußeres Kriterium. Hier z. B. dieser. Einer von Dr. Katterfeltos schwarzen Dienern badet in der Serpentine (Hyde-Park), bekommt einen Krampfanfall, sinkt unter, bleibt zwanzig Minuten unter Wasser, aber man hat ihn doch wieder lebendig gekriegt. Oder die Geschichte vom rostigen Schwert (s. oben), welche schließt „he resumes his lecture perhaps to the edification of the Dukes of Chartres and all the emissaries of the several potentates of Europe, who are sent by their respective Courts to attend his lectures."

Aber zwei rein litterarische Katterfeltos aus der Mitte des Jahres

habe ich doch auftreiben können. Am 10. Juli 1783 bringt die Morning Post auf Seite 3 eine Liste satirischer Zeitaussprüche à la Ulk und Kladderadatsch. U. A. heißt es dort unter dem Stichwort „Whispers“: I heard Katterfelto whisper: Graham, between you and I, the English are duped. Jawohl, das scheint so, denn Grahams Celestial Bed, Feasts of Health und die Coitusvorlesungen der „jüngsten Schwester von Madame Siddons“, sowie Katterfeltos Wonders! Wonders! Wonders! müssen auf dem Podium anders ausgesehen haben als auf dem Papier. Sonst hätte man Katterfelto in die Akademien der Wissenschaften wählen und Graham ins Korrektionshaus stecken müssen.

Von größtem Interesse für die Nachwelt aber ist ein Aufsatz über Katterfelto im European Magazine (Juni 1783, Seite 406—409). Denn dort finden wir sein authentisches Porträt. Auf diesem Bilde ist er hager, bartlos und in Civil. Seine Oberstenuniform hat er also anscheinend nicht in seinen Vorlesungen getragen. Neben ihm sitzt seine schwarze Katze. Vor ihm liegen zwei Instrumente (Fernrohr und Lupe?). An der Wand ein weißer Lichtkreis, worauf die Influenzatierchen zu sehen sind. Im Text u. A.: Oberst Dr. Katterfelto ist zweifellos der ausgezeichnetste Abenteurer, mag man ihn als einen umherreisenden Philosophen, als einen Jongleur oder einen unverschämten Windmacher ansehen . . .

Fox' berühmtes Wort, daß das englische Volk eine Gänsepastete wäre für den, der kein Esel sei, wird herangezogen.

Man hätte in ganz England gelacht, vom Erzbischof von Canterbury bis auf Dr. Johnson. Die Redaktion hätte vielleicht neue Anekdoten sammeln sollen, aber weil Katterfelto selber ein großes Memoirenwerk zum Druck (!) vorbereite, begnüge sie sich damit, einige der bezeichnendsten Annoncen des Jahres abzudrucken. Deshalb giebt sie nur eine ziemlich ausgiebige Blütenlese aus Katterfeltos tollsten Annoncen.

Die Verfasserschaft seiner Annoncen traut sie dem Philosophen nicht zu (was? trotz des famosen Englisch?), da der Redakteur sich in Katterfeltos Vorlesungen persönlich von dessen schaler Phantasie überzeugt habe. Seinem litterarischen Handlanger gebühre einiges Lob für die Einkleidung der außergewöhnlich schwindelhaften Reklame seines anrüchigen Herrn. Soweit über diesen Aufsatz. Vergleiche aber in derselben Nummer den Artikel „Reflections on Singular Advertisements.“ Da sitzt der Verfasser dieser Plauderei mit Mr. Pamphlet und Mr. Elzevier in der Taverne. Mr. Pamphlet gerät in Zorn über eine Katterfelto-Annonce im Morning Herald. „Der Mann (Katterfelto) ist sicherlich ganz von Sinnen.“ Mr. Elzevier jedoch protestirt dagegen, denn nur das Ungewöhnliche, das in anderen Ländern schon für Wahnsinn angesehen würde, fände Leser in England. Im Weiteren citirt er die Inschrift auf dem Schilde eines Oxforder Uhrmachers, die noch toller sei als Alles, was die Göttin der

Gesundheit, ihr großmächtiger Doktor oder gar Katterfelto selbst sich je geleistet hätten.

Aber über der Katterfeltolitteratur dürfen wir ihn selber nicht aus den Augen verlieren. Das tut ja das Hay Market-Theater auch nicht, läßt die ganze Sommersaison 1783 hindurch die Farce Harlequin Teague nicht aus dem Repertoire verschwinden. Darum verschwindet auch Katterfeltos Polemik nicht aus seinen Annoncen. Er eignet sich Alles an und macht den „venal puppets of the mimic show“ immer noch Konkurrenz by taking off Dr. Caterpillar likewise . . . likewise . . . und likewise . . . Alle berühmten Leute, die nach London kommen, nimmt er für sich in Beschlag, desgleichen die Influenza. Nun auch Phosphorhölzer. So im Mai, wo er sich als der Erfinder derselben ausgiebt und sie zu niedrigem Preise zum Verkauf anbietet: dito pulverisirten, flüssigen und festen Phosphor. Oder im September: Dr. Katterfelto hat vor einigen Tagen eine neue Erfindung gemacht — er zündet nämlich eine Kerze an ohne Stahl, Feuerstein oder Feuer. Die anderen Phosphorhölzer puh! viel Geschrei und wenig Feuer! aber Dr. Katterfeltos ganz nagelneu erfundene, ja die zünden immer, sind zehnmal billiger und werden nirgends wo anders verkauft. Man achte wieder einmal auf das feine Englisch: it is ten times lesser price. —

Die Phosphorhölzer werden wir nun nicht wieder los, wir blättern im Zeitungsband, immer heißt es: Phosphorhölzer. Kerzen, Pistolen, Kanonen zündet er damit an, ohne alles, für 2 Mark 50 fünfhundert Mal, mißlingt nie; „er fährt fort zu machen und zu verkaufen: pulverisirtes . . . u. s. w. . . . Diamantkäfer (?) und viele andere ungewöhnliche Artikel.“

Unsichtbare Tinte verkauft er, und hei: Vor 15 Jahren schon ließ Dr. Katterfelto in St. Petersburg einen von ihm selbst verfertigten Luftballon steigen. Er giebt Unterricht im Ballonmachen, damit man sich Ballons im Werte von 3 bis 200 Mark machen könne. Aber natürlich „Luftballons sind nicht so nützlich, wie seine Alarmglocken“, die er dem Publikum empfiehlt.

Am 29. November wurde der Bericht eines russischen Offiziers in der Zeitung veröffentlicht; der Offizier hat nämlich gesehen, mit eigenen Augen gesehen, wie Katterfelto im Jahre 1763 in Petersburg einen Luftballon zu Ehren der russischen Kaiserin aufsteigen ließ.

Kohlensäure (fixed air genannt), Solarmikroskop, Influenzamedicin, Phosphorhölzer, elektrisches Feuerzeug, elektrische Alarmglocke, Luftballon — fehlt nur noch die Taucherglocke unter Katterfeltos Erfindungen.

Wir sind auf der Wende des Jahres. Dr. Graham will seinen Tempel mit Allem, was drin ist, verkaufen (das will er allerdings im Frühjahr 1784 immer noch). Katterfelto annoncirt: he will sell his whole apparatus for 2500 £. Bei Graham war es bitteres Muß — und bei Katterfelto?

Vorläufig überdröhnt seine Reklame noch alle bösen Ahnungen. Das war ein lautes Jahr! Immer weiter trägt Fama seinen Namen. Der Verfasser eines Pamphlets „The Peripatetic“ entrüstet sich über den Hosen- und Unterrocktausch auf dem Hay Market Theater; über Dr. Graham, den er einen Zuhälter nennt; über die Luftballonmanie; über das Hazardspiel E. O.; über das Learned Pig; über die Importation of Foreigners; und als er keine Worte mehr findet, um sich Luft zu machen, sagt er: „We may now adopt the language of that pretender of all pretenders, Katterfelto, and exclaim Wonders . . .“ Im Jahre 1783 ist auch Büschel in London, sieht die Quacksalberplakate an den Häusern und die Annoncen in den Zeitungen, läßt sich auf den Straßen ihre Reklamezettel in die Hand drücken, orientirt sich über Dr. Graham und hat vielleicht auch Katterfeltos Vorlesungen besucht. Wenigstens sagt er (Pendant 113): „Ein anderer solcher Wundermann heißt Katterfelto und wohnt in Piccadilly. Dieser ist zugleich Chymikus, Opticus, Taschenspieler und ich weiß nicht, was noch mehr, und läßt seine Künste täglich sehen.“

So wollen wir denn eintreten ins Jahr 1784. Morning Chronicle 2. Januar Dr. Katterfelto. Darin u. A.: „Am 28. Februar he will leave his occult science.“ Also doch? Also ist der Verkauf seines Apparatus, abgesehen von dem unverschämten Preis, ernst gemeint? Husch, husch! Das ist nichts Neues, nur eine Variation. Hat er uns doch schon so oft an der Nase geführt und dann entweder statt der Abreise ein „verbessertes“ Solarmikroskop geboten, oder seine Vorlesungsstunden verlegt, oder ist schweigend zur Tagesordnung übergegangen. Ergehen wir uns also, frei von Befürchtungen, in seinem Annoncengarten. Aber die „neun jungen Kätzchen“, welche so lustig darin herumsprangen, und um deren Besitz sich die Könige Europas zankten — wo sind sie? Nun, es bleibt uns noch die Mutterkatze mit ihrem Wunderschwanz, die ihn wie weiland Whittington noch zum Lord Mayor von London machen werde; auch der Airballoon und seine russische Vorgeschichte. Am 19. Januar erzählt uns Katterfelto die Geschichte vom Welshman, der ihn für den Teufel hält (Black Cat Trick) und dem er ein rabbit in seine Tasche gezaubert hat. Der Welshman läuft davon und schreit: Katterfelto sei der Teufel. Wer nun auch die Katterfelto-Annoncen verfaßt hat, er selbst oder sein literary journeyman, der hat Smollet gelesen und damit seine litterarische Bildung bewiesen.

Am 9. und 11. Februar Wohltätigkeitsvorlesung. Ist er doch ein mildtätiger Mann (nicht nach Breslauer Methode!!!), hat im Winter 1783/4 schon zweitausend Mark an die Armen gegeben.

25. Februar. By Command of His Prussian Majesty Dr. Katterfelto is to send to the University of Halle, his new-invented discoveries. (Die Ueberschrift etwa seiner Decemberannonce Vanity Vanity Vanity darf man nicht in Zusammenhang hiermit bringen.)

3. März: „Positively the last season in this city.“ Ha! ha!

Und: By Command. 5. und 6. April: „This is positively the very last spring of his exhibition in this city.“ Ach Unsinn, er scherzt. 9. April. Für Charfreitag — Wohltätigkeitsvorstellung. 26. April. Hurra! Eureka! Perpetuum mobile ist da. Nach langem Studium von Dr. Katterfelto philosopher erfunden. 30. April: Perpetuum mobile natürlich. Und: Heute Abend will er außerdem zeigen und erklären, wie man auf See den Nord- und Südpol findet, ohne Hilfe von Sonne, Mond und Sternen oder Kompaß; außerdem die Schwankung der Nadel in verschiedenen Breiten, Messen der Schiffsgeschwindigkeit vermittelst des Lots, besonders zur Nacht; Einstellung der Uhr auf Sonnenzeit in wolkigen Tagen oder zur Nacht.

Die Annoncen-Kolonne marschirt an uns vorbei, wir halten uns an die Flügelmänner. Im April haben sich die Lords of the Admirality das Perpetuum mobile vorführen lassen. Diese Idealmaschine, welche hoffentlich nicht wie die des famosen Herrn Beßler Orffyré in Carlshafen an der Weser durch Handbetrieb mit Dienstabwechselung von Frau und Magd in Gang erhalten werden muß, „geht“ natürlich auch im Mai und im Juni, wie wäre sie sonst ein Perpetuum. Hat sie doch 3000 £ Herstellungskosten verschlungen. Am 31. Mai: Zweitausend bis dreitausend Personen will er es die nächste Woche gern noch zeigen, before he departs from this metropolis, dann aber muß er das Perpetuum nach Petersburg transportiren.

Morning Herald 14. Juni, im Text (!): Katterfeltos Influenzatheorie, Perpetual Motion, und: it is very much to that great Philosopher's honor, that he has for these four years past attracted the public attention more than all other philosophers. Das könnte stimmen, sowohl für die vier Jahre als in Bezug auf das öffentliche Aufsehen. Parkers General Advertizer 24. Juni: Dublin Kollege (die irische Universität; denn nach Oxford und Cambridge muß Katterfelto doch mal wieder variiren) hat eine wissenschaftliche Deputation nach London gesandt, zum Studium des Katterfeltoschen Perpetuum mobile. Dr. Katterfelto hat durch seine Erfindung in 19 Tagen über 900 £ an Eintrittsgeldern verdient. Oh ja, tausend Mark tägliche Einnahme, solch ein Geschäft läßt man nicht im Stich, und wenn man noch so oft von last und very last spring geredet hat. Es ist ja schon Sommer. Also blättern wir weiter.

Aber was ist das? Juli, August, September? Keine Katterfelto-annonce? Was ist los? —

So überrumpelt uns das neidische Schicksal, wenn wir am wenigsten daran denken. Katterfelto ist fortan verschwunden. „A Candidate half lost in smoke and vapour.“ Er hat sich jetzt ganz und ins Nichts verloren. Gerade in einem solchen Annoncenjahre, das so interessant begann. The Air-

balloon, a novel; das Gedicht auf die Hundeausstellung; The new Edition of the Sorrows of Werther; Montgolfiers Aerostatic Globe, der sich (der Ballon nämlich) auf der Reise nach Oxford befindet und den Monsieur Chevalier den Londonern vorführt; Automatic chessplayer; die sprechende Orgel; die Drury Lane Komödie the Quacks, worin Dr. Humberg als German Doctor angeödet wird (cf. auch Morning Herald 19. April, S. 3: Alle Quackdoktoren würden kommen and attempt to damp the comedy); in Sabblers Wells: Aerostation! im Royal Cirkus The Village Conjuror, Musik von Mazzenghi — und Katterfeltos laute Stimme fehlt von nun an in diesem Chorus! Auch Dr. Graham hat schließlich seinen Bankerott beendet und ist nach Schottland zurückgegangen. London ist um zwei interessante Menschen ärmer.

Lunardi, Blanchard, Count Zambeccari und ihre Ballons; Signor Pinetti und sein Zauberbuch in französischer und englischer Ausgabe; Sir Ashton Lever; Rackstraw können uns doch nicht ganz für Katterfelto und Graham entschädigen. Rackstraws Museum (das damalige Preuscher) No. 197 Near Temple Bar Fleet Street. „That curious figure of a woman six months gone with child, representing, by red liquors, flowing through glass tubes imitating arteries and veins the circulation of the blood, actions of the hearts and lungs, and shewing how the child is nourished in the womb. A Large collection of curiosities finely preserved in spirits among which are miscarriages from the size of a pin's head to a perfect state. A preparation of a boy, fourteen years of age, in which the blood vessels are seen innumerably branching and from every part of the body. The surprizing skeleton of a Whale. A Gentlewoman attends the Ladies."

Mit schwacher Hoffnung gehe ich an einen Zeitungsband vom Jahre 1785. Alte Gesichter schauen mich schlaublinzelnd daraus an: Lutherburg: Eidophusikon; Walker: Eiduranion or Large Transparent Orrery. Variationen alter Melodien tönen lockend: This day is published Trial of Mrs. Harriot . . . adultery with Captain Smith, Captain Buckley Cpt. . . . Cpt. . . . Cpt. . . . u. s. w.; Astley's Amphitheatre: Real Bearbaiting; Saddler's Wells: Danzing Dogs, Wonderful Hares, Learned Pig; kein Solarmikroskop, keine schwarze Katze, kein Perpetuum mobile. In der Farce Aerostation (wohl nicht die vom vorigen Jahre) figurirt Pinetti als Conjuror, nicht mehr wie im Candidate Katter-Devil; Vgl. European Magazine VI 395. Auch weiß ich nicht, ob in der Farce Hurly Barly, wo u. A. der Annoncenschwindel verulkt wird, das Andenken Katterfeltos Berücksichtigung findet. Und nur etwa (M. Ch. 5. Okt. S. 3 Text) Katterfelto might talk of his wonders, Dr. Graham might boast of his also, and so might that shirt conjuror Pinetti; but what are all their wonders to those of the present day viz. danzing dogs, learned pigs . . ." Present day! Katterfelto gehört für die Londoner

also endgültig zur Vergangenheit und lebt nur bei Crabbe und Cowper nochmals als Citat auf. Sic transit —.

Wenn ich Thomas Frost glauben soll, so hätte er 1785 eine Tour durch die Provinzen gemacht. Das ist auch durchaus wahrscheinlich, denn irgend wo in England wird er schon sein, oder sollte er etwa nach Potsdam oder Berlin gegangen sein? Angekündigt hat er's oft genug. Wie dem auch sei, in London ist er jedenfalls nicht.

1786. Patent alarums to prevent burglaries; aber nicht das von Katterfelto. Graham hält wieder Vorlesungen, bescheiden wie in den Tagen vor dem Celestial Bed und der Rosy Goddess. Dieser Mann ist heruntergekommen. Hat er in der Zwischenzeit auf irgend einer Londoner oder Edinburger Dachstube vegetirt? Morning Herald 3. Juli, Seite 3, eine neun Jahre alte Cagliostro-Anekdote. Keine Illumination am Geburtstage des Bishop of Osnaburgh! Der liest in Göttingen Bürgers Gedicht, und Katterfelto?

1787. Firma Breslaw-Pinetti; Royal Circus: Harlequin Conjuror or Pinetti turned Pierrot; Royalty Theatre: Harlequin Mungo; Buchannonce: An Account of the Mangel Wurzel or Root of Scarcity — von Dr. J. C. Letsom (der den Dr. Mayersbach hineinlegte?), bei welchem man auch die Wurzeln bestellen kann.

1788 Haymarket Theatre: A Mogul Tale or the Descent of the Balloon, Wewitzer spielt den Dr. Pedant.

1789 Saddler's Wells: The Witch of the Lake or Harlequin in the Hebrides: Henry's („Professor of Natural Philosophy") Philosophical Fire Works; Covent Garden: The Death of Captain Cook (wäre es doch wunderbar, wenn Cooks Reisen sich nicht auf der Bühne reproduciren wollten. O'Keefe's Farce O'mai mit Lutherburgs Dekorationsmalerei ist auch ein Cookstück) a Pantominet, as now representing in Paris with uncommon applause. Astley's: The Bastille; Saddler's: Gallic Freedom or Vive la Liberté. Also agirt man in Paris nicht nur Pantominnets? Und nun beginnt der Tanz der Schwestern. Paris hat den Vortritt, London folgt im Tempo. Da wollen wir lieber draußen bleiben. Schwindelt der Londoner Schwester beim Schuhplattler der patriotisch patriarchalisch posirenden Hurramuse schon der Kopf und werden dem Chorus vom Forte des antijakobinischen Liedes die Kehlen heiser — was ist das gegen die Tarantella der Nachbarin! Dort zerreißen die Stimmbänder des Chorus, und die Tänzerin liegt zuckend am Boden.

Wie soll nun durch diesen Höllenlärm Katterfeltos ermattete Stimme zu uns dringen? Die Trompete der Hauptstadt hat er nicht mehr am Munde. Aber aus der Provinz her vernehmen wir einige schrille Echos.

Sampson, dessen letzte Quelle das mir unzugängliche Huller Pamphlet ist, citirt Seite 403 ff. aus Chambers: 1790 oder 1791 besuchte Katterfelto in Begleitung seiner Frau und Tochter die Stadt Durham. Er fuhr

auf einer alten Rumpelkutsche, die von einem Paar elender Kracken gezogen wurden. Seine zwei schwarzen Diener trugen grüne Livree mit roten Kragen. Er schickte sie in der Stadt herum, sie bliesen auf Trompeten und verteilten Zettel . . . Katterfelto war ein großer dünner Mann in einem schwarzen Talar und Deckelhut (wie ihn die englischen Studenten tragen. Der Hut hat Aehnlichkeit mit einem Ulanenhelm). In seinem Berufsleben hatte er manches Mißgeschick; so steckte er einmal bei einem Ballonexperiment eine Heufieme an, wurde verklagt und mußte, weil er kein Geld hatte, die Summe absitzen. Gegen Ende seines Lebens soll ihn der Bürgermeister von Shrewsbury als Landstreicher und Betrüger in's Korrektionshaus gesteckt haben. Einem Kapitän Paterson habe er 40000 Mk. abgeschwindelt, habe sie aber zurückzahlen müssen und hätte das in seinen Annoncen als Edelmut hingestellt. (Ich glaube allerdings auf Grund der betreffenden Annoncen, daß der Verfasser des Huller Pamphlets eine pure Katterfeltoerfindung gegen ihren eigenen Verfasser zur Tatsache verdreht.) Katterfelto hätte auch in Frankreich Betrügereien verübt.

Archenholtz' Annalen Bd. 16 (für das Jahr 1795) Seite 128—130. „Der berüchtigte Wundermacher Doktor Katterfelto, der mit einem großen Magnet, einem Sonnenmikroskop, einer schwarzen Katze und anderen Siebensachen seit vielen Jahren sein Wesen trieb, im Winter in London war, im Sommer aber in den Provinzen herumreisete, und seine Zettel immer mit dem Wort Wonders überschrieb, befand sich im August zu Broomsgrove in Worcestershire, wo es ihm trotz dem herrschenden großen Brotmangel nicht an Zulauf fehlte. Der Kirchspielschreiber des Orts, um der Sache eine andere Wendung zu geben, entschloß sich zu einem wunderlichen Streich. Er ließ durch einen Mann mit der Glocke in der Stadt eine große Rarität ausruffen, die man für einen Schilling sehen könnte; nehmlich eine Kartoffel, sechs Schillinge an Werth. Dieser ungeheure Preiß war jedermann unbegreiflich. Die Schaulustigen fanden sich in Menge ein, und sahen eine Kartoffel mittlerer Größe, in welcher sechs Schillinge steckten. Man lachte allgemein, hielt aber das Problem geheim, um nicht von den anderen Einwohnern verspottet zu werden. Der Zulauf dauerte einige Tage; da denn der Unternehmer die Farce endigte, und das Geld unter die Dürftigen verteilen ließ. Beides war für Katterfelto nachteilig. Die Magistratspersonen ließen ihm die Wahl (Logik?) entweder gleich die Stadt zu verlassen oder als ein Landstreicher (wenn andere Leute Kartoffelkomödie spielen?) behandelt zu werden; er wählte weislich das erstere." Die Geschichte sieht beinahe noch mehr als die Verleumdungen des englischen Pamphlets nach Böswilligkeit aus. Im Uebrigen hat Katterfelto dem Publikum so oft blauen Dunst vorgemacht, daß nun endlich auch mal der Spieß umgekehrt werden durfte.

Vom 24. Juni 1784 an waren diese beiden Citate (die zwei Zauberschmöker vom Jahre 1795 bringen nichts Biographisches, dort figurirt

Katterfeltos Name mit denen Breslaws, Pinettis, Sieur Comus' und anderer nur als Vertreter der hohen Kunst der Magie) die einzigen Steine an der Landstraße der Katterfeltowanderung. Der dritte Stein liegt oder lag auf dem Kirchhofe zu Bedale in Yorkshire. Chambers Biographical Dictionary (1897) läßt unseren Philosophen alldort am 25. November 1799 sterben. Mit dem Jahrhundert sinkt auch ein Sohn seines Schwindelgeistes ins Grab: Gustavus Katterfelto, oder hieß er doch etwa Wilhelm Heinrich Katerfeld? Auf seinem Grabe könnten recht füglich seine eigenen Worte stehen:

Sons of Science haste away!





Amalie Skram*).

Von

Carl Naerup.

— Christiania. —

In einem Heft der „Nyt Tidsskrift“ stand eines Tages am Schluß des Jahres 1882 eine mit dem Schriftstellernamen Amalie Müller unterzeichnete Skizze, die allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Es war ein Bild des dunkelsten Christiania, eine Schilderung des hoffnungslosesten, unheimlichsten Daseinselends in klarer, knapper, sicherer Kunstform. Der Stil war kraß naturalistisch — wie man es damals nannte — das will sagen brutal deutlich und grobkörnig, mit einem Unterton von Erbitterung gegen die Gesellschaft, wie sie die socialen Romane der 80er Jahre kennzeichnete. Sollte man etwas in der norwegischen Litteratur nennen, an das sie erinnerte, so müßten es einzelne von Kiellands Novelletten sein, z. B. „Ein gutes Gewissen“. Es war etwas Kiellandsches in Sprache und Satzbau: kurze, kraftvolle Wortverbindungen, die mit großer Virtuosität in spöttisch antithetischen Wendungen angewandt wurden. Es war Kiellands höhnische Malice — mit einem Zusatz höchst unverblümten herausfordernden Galgenhumors.

Doch als die neue Verfasserin drei Jahre später unter dem Namen Amalie Skram den wuchtigen Roman „Constance Ring“ herausgab, war weder Kiellands noch irgend eine andere Einwirkung in ihrer Arbeit zu spüren. Sie tritt hier als diejenige auf, die sie seither immer gewesen ist: die einzige ganz folgestrenge und ausdauernde Naturalistin in unserer Litteratur. „Constance Ring“ war bei uns der erste Versuch, eine unverschleiert wahre und ungekürzt objektive Wirklichkeitsschilderung durchzuführen. Im

*) Autorisirte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Luise Wolf-Berlin.

selben Jahre erschien Hans Jägers „Christiania-Bohème"; das Jahr darauf Arne Garborgs „Mannsleute" und Christian Kroghs „Albertine". „Constance Ring" steht diesen Büchern — den Erstlingen des norwegischen Naturalismus — sowohl an dichterischem Wert wie an Ideeninhalt nach. Mit seiner unerträglich weitläufigen Behandlung elenden Alltagslebens und langweiliger Alltagsmenschen, seinen breitgetretenen Gesprächen und endlosen Diskussionen wirkt Frau Skrams Roman seltsam veraltet. Es finden sich nicht viele Funken von Poesie darin. Aber das Ziel dieser Schriftstellerin war auch nicht, den Bestand von Dichtung und nichtswürdigen Lügen unserer Litteratur zu bereichern. Es war die Wahrheit, die bittere, anklagende Wahrheit des Lebens, die sie zu Tage fördern wollte. Sie meinte, es wären derer genug, die das Publikum mit den goldenen Seifenblasen ihrer Phantasie ergötzten.

„Constance Ring" ist die Geschichte einer Frau, für die die Ehe das Unglück ihres Lebens wird. Als junges Mädchen war sie munter und lebensfroh, aber sobald sie Großhändler Rings Gattin geworden, verwandelt sie sich plötzlich zu einem schwermütigen, mißvergnügten Wesen, an dem das furchtbare Gefühl von des Daseins Leere und Nutzlosigkeit ewig nagt und zehrt. Sie hat sich — wie so viele Andere — leichtsinnig und gedankenlos verheiratet. In ihrer trivialen Ehe macht sie alle Stadien des Leidens durch, — aber sie trägt auch reichlich dazu bei, das Leben ihres Mannes zu erschweren. Da dieser Herr dann endlich verschwindet, indem er durch Ertrinken umkommt, bessert das ihren Seelenzustand um nichts. Sie versinkt in die traurigste Stumpfheit. Es zeigt sich, daß sie in Wirklichkeit eine müde, unfruchtbare Natur ist — ohne Kraft zu leben und ohne den Willen zu sterben. Nichtsdestoweniger heiratet sie nach Verlauf einiger Zeit von Neuem. Diesmal freilich nur, um versorgt zu sein. Eigentlich war es ihre Absicht gewesen, ihre traurige Existenz nun zu beschließen. Aber als im rechten Augenblick ein warmer und demütiger Freierbrief von einem früheren Anbeter eintrifft, kommt sie zu dem Resultat, daß eine Heirat doch dem Selbstmord vorzuziehen sei. Allein es geht in dieser Ehe nicht viel besser als in der ersten. Zwar gelingt es ihrem zweiten Mann, sie zu flüchtiger Liebe zu entflammen, aber dies Gefühl schwindet augenblicklich, sobald sie erfährt, daß er einmal eine Geschichte mit einem Dienstmädchen gehabt hat. Doch sie beginnt ihn geradezu zu hassen, als sie dahinter kommt, daß er ihr, wie der verstorbene Ring, unverhohlen untreu ist. Und sie rächt sich dadurch, daß sie sich dem Manne hingiebt, der unter allen der einzige ist, für den sie wirkliche Liebe empfunden. Aber nicht einmal dieser Versuch von Selbstbehauptung glückt. Sie fühlt nur Ekel und Abscheu vor Allem und Allen — und am meisten vor sich selber. „Ein verzehrender Lebensüberdruß bemächtigte sich ihrer. Fort waren Haß, Rachlust, Schmerz. Es war so still in ihr geworden, so leer und tot. Sie sah ein, daß sie nicht länger zu leben vermochte. Sie sagte es mit lang-

samer, ruhiger Stimme zu sich selber. Nun blieb ihr ja nur Eines übrig, zu sterben. Sie überlegte sorgfältig. War sie nun sicher, daß es Ernst war? Daß sie es wirklich wagte und wollte? Ja, es war das Einzigste, das ihr einfiel, das Einzigste, worin Ruhe zu finden war."

Da sie das Leben verlassen soll, wird ihr klar, daß sie gewiß mit ziemlich schlimmen Fehlern behaftet war. Sie erinnert sich, daß ihr Vater sie einst eine große Egoistin genannt, und sie mußte nun einräumen, daß er Recht hatte. Aber wenn es ihr im Leben so viel schlimmer als andern Menschen ergangen sei, käme es daher, wie sie glaubt, weil sie von „dem, das eine so große Rolle im Leben spielt", so wenig wußte. Sie meinte die Liebe, die erotische Ekstase, die Mann und Weib in einem alles Andere auslöschenden Glücksgefühl verknüpft. Und hier liegt die Tendenz, des Buches Anklage gegen die Gesellschaft, die die Erziehung der jungen Mädchen zu Müttern und Gattinnen versäumt. Allein in diesem Fall trifft der Angriff nicht das eigentlich Richtige. Keine Schule der Welt, nicht der genialste Schulmeister hätte Eindruck auf Constance Ring gemacht. Denn sie ist eine hilflos arme, kalte Natur, ohne Vermögen sich hinzugeben noch Drang zur Liebe.

Diese Gestalt, das Weib, das nicht lieben kann, kehrt später noch oft in Frau Skrams Werken wieder, und jedesmal tiefer und wahrer erfaßt. So ist sie die Titelfigur in der düsteren unheimlichen Novelle „Frau Ines". Und sie ist die eigen keusche Ory in dem packenden, finsteren Eheroman „Verraten" (1892), ein Meisterwerk tiefschauenden, tiefgründigen Seelenstudiums.

Diese Frau, ihre Lebensgeschichte, ihr Eheschicksal ist das eine Grundmotiv in Amalie Skrams Dichtung. Das andere ist die Schilderung der Leute vom Felsenmoor in ihrer groß angelegten „Geschlechtssaga". Deren erster Band, das klare, scharf umrissene Lebensbild „Sjur Gabriel" erschien im Jahre 1887; der vierte und letzte, der gewaltige Roman „Nachwuchs" 1898.

Amalie Skram wurde am 22. August 1847 als Tochter des Kaufmanns Mons Alver und der Ingeborg Lovise geb. Sivertsen geboren. Sie hatte vier Brüder, aber der beste Kamerad ihrer Kinderjahre war der etwas jüngere Bruder Johann Ludwig. Im Sommer lebten sie ein munteres Freiluftleben auf dem Lande und im Boot draußen im Heimatssprengel ihres Vaters; im Winter saßen sie drinnen in dem düsteren Stadthaus, bis spät in die Nacht hinein vertieft in Romanlesen. Sie hat selber davon erzählt, was sie zu jener Zeit lernte und erlebte: Ganz klein kam ich in die feinste Mädchenschule der Stadt, deren Leiter, zwei angesehene Theologen, ich geradezu vergötterte. Sie hatten großen Einfluß auf mich, und ihnen war es wohl zuzuschreiben, daß ich als ganz junges Kind und auch später stark religiös empfand. Meine erste Schriftsteller-Tätigkeit fällt in mein achtes bis neuntes Jahr. Mein Kindermädchen und ich tauschten unseren

geistigen Inhalt aus. Sie sang Lieder für mich — besonders liebte ich das von Frau Guldborg, die umging und nach ihren verkommenen Kindern sah, ich vergoß Ströme von Tränen darüber. Zum Entgelt für die Lieder erzählte ich Geschichten, die ich abends im Bett und auf dem Wege von und zur Schule ersann. Sie handelten immer von Krieg und Entführung und endeten kläglich. Von dem Kindermädchen lieh ich auch in zartem Alter Leihbibliothekenromane, u. a. Dumas' „Gott waltet". Obwohl ich ihn nicht verstand, machte er einen so starken Eindruck auf mich, daß ich viele Tage krank war und Nachts wach lag und über diese dunklen Rätsel grübelte. Mein Lehrer im Norwegischen sagte von mir, während ich zur Schule ging, daß, wenn eine seiner Schülerinnen Schriftstellerin würde, ich es sein müßte, — eine Aeußerung, die mir übrigens erst zu Ohren kam, nachdem ich 30 Jahre alt geworden. Verse schrieb ich nur ein einziges Mal. Es war ein Abschied an die Schule, als ich sie verließ, ein sehr rührendes Gedicht, über das ich noch später oftmals in der Stille weinte. Zur Schule ging ich, bis ich 16 ½ Jahr alt war und konfirmirt wurde, einzelner Fächer — Kirchengeschichte und Sprachen — wegen sogar bis zu 17 Jahren, wo ich mich verlobte."

Um diese Zeit etwa wurde ihr Heim von einer ökonomischen Katastrophe betroffen, indem der Vater Bankerott machte und darauf plötzlich nach Amerika reiste. Noch ehe sie ihr achtzehntes Lebensjahr vollendet hatte, war Amalie Alver mit dem Schiffskapitän Berent Ulrik August Müller verheiratet. Viele Jahre hindurch begleitete sie ihren Mann auf Reisen, zuerst auf einem Segelschiff nach Westindien und Mexiko, dann auf einer Weltumsegelung, später auf Dampfschiffen in regelmäßigen Fahrten nach dem Mittel- und Schwarzen Meer. Sie hat mehr von der Welt gesehen als irgend ein anderer norwegischer Schriftsteller.

Im Jahre 1878 wurde ihre Ehe getrennt. Das Jahr vorher hatte sie ihre erste litterarische Arbeit, eine Besprechung von Marie Grubbe drucken lassen, und ihr folgten bald mehrere Zeitungsartikel meist kritischen oder politischen Inhalts. In der Stille war ihr Entschluß gereift: zu schildern, was sie in ihrem hin- und hergeschleuderten erfahrungsreichen Leben gefühlt, gesehen und gedacht hatte. Im Jahre 1884 veröffentlichte sie im „Tilskueren" ein Bruchstück von „Constance Ring". Im selben Jahre ging sie eine neue Ehe mit dem dänischen Schriftsteller Erik Skram ein.

Mit „Sjur Gabriel" tritt Amalie Skram als völlig reife und überlegene Künstlerin auf. Sie giebt in diesem Buche eine Schilderung des täglichen Lebens einer armen Fischerfamilie, so sicher im Ton, so tief und eindringlich an Verständniß, so innig mitfühlend mit diesen von allen Schicksalsmächten mißhandelten Wesen, daß es in der norwegischen Litteratur ohne Seitenstück steht. Das einzigste wäre noch Jens Tvedts „Vanheppa". Aber Frau Skrams Darstellungsweise ist klarer, plastischer, und sie ist in der Art, wie sie diese Menschen

ihr ganzes Leben im Licht eines unverbrüchlich moralischen Zusammenhangs der Ursachen sehen läßt, bis zu den Quellen westländischer Volksreligiosität selber gedrungen. Jedes neue Mißgeschick, das sie trifft, wird gleich wie eine Vergeltung für eine Sündenschuld der Vergangenheit angesehen. — Wir sehen die Hütte mit der niederen, dunklen Stube vor uns, den schwarzen Küchenherd, und draußen die Felskuppen und das Moor von nackten, finsteren Fjelden und dunklem, wogenden Meer umrahmt. Mit dieser kargen, unverläßlichen Natur müssen sie um jedes Stückchen ihres täglichen Brotes kämpfen, — und das formt sie nach ihrem Bilde. Wie hat Frau Skram es nicht verstanden, den zehrenden, bitteren Widerwillen zu schildern, der die arme Oline beim Gedanken an ihr garstig freudloses Heim und die unendliche Mühe und Arbeit erfaßt, die ihr Los auf Erden ist. Wie natürlich ist es nicht, daß sie zum Branntwein ihre Zuflucht nimmt. Der giebt doch einen Augenblick Vergessenheit und Freude. Und Sjur Gabriel: Wie lernen wir diesen hartgeprüften, verschlossenen, leidenschaftlichen, streng rechtschaffenen Mann nicht lieben. Wie innig ist nicht unser Mitgefühl mit seinem Glück, als das jüngste Kind wie ein flüchtiger Sonnenstrahl in sein hoffnungsloses, dunkles, sorgenschweres Leben tritt. „Was die Mutter im Branntwein suchte, fand der Vater in Klein-Gabriel. Zu ihm strebte er, nach ihm sehnte er sich. Wie mißmutig und niedergedrückt er auch sein mochte, der Anblick von Klein-Gabriel machte sein Herz stets leichter und seinen Sinn sanfter. Dieser blonde, kraushaarige Knabe mit dem großen Kopf und dem mageren Körper allein gab seinem Abmühen und seiner Sklaverei einen Sinn und milderte sein kummervolles Dasein."

Sjur Gabriel meint Alles ertragen zu können, selbst die Scham über die Trunkenheit der Frau, wenn er nur seinen kleinen Buben behalten darf. Als er Klein-Gabriel verliert, ist es aus mit ihm, oder wie es mit den letzten Worten des Buches heißt: „Von dem Tage an tranken sowohl der Mann wie die Frau im Felsenmoor."

Der zweite Teil dieses großen Romans, der ebenfalls 1887 erschien, heißt „Zwei Freunde". Es ist eine Seegeschichte und als solche eine der echtesten und besten, die jemals geschrieben wurden. Es liegt ein Humor darüber, so unmittelbar und wahr, daß er selbst den mitreißt, der das Mindestmögliche von der Wirklichkeit kennt, die hier im Spiegel der Kunst gesehen ist. Und Frau Skram schildert dies Leben in seiner ganzen ungekürzten Wahrheit. Sie lügt weder etwas vor, noch verschönt sie, wie die meisten männlichen Verfasser von Seeromanen es zu tun pflegen.

Die Hauptperson in dieser Erzählung ist Sievert Jensen, Sjur Gabriels Enkelsohn. In der Darstellung dieser Figur, die auch die Hauptperson in den folgenden Romanen „S. G. Myre" und „Nachswuchs" ist, zeigt sich Frau Skrams eindringliche und unerschrockene Menschenkenntniß in ihrer ganzen Tiefe und Ausdehnung. Dieser Kajütenjunge, der später verschiedene Gesellschaftsschichten passirt, bis er im Zellengefängniß unter Ab-

büßung einer Strafe für Wechselfälschung stirbt, ist einer der wenigen ganz durchgeführten Charaktertypen in unserer Litteratur. Er ist ein Peer Gynt in Prosa, ein geborener Prahlhans und Lügner, voll von Scherzen und lustigen Einfällen, aber auch tüchtig zu allem Möglichen, energisch und arbeitslustig, entschlossen, erfinderisch, im Grunde gutherzigen und weichen Gemüts. Bei ihm ist nur im Wege, daß ihm moralisches Rückgrat fehlt, so daß allerlei phantastische Eingebungen ihm alle Kraft nehmen und in einem Augenblick die Wirkung seines Fleißes und alle guten Vorsätze verderben. Auf diese Weise kann es geschehen, daß dieser kecke, gute Junge die furchtbarsten Verbrechen begeht, nur um sich aus einer peinlichen Situation zu retten. Wie er, ohne eigentlich Böses zu wollen, die Ursache des Todes der Großmutter wird. Wie tief hat Frau Skram ihm nicht in die Seele geschaut, als er da über die Tote gebeugt steht und wechselweis anklagende Gedanken und sentimentale Gemütsbewegungen Macht über ihn gewinnen.

. . . . „Da richtete er sich auf und blickte um sich. Kein Laut zu hören, nichts außer dem leisen Wellenschlag des Meeres, jedesmal wenn es über den Strand rollte, weich über die Steine spülte und ruhig wieder zurücksickerte. Niemals hatte Sivert gewußt, daß das Meer so geduldig und schwermütig sein konnte. Es jammerte und klagte wie ein krankes Kind oder wie ein Erwachsener, der irr geworden. Ja, an Hansemann, an Hansemann erinnerte es. Genau so klang es an jenem Tage, da er nackt auf der Steinplatte daheim bei der Mutter gelegen und ihr die Arme mit diesem Winseln entgegengestreckt, das nicht zu Worten wurde, das sich anhörte, als käme es von einem Stummen. Gott Lob, so konnte es nie verraten, was er heute getan. Es allein hatte seine Untat gesehen. Aber es verdammte ihn nicht. Es schien nur Mitleid mit ihm zu haben, das war wohl zu merken. Ts, ts, ts, huh, huh, Sivert stand mit erhobenem Gesicht am Meer und schluchzte. „Du weißt, wie es zugegangen ist, Du sahst, daß ich mich des Lebens wehren mußte. Ich rufe Dich als Zeugen an, o Meer!“ Plötzlich fuhr er erschrocken bei einem Geräusch wie von rollenden Steinchen zusammen. Er bebte wie Espenlaub, er fror vor Angst, und das Herz hämmerte einen Augenblick so stark, daß er es hören konnte, während sein spähender Blick in der Richtung des Geräusches suchte. Da lief etwas über den Strand, eine Katze oder ein Hund, oder vielleicht war es ein Schaf.

Mit Anstrengung nahm er sich zusammen, bückte sich über die Großmutter und brachte sie wieder in die frühere Stellung. „So, nun kannst Du mir nichts mehr zu Leide tun,“ flüsterte er und empfand bei dem Gedanken einen Augenblick Erleichterung. „Nein, denn nun hast Du sie getötet. — Sie getötet? Hast Du einen Menschen getötet? Der Mörder Sivert Jensen? Erst 17 Jahre und vielleicht schon ein Mörder?“ Er schauderte und wandte sich hastig um. Nein, es war Niemand da. Er selber mußte es gedacht haben oder eher geflüstert, denn die Worte hatte

er in jener Nacht zu sich selber gesagt, da er glaubte den Koch in „Zwei Freunde" tot gebissen zu haben. Er war also schon einmal nahe daran gewesen, einen Menschen zu töten. Damals war er mit dem Schreck davon gekommen, aber jetzt? — Er blickte verstohlen über die Schulter auf die Großmutter hinunter, die zusammengekrümmt dalag, so daß sie fast einen Halbkreis beschrieb. Ja, nun hatte seine Stunde geschlagen, die Strafe war über ihn gekommen. Heute war das jüngste Gericht.

„Du sollst nicht töten," stand geschrieben. Aber es stand auch geschrieben: „Du sollst nicht stehlen oder falsch Zeugniß ablegen und nicht ehebrechen."

Dies fünfte Gebot stand genau ebenso geschrieben, wie die anderen Gebote. Und im Grunde war es doch sonderbar, daß der Mord die größte aller Sünden war, die einzige Sünde, die mit dem Tode bestraft wurde. Vielleicht kam es daher, daß Gott, der Alles sah und verstand, daran gedacht hatte, daß ein Mensch ebenso leicht dazu gelangen konnte zu töten wie sich gegen die anderen Gebote Gottes zu vergehen. Alle Sünde war gleich groß für Gott, die gröbste wie die feinste, das stand' gewiß auch irgendwo.

Wenn es aber so war, brauchte er ja über dies mit der Großmutter nicht mehr zu klagen, als über seine übrigen Sünden. Dann gab es ja auch etwas, das sie Totschlag nannten, und das war nicht dasselbe wie Mord.

„Hättest Du sie nur heute nicht getroffen," stöhnte Sivert, während er mechanisch den Abhang hinaufstieg. Oben am Rande der Fläche wandte er sich um und blickte zum Strand hinunter. „Lebe wohl, Großmutter. Gehe selig ein im Herrn. Arme, arme Großmutter." Dann ging er rasch denselben Weg zurück, den er vor einer Stunde gekommen war . . .

„S. G. Myre" erschien 1890. Künstlerisch betrachtet steht dieser Roman den beiden ersten Teilen der „Geschlechtssaga" nach. Es kommt vielleicht daher, daß Frau Skram sich hier ein größeres Ziel gesteckt hat als vorher. Sie hat das Bild eines Gemeinwesens geben wollen, einer Stadt, durch Darstellung typischer Figuren verschiedenster Kulturstufen veranschaulicht. Ein verstorbener Kritiker, der die Schilderungen des Bergenser Milieus und Bergenser Menschen in dem Buche voll zu würdigen wußte, charakterisirt „S. G. Myre" als das beste Aktenstück, in dem man blättern kann, wenn man die Stadt Bergen kennen lernen wolle"*). Als ein besonders vortreffliches Stück der Beschreibungs-Kunst kann das Kapitel von dem Tod und Begräbniß des alten Sjur Gabriel genannt werden — ein brutal unheimliches Bild, von finsterstem Wirklichkeitsgepräge.

Diesem Roman ging „Lucie" voran, eine triste, graue Schilderung Christianias, deren herbe Realistik einem die Brust beklemmt. Es sind darin ein paar vorzügliche Porträts, wie Lucies Freundin „Nilsen" und ihr ehemaliger

---

*) Irgens Hansen in Samtiden I. S. 481.

Freund, der Tivolimusikant, doch sonst haften diesem Buche schlimme Roman-Effekte an und etwas angestrengt Schlichtes und Rohes im Ton. Und dennoch — Frau Skrams Fähigkeit, das tief Menschliche selbst in einer so wenig präsentablen Frau wie Lucie zu verstehen, verleugnet sich nicht. Wie hat sie es nicht vermocht, Lucie im Gegensatz zu dem kalten, wohlerzogenen Herrn sympathisch zu machen, der sie durch die Ehe in die Sphäre der Achtbarkeit „erheben" soll.

Eine bedeutendere und weit ansprechendere Arbeit ist das Schauspiel „Agnete" (1893). Auch dieses giebt das Bild einer Frau, die mit der ehrsamen bürgerlichen Welt in Widerspruch gekommen ist — aber welch eine stolze, warme Gestalt! Wie rein und hell leuchtet ihre Menschlichkeit in dieser Gesellschaft von halb angefaulten oder hohler, korrekter Existenzen, unter denen sie sich bewegt.

Auf dieses Drama folgt der Roman „Professor Hieronymus" (1895) mit der Fortsetzung „Auf St. Jörgen". Man wird sich erinnern, welches Aufsehen das erste dieser Bücher durch seine nervenerschütternden Schilderungen aus der siebenten Abteilung des Kopenhagener Kommunehospitals erweckte. Der Roman war wohl hauptsächlich als Anklage- und Angriffsschrift gemeint, was ihm aber Wert und Rang hoch über Streit und Lärm des Augenblicks giebt, sind seine furchtbaren Bilder auf dem Gebiete pathologischen Seelenlebens. Sie tragen das Gepräge des Selbsterlebten. Frau Else Kant, deren kranke, angstgehetzte Seele eine Beute der schrecklichsten Hallucinationen und Schreckgesichte wird, ist ein unvergeßliches Porträt.

In „Nachwuchs" (1898) erhalten wir den letzten Abschnitt der Geschichte der Leute vom Felsenmoor. Es ist Amalie Skrams reichstes und vielseitigstes Werk. Eine ganze kleine Welt von Gestalten und Schicksalen wird uns in diesem Roman vorgeführt, — Menschen jedes Alters und auf den verschiedensten Stufen der Gesellschaftsleiter. Und darunter Charaktere eines ganz neuen Typus in Frau Skrams Produktion, wie den feinen, prächtigen Henrik Smith und die herzensgute, seelenvolle Frau Milla. Wir folgen Sivert Jensen Myres traurigem Lebenslauf bis zum Ende, und wir sehen seine Kinder mit dem bösen Geschlechtserbe im Blut aufwachsen und unter den tief eingeprägten Erinnerungen an das Elend ihrer Kindheit und Jugend in die bürgerliche Gemeinschaft eintreten. Das tägliche Leben und Treiben dreier Familien ist mit intuitiver Klarheit und Kraft charakterisirt, so daß jede Einzelheit persönlich durchlebt und durchlitten erscheint. Zuerst das Heim der Myres, wo alle Brutalität des Lebens einem aus einer finsteren, hoffnungsverlassenen Hölle voll Geschrei und Klagen unschuldig Verdammter entgegenschlägt. Ueber diesem Heim liegen der Mutter kalte Bosheit und Herzensroheit wie ein nicht abzuschüttelnder Alp. Jeden Hauch von Freude und Wärme sperrt sie aus. Ihre Bosheit ist ebenso unbarmherzig gegen die Kinder wie gegen den Mann. Und doch war auch sie einst ein Mensch. Ja, sogar ein rechtschaffener und tüchtiger

Mensch. Die Wirklichkeit erfüllte ihre ehrgeizigen Träume nicht. Sie gelangte nicht zu der Welt der Oberklassen, die sie sich als Ziel gesteckt hatte. Und so war all ihre Ehrlichkeit und Bravheit in Bitterkeit und Galle umgeschlagen. Sie fühlt sich vom Dasein mißhandelt und will sich rächen. Nicht die fürchterlichsten Schickungen können ihren steinharten Sinn mildern. Sie ist auf der letzten Seite des Buches, wo ihr Mann im Gefängniß gestorben ist und ihr hoffnungsvoller Sohn Selbstmord begangen hat, dieselbe heuchlerische, rachsüchtige Kleinbürgermadam, die sie in den guten Tagen gewesen. Und sie weint vor Wut darüber, ihre abwesende verheiratete Tochter nicht prügeln zu können, weil sie ihr in einem Brief ihres Herzens Meinung über ihren Charakter gesagt hat.

Dann das Ravn'sche Heim mit der trägen, lasterhaften Andrea als Hausfrau. Sie ist eine Wilde, ein aller Gesellschaft abholdes Wesen ohne das geringste Bedürfniß noch Anlage für ein civilisirtes Dasein — und doch mit etwas Gesundem und Starkem im Grunde ihres zügellosen Sinns. Ueber der Schilderung dieser sonderbaren Wirtschaft liegt ein grotesker Humor. Aber keine Andeutung davon, kein Lächeln von Seiten der Dichterin. Nur für den Leser entsteht er, wie er Wort für Wort der Darstellung dieser unglaublichen Verhältnisse folgt. Frau Skrams unbewußte, visionäre sichere Kunst allein vermochte diese Menschen in die Sphäre der Tragödie emporzuheben.

Diesen Bildern des Jammers und Elends grober Alltagswirklichkeit steht das Smith'sche Heim fast wie lauter Licht und Glück gegenüber. Es herrscht behagliches Wohlsein darin, und es fehlt nicht an allen guten Dingen der Welt. Des Lebens Leiden zeigen sich hier wie flüchtig vorübertreibende Wolken, die die Sonne einen Augenblick verdunkeln. Im nächsten ist die Luft wieder warm und golden.

Dieser erschreckend bittere und wehmütige Roman könnte als Motto die strengen Worte des zweiten Buch Mose tragen: Ich, der Herr, dein Gott, bin ein starker, eifriger Gott, der da heimsuchet der Väter Missetat an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied. . . . Denn er handelt eigentlich nur davon, daß wir Alle uns unter dem grausamen Wiedervergeltungsgesetz der Notwendigkeit abmühen. Jedem einzelnen Menschen in dem Buche tönt die Klage: Weh dir, daß du ein Enkel bist! Sie alle sind Nachwuchs. Alle Opfer. Alle durch tausend unsichtbare unzerreißbare Bande an die endlose Kette des Geschlechtszusammenhangs geknüpft.

Am tiefsten ergreifend wirkt das innige Verständniß, mit dem Sorgen und Leid der Kinder in diesem Buche aufgefaßt sind. Amalie Skram ist eine der wenigen Menschenschilderinnen, die weiß, wie für sehr Viele Kindheit und die ersten Jugendjahre eine wahre Unglückszeit sind. Wie ist man da nicht verletzt über die geringste Kränkung und Unfreundlichkeit — und wie machtlos jedem ernsten Mißgeschick gegenüber. Gleich scheinen Einem alle Möglichkeiten ausgeschlossen. Man steht arm und ohne Ausweg

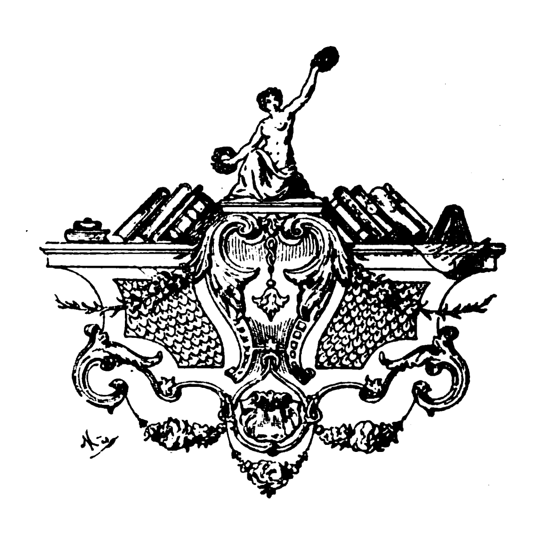
da. All dieses Angst- und Schrecken- und Ohnmachtsgefühl ist wie gesammelt in der einen Entsetzenstat: Severins Selbstmord. Und hier nützt es unserem natürlichen Optimismus nichts, zu protestiren. Diese furchtbare Begebenheit ist in jeder Hinsicht aufs Sorgsamste motivirt ... Ja, so grausam, so empörend willkürlich verfährt das Leben mit den Armen und Bedrückten, den Furchtsamen und Rechtlosen, mit Allen, die heimatlos und einsam umherstreifen und nie in ein sicheres warmes Menschengemeinwesen hineingelangen.

Und in Schwester Fies Schicksal ... derselbe unabwendbare Zug zu Unglück und Untergang. Sie, die so gut und wahr und hübsch ist, wird von der kalten Fruchtlosigkeit des Lebens niedergeschlagen und dann in eine traurige, unschöne Ehe gejagt. Und warum? Weil sie in müdem Selbstaufgeben zusammensinkt, als ihr Geliebter sie täuscht ... außerdem ist die Armut die stets allmächtige Ursache. Sie will sich opfern, um ihren armen, elenden Vater zu retten.

Frau Skrams letzte Bücher sind eine Sammlung kleinerer Erzählungen, unter dem gemeinsamen Titel „Sommer" (1899) erschienen, und eine größere Novelle „Der Liebling der Götter" (1900), Beides feine, seelenvolle Arbeiten. Das erstere ist voll schmerzlichen Grübelns über das Gesetz der Vergeltung, die stets das Schicksal Aller ist. Wieder und wieder wird uns eingeprägt, daß jedes kleine Wort, jede flüchtige Handlung eine sich endlos fortpflanzende Reihe von Folgen hat, die alle den alten Spruch: „Der Sünde Sold ist der Tod" bekräftigen. Aber in dem Buch ist auch ein tiefes Gefühl für die Heiligkeit und die erlösende Macht des Leidens. „Ein Liebling der Götter" ist die Erzählung von einem jener guten und ehrlichen Menschen, die zum Unglück auf dieser Welt geboren scheinen, die ein glücklicher Zufall aber für einen Augenblick auf die Sonnenseite bringt. Er ist Kandidat der Theologie, der sich durch Armut und bittere Demütigungen vorwärts gemüht hat. Nie hat er eine glückliche Stunde in seinem kummervollen Leben gekannt. Immer hat er eine fürchterliche Mutter über sich gehabt, ein boshaftes, gewöhnliches, kleinliches Wesen, das ihm jede kleine Freude vergällte, jeden guten Gedanken, in dem seine herzenswarme Natur Schutz suchen konnte. Was ihn aber am meisten peinigt, ist eine traurige Verlobungsgeschichte, in die er in seiner willenlosen, krankhaft schwärmerischen Art hineingeraten ist, — ein Verhältniß, das ihm nur eine unheimliche Wiederholung all seiner Jugendpein und Enttäuschungen bringt. Doch jetzt hat der Aufenthalt bei braven, prächtigen Menschen ihn aus seinem Elend befreit, — ihn in eine ihm unbekannte Welt der Schönheit und Reinheit gehoben. Er hat eine Frau gefunden, vor der er sich in anbetender Bewunderung beugen kann. Und bei ihr ein Heim, wo Alle ihn gern haben und wo alles Feine und Tüchtige in ihm sich entfalten kann. Aber sein Glück nimmt ein schnelles Ende. Gerade da er begonnen, des Lebens Sonnenschein über sich zu fühlen, unterliegt er einer tödlichen Krankheit, an der er in aller Stille getragen.

Auch in dieser Erzählung, die sich an mehreren Stellen der Idylle nähert, wo eine Gestalt wie Frau Alvilda, harmonisch, gesund, rein, glücklich, herzensgut, wie eine Offenbarung wirkt, finden sich Schilderungen von des Lebens tiefsten Schattenseiten. In ihrer ersten kleinen Skizze wie in ihrem letzten großen Roman schildert sie Menschen, wie sie von Verhältnissen und Umständen umhergeworfen werden, als Sklaven dunkler Eingebungen ihrer Sinne und ihres Blutes, widerstandslos der grausamen, kalten Allmacht der Natur unterworfen.

Kurze Zeit nach dem Erscheinen von „Ein Liebling der Götter" folgte ein polemisches Stück: „Landesverräter," in dem Frau Skram dem unglaublichen Mangel an Verständniß und Anerkennung gegenüber, den sie als einzigen Dank für ihr dichterisches Schaffen von Seiten ihres Vaterlandes geerntet, das Blatt vom Munde nimmt. Etwas später kam das erste Heft eines groß angelegten Romans „Menschen" heraus. Dessen weiteres Erscheinen ist bis jetzt durch Krankheit verhindert worden.





Der trojanische Krieg.

Von

E. Bethe.

— Gießen. —

Untrennbar sind die Namen „Homer und Troja". Niemand vermag Troja anders zu denken, als Homer es geschildert: die reiche Burg des greisen Priamos und seiner fünfzig Söhne, die in ihren festen Mauern neben dem schönsten der verführerischen Weiber Helena auch die reinste treueste Frauenseele birgt, Hektors ehelich Gemahl Andromache. Und Niemand kann Homer denken ohne den zehnjährigen Krieg um Trojas hochgebaute Veste, ohne den Heerkönig Agamemnon, ohne Achills Zorn und Patroklos' Ende, ohne Hektors Todeskampf und Priamos Bittgang zum fürchterlichen Feinde, seines Sohnes Leiche zu lösen. Eine lange Reihe von Vorstellungen wird in jedem „Gebildeten" durch den Klang dieser Namen „Homer" und „Troja" wachgerufen, und auch bei Tausenden von „Ungebildeten" weckt er ein Echo. Es sind zwei von jenen Namen, die den Einfluß der Antike auf unsere Kultur greifbar darstellen und durch die Jahrtausende ihre lebendige und frisch werbende Kraft bewahrt haben. Wie selbstverständlich gehören sie zu unserem Vorstellungskreise.

Der kaum begrenzte Machtbereich Homers, vergleichbar einzig der Bibel, verbürgt, wie bei dieser, auch der wissenschaftlichen Forschung hie und da weiteren Widerhall, wenn sie die Stätten dieser berühmten Ereignisse wiederaufzudecken unternimmt und sich bestrebt darzutun, wo und wie sich diese in anschaulicher Wirklichkeit abgespielt haben mögen. Das kommt der Wissenschaft zu Gute, auch wohl dem Einem oder Anderen ihrer Vertreter persönlich. Viele Forscher, unzählig viele haben schon im Altertum wie in der Neuzeit die Ruhmesleuchte der strahlenden Namen „Homer

und Troja" wie die Nachtfalter stille und emsig umschwebt, unwiderstehlich von ihr angezogen und gebannt. Aber wenn hin und wieder ein kühnerer Schmetterling sich näher heranwagt an die Leuchte, dann wird er plötzlich von lichterem Glanze übergossen, wird den Menschen sichtbar auffällig und erscheint ihnen heller und größer als seine Genossen, die um kleinere dunklere Lichter kreisen, als Homer und Troja sind. Friedrich August Wolf war gewiß in jungen Jahren ein hervorragender Gelehrter; aber seinen Weltruf erwarben ihm nicht so sehr seine Leistungen an sich, die durch manche andere weniger bekannte Forscher übertroffen werden, als vielmehr der Gegenstand seiner Forschung: Homer. Und welche Ausgrabung hat je so weit und so lebhaft interessirt, wie Schliemanns Entdeckung Trojas? Nicht deshalb, weil sie eine neue Periode der Archäologie eröffnete, nicht weil sie seine ergebnißreichste, seine glänzendste und überraschendste war — wichtiger wurden seine eigenen Forschungen in Mykenä und Tiryns — sondern weil gegen Trojas Ruhm nichts aufkommen kann.

Seitdem Schliemann Troja entdeckte, sind mehr als dreißig Jahre dahingegangen. In diesen drei Jahrzehnten ist für die anschauliche Erkenntniß homerischer Kultur und homerischer Stätten unvergleichlich viel mehr geleistet worden, als in den drei Jahrtausenden, die uns von Homer trennen. Ilios ist ausgegraben, um die der trojanische Krieg getobt; Mykenä, Agamemnons Königssitz, dürfen wir wieder betreten, und seine Gräber haben ihren märchenhaften Reichtum dem Lichte zurückgegeben; die cyklopischen Mauern der Nachbarburg Tiryns haben uns die wohlerhaltenen Reste einer weiträumigen Königswohnung erhalten, in Lakonien beim alten Amyklä, von wo Paris dem Menelaus die schönste der Frauen entführte, ist wenigstens ein goldreiches Doppelgrab gefunden, und in den letzten Jahren haben im befreiten und befriedeten Kreta Italiener und Engländer in Phaistos und in Knossos, der sagenberühmten Stadt des Minos, weitgedehnte Paläste, über Freitreppen um Säulenhöfe gebaut, aus ihrem Schutte geschürft. Und an all diesen Orten und noch manchen anderen zeigte sich den erstaunten Blicken eine bis dahin ganz unbekannte reich entwickelte hohe Kultur von einer verschwenderischen Pracht und einer luxuriösen Bequemlichkeit wenigstens für die Könige, wie sie erst wieder in der Zeit nach Alexander dem Großen erreicht worden ist. Fleißige umsichtige Arbeit war nötig, diese Kultur zu erfassen, örtlich zu begrenzen, zeitlich zu bestimmen, geschichtlich zu verstehen. Noch immer fehlt viel. Aber Vieles ist schon gewonnen. Der Mittelpunkt dieser Kultur scheint in Kreta gelegen zu haben, von da wird sie ausgestrahlt sein nach den östlichen Teilen der Peloponnes und Mittelgriechenlands wie nach Norden und Osten über die Inseln und nach der kleinasiatischen Küste von Troja bis Lykien und Rhodos. Sogar in Ägypten sind ihre Spuren nachgewiesen. Wir können ihre Entwickelung lange hinauf verfolgen und ihr Absterben erkennen, ums Jahr 1500 vor Christus hat sie ihre höchste Blüte erreicht.

Von diesen frühen Zeiten klingt aus Griechenland keine Kunde zu uns herüber. Die Griechen, die wir kennen, wußten nichts von dieser Kultur und ihrer Geschichte. Die älteste griechische Ueberlieferung ist Homer. Die Ilias, wie sie uns vorliegt, ist etwa im achten Jahrhundert abgeschlossen, ihre ältesten Bestandteile gehen wohl ein, zwei, vielleicht drei Jahrhunderte höher hinauf. Ihr Stoff, die Sage, ist zum Teil gewiß noch älter.

In welchem Verhältniß steht Homer zu jener älteren mykenischen Kultur? So nämlich hat man sie nach ihrer ersten reichen Fundstätte genannt, eine Bezeichnung, die jetzt unter dem Eindruck der Ausgrabungen in Kreta Manche unnötig und unpraktisch umändern möchten etwa in „kretische Kultur". Diese Frage ist viel und eifrig behandelt worden. Zu einer endgültigen Antwort sind wir noch nicht durchgedrungen. Immerhin ist klar, daß in den homerischen Gedichten wenigstens noch ein Nachklang von ihr zu vernehmen ist; daß sie identisch sei mit der von Homer geschilderten, wird immer unwahrscheinlicher. Die Archäologen arbeiten an der Lösung dieses Problems mit genauer Kenntniß der stummen Zeugen dieser Kultur, die sie ausgegraben haben, aber fast stets mit geringerer Kenntniß des ältesten und einzigen redenden Zeugen Homers und der zahlreichen und schwierigen Untersuchungen, durch die das Verständniß philologisch zu erschließen, Altertum und Neuzeit gewetteifert haben.

Durch solche archäologischen Forschungen ist nun eine andere Frage arg in den Hintergrund gedrängt worden, obgleich sie eigentlich die natürlichste ist, die Frage: W i e v e r h ä l t s i c h d e r I n h a l t d e r h o m e r i s c h e n E r z ä h l u n g z u d e r g r e i f b a r e n W i r k l i c h k e i t, d i e u n s j e n e A u s g r a b u n g e n v e r m i t t e l t h a b e n? W a s i s t d e r t r o j a n i s c h e K r i e g? Ist einmal in Wahrheit um Trojas Burg gekämpft? Haben die Achäer sie gebrochen, die Agamemnon, der König von Mykenai, dahingeführt?

Die Frage ist so natürlich, sie ist so einfach zu stellen — aber sie beantworten heißt die griechische Vorgeschichte erklären, heißt die Heldensage überhaupt in ihrem Wesen begreifen; denn wer die griechische versteht, wird auch zum Verständniß der deutschen beitragen und umgekehrt.

* * *

Vor Trojas Veste, die am Hellespont, etwa eine Stunde landeinwärts die Landschaft beherrschend lag, zogen einst die Fürsten der Achäer mit ihren Mannen über das Meer von Griechenland her unter ihrem Heerkönige Agamemnon von Mykenä, um Rache zu nehmen für den Raub der schönen Helena, die Paris, der auch Alexandros heißt, ihrem Gatten Menelaos aus Lakedaimon entführt hatte. Am Hellespont zogen sie ihre Schiffe aufs Land, und zehn Jahre hindurch kämpften sie um Troja. Die besten Helden fielen auf beiden Seiten in der männermordenden Feldschlacht, Patroklos und Hektor, Achill und Paris; Ajax, der ein Turm war in der Schlacht, ein Schrecken den Troern, gab sich selbst den Tod. Schließlich

fiel die Stadt, durch die Hinterlist des Odysseus, der das riesige hölzerne Roß, dessen Bauch die stärksten Achäerhelden barg, als Weihgeschenk der Athene in die Stadt und Burg hineinzubringen wußte.

Dies steht aber zwar keineswegs Alles in der Ilias. Ja, man hat gezweifelt, ob die Sage in dieser Ausdehnung dem oder den Dichtern der Ilias auch nur bekannt gewesen wäre. Aber die Odyssee setzt sie doch voraus, das jüngere „homerische" Epos. Und wir wissen, daß sie mit vielen Einzelheiten und vielen andern Helden und Heldentaten in mehreren andern verlorenen Epen erzählt war, die in älterer Zeit auch unter dem Namen „Homers" gingen, aber z. T. schon zur Zeit Herodots, ganz allgemein im 4. Jahrhundert vor Christi ihm abgesprochen und — im Allgemeinen wohl mit Recht — als jünger hingestellt wurden. Die bekannte Sage vom trojanischen Kriege, wie ich sie eben skizzierte, ist sicher schon im 7. Jahrhundert vor Christi in ganzer Ausdehnung fertig, und auch die Ilias, das älteste Epos, läßt doch schon die Achäer unter Agamemnon gegen die Trojaner um Helena kämpfen, kennt also mindestens den Kern der Sage und entwickelt eine sehr genaue Kenntniß und Anschauung der Landschaft Trojas und ihrer Umgebung.

Ist nun wirklich einmal der trojanische Krieg gekämpft worden? Giebt die Dichtung Homers eine geschichtliche Thatsache wieder? Unzählig oft ist diese Frage behandelt, verschieden beantwortet, aber noch nie genau gelöst worden.

Die Alten haben nie daran gezweifelt, wie sie denn in allen ihren Sagen geschichtliche Ueberlieferung anerkannten. Alexander der Große hat, als er den Krieg gegen Persien eröffnete, dem Achill als seinem Ahnen geopfert an seinem troischen Grabhügel, den der Hellespont bespült. Gelehrte der pergamenischen Schule haben die Troas auf die homerische Topographie durchforscht und sich um die Stätte, wo das homerische Troja gelegen, gestritten. Ja, sie haben noch kleine Dynastenfamilien in der östlichen Troas nachweisen können, die ihre Stammbäume auf Hektor und Aeneas zurückführten.

Natürlich haben auch die neueren Gelehrten zunächst die Geschichtlichkeit des trojanischen Krieges als selbstverständlich betrachtet. Aber die tiefere Auffassung der Sage, die die Romantik brachte, und Carl Ottfried Müllers Bemühungen, der Sagenforschung wissenschaftliche Grundlage zu geben, zeigt, daß die Sache so einfach nicht liege. Da verschob eine neue Richtung die ganze Grundlage und damit auch ihr richtiges Verständniß; eine Richtung, die durch Vergleichung der Götter- und Heldensagen aller Indogermanen deren Urbesitz ermitteln zu können meinte und zugleich auch die urältesten Formen dieser Sagen vor Trennung der Sprachen und Völker. Da wurde der trojanische Krieg vom festen Grunde der Landschaft Troja losgerissen, der Himmel sollte das ursprüngliche Lokal der Sage gewesen sein. Himmelskörper, Jahreszeiten, Wolken, — das seien die eigentlichen Träger der trojanischen Sage gewesen. Forchhammer führte sie

wenigstens wieder auf die Erde, ja in die Troas zurück: aus der Landschaft wollte er sie erklären, aber auch als Naturwesen, Wassergottheiten. Ob es dann eine Stadt Ilios wirklich einmal gegeben habe, das wurde kaum mehr gefragt, darüber schien die Wissenschaft hinaus.

Da kam Heinrich Schliemann, den Homer in der Tasche, den Glauben des Kindes in der Seele — und er fand Troja. Er grub es aus: jetzt war Zweifel nicht mehr möglich. Oder vielmehr er fand nicht ein Troja, er fand neun Städte übereinander. Die zweitälteste, eine mächtige Burg, durch Brand zerstört, erklärte er für die Stadt Homers, und benannte Thore, Häuser, Schätze, Schmuck mit den Namen aus der Ilias. Ein doppelter Irrthum. Erst nach seinem Tode 1893 wurde durch seinen langjährigen Genossen Dörpfeld die sechste Stadt als diejenige erwiesen, die allein das Recht hat, das homerische Troja zu heißen. Auch sie war eine gewaltige Burg, aber viele Jahrhunderte jünger, als jene zweite Stadt, und sie war gleicher Art, gleicher Kunst, gleicher Cultur wie die von Schliemann aufgedeckten griechischen Burgen in Mykenä und Tiryns, den Stätten der Achäerkönige Homers. Im Jahre 1902 ist endlich unter dem Titel „Troja und Ilion" (Athen, Beck und Barth) der abschließende Bericht von Dörpfeld und Genossen in einem großen, doch knappen zweibändigen Werke mit vielen Tafeln und Abbildungen erschienen.

Die Stadt Troja hat es also gegeben, und zwar in der gleichen Zeit, als auch in Mykenä sich ein prächtiger Königssitz erhob, Mykenä, nach Homer die Stadt des Herzogs Agamemnon, der Troja bekriegt. Nicht nur das: diese Stadt Troja ist auch, wie die Ausgrabungen lehren, von Feindeshand und durch Brand zerstört worden.

So wäre denn der trojanische Krieg volle Wahrheit. Heute noch könnten wir also mit Augen sehen und mit Händen tasten die Mauern, um die Achill den Hektor geschleift, den Turm, auf dem sich Priamos von Helena die Achäerfürsten zeigen ließ und stille bekannte: „Wahrlich um dies Weib ist's wert, zu kämpfen und zu leiden!" In der Tat, wer Dörpfelds großes Buch „Troja und Ilion" liest, findet diese Ueberzeugung dort ohne Umschweife ausgesprochen. Er zeigt uns, wo das „Skäische Tor" gelegen hat, und wo das „dardanische", ja sogar das Haus des Paris und der Helena ist er sehr geneigt in einem der erhaltenen Gebäude wiederzuerkennen. Als Schliemann, der Homer-begeisterte Laie, den sein fester Kindesglaube an die Wirklichkeit der Sage der Wissenschaft zum Trotz auf die Entdeckung Trojas geführt hatte, als Schliemann seine einzelnen Funde aus dem Homer mit den berühmten Namen benannte, als er vom Schatze des Priamos sprach und seine Frau im Schmucke der Hekuba photographierte, da war des Hohnes und Spottes kein Ende. Jetzt nach 30 Jahren wandelt Dörpfeld allen Ernstes dieselben Pfade und braucht nicht zu fürchten, daß seine Thesen verlacht würden. Heute giebt es viele Archäologen, ja sogar alte Historiker (vielleicht auch hier und da einen verlorenen

Philologen), die sehr geneigt sind, an die Wirklichkeit der griechischen Sage wörtlich zu glauben, und sie gaben dieser Ueberzeugung auch den deutlichsten Ausdruck, so z. B. daß „Troja zerstört ist durch einen Heerzug peloponnesischer Fürsten, oder vielmehr wie wir wohl unbedenklich sagen dürfen, durch den König von Mykenä und seine Mannen". Ein wunderlicher Umschwung, aber begreiflich, wenn man das Naturgesetz des Rückschlages bedenkt und die wunderbaren Ausgrabungen der letzten Jahre ansieht. Ist jetzt doch sogar der „Palast des Minos" in Kreta ans Licht gestiegen und das Zeichen der heiligen Labrys (Doppelaxt) beglaubigt ihn mit urkundlichem Siegel als Labyrinth.

Und doch ist's schwer begreiflich!

Denn schon vor 80 Jahren ist mit diesen Anschauungen wissenschaftlich vor Allen durch Carl Ottfried Müller, man sollte meinen endgültig, aufgeräumt worden. Viele Erkenntnisse sind dazu gekommen. Wir wissen jetzt, und es ist allgemein anerkannt, daß die Helden, die „Heroen" und die Frauen der Sage, wie z. B. Agamemnon, Achill, Ajax, Helena, göttliche Verehrung genossen haben. Als Menschen, als geschichtliche Persönlichkeiten lassen sie sich aber nicht so ohne Weiteres auffassen. Mit viel mehr Recht dürfte man sie Götter nennen, da in der Sage Helena als die Tochter des Zeus gilt und Achill ein Sohn der Meeresgöttin Thetis ist, und z. B. Agamemnon als Beinamen des Zeus bezeugt ist. Wie ist demgegenüber das Recht zu begründen, die Handlungen, die Homer von diesen göttlichen Wesen erzählt, als geschichtliche Tatsachen aufzufassen? Es ist willkürliches Spiel, das sich unter jeder andern Hand anders gestaltet, nicht wissenschaftliche Lösung, die auf Tatsachen sich gründet, Ueberzeugung bringt oder Widerlegung verlangt.

Die „Heroen" des trojanischen Krieges, Achäer wie Troer sind göttlich verehrt worden, aber nicht allgemein, sondern jedenfalls in alter Zeit nur an bestimmten Orten, und zwar lassen sich für jeden der bekannteren mehrere Orte dieses Kultes nachweisen. Sie sind verehrt worden von einer bestimmten geschlossenen Gemeinschaft. Wanderte diese aus, so nahmen sie ihren „Heros" mit in die neue Heimat; aber da ein einmal gepflanzter Kult nicht leicht erlischt, blieb er meist auch an der alten Stätte weiter bestehen. So können wir noch die Wanderung des Heros oder vielmehr seiner Verehrer verfolgen. Solche „Völkerwanderungen" sind dauernder Kampf, nur Sieg eröffnet ein neues Land. Mit seinem Volke kämpft sein Heros, er erringt ihm den Sieg. Das Gedächtniß hält die Taten des Volkes als die Taten seines Heros fest. Der überwältigte oder verdrängte Stamm stellt sich ebenso in der Gestalt seines Gottes oder Heros dar. So wird die Geschichte eines solchen wandernden Stammes in jener alten Zeit, wo nur Sänger durch ihre Lieder von Mund zu Mund die Ueberlieferung festhielten, zur Sage ihres Heros, zu einer Reihe von Zweikämpfen und Siegen dieses Helden. Auch den modernen Menschen ist sowohl das

Uebertragen der Taten einer Masse auf eine einzige Person ganz geläufig — „Gustav Adolf schlug Tilly“, „Werder besiegte Bourbaki“ — als auch das Mitführen von Heroen in die Fremde. Ortsnamen wie Kaiser-Wilhelm-Land und Bismarckarchipel, Victoria und Port Elizabeth, Saint Louis und San Jago, Prätoria und Rhodesia sind schlagende Parallelen zu jener Sitte griechischer Urgemeinschaften; besonders die Heiligen mit ihrer Verehrung und ihren stets nachwachsenden Legenden können sie anschaulich vergegenwärtigen.

Die griechische Völkerwanderung ist als Anfang der griechischen Geschichte allbekannt. Von Norden kommen die Griechenstämme, Jonier zuerst, dann Aeoler, zuletzt Dorer. Sie drängen nach Süden hinein in Thessalien, Böotien, Peloponnes. Die früheren, selbst wieder von Norden gedrängt, werden übers Meer hinausgezwungen nach West — Korkyra, Sicilien, Italien — und besonders nach Osten — über die Inseln des ägäischen Meeres nach Kleinasien. Diese 3 Stämme waren nun aber keineswegs geschlossene Einheiten, sondern bestanden aus unzähligen kleinen, selbständigen Gemeinschaften, die häufig genug, aber stets einander feindlich, jede ihr Glück auf eigene Faust suchten, jede geschaart um ihren Heros. Jahrhunderte lang hat diese Völkerwanderung gedauert, ein langsames Schieben und Geschobenwerden, hier ein Weilen von hundert Jahren und mehr, dort ein rasches Vorüberziehen, aber überall dauernder Kampf auf Leben und Tod. Um die eroberte Scholle, die Heimat werden sollte, rangen diese kleinen Gemeinschaften mit ihren Nachbarn. Sie zogen nicht über die Meere, Abenteuer in den Fernen zu suchen; denn ihre Heimat war ihnen nicht sicher, nur mit Aufgebot aller Kraft konnten sie sie verteidigen. Wenn sie aber einmal auszogen, so waren sie verdrängt, und sie kehrten nicht wieder. Auch dann zogen sie nicht auf Abenteuer (oder höchstens einzelne Versprengte, Verzweifelte), sondern sie suchten einen neuen Sitz sich zu erwerben mit des Schwertes Spitze.

Diese lange, blutige Völkerwanderung in ihrer Gesammtheit ist die geschichtliche Grundlage der griechischen Heldensage, oder besser gesagt: die griechische Heldensage ist die geschichtliche Ueberlieferung dieser Ereignisse, wie sie sich nach der Denkart, dem religiösen Sinne und der Tradition durch den Mund der Sänger gestalten mußte. Ich habe oben gezeigt, wie die Geschichte der einzelnen Gemeinschaft zu einer Reihe von Einzelkämpfen und Heldentaten ihres Heros umgedeutet wurde, und Jedem leuchtet es ein, wie solche Sagen allmählich im Munde der Sänger in den Jahrhunderten umgestaltet werden mußten durch künstliche Ausgestaltung und Einfügung pointirter Motive. Die Namen des Heros und seiner Gegner aber wurden zähe festgehalten und weitergegeben.

Nun ist es ein naheliegender Gedanke, die Sage vom trojanischen Kriege als einen Akt dieser großen griechischen Wanderung aufzufassen. Wir wissen, daß die Aeoler die Insel Lesbos wenig südlich von der Ein-

fahrt des Hellesponts und der Südküste der Troas erobert und dann die gegenüberliegende Küste Kleinasiens besiedelt und endlich auch in der Troas selbst kolonisirt haben. Sollte denn nicht der Sage vom trojanischen Kriege diese geschichtliche Bewegung zu Grunde liegen? Diese Anschauung scheint um so berechtigter, als, wie längst erkannt und anerkannt ist, die achäischen Helden der Ilias, vor allen Achill, Aeoler sind und die Homerischen Gesänge sogar ursprünglich in äolischem Dialekt abgefaßt waren.

Aber das ist unmöglich aus einem sehr einfachen Grunde. Die homerischen Gedichte sind viel älter als die Kämpfe der Aeoler in der Troas, und Troja selbst haben die Aeoler nie erobert.

Wir haben nun bereits gesehen, daß die Heldenkämpfe der Ilias ursprünglich garnicht nach dem kleinasiatischen Troja gehören, sondern um Troja als Mittelpunkt erst viel später durch Dichter vereinigt sind. Diese Erkenntniß ist nur in dieser Allgemeinheit neu und überraschend. Für einen Zweikampf der Ilias war das längst anerkannt: es ist der im 5. Buche (627—698) erzählte des Herakliden Tlepolemos von Rhodos und des Lykiers Sarpedon. Jener Rhodier hat mit Troja keine Verbindung, er erscheint auch nur an dieser einen Stelle, um erschlagen zu werden; sein Gegner aber ist sein Nachbar, der Lykier. Es ist ein Heldensang der Lykier, die die dauernden Angriffe der Rhodier abzuschlagen hatten, nur für Lykier verständlich, ursprünglich ganz ohne Beziehung zu Troja. Irgend ein späterer Dichter flickte dies hübsche Lied in die Ilias ein. Genau dasselbe Verhältniß läßt sich nun auch an den berühmtesten Heldenkämpfen der Ilias zeigen. Sie sind ursprünglich alle einzeln, ohne Zusammenhang gedacht und gedichtet zu einer Zeit, wo die beiden Heroen, vielmehr ihre Verehrer, als Nachbarn in Fehde um Leben und Tod lagen. Achilles und Hektor, Paris-Alexandros und Menelaos waren einst Nachbarn in Griechenland in jener Zeit der großen Wanderungen: dort und damals haben ihre Stämme die gewaltigen Kämpfe gekämpft, die sie nie vergessen haben und die sie in ihren Heldenliedern durch die Jahrhunderte bewahrten.

So wäre denn also der trojanische Krieg wirklich eine Erdichtung? Und um Troja wäre nicht gekämpft? Diese Enttäuschung ist rasch und leicht zu heben. Troja steht ja doch heute noch in seinen Ruinen, und zweifellos ist es durch Brand und Feindeshand zerstört. Also ein trojanischer Krieg muß einst gekämpft worden sein. Und andrerseits: wie wäre es denn denkbar, daß Dichter diese vielen einzelnen Heldensänge, die weit zerstreut aufgeblüht waren, gerade um Troja gesammelt hätten, wenn um Troja niemals gekämpft worden wäre, wenn Troja nicht schon von blutrotem Ruhm umstrahlt war?

Eine feine Kombination von A. Brückner, einem der Mitarbeiter Dörpfelds an dem abschließenden Werk „Troja und Ilion", hat den Weg gewiesen. Aus gewissen Beobachtungen an den Ruinen Trojas zog er folgende Schlüsse: Troja (die sechste Stadt) muß nach der Zerstörung

unter der Hoheit einer in der Nähe hausenden Burg gestanden haben, da sie nicht wieder befestigt und nur mit wenigen Hütten wieder bebaut worden ist. Ferner sah er, daß der Kult der Athene Ilias, der auf der Stätte Trojas bis in späteste Zeiten gepflegt worden ist, bis in die Zeit der Zerstörung des homerischen Trojas (VI.), bis in die Zeit der sogenannten „mykenischen Kultur“ hinaufreicht.

Diese auf der Stätte des alten Troja angesiedelte Athene Ilias ist nun durch ihren Beinamen wie durch ein sicher bezeugtes bis tief in geschichtliche Zeit übliches Mädchenopfer sehr merkwürdig. Ihr Name „Ilias“ hängt nämlich einerseits klärlich mit dem Namen Stadt „Ilions“ zusammen und andererseits mit Ileus oder Oileus, dem Vater des lokrischen Ajax. Eben dieser Ajax nun ist der Stammvater und eben seine Heimat, Lokris, das Vaterland der Mädchen, die Jahrhunderte hindurch nach Troja gesandt wurden, um dort der Athena geopfert zu werden oder ihr als Tempelmagd zu dienen. Zweifellos besteht also irgend ein sehr alter und heiliger Zusammenhang zwischen Ilion, Athena Ilias und Ajax, dem Sohne des Ileus-Oileus. Ein Mittelglied muß wohl die Stadt Rhoiteion gebildet haben, da hier jene Mädchen gelandet wurden und von hier aus auf Tod und Leben den Lauf nach Troja in's rettende Heiligtum der Athena Ilias beginnen mußten. Rhoiteion lag am Hellespont an oder auf den Uferfelsen, die östlich von der Mündung des Skamander aufsteigen. Es hätte die Hafenstadt von Troja sein können, aber es ist nicht von Troja aus gegründet und jünger als diese Stadt. Und bei dieser Stadt, unmittelbar am Strande des Hellesponts, hat nun ein bis in die letzten Zeiten des Heidentums heilig gehaltener Grabtempel des Ajax gelegen: Ajax muß als der Heros, der Schutzherr der Stadt Rhoiteion angesehen werden.

Man kann Rhoiteion auch sehr wohl als Anlage von Landfremden betrachten, die sich hier an der verkehrsreichen Wasserstraße festsetzten. Eine solche Ansiedelung konnte Troja nicht dulden, einen Feind nicht nur in nächster Nähe, sondern auch einen Feind, der sie selbst vom Meere und von der Verbindung mit Europa abschnitt, so ihre Herrschaft unmittelbar bedrohte. Ein Kampf auf Leben und Tod hätte zwischen diesen Nachbarn entbrennen müssen.

Ist dieser Kampf nicht entbrannt, nicht gekämpft? Ajax ist ja der Gott von Rhoiteion, Ajax neben Achill der gewaltigste Held der Ilias, der Einzige außer Achill, der dem Hektor Stand hält, der ihn besiegt.

Dies einmal aufgefaßt, sehen wir die Ilias mit anderen Augen an. Ajax ist der einzige der Achäer, der bei Troja wirklich beheimatet ist in Rhoiteion, der einzige unmittelbare Nachbar Trojas. Er mußte Trojas, Hektors Feind werden, er mußte hier auf diesem Boden mit Hektor bis zum Aeußersten kämpfen. Alle anderen Helden sind ja gar nicht mit Troja verbunden, sind nur von Dichtern hierher versetzt. Die Ilias weiß von Ajax ganz Besonderes zu erzählen. Als Hektor mit den Seinen die Achäer

besiegt und bis an ihre Schiffe zurückdrängt, da verschwinden im Gedicht plötzlich alle Achäerhelden in dieser höchsten Not, nur Ajax nicht und die Seinen. Ajax allein kämpft um die Schiffe mit Hektor, und er besiegt ihn.

Wir haben hier ein altes, urtümliches Lied, den Heldensang von Ajax und Hektor. Mühsam müssen wir ihn auslösen, er ist von einem dichten Gerank von späteren Liedern überdeckt, fast unkenntlich gemacht. Aber das Ursprüngliche läßt sich jetzt gut erkennen. Ajax allein mit der Seinen hat gegen Troja, Hektor gekämpft um seine Schiffe. Er hat den Hektor bestanden, ihn besiegt, ihn getötet.

Ajax hat Troja erobert, zerstört und von seiner Burg Rhoiteion aus hat er Troja beherrscht, das fortan Ilion hieß nach seinem Vater Ileus und das Heiligtum seiner Göttin der Athena Ilias trug, der aus seinem Stamm Jahrhunderte hindurch zwei Mädchen geweiht wurden. Es ist eine Heldensage von der alten ursprünglichen Art: auf den Heros ist das Geschick seines Volkes übertragen, seine Kämpfe und sein Sieg. Die geschichtliche Tatsache, die wir aus ihr entnehmen, ist diese: ein Splitter des Ajaxstammes aus seinen alten Sitzen durch die Völkerschiebung auf's Meer gedrängt, hatte am Hellespont die Schiffe auf den Strand gezogen an der günstig gelegenen Stätte des späteren Rhoiteion. Hier setzten sie sich fest und behaupteten sich zäh gegen die Trojaner. In langem Ringen gewannen sie sogar die Oberhand, und schließlich konnten sie Troja, die einstige Herrin dieser Landschaft, erobern und zerstören und von ihrer festen Stadt Rhoiteion aus die Stätte Trojas behüten und beherrschen.

Das ist der trojanische Krieg gewesen. Er ist in Wahrheit gekämpft worden, lange und schwer. Wirklich haben die Feinde Trojas ihre Schiffe am Strand des Hellespontos auf den Sand gezogen, wo Homer es schildert, und wirklich haben sie dort, am Iliasheiligtum bei Rhoiteion, um Sein und Nichtsein mit den Trojanern gekämpft. Aber nicht Achill, Menelaos Agamemnon waren es, nicht der König von Mykene hatte in einem modernen überseeischen Feldzuge seine Mannen aufgeboten gegen Troja, sondern eine kleine Scene aus der furchtbaren Völkerwanderung, die dunkel am Anfange griechischer Geschichte steht, ist die geschichtliche Tatsache, aus der die Sage vom trojanischen Kriege erwuchs. Heldenlieder haben sie im Gedächtniß erhalten und viel gefeiert. Als die Aeoler sich Lesbos erobert hatten und ihre Hände nach der Troas ausstreckten, waren diese Lieder vom Kampfe um Troja schon längst fest ausgestaltet und gingen von Mund zu Mund. Sie griffen sie auf und, voll Begierde, selbst Troja zu besitzen, schlossen sie ihre Heldensagen, die in schon vergessenen früheren Sitzen gegen vergessene Feinde entstanden waren, um den Kern dieser hier in der Troas gewachsenen und festwurzelnden Lieder vom Kampfe des Ajax wider Hektor. Kein Wunder, daß diese älteren, fremderen mehr und mehr von ihnen umgestaltet wurden und daß ihre eigenen Helden Achill, Menelaos, Agamemnon und viele andere den Ajax verdrängten und in den Schatten stellten.

So ist die Ilias nicht nur der Sang vom trojanischen Kriege, sie hat mit ihm verwoben eine Fülle von Heldensängen, die in älterer Zeit und an anderen Stätten jenseits des Meeres im eigentlichen Griechenlande aus den langen, schweren Kämpfen der griechischen Völkerwanderung erblüht sind. Achäer hießen die Besieger Trojas, dem äolischen Stamm gehören sie an. In äolischer Sprache sind sie natürlich von ihren Volksgenossen und Nachfahren besungen worden. Viele äolische Formen sind gerade in den älteren Iliasstücken beobachtet. Es ist also Heldensage des äolischen Stammes, die die Ilias bewahrt hat.

Von Norden sind die Aeoler in Griechenland eingebrochen: Thessalien und Böotien haben sie lange besessen, bis sie von den nachdrängenden Dorern hinausgetrieben oder geknechtet wurden. Einige fuhren über das Meer und besiedelten die Insel Lesbos und anliegende Küsten. Andere schoben sich südwärts in die Peloponnes hinein und weiter über die südlichen Inseln fort bis Cypern.

In Thessalien, reicher in Böotien und in der Peloponnes sind die stolzen Reste der „mykenischen Kultur“ gefunden, die um 1500 vor Christ geblüht hat und um 1000 starb, jener Kultur, der auch das „homerische Troja“, die 6. Stadt auf dem troischen Ruinenhügel angehört. Sind es nun die Aeoler, die Achäer gewesen, die diese Kultur erarbeitet haben, oder sind sie es nicht vielmehr gewesen, die sie zerstörten, sie verdorren machten, die ihre reichen Burgen brachen und sich auf den eroberten Stätten anbauten, bis sie selbst wieder vertrieben wurden, um bis in die äußersten Winkel zu weichen?

Schwer ist die Antwort. Einige Archäologen scheinen neuerdings jene Ansicht zu vertreten. Ich aber stelle mir die Aeoler vor wie Germanenstämme der Völkerwanderung: ein starkes, stolzes, kampfgewohntes, siegfrohes Volk, das in seinen Heldensängen von Krieg und Sieg und Leid und Freud und frühem Tod seine Geschichte faßte und aufbewahrte, eine Geschichte voll von Siegen, aber auch voll von schwerer Not und immer neuen Kämpfen, blutig glänzend und balde versinkend, ein leuchtend Meteor. Sie drangen vor, sie stürmten, sie eroberten. In ihren Feldlagern, auf ihren Höfen sangen die Sänger zum Preise ihrer Taten und ihrer Ahnen, wie an den Hoflagern der Franken und Gothen und des Königs Etzel. Aber in den schimmernden Prachtsälen der Königsburgen von Mykenä, Troja, Knossos ist der reckenkühne, kampfesfrohe Heldensang so wenig erklungen wie in den üppigen Kaiserpalästen zu Byzanz. Hier wie dort wohnt hinter starken Mauern alte, hohe Kultur, verweichlicht, verlebt, zierliche Weiber tanzen den Reigen in durchsichtigen Schleiern; draußen aber braust der Frühlingssturm jugendkräftiger Barbaren über's Land, und ihre kriegerischen Mannen lauschen blitzenden Auges dem starken, wilden Sange von Helden und Heldentaten.



Das Gesetz der Energiekoncentration und die Mechanik des Denkens*).

Von

Werner Moser.

— Breslau. —

Der Zwang menschlicher Logik hat uns zu der Erkenntniß geführt, daß Bewegung, Wille und Empfindung dieselbe einheitliche Kraft bedeuten. Wir können also überall, wo wir äußerlich eine Bewegung wahrnehmen, schließen, daß dieser eine innere Kraft zu Grunde liegt, die sich im Princip nicht von den seelischen Funktionen der lebenden Wesen unterscheidet. Wenn ganz allgemeinhin jede Bewegung Empfindung und Wille ist, so haben die Bewegungen innerhalb unseres Gehirns, aus denen die Körperbewegungen resultiren, nichts vor jenen der übrigen Natur voraus. Die Unterscheidung zwischen sogenannten mechanischen und geistigen Kräften ist also hinfällig. Dennoch muß im Folgenden, um verständlich zu sein, in der Ausdrucksweise an dieser Unterscheidung sowie an der im Grunde genommenen gleichfalls nur äußerlichen Unterscheidung zwischen lebenden und toten Körpern festgehalten werden.

Der weitere Beweis geht darauf, daß auch das Zusammenwirken der Empfindungen innerhalb unseres Hirns genau dem Verhalten der scheinbar leblosen Materie entspricht. Mit Unrecht hat man darüber geklagt, daß unsere Geistestätigkeit der experimentellen Forschung unzugänglich und unserer Erkenntniß in noch höherem Maße entrückt sei, wie die Erscheinungen der übrigen Natur: Jede Bewegung der organischen sowohl, wie der anorganischen Welt unterliegt denselben Gesetzen und ist eine experimentelle Grundlage für die Vorgänge in unseren Ganglienzellen. Jede aus dieser experimentellen Beobachtung geschöpfte Erfahrung kann man — wie wir sehen werden — zutreffend auf die Aeußerungen unserer geistigen Funktionen anwenden.

*) Diese Abhandlung ist die Fortsetzung des Aufsatzes „Die Einheitlichkeit der bewegenden Kraft" aus dem Hefte Nr. 332 dieser Zeitschrift.

Gehen wir zuerst auf das Verhalten der anorganischen Natur ein. Ebenso wie bei den lebenden Wesen zwischen Geist und Körper, unterscheidet man dort herkömmlich zwischen der körperlichen Form und der sie erfüllenden Energie, d. h. der Fähigkeit des Körpers, irgend eine Arbeit zu leisten, irgend eine Wirkung auszuüben*). Wir stehen vor der uralten, scheinbar unlösbaren Frage des Zusammenhangs zwischen dem materiell gedachten Stoff und seinem immateriellen Substrat, der Kraft; deren Beantwortung sich jedoch mit unerwarteter Einfachheit aus folgender Betrachtung ergiebt:

Wenn wir uns einen Körper immer wieder und wieder geteilt denken, so bewahrt dennoch jedes dieser Teilchen, und sei es auch noch so gering, seine Energie. Hieraus folgt, daß Materie und Kraft untrennbar mit einander verbunden sind. — Bei den kleinsten nur noch vorgestellten Teilen, den Atomen, verschwindet auch die ursprüngliche Unterscheidung zwischen Kraft und Stoff, wonach erstere immateriell und letztere im Gegensatz hierzu materiell oder körperlich sein soll. In den Atomen ist auch der Stoff nur „gedacht“, also unkörperlich; denn hätte es unsere Vorstellung hierbei mit Körpern zu tun, so wären sie als solche eben teilbar und nicht, wie sie es sein sollen, „Atome“, d. h. etwas Unteilbares**). Ist aber jedes Atom sowohl Materie als Energie und läßt sich eine Grenze oder ein Unterschied nicht machen, so müssen wir notwendig als letzte Erkenntniß den Schluß ziehen, daß in den Atomen, ferner in den aus ihnen zusammengesetzten Körpern und somit schließlich ganz allgemeinhin Materie und Energie Eines, ein einheitliches Etwas bedeuten, daß die Substanz nicht etwa nur Kraft enthält, sondern an und für sich Kraft ist. Da wir unter Energie die Fähigkeit, eine Arbeit zu leisten, d. h. irgend eine Bewegung hervorzubringen, verstehen und nach einem bereits erwähnten fundamentalen Satze Bewegung nur durch Bewegung verursacht werden kann (vergl. S. 208 des Heftes Nr. 332 dieser Zeitschrift), so muß jede Energie selbst Bewegung und somit zugleich Wille und Empfindung sein. Also ist auch die Substanz in sich selbst zugleich Bewegung, Wille und Empfindung, und es ist nur eine nachlässige, irreführende Ausdrucksweise, wenn wir, wie üblich, sagen, daß die Substanz

*) Auf die Unterscheidung zwischen kinetischer und potentieller Energie kommt es im Vorliegenden nicht an. Wenn im Folgenden Energie als Bewegung hingestellt wird, so ist darunter auch die potentielle Energie zu verstehen, denn auch sie bedeutet eine ununterbrochen beharrende Fähigkeit, Arbeit zu leisten, eine dauernde Bewegung, deren sichtbare Wirkung nur zeitweise durch entgegenstehende Momente gehemmt wird, sich aber bei Beseitigung dieser Hemmnisse sofort äußert.

**) Die Beobachtung, daß die verschiedenen Stoffe einheitliche Grundeigenschaften zeigen, zwingt die Chemie zur Annahme der Atome, die weitere Erkenntniß, daß auch die als verschiedenartig angenommenen Atome einer ursprünglichen Einheit nicht entbehren, zu der Hypothese des Aethers als Grundsubstanz. Sind schon die Atome streng genommen etwas „Immaterielles“, so gilt dies in noch höherem Maße von dem Aether, den sich die menschliche Einsicht geradezu als bloße Kraft, als bloße Bewegung vorstellt, wobei also die Begriffe von Energie und Materie vollkommen zusammenfallen.

Bewegung u. s. w. „enthalte". Was wir als Stoff oder Körper bezeichnen, kann ebenso als das Zusammenwirken von Kräften, als komplicirte Bewegung oder als eine Gesamtheit von Energieen erklärt werden.

Diese begrifflich gefundene Folgerung, daß Materie Bewegung ist, deckt sich mit der tatsächlichen Erscheinung, daß wir in Wahrheit niemals „Materie", sondern nur „Bewegungen" der Endorgane unserer Sinne wahrnehmen und uns somit jede Grundlage für eine principielle Unterscheidung zwischen Materie und Bewegung fehlt. Dennoch mag unser Schluß anfangs überraschen und ein Widerspruch scheinen, da gerade der größte Teil der von uns wahrgenommenen materiellen Körper „ruht", sich also in einem Zustande, den wir gerade als das Gegenteil von Bewegung ansehen, befindet; denn wir verstehen unter Bewegung den Zustand, in dem ein Körper seine räumliche Beziehung zu seiner Umgebung ändert, und unter Ruhe den Zustand, in dem ein Körper eine Zeitlang in derselben räumlichen Beziehung zu seiner Umgebung bleibt. Sehen wir jedoch näher zu, so wird uns klar, daß der erwähnte Widerspruch nur scheinbar besteht: „Ruhe" ist nur etwas Relatives, ein absolutes Ruhen giebt es nirgends, und wenn auch ein Körper nach dem Gesamteindruck, der durch ihn und seine Umgebung in uns erregt wird, seine räumliche Beziehung zu den benachbarten Körpern nicht ändert, also „ruht", so steht dem doch nichts im Wege, daß die kleinsten Bestandteile des Körpers ununterbrochen ihre räumliche Beziehung zu einander ändern, also Energieen und Bewegungen sind. Daß dies wirklich der Fall ist, erkennen wir an den inneren Vorgängen der Masse, an der fortgesetzt sich äußernden Anziehungskraft, an den chemischen Processen, die sich immerwährend an jedem Körper vollziehen, an der Veränderung, die die Gestalt jedes Körpers auf die Dauer erleidet.

Wenn nun auch eine Unterscheidung zwischen Energie und Materie unrichtig und jedes Atom bereits an und für sich sowohl Energie als Materie ist, so scheint doch, je größer die Masse wird, ein um so größerer Unterschied zwischen einer scheinbar energielosen Substanz und ihrer Kraftäußerung hervorzutreten, indem z. B. die zu einem Körper vereinigten Energieatome nicht selbstständig, sondern nur durch eine aus ihrer Gesamtheit resultirende, in dem Schwerpunkt des Körpers liegende Kraftsumme wirken. Die Atome zeigen sich nur in ihrer im Schwerpunkt liegenden Koncentration als schwer, nur durch diese wirken sie, nur in ihr äußert sich die Anziehungskraft der Massen als in dem Angriffspunkte der Resultirenden aller Schwerkräfte: Ist der Schwerpunkt unterstützt, so ist ein fester Körper in allen Lagen im Gleichgewicht und keins der Einzelteilchen strebt auf gesondertem Wege zur Erde. Hierbei hat jedoch jedes der unzähligen Atome nur in gewissem Grade aufgehört, selbstständig zu wirken, ohne dabei aufzuhören, eine Energie zu sein; denn jedes Teilchen stellt für sich nach wie vor eine Schwerkraft dar, wie wir sofort erkennen, wenn wir es uns von der Masse losgelöst denken.

Wir folgern hieraus das Gesetz:

Die Energieatome sind bestrebt, sich zu einheitlichen Gesamtenergieen zu verbinden, wobei jeder einzelne Bestandteil seine selbstständige Wirkung in gewissem Grade zu Gunsten der dadurch geschaffenen Vereinigungen aufgieb und sie nur noch mittelbar und einheitlich in einer gemeinsamen Koncentration als dem Angriffspunkte der Resultirenden aller Atomenergieen äußert.

(Gesetz der Energiekoncentration.)

Hierdurch löst sich zunächst die Frage nach dem Zusammenhange zwischen Kraft und Stoff: da eine aktive Wirkung nur in dem Koncentrationspunkte wahrnehmbar ist, scheint der Körper an allen übrigen Punkten energielos*) zu sein. Man abstrahirte daher die unvermittelt wirkende Kraftsumme von den unselbstständigen, nur mittelbar wirkenden Energieen, die jene Koncentration schufen, betrachtete die resultirende Kraftsumme im Gegensatz zu den ihrer Selbstständigkeit beraubten Atomen allein als Energie und hält nun seit Jahrtausenden an dem Irrtum fest, daß ein grundsätzlicher Unterschied zwischen Kraft und Stoff, Geist und Körper bestehe.

In Wahrheit aber ist Beides dasselbe, von einander untrennbar und ununterscheidbar. Und wenn auch das Verhalten der Materie zu einer gewissen Unterscheidung berechtigt, so können wir doch niemals schlechthin der Masse die Energie, sondern eben nur der Masse der Atomenergieen ihr Resultat, die koncentrirende Kraftsumme als etwas Besonderes gegenüberstellen. Oder man kann — anders ausgedrückt — einen Gegensatz zwischen der Energiesubstanz, die vorübergehend ihre selbstständige unvermittelte Wirkung aufgegeben hat, und ihrer vermittelnden Kraftäußerung aufrecht erhalten, niemals aber ganz allgemein einen solchen zwischen Energie und Substanz.

Das oben ausgesprochene Gesetz der Energiekoncentration oder des Resultirens der Energieen zu einheitlicher Wirkung erklärt jedoch nicht nur den sogenannten Zusammenhang zwischen Kraft und Stoff, den es als den Zusammenhang zwischen der Energiesubstanz und ihrer koncentrirten Kraftäußerung erkennen läßt, sondern es bietet auch eine Handhabe, die grundsätzliche Gleichheit in der Funktion der lebenden und toten Natur zu zeigen, da sich die Herrschaft unseres Gesetzes und seiner Konsequenzen in dem gesamten Verhalten der organischen wie der anorganischen Welt mit Einschluß unseres Denkens und Schließens nachweisen läßt.

Am einfachsten und deutlichsten tritt dieses Princip bei den Körpern außer in der Bildung des Schwerpunktes in der bekannten Erscheinung zu Tage, daß zwei in demselben Angriffspunkt wirkende Bewegungen (die

*) Daß dem nicht so ist, sondern jeder Punkt sich sofort als Energie erweist, wenn er von der Masse losgelöst erscheint, ist bereits oben erörtert.

Komponenten) durch eine dritte, die Resultirende, ersetzt werden. So gehen z. B. bei einem Steinwurf, wie Galilei erkannte, zwei von einander unabhängige Energieen, nämlich die dem Stein durch den Wurf mitgeteilte Energie und die ihn zur Erde zwingende Schwerkraft, in einer einheitlichen Bewegung, der Flugbahn, auf.

Vergegenwärtigt man sich, daß die verschiedenen Arten Materie nichts als eigentümliche Formen der Energie sind, so kann man das Bestehen unseres Gesetzes ebenso wie in der Mechanik auch bei den chemischen Processen feststellen. Z. B. verbinden sich die Atome des Wasserstoffs und des Sauerstoffs zu der Gesamtenergie „Wasser" und wirken alsdann nicht als einzelne Energieen, sondern eben in ihrer resultirenden Zusammensetzung als Wasser.*) —

Innerhalb dieser Koncentrationen beharren die einzelnen Komponentenergieen weiter, wenn sie auch ihre selbstständige unvermittelte Wirkung nach außen hin aufgegeben haben:

Die Atomenergieen jedes Körpers beharren ununterbrochen innerhalb der im Schwerpunkte wirkenden Gesamtenergie, wie sich daraus ergiebt, daß sie in jedem losgelösten Stücke des Körpers sofort eine neue Koncentration in einem neuen Schwerpunkte bilden.

Ferner beharren in dem geworfenen Stein, so lange er fliegt und sich dabei allmählich zu Boden senkt, sowohl die durch den Wurf mitgeteilte Energie als auch die Schwerkraft und bewirken unausgesetzt eine neue Flugbahn, die um so langsamer und zur Erde geneigter wird, je mehr die unmittelbar und versteckt tätige Energie, die in Folge des Wurfs aufgenommen wurde, durch die Reibung des Luftwiderstandes an Kraft verliert. Würden die Komponentenergieen nicht selbstständig beharren, sondern aufhören, nachdem sie die Resultirende einmal gebildet haben, so würde eine geradlinige, von Anfang bis zu Ende in Richtung und Geschwindigkeit gleiche Flugbahn entstehen und nicht, wie es tatsächlich der Fall ist, eine fortwährend in Richtung und Geschwindigkeit andere und neu gebildete Flugbahn.

In gleicher Weise endlich beharren innerhalb der chemischen Verbindungen die sie zusammensetzenden Energieen, denn, wenn sie auch nicht mehr unvermittelt in Erscheinung treten, sondern in ihrer Resultirenden aufgehen, so verbleiben doch die Sauerstoff- und Wasserstoffatome innerhalb

---

*) Wenn dieses Beispiel im ersten Augenblicke befrembet, so kommt das daher, daß man nach allgemeiner Ausdrucksweise nicht die Sauerstoff- und Wasserstoffatome als solche als Energieen bezeichnet, sondern die ihnen „innewohnende" Kraft der chemischen Verwandtschaft. Ist uns aber aus dem Vorangehenden klar geworden, daß den Atomen nicht Kräfte „innewohnen", sondern daß sie selbst Kräfte sind, so steht das Beispiel zweifelfrei da und bietet eine neue Brücke zwischen den Gebieten der Physik und Chemie, die nach heutiger Einsicht ohnedies als durch nur äußerliche Unterschiede getrennt und denselben Gesetzen unterliegend gedacht werden.

des Wassers, das jederzeit wieder in diese Bestandteile zerlegt werden kann, ständig in ihrer Eigenart.

Mit den Einzelenergieen beharrt die Gesamtenergie in ihrer einmal angenommenen Eigenart. Da jedoch die Gesamtenergie nur durch die resultirenden Einzelenergieen besteht, so ist ihre Eigenart notwendig von jeder Aenderung und jedem Fortfall einer bisher in ihr enthaltenen Komponentenergie sowie von jedem Hinzutreten einer neuen Komponentenergie abhängig.

Fassen wir das hier Gesagte kurz in den Satz zusammen:

> Jede Energiekoncentration beharrt so lange in einer einmal angenommenen Eigenart, bis sie durch die Aufnahme einer anderen Energie eine Veränderung erleidet,

so wird man hierin unschwer das Galileische Gesetz, „daß jeder Körper so lange im Zustande der Ruhe oder der Bewegung beharrt, bis er durch eine äußere Ursache daran verhindert wird", wiedererkennen. Ein Unterschied liegt nur darin, daß wir für das Wort „Körper" ein anderes Wort: „Energie" gesetzt haben, das im Sinne des über Kraft und Stoff Gesagten ausdrücken soll, daß ein Körper, der doch auch nach der älteren Ansicht „beharrt", also eine Kraft äußert, nicht nur eine ohnmächtige Substanz, sondern eben eine Kraft ist. Was durch diese kleine Aenderung aber genützt ist, leuchtet sofort ein, wenn wir sehen, wie der Zusammenhang in den Naturvorgängen hierdurch geklärt wird, und wie dieses Gesetz, das bisher nur für einen bestimmten Vorgang der Mechanik galt, nunmehr auch auf die anderen mechanischen Erscheinungen und auf die chemischen Processe Anwendung findet. Denn jeder Körper beharrt nicht nur in seinem Streben, den einmal angenommenen Zustand der Ruhe und Bewegung beizubehalten, sondern er beharrt auch in der einmal angenommenen Eigenart der Schwere, bis er durch den Hinzutritt neuer Masse oder die Verminderung der bisher zu ihm gehörigen Masse (d. h. Energie) eine Veränderung erleidet, indem der Schwerpunkt verlegt und die in ihm geäußerte Kraft gestärkt oder verringert wird. Und ebenso beharrt jeder Stoff bis zu dem Hinzutritt einer anderen Energie in seiner einmal angenommenen chemischen Eigenart.

* * *

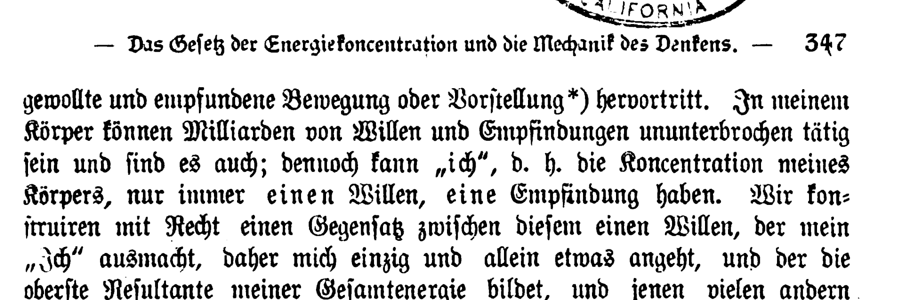
Die gefundenen Gesetze genügen auch zur Erklärung unserer geistigen Funktionen, wenn sie auf diese übertragen werden, und liefern so den Beweis für die principielle Gleichheit in dem Verhalten der lebenden und toten Natur.

„Geist" ist, wie bereits klargelegt, eine besondere Art der Kraftäußerung organischer Materie und nichts, was mit der Materie im

Gegensatz stände. Die Möglichkeit, vernunftgemäß zu denken, beruht auf unserer Fähigkeit, die Einwirkungen der Außenwelt in uns aufzunehmen, die empfangenen Eindrücke im Gedächtniß zu bewahren und sie mit einander in Zusammenhang zu bringen. Die Eigenschaft, Einflüsse der Umgebung aufzunehmen und darauf durch Anziehung oder Abstoßung zu reagiren, ist bei der gesamten Materie wahrnehmbar*). Es ist also nichts dem menschlichen Geist Eigentümliches, daß er den Einwirkungen der Außenwelt zugänglich ist und durch gewisse Einflüsse in den Zustand der Lust und Aufmerksamkeit, durch andere in Unlust und Zerstreuung versetzt wird. Wesentlich verschieden von den Eigenschaften der übrigen Materie erscheint nur das gedächtnißmäßige Festhalten und das vernünftige, nach einheitlichen Gesichtspunkten geordnete Verbinden der gewonnenen Eindrücke. Und doch unterliegt selbst dieses vornehmste Streben des Menschengeistes nach Einheit der Anschauung, nach Wahrheit, den einfachsten in jedem anorganischen Körper herrschenden Gesetzen der Mechanik und wird überhaupt durch das tiefer eindringende Verständniß für die Kraftäußerungen der anorganischen Massen erst als eine Naturnotwendigkeit erkennbar und erklärlich.

Ebenso wie in den anorganischen Körpern jedes Atom eine Energie darstellt, ist es auch in unserem Organismus. Jedes Atom ist ein Lebensfunken, ein Wille, jede Zelle eine Resultirende ihrer Atome und die Seele die Höchstresultirende des gesamten Körpers. Wie bei den sogenannten leblosen Körpern nur in der einheitlichen Koncentration eine Kraftäußerung wahrnehmbar ist, so haben auch wir innerhalb unseres Gehirns einen Sammelpunkt, in dem sich der Empfindungswille für all unsere Atome gemeinsam zusammenschließt. Diese Koncentration ist unser „Ich". Wohl ist jedes Teilchen der Substanz in mir, jede sichtbare und sogar jede sinnlich nicht festzustellende Bewegung meines Körpers zugleich in sich selbst eine Empfindung und ein Wille, aber es ist nicht jedesmal meine Empfindung. Meine Empfindung und mein Wille ist nur das, was jeweils die Hauptkoncentration in mir ausmacht, was aus den verschiedenen in mir erregten Energien als oberste Resultante hervorgeht und die Komponentenergieen in sich zusammenfaßt. In gleicher Weise, wie bei dem Beispiel des Steinwurfs die Schwerkraft, ferner die durch den Wurf aufgenommene vorwärtsstrebende, die durch den Luftwiderstand hervorgerufene hindernde und noch manch eine andere, uns unbekannte Energie sich in einer aus allen resultirenden Koncentration sammeln und dadurch eine einheitliche Flugbahn schaffen, so ziehen sich auch die Energieen in den Organismen zu einer Gesamtheit zusammen, in der jedesmal nur eine

*) Für die Fähigkeit der Materie, von außenher Energieen aufzunehmen, bietet die Anziehung der Massen, die Anziehung und Abstoßung der Atome und vor Allem die Tatsache ein Beispiel, daß der Stein, den wir von uns schleudern, die auf ihn einwirkende Energie des Wurfs nach Richtung und Stärke (Beschleunigung) in sich aufnimmt und in dieser einmal angenommenen Bewegung beharrt, nachdem unsere Hand ihn bereits losgelassen hat.



gewollte und empfundene Bewegung oder Vorstellung*) hervortritt. In meinem Körper können Milliarden von Willen und Empfindungen ununterbrochen tätig sein und sind es auch; dennoch kann „ich", d. h. die Koncentration meines Körpers, nur immer einen Willen, eine Empfindung haben. Wir konstruiren mit Recht einen Gegensatz zwischen diesem einen Willen, der mein „Ich" ausmacht, daher mich einzig und allein etwas angeht, und der die oberste Resultante meiner Gesamtenergie bildet, und jenen vielen andern Willen, die mein jeweiliges Ich nur mittelbar bestimmen, und nennen ihn zum Unterschiede schlechtweg meinen Willen.

Mein Wille oder meine Empfindung sind nur verschiedene Ausdrücke für die jeweilige Hauptkoncentration in mir, welche von sämtlichen umgebenden Kräften gebildet wird und diese in sich „begreift", genau so, wie z. B. der Schwerpunkt eines Körpers die ihn umgebenden Atomenergieen begreifend in sich aufnimmt.

Nach unserer heutigen Ausdrucksweise resultirt der Wille aus der „Seele", womit wir den Inbegriff der Kraftäußerungen aller in unserem Körper enthaltenen Energieen bezeichnen. Diese Seele wird zwar unmittelbar nur von den Energieen meines Körpers gebildet, mittelbar aber auch durch die gesamten Einflüsse der Umgebung des Lichts, der Luft, der Mitmenschen u. s. w. Und wie sie all diesen Einflüssen unterliegt, so erstreckt sich auch ihre Herrschaft und ihr Einfluß auf die Umgebung, in derselben Weise, wie wir das bei den Koncentrationen der übrigen Natur beobachten können. Es ist hiernach allerdings richtig, eine Seele als den Regenten des Körpers hinzustellen, der eine geordnete Handlungsweise ermöglicht, man muß aber hierbei berücksichtigen, daß sie nicht durch sich selbst besteht, sondern eben nur durch den Körper und die ihn umgebenden Einflüsse, und daß sie nichts ist, als die ewig wechselnde, beeinflußte und beeinflussende Koncentration der ungeheuren Summe ewig wechselnder Energieen innerhalb ihres wechselnden Wirkungsbereiches. Wenngleich die Gesamtenergie der Seele bestrebt ist, in

---

*) Daß die Vorgänge, die wir mit „Vorstellung" bezeichnen, auch nur bestimmte Arten von Bewegungen oder Energieen sind, bedarf keiner ausführlichen Klarlegung, wenn man bedenkt, daß unsere Vorstellungen Grund und Veranlassung unserer Körperbewegungen sind, und daß Bewegungen nur durch Bewegungen veranlaßt werden können. Auch eine besondere Unterscheidung zwischen Vorstellung und Empfindung ist unzweckmäßig. Wundt und einige Andere machen zwar eine solche und nennen Empfindungen „diejenigen Zustände unseres Bewußtseins, die sich nicht in einfachere Bestandteile zerlegen lassen". Diese Erklärung hat jedoch nichts für sich. Jede zum Bewußtsein gekommenene Bewegung, sei sie nun „Empfindung" oder „Vorstellung", füllt mein Bewußtsein gleichmäßig aus, und nur die Tatsache, ob ein Gehirn höher oder niedriger entwickelt ist, bedingt die mehr oder weniger große Komplicirtheit der zum Bewußtsein kommenden Bewegung. Wollte man sagen: Lichtempfindung ist Empfindung, die Aufnahme von Wortbildern beim Lesen aber eine Vorstellung, so könnte man mit demselben Rechte unterscheiden: das Zum-Bewußtsein-Kommen eines Buchstaben sei eine Empfindung, das Zum-Bewußtsein-Kommen eines Wortbildes aber eine Vorstellung. Man sieht hieraus, daß es unmöglich und auch zwecklos ist, zwischen Empfindung und Vorstellung unterscheiden oder eine Grenze ziehen zu wollen.

einer einmal angenommenen Eigenart zu beharren, so verändert sich ihr Wesen dennoch ständig infolge der fortwährenden Aufnahme neuer Energieen. Mag auch eine gewisse Basis von Empfindungen in uns von Kindheit an sich in der Hauptsache gleich bleiben, so ist doch unsere Anschauungsweise und unser Wollen, unser Denken, Fühlen und Gebahren in jedem Augenblicke verschieden. Ich bin ein Anderer bei Erfolg und bei Mißerfolg, bei Sonnenschein oder Sturm, als Kind oder als Mann.

Daß wir nur immer einen Willen und einen Gedanken zu gleicher Zeit fassen können, daß innerhalb unserer Körpers stets nur eine einheitliche und zusammenfassende Hauptkoncentration zu Stande kommt, ist durch das hier erörterte Princip der Energiekoncentration, dessen Analogon wir bei den Anorganen gefunden haben, klargestellt. Diesen einen Gedanken, auf den die Energieen in uns jeweils bestrebt sind, sich zu verlegen, nennen wir die zum Bewußtsein gekommene Vorstellung*). (Welche Vorstellung dies zu den verschiedenen Zeiten ist, läßt sich in keiner allgemein bestimmten Regel ausdrücken, da sich die Bewußtseinskoncentration ebenso wechselnd verlegt, wie etwa der Schwerpunkt eines Körpers seine Lage wechselt, sobald die Masse oder die Form des Körpers an einer Stelle eine Veränderung erleidet. Hier wie dort läßt sich die Frage nach der Lage des Schwerpunktes oder des Bewußtseins nur in jedem speciellen Falle besonders beantworten.) Sonach ist unser Bewußtsein**) nur eine eigentümliche Art unter den vielen möglichen Formen***) der Energiekoncentration, aber nichts grundsätzlich Verschiedenes von der Kraftäußerung der übrigen Materie.

Als die größte Eigentümlichkeit der Bewußtseinskoncentration fällt uns auf, daß sie nicht immer zu Stande kommt und nur flüchtig besteht, während die Anziehungskraft der Körper, soweit wir beobachten können, unausgesetzt wirkt und sich innerhalb der letzteren stets ein Schwerpunkt bildet. Hierauf mag es zurückzuführen sein, daß die herrschende Meinung in der Koncentration des Bewußtseins etwas ganz Eigenartiges sieht, was den Menschen unüberbrückbar von der übrigen Natur unterscheidet. Dieser

---

*) Oder wir bezeichnen diese bestimmte jeweilige Hauptkoncentration auch als die zum Bewußtsein gekommene Empfindung oder den zum Bewußtsein gekommenen Willen. All diese Worte erweisen sich bei eingehenderem Nachdenken nur als verschiedene Ausdrücke für die mein jeweiliges Ich bildende Kraft.

**) Der Einfluß, der uns zum Bewußtsein kommt, ist zugleich auch derjenige, auf den sich — nach einem anderen Sprachgebrauch — unsere „Aufmerksamkeit" richtet.

***) Drei dieser Formen der Energiekoncentration haben wir im Vorangehenden erwähnt: die Koncentration im Schwerpunkt, die Koncentration in der Resultirenden beim Steinwurf und die Koncentration bei chemischen Processen. Eine weitere Form der Energiekoncentration ist z. B. das weiße Licht, das bekanntlich aus dem Zusammenwirken einer Unmenge verschiedenfarbiger Strahlen resultirt, die, wie immer bei Energiekoncentrationen ihre selbstständige Wirkung aufgegeben haben und nur noch mittelbar in ihrer gemeinsamen Zusammensetzung wirken, andererseits aber, sobald das weiße Licht durch prismatische Brechung zerlegt wird, sofort wieder als selbstständige Energieen erkannt werden.

Glaube beruht auf einer oberflächlichen Anschauung, denn die grundsätzliche Gleichartigkeit des Bewußtseins mit der Koncentration der sogenannten toten Materie läßt sich an Beispielen erweisen.

Am nächsten ist das Verhalten unseres Gehirns mit dem Verhalten jedes beliebigen (auch toten) Körpers bei Aufnahme mechanischer Energieen*) vergleichbar: Das Bewußtsein sowohl, wie auch die mechanische Energie eines Körpers bedürfen beide zu ihrer Entstehung besonderer Verhältnisse und Anlässe. In dem einen Falle ist der Grund der Entstehung ein Stoß oder sonst eine fortgepflanzte mechanische Bewegung, im anderen Falle geben die durch unsere Sinne aufgenommenen Reize den erforderlichen besonderen Anlaß. Je stärker und schwerer ein Körper oder das Gehirn in einem einmal angenommenen Zustande der Ruhe oder Bewegung, der Betäubung oder der Erregung beharrt, einer desto kräftigeren Energie bedarf es, um den entgegengesetzten Zustand hervorzurufen, da jede Energiekoncentration bestrebt ist, in ihrer Eigenart zu verbleiben. Der Körper ist bemüht, die einmal eingeschlagene Richtung, das Bewußtsein in gleicher Weise bestrebt, den einmal eingeschlagenen Gedankengang einzuhalten. Auch besteht darin ein Vergleichspunkt, daß es immerhin leichter ist, einem bereits in Bewegung befindlichen Körper oder einem schon erregten Bewußtsein eine andere Richtung zu geben als einen noch ruhenden Körper oder ein in Schlaf oder Betäubung befangenes Gehirn in irgend eine Richtung einzulenken. In beiden Fällen bedarf es zur Veränderung des Zustandes des Hinzutretens einer neuen Energie, die um so stärker sein muß, je mehr sich der neue Zustand von dem alten unterscheidet.

Wir verfolgen jetzt die Herrschaft der oben festgestellten Gesetze der Energiekoncentration und des Beharrungsvermögens an den Einzelheiten unserer Seelentätigkeit.

Nehmen wir bei den lebenden Wesen die Fähigkeit, neue Energieen aufzunehmen — die wir auch bei den Anorganen konstatirt haben — als gegeben an. Die neu aufgenommenen Eindrücke treffen nun auf die jeweils herrschende Koncentration, die jeweils herrschenden Vorstellungen (oder „Energieen" vergl. S. 347 Anmerk.) Stoßen mehrere Energieen zusammen, so resultiren sie nach dem Gesetz der Energiekoncentration zu einheitlicher Wirkung, es entsteht — wie wir es uns an dem Beispiel des Steinwurfs klargemacht haben, — eine Resultante, welche die an und für sich selbstständigen Energieen**) mit einander zu einem einheitlichen

*) D. h. solcher Energieen, die in einem Körper durch einen Stoß, Wurf oder irgend eine andere äußere sichtbare Bewegung erregt werden. So wird z. B. in einem Stein, den ich werfe, eine mechanische Energie erweckt, die in ihm beharrt und ihn noch nach dem Loslassen meiner Hand vorwärts treibt. Was hier als Energie bezeichnet wird, ist natürlich als Resultat vieler zusammenwirkender Kräfte ebenso gut eine Koncentration zu nennen.

**) Diese ursprünglich selbstständigen Energieen sind, wie weiterhin ausgeführt, die zur Zeit herrschende und die neu aufgenommene Vorstellung.

Ganzen und zu einheitlicher Wirkung in Zusammenhang bringt und „in sich begreift“: Es bildet sich der „Begriff“*), unter dem wir die verschiedenen Vorstellungen, die zur Zeit herrschenden und die neu aufgenommenen zusammenfassen. Ich, d. h. die Hauptkoncentration meines Gesamtkörpers, habe „begriffen“. Es muß sich also jeder neu aufgenommene Eindruck den jeweils herrschenden Vorstellungen einordnen und mit ihnen in Zusammenhang treten, wie auch im Steine die durch den Wurf mitgeteilte Energie mit der bereits in ihm herrschenden Schwerkraft zur einheitlichen Flugbahn verschmilzt.

Innerhalb dieses so gebildeten Zusammenhangs oder Begriffs beharren die einzelnen zusammensetzenden Vorstellungen (oder Komponentenergieen) in ihrer ursprünglichen Eigenart (vergl. S. 345), und zufolge des Gesetzes vom Beharrungsvermögen ist auch die Begriffskoncentration mitsamt den in ihr enthaltenen Energieen bestrebt, in der einmal angenommenen Eigenart zu beharren. Auf diese Weise müssen innerhalb des Gehirns außer Bewegungs- und Sinnescentren auch Begriffs- oder Vorstellungscentren entstehen, zwischen denen sich durch das fortwährende Fluktuiren und Zusammentreffen der einmal erregten Vorstellungen immer wieder neue und umfassendere Oberbegriffe als Resultirende der verschiedenen Energieen bilden. Je länger und intensiver dieses Fluktuiren oder Nachdenken andauert, desto mehr werden die gefundenen Begriffe die Resultate von Resultaten sein. So bauen sich auf den unzähligen Nebenempfindungen, durch welche die konkreten Einwirkungen in unserem Hirn als durch Resultirende verbunden werden, namentlich die drei umfassenden Oberbegriffe des „Raumes“,**) der „Zeit“**) und der „Kausalität“ auf. Ich sage namentlich. Denn diese drei Begriffe sind zwar die am häufigsten auftretenden, aber nicht die einzigen Arten solcher Oberresultirenden innerhalb unseres Gehirns. Jeder umfassende Begriff, wie z. B. Schwere, Anziehungskraft, Schönheit, Gesundheit u. s. w. ist in seinem Wesen als Zusammenfassung verschiedener Eindrücke, sozusagen als Spitze einer Pyramide von Energieen, den genannten drei Oberresultirenden gleichbedeutend und durchaus nicht untergeordnet, wie die Vergeblichkeit des Versuchs, etwa „Anziehungskraft“ oder „Schönheit“ der Vorstellung „Raum“ oder „Zeit“ begrifflich unterzuordnen, sofort klar erweist.

Bedenkt man nun, daß Gedanken oder Eindrücke, die ich (d. h. die jeweilige Bewußtseinskoncentration meines Körpers) jemals zu gleicher Zeit — oder besser gesagt: unmittelbar aufeinander folgend gehabt habe, und die

---

*) Das Wort „Begriff“ ist hier in dem weiteren Sinne, wie in der Phrase: „sich einen Begriff von etwas machen“, nicht in dem engeren Sinne, in dem es Abstraktum im Gegensatze zu Konkretum bedeutet, aufzufassen.

**) Nach üblichen Definitionen ist Raum ein Begriff, durch den die Möglichkeit der Koexistenz der Körper, — Zeit ein Begriff, durch den die Möglichkeit, daß das Seiende sich verändern kann, ausgedrückt wird.

infolgedessen aufeinandertrafen, durch einen resultirenden Begriff in Zusammenhang treten, daß diese Begriffe mitsamt den Vorstellungen, aus denen sie resultiren, zu beharren bestrebt sind, und daß sie nebst ihren Vorstellungen wiederum untereinander resultiren und sich dadurch verbinden, so ergiebt sich das Problem des Gedächtnisses als

das Beharren der einzelnen, einmal erregten Vorstellungsenergieen innerhalb der aus ihnen resultirenden eigenartigen Gesamtenergie des Gehirns.

Das menschliche Gedächtniß erklärt sich also grundsätzlich in derselben Weise wie die Vorgänge innerhalb des geworfenen Steines, bei dem gleichfalls die Komponentenergieen als selbstständige Kräfte innerhalb der Resultirenden beharren und bei dem die durch den Wurf aufgenommene Komponentenergie noch lange, nachdem unsere Hand den Stein losgelassen hat, nachwirkt. — An dieser Stelle zeigt sich zum ersten Male klar der späterhin noch stärker vortretende Nutzen des hier vorgenommenen Vergleichs der anorganischen und der organischen Welt und der Aufstellung des Gesetzes der Energiekoncentration. Während es früher unbegreiflich war, wie die verschiedenen in uns aufgenommenen Vorstellungen sich mit einander begrifflich verbinden und in Zusammenhang bleiben können, sehen wir jetzt, daß wir es mit einem überall auftretenden mechanischen Gesetze zu tun haben, demzufolge jedesmal ursprünglich selbstständige Energieen durch eine Resultirende verbunden werden und in ihr beharren.

Eine Besonderheit unseres Gedächtnisses ist nur die Zähigkeit, mit der die einmal aufgenommenen Eindrücke lange Zeit hindurch bewahrt werden. Aber auch hierfür finden wir etwas Analoges in der anorganischen Welt, nämlich in der Koërcitivkraft des Stahls. Wie unser Gehirn seine Vorstellungen, so behält der Stahl die einmal aufgenommene magnetische Energie andauernd zurück, was er seinem Gehalt an Kohlenstoff verdankt. Berücksichtigt man nun, daß der Kohlenstoff das charakteristische Element der Organismen ist, so hat man die besondere Zähigkeit des Gedächtnisses nicht als Eigentümlichkeit einer immateriellen Seele anzusehen, sondern als ein allgemeines Merkmal des Kohlenstoffs, das dieser auch in seinen anorganischen Zusammensetzungen erkennen läßt. Die Gleichheit im Verhalten des Kohlenstoffs bei seinen verschiedenen Zusammensetzungen zeigt sich auch in Einzelheiten. Wie die magnetische Kraft eines Stückes Stahl durch häufiges Einwirken magnetischer Energie gestärkt wird, so gewinnen auch die Vorstellungen in unserem Gedächtniß durch öftere Wiederholung ein und derselben Eindrücke an Schärfe. Je häufiger ich etwas gesehen oder gehört habe, um so fester haften die betreffenden Empfindungen in mir, und um so leichter reagire ich darauf. Das neugeborene Kind ist geradezu taub und blind, erst allmählich lernt es mit den Augen dem Lichte folgen und auf den Schall horchen, nur allmählich bildet sich seine Aufmerksamkeit, seine Aufnahmefähigkeit, sein Bewußtsein, sein

Unterscheidungsvermögen durch die Wirkung fortgesetzter Beeinflussungen aus*).

Je weiter diese Entwicklung fortschreitet, eines um so geringeren Reizes bedarf es, um die immer mehr verfeinerten Nerven zu erregen. Dies spricht sich deutlich in unserem Kunstgeschmack aus. Kinder oder auch Naturvölker lieben grelle Farben und laute, schrille Musik, während der gebildete Mensch an dunkeln oder doch weniger grell gemischten, leicht abgetönten Farben und sanft ineinander übergehenden Weisen Gefallen findet. Jene Organe und Empfindungen, die besonders viel in Anspruch genommen und erregt werden, bilden die Schärfe ihrer Erregbarkeit am meisten aus. Der Jäger bekommt ein geübtes Auge, der Schmied einen kräftigen Arm und überhaupt ein jeder Mensch eine besonders gute Aufnahmefähigkeit im Bereiche des Gebietes, in dem er sich am meisten betätigt.

Notwendig hinterläßt jeder neue Eindruck innerhalb unseres Gehirns molekulare Veränderungen der Ganglienzellen. Solange die Wirkung des betreffenden Eindrucks fortbesteht, wird innerhalb derselben Zellen stets dieselbe Kraftäußerung, dieselbe Empfindung andauern. Je nach der Stärke des Eindrucks werden wir ihn länger behalten oder schneller vergessen. Vielfach werden sich auch seine Spuren vollkommen verwischen, und hierauf haben wir die fortwährenden Aenderungen unserer Anschauungen zurückzuführen.

Nach alledem hat man sich die Funktion unseres Gedächtnisses folgendermaßen zu denken:

Unter den Milliarden in uns beharrenden Empfindungen gelangen je nach den Umständen, in denen wir uns befinden, stets einige, die meistens durch unmittelbare äußere Einwirkung frisch erregt und gekräftigt werden, zu besonderer Stärke. Wie der Schwerpunkt und die Resultirende beim Steinwurf nach Lage und Wirkung zur stärksten Kraft innerhalb des Körpers hinneigt, so verlegt sich auch die unter besonderen Umständen entstehende Hauptkonzentration der Energien unseres Körpers, das Bewußtsein, auf die jeweils am stärksten auftretenden Empfindungen, durch die sie gebildet wird. Ich (d. h. die Hauptkonzentration meines Körpers) bin mir nicht immer aller in mir beharrenden Empfindungen zugleich bewußt, sondern stets nur einer gewissen Summe besonders geschärfter Empfindungen. Die stärkste Empfindung in mir ist bestimmend für die Eigenart meiner jeweiligen Bewußtseinskonzentration. So erklärt sich die für die Funktion unseres Gedächtnisses charakteristische Erscheinung, daß es nicht alle je gefaßten Gedanken auf einmal, sondern stets nur einen gewissen Vorstellungskomplex zum Bewußtsein bringt, oder — wie wir es auch nennen — „reproducirt".

*) Es ist das Verdienst Darwins zuerst nachdrücklich auf diese Psychogenesis, die allmähliche Entwicklung der Sinnesfähigkeiten hingewiesen zu haben. Besonders wertvolle Untersuchungen hierüber verdanken wir nächst ihm: Preyer (Die Seele des Kindes) und Kußmaul (Untersuchungen über das Seelenleben des neugeborenen Menschen).

Jeder der stark auftretenden und zum Bewußtsein reproducirten Gedanken steht nun mit einem besonderen Begriffscentrum in Verbindung, das sich, wie vorher beschrieben, durch Resultiren zwischen den zugleich erregten und daher zusammentreffenden Vorstellungen gebildet hat. Wird eine Vorstellung eines solchen Begriffscentrums neu erweckt, so erhalten dadurch auch die anderen, mit ihr verbundenen Vorstellungen eine Stärkung. Auch muß, da jede Energie bestrebt ist, in der einmal angenommenen Eigenart und Richtung zu beharren, jede von Neuem erregte Vorstellung zu den früher mit ihr in Verbindnng getretenen und verwachsenen Begriffen oder Vorstellungen hinüberleiten, falls die ursprüngliche Eigenart der Koncentration nicht durch das Hinzutreten anderer Energien gestört ist. So erklärt sich die Erscheinung, daß das gleichzeitig und im Zusammenhange Aufgenommene auch im Zusammenhange reproducirt wird, einerseits durch das Resultiren zwischen zwei auf einander stoßenden Energien und andererseits durch das Streben aller Energien, in einer einmal angenommenen Eigenart zu beharren. Daß aber tatsächlich die gesammte Funktion unseres Gedächtnisses in nichts Anderem besteht, als in dem Reproduciren von Eindrücken, die irgend einmal durch gleichzeitige Wahrnehmung oder durch das Fluktuiren des Nachdenkens auf einander trafen, dafür einige Beispiele.

Wenn Jemand einen Gegenstand sieht und dabei stets das Wort „Buch“ hört, so ist es wahrscheinlich, daß späterhin das Hören des Wortes „Buch“ in ihm das Bild des betreffenden Gegenstandes, und ebenso das Sehen des Gegenstandes die Klangempfindung „Buch“ erregt; denn diese beiden Eindrücke wurden in unmittelbarer Aufeinanderfolge aufgenommen, mußten auf einander treffen und sich resultirend verbinden.

Wenn auf Jemanden ein Ding und unmittelbar darauf ein anderes (darüber, darunter, daneben oder sonstwo befindliches) Ding eingewirkt hat, so wird der erneute Anblick des einen auch die Vorstellung des anderen wachrufen.

Ebenso verbindet man mit jeder Blume einen gewissen Geruch, mit jeder Speise einen bestimmten Geschmack, falls jemals Anblick und Geruch oder Anblick und Geschmack gleichzeitig auf uns eingewirkt haben.

Auf diese Gedankenverbindung hat mit besonderem Nachdruck schon die englische Philosophie, die von Locke angeregt wurde und unter Hume zur höchsten Blüte gelangte, hingewiesen und hierauf die Lehre von der Ideenassociation begründet, die noch heute mit Recht einen Mittelpunkt der psychologischen Erörterung bildet. Man hat die scharfsinnigsten Untersuchungen darüber angestellt, welche Gedanken sich mit einander verbinden und welche Gründe in den einzelnen Fällen dafür maßgebend sind. Aber sonderbar! Auf die einfachste Erklärung, daß jedes Mal in der gesammten Natur alle auf einander treffenden Energieen — in unserem Falle also die durch gleichzeitiges Erregtwerden zusammentreffenden Vorstellungen — ausnahmslos resultirend in Zusammenhang treten und in Folge des

Beharrungsvermögens in dem einmal geschaffenen Zusammenhang zu bleiben bestrebt sind, — darauf ist Niemand gekommen!

Wann die eine und wann die andere Empfindung in unserem Hirn wachgerufen wird, ist völlig unberechenbar. Bei dem durch ständigen Anreiz der Umgebung hervorgerufenen ununterbrochenen Fluktuiren innerhalb der Ganglienzellen kann jeden Augenblick jede einmal gehabte Empfindung erregt werden. Meistens werden die zuletzt, oder die am häufigsten, oder auch die von vornherein am stärksten empfangenen Einwirkungen ihre Spuren am markantesten bewahren und die Bewegungen in unserem Hirn bestimmen. Die Erlebnisse der letzten Tage werden unseren Geist am intensivsten beschäftigen. Ebenso ist es durchaus unbestimmt (aber gerade diese Unbestimmtheit ist ein Beweis für die vollkommen mechanische Funktion und Abhängigkeit unseres Gehirns von den jeweiligen Verhältnissen), zu welcher der Empfindungen, mit denen der betreffende Gedanke früher in Verbindung getreten ist, er bei seiner Neuerregung überleiten wird. Wir wissen nicht, ob wir bei der Vorstellung einer Landschaft an eine solche mit Laub- oder Nadelwäldern, mit Bergen oder Flüssen denken werden. Wir wissen nicht, ob uns bei einer Rückerinnerung an eine Reise dieses oder jenes Erlebniß einfallen wird, oder ob uns der Anblick eines Briefes die Erinnerung an seinen Schreiber oder an seinen Ueberbringer oder an den Ort, wo wir ihn empfingen, oder an die Gefühle, die er in uns erregte, wachruft. Es können die verschiedenartigsten Vorstellungen sein, die sich gegenseitig gedächtnißmäßig anregen, nur müssen sie irgend jemals aufeinander getroffen und dadurch zu einer gemeinsamen Koncentration gelangt sein. Im übrigen aber wird der Weg unserer Gedanken durch die augenblickliche molekulare Gestaltung unseres Gehirns bestimmt, die dem einen Ereigniß breitere Spuren bewahrt hat wie dem anderen. Nur bei jenen Empfindungen, die ständig und zu unzähligen Malen im Zusammenhange mit einander aufgenommen wurden, ist es einigermaßen sicher, daß der durch sie gebildete Vorstellungskomplex die Eigenart seiner Zusammensetzung scharf bewahrt und die Vorstellungen zuverlässig in einander überleiten. Wenn ein Kind sehr häufig einen Gegenstand gesehen und ihn mit „Stuhl" hat bezeichnen hören, so kann man annehmen, daß diese Empfindungen sich in den meisten Fällen gegenseitig anregen werden. Daß andererseits nur die Gleichzeitigkeit der auf uns einstürmenden Eindrücke und ihr dadurch erfolgtes Zusammentreffen bedingend für deren gedächtnißmäßige Verbindung ist, dafür diene als Beweis, daß, wenn wir z. B. stets das Wort „Stuhl" beim Anblick eines Baumes hören würden, allmählich dieses Wort nicht etwa die Vorstellung eines Stuhls, sondern sicherlich die eines Baumes in uns erwecken müßte.

Viele Empfindungen, die wir ständig in demselben Zusammenhange formelhaft in uns aufnehmen, und die dadurch zu fester und dauernder Koncentration gelangt sind, werden stets in derselben Aufeinanderfolge, so-

zusagen serienweise, reproducirt werden. Dies ist vor allem bei jenen Vorstellungskomplexen der Fall, die wir Instinkte nennen, und die uns jederzeit mehr in ihrer Wirkung, in dem durch das Zusammenwirken entstehenden Gefühl, als in den einzelnen Vorstellungen, aus denen sie bestehen, zum Bewußtsein kommen.

Eine Kette von zusammengehörigen Empfindungen wird in ihrer Fortsetzung zu weiteren Empfindungen durch das Aufleuchten und Dazwischentreten anderer Bewegungen innerhalb des Gehirns gehindert, welche durch irgend einen Anreiz erregt wurden und sich nun ihrerseits auszubreiten suchen. Es ist als sicher anzunehmen, daß durch Schall, Licht u. s. w. fortwährend eine Menge Bewegungen gleichzeitig in unserem Gehirn erweckt werden, aber nur eine unter ihnen ist die zur Zeit stärkste und kommt mit den ihr verwachsenen Vorstellungen zum Bewußtsein. Nur *ein* Gedanke kann jederzeit die oberste Koncentration in uns bilden, wir können zu gleicher Zeit nur immer *einen* zusammenhängenden Gedanken in uns haben. Es ist wiederum unberechenbar, wie *lange* die Empfindungen einer Gedankenkette die stärksten bleiben. Jeden Augenblick kann durch irgend einen Anreiz eine andere Empfindung intensiver werden und die bis dahin herrschenden übertäuben.

Jede unserer Vorstellungen kann nun zu einer bewußt gewollten, äußerlich sichtbaren Körperbewegung führen, und jedes Begehren nach einem außerhalb unserer Koncentration befindlichen Gegenstande pflegt sich sogar in eine Körperbewegung fortzupflanzen. In gleicher Weise wie die Vorstellungen unter einander stets zu jenen überleiten, zwischen denen sich durch Aufeinandertreffen und Resultiren ein Zusammenhang gebildet hat, so leiten auch die Vorstellungen zu jenen motorischen Centren, mit denen sie sich durch oftmaliges gleichzeitiges Erregen resultirend verbunden haben, und bewirken hier durch allmählich geschaffene Möglichkeit ein Auslaufen des inneren Dranges in äußere Bewegung. Besondere, nach und nach entstandene und in der einmal angenommenen Eigenart zäh beharrende Koncentrationen verbinden die Vorstellungen des Bückens, des Handhebens, des Gehens u. s. w. mit bestimmten anderen, die Körperbewegungen beherrschenden Energieresultanten. Wie die inneren Vorstellungen äußere Bewegungen zur Folge haben, und wie diese Körperbewegungen in ihren ersten Anfängen bei niederen Organismen und späterhin immer von Neuem bei unerwachsenen Menschen sich entwickeln, kann man sich leicht klarmachen:

Das stärkste und allgemeinste Begehren ist der Wille, Nahrung aufzunehmen. Man stelle sich ein niederes Wesen vor, in dessen Nähe sich eine ihm zusagende Nahrung befindet. Es erfolgt zwischen den Atomen der Nahrung und den Atomen des Organismus buchstäblich eine Anziehung*). Diejenigen Organis-

*) Die Tatsache der Anziehung nehmen wir hier, da sie in der gesammten lebenden wie toten Welt zu beobachten und also mechanischer Art ist, als gegeben an.

men, bei denen diese innere Bewegung des Angezogenwerdens die zur Erlangung der Nahrung zweckmäßigste Körperbewegung zur Folge hatte, bestanden den Kampf um's Dasein am besten, gelangten zur Fortpflanzung und vererbten (vgl. S. 367) ihre vorteilhafte Veranlagung auf ihre Nachkommen, während Milliarden anderer Wesen zu Grunde gingen. Ebenso erregt irgend ein Anziehungsmittel den Willen eines Kindes und läßt ihn auf den durch Vererbung vorbereiteten Bahnen in eine nach dem Gegenstande des Begehrens hinstrebende Körperbewegung auslaufen. Anfangs greift das Kind wohl hilflos mit den Händen, plötzlich aber findet der Wille einen Weg, auf dem er zum Ziele gelangt: das Kind macht die ersten Schritte, — zunächst vielleicht auf Händen und Füßen, später auf den Füßen allein. Ist der Wille des Hinstrebens nach einem Punkte bereits einmal in die Körperbewegung des Gehens ausgelaufen, so wird er, sobald er wiederum erweckt ist, in seinem Bestreben sich fortzupflanzen denselben, schon geschaffenen Weg einschlagen und dieselbe Körperbewegung hervorrufen.

Soweit unsere Empfindungen durch unmittelbare äußere Einwirkungen, durch unmittelbares Angezogenwerden entstanden sind, werden sie stets in ihrer ursprünglichen Eigenart, also als ein Angezogenwerden, als ein „Drang" nach einem Gegenstande reproducirt werden, selbst wenn der Gegenstand sich nicht in der Nähe befindet. Zu diesen unbefriedigten Gefühlen, die als ein Angezogenwerden auftreten, ohne daß sie doch der wirklichen Anziehung, der Gegenwirkung, der Vollheit des Gefühls teilhaftig sind, die wir als „halbe" Gefühle, als Gefühle der Zerrissenheit bezeichnen könnten, gehört unser Hunger, unser Durst, das Verlangen nach etwas, das uns lieb geworden, und alle jene Empfindungen, die wir zusammenfassend als „Sehnsucht" kennzeichnen.

Jeder in uns erwachende Drang sucht sich durchzusetzen, wie überhaupt jede Energie bestrebt ist, sich fortzupflanzen. Doch bringt es die eigenartige Entwickelung, welche die Organismen genommen haben, mit sich, daß nicht jeder Wille gebieterisch seine Erfüllung heischt, sondern hauptsächlich jene Empfindungen mit hinreichender Stärke auftreten, die zur Erhaltung der Art beitragen. Die anderen Gefühle pflegen nur flüchtig einmal aufzutauchen und alsbald von anderen neuauftretenden übertäubt zu werden. Es kann aber jeden Augenblick jede Empfindung derart stark erregt und zu einem so intensiven Drange werden, daß sie die unnormalsten Handlungen veranlaßt.

Bei der Befriedigung eines in uns auftretenden Verlangens zeigt sich der Vorteil, den das Gedächtniß und die Fähigkeit, im Zusammenhange Wahrgenommenes zusammenhängend zu reproduciren, mit sich bringt. Taucht z. B. in einem Menschen das Verlangen nach Nahrung so intensiv auf, daß es die stärkste unter allen in ihm lebenden Empfindungen ist und immer von Neuem die herrschende Bewegung innerhalb des Gehirns wird, so leitet diese Vorstellung zu anderen über, mit denen sie bereits früher einmal in

Verbindung getreten war, indem sie ihnen den mehr oder weniger hohen Grad ihrer Stärke mitteilt. Der Hungernde denkt an Brot, bei Brot fällt ihm der Ort ein, wo er es gesehen hat, es entsteht ein nach jenem Ziel hindrängendes Verlangen, das in die entsprechenden Körperbewegungen ausläuft. Der Hungernde wird sich das Brot holen, falls nicht eine stärkere Bewegung in ihm rege wird.

Der Nutzen des Gedächtnisses und die Fähigkeit, im Zusammenhange Wahrgenommenes zusammenhängend zu reproduciren, liegt demnach darin, daß den einzelnen in uns wachgerufenen Empfindungen, die trotz des intensivsten Hinstrebens an sich hilflos sind, durch das Ueberleiten in andere Empfindungen eine bestimmte Richtung gegeben wird, in der sie zum Ziele gelangen können. An und für sich wäre das Verlangen nach einem außerhalb meines Gesichtskreises liegenden Gegenstande wirkungslos. Das Ueberleiten in andere, im Zusammenhange wahrgenommene Empfindungen aber giebt der Grundempfindung, d. h. der stärksten zur Zeit herrschenden, eine zum Ziele führende Richtung. Je länger ein Wesen lebt, und je entwickelter es ist, umso mehr Empfindungen nimmt es in sich auf und bewahrt sie im Gedächtniß. Dies hat zur Folge, daß es auf eine unberechenbare Anzahl von Situationen mit einer zum Ziele führenden Handlung (Körperbewegung) antworten kann.

Zum Schluß dieses Abschnittes sei noch darauf hingewiesen, daß eine Menge Erscheinungen, deren Erklärung wir vergeblich suchen, einfach aus dem Bestreben jeder organischen wie anorganischen Energie folgen, in der einmal angenommenen Eigenart zu beharren. Aus dieser Eigenschaft aller Substanz ergiebt sich unser Gedächtniß, unser Festhalten an alten Gewohnheiten, sowie das Entstehen eines dauernden charakteristischen Gebahrens bei jedem Menschen. Und wie das Verbleiben eines Stückes gebogenen Holzes oder Eisens in der so entstandenen Form nichts ist als das Beharren der Substanz in der einmal angenommenen Eigenart, so haben wir auch in den Erscheinungen der Remanenz bei lebenden Organismen, ferner in dem Fortbestehen und Fortschreiten einer von uns aufgenommenen nützlichen oder schädlichen Einwirkung und schließlich auch in der Tatsache der Vererbung nichts zu sehen, als die jede Energie bedingende Eigenschaft des Beharrens.





Die Befestigungen Siziliens und der Straße von Messina.

Von

A. Rogalla von Bieberstein.

— Breslau. —

Der Landesverrat des italienischen Kapitäns Ercolessi in Messina erscheint für Italien, ungeachtet manchen Widerspruchs in der italienischen Presse, doch größere und nachteiligere Folgen zu zeitigen, wie im Vorjahr der eines russischen Stabsoffiziers in Warschau durch Auslieferung der Befestigungspläne für Weichsel, Bug und Narew an eine fremde Macht, für Rußland. Denn er soll nicht nur eine geheime Instruktion für den Kriegsfall, Mobilmachungspläne für Sizilien und Calabrien, sondern auch den Kriegsfahrplan für ganz Italien, Abzüge von Mobilmachungs- und Schiffsplänen umfassen, die, wenn auch die betreffenden Dokumente noch vorgefunden wurden, von der Gattin des Kapitäns photographirt und daher wohl einer fremden Macht ausgeliefert worden sind. Was den Plan der Citadelle von Messina betrifft, der ebenfalls ausgeliefert worden sein soll, so hätte dies keine Bedeutung. Denn die alte Citadelle besteht, wie wir uns im jüngsten Mai durch den Augenschein überzeugten, nur noch in ihren schon seit 1880 aufgelassenen und geschleiften Werken. Ueber die sonstigen Befestigungen Messinas und der gleichnamigen Meerenge aber ist sehr wenig und nur in orientirten Fachkreisen bekannt.

Die Festung und Hafenstadt Messina bildet den Hauptstützpunkt der Verteidigung Siziliens, und besitzt, da es sich bei derselben um ein vielfach sehr fruchtbares Gebiet von 29 240 Quadratkilometer von etwa der doppelten Größe des Königreichs Sachsen mit 3 Millionen Bewohnern handelt, und da es dessen Verbindung mit dem Festlande sichert und die Meerenge beherrscht, für Italien außerordentliche Wichtigkeit. Schon im Mittelalter war Messina das Centrum des nationalen Widerstandes gegen

die Fremdherrschaft, und bot heldenmütig allen Angriffen Karls von Anjou während der Erhebung Trotz, die sich der sizilianischen Vesper anschloß. Die Stellvertreter der aragonischen Herrscher residirten hier lange Zeit, und während der Herrschaft der Bourbonen bildete Messina den militärischen Brückenkopf für das Königreich Neapel und war stark befestigt. Heute ist seine mit der Zeit veraltete Enceinte geschleift, und die der spanischen Zeit entstammenden Befestigungen der Forts Gonzaga und Castellacio liegen in Trümmern. An ihre Stelle ist in neuester Zeit ein Kranz von detachirten Forts getreten, die auf den die Stadt im Westen umgebenden Höhen angelegt, dieselbe zu einem großen verschanzten Lager gestalten. Es sind die Forts Polveriera, Menoja, Castellacio und Gonzaga, von denen die beiden letzteren, wie erwähnt, allerdings nur Ruinen sind und durch zwei neue nordwestlich anzulegende ersetzt werden sollen. Die Forts Campana, San Salvatore und San Ranieri auf der den vortrefflichen bis 54 m tiefen, 1000 Schiffe fassenden Hafen bildenden Halbinsel, bilden nebst drei am Uferquai inmitten der volkreichen 150000 Bewohner zählenden Stadt gelegenen Batterien und der Batterie Porto Salvo die Verteidigungswerke Messinas auf der Seefront. Sämmtliche Werke und Batterien sind alter Konstruktion, und nur die Forts Menoja und Polveriera Neubauten, jedoch ohne Panzertürme. Messina ist Torpedobootstation und Kohlendepot und durch Kabel mit Calabrien verbunden. Die Bedeutung seiner Befestigungen und der übrigen der Meerenge, liegt jedoch nicht sowohl in der Sperrung derselben für feindliche Flotten, wie in den bereits erwähnten Richtungen.

Im Verein mit den an der calabrischen Küste gegenüberliegenden Forts Pentimele, Arghalli und der Strandbatterie Catona beherrscht Messina den 5 km breiten südlichen Zugang zum schmalsten Teil der Meerenge, während der nördliche 3 km breite Zugang durch zwei Gruppen von Forts und Küstenbatterien gesperrt wird. Es sind auf der sizilischen Seite die Forts Faro, San Martino und Monte Spuria und die Batterien Canalone, Ganziri und della Grotta, und auf der calabrischen die Forts Scylla, Pezzo, San Giovanni und Matiniti superiore und inferiore und die Batterien Calmone, Alta Fiumara, Torre Telegrafo und Torre Cavallo. Beide Befestigungsgruppen sind hauptsächlich mit 32 cm langen und 24 cm Geschützen und 28 cm und 24 cm Haubitzen armirt, deren Geschosse genügende Durchschlagskraft gegen die Panzer, jedenfalls die der Decks, einer die Meerenge zu forciren suchenden Flotte besitzen. Somit bildet die Straße von Messina die stärkste See- und Landbefestigung Siziliens und Süd-Italiens überhaupt und das Bindeglied zwischen der Insel und dem Kontinent.

Die übrigen Befestigungen Siziliens sind bis auf die der Hauptstadt Palermo unbedeutend. Palermo aber besitzt ausgedehnte, jedoch nicht starke Küstenbefestigungen, die vom Kap Gallo bis südlich Palermos reichen und in einer Reihe von veralteten Türmen und Redouten, sowie den Forts

Aranella, Castellucio, San Erasmo und Garita, und der Hafenbatterie bestehen, und die die Hauptstadt und die sie umgebende reiche „Conca D'oro" vor einer feindlichen Landung zu schützen bestimmt sind. Palermo hat jedoch keine Befestigungen auf seiner Landfront.

Der unweit Messinas an der Nordküste Siziliens gelegene, kleine gute Zufluchtshafen, für Schiffe mittleren Tiefgangs und Torpedobootstation, Milazzo, wird nur durch einige alte Batterien und eine alte Citadelle verteidigt, deren Befestigungen jedoch neuerdings verbessert wurden, da Milazzo eine günstige Landungsstelle für Truppen, die Messina anzugreifen beabsichtigen, bildet. An der Westküste Siziliens ist nur der Hafen und Torpedobootstation Trapani nach dem alten Bastionär-System befestigt und von den Forts Columbaja und Castello San Juliano verteidigt. Wie es scheint, ist jedoch eine stärkere Befestigung Trapanis italienischerseits mit Rücksicht auf das nur 35 deutsche Meilen entfernte Bizerta beabsichtigt. An der Ostküste besitzt nur Syracus einige, jedoch völlig veraltete Fortbefestigungen, die der heutigen Geschützwirkung keinen Widerstand zu leisten vermögen, und ebenso der unweit gelegene gute Hafen mit Torpedobootstation Agosta in seiner Citadelle und seiner Umwallung. Zahlreiche alte Befestigungsreste, Schlösser und Türme, zum Teil noch aus sarazenischer Zeit, befinden sich an manchen Punkten der sizilianischen Küste, haben jedoch, zwar in früherer Zeit ihren Zweck des Küstenschutzes erfüllend, heute verfallen gar keinen militärischen Wert mehr.

Der Plan der italienischen Militär-Autoritäten, für die Verteidigung Siziliens den inmitten der Insel gelegenen wichtigen Straßenknotenpunkt Castro Giovanni zu einem verschanzten Lager auszugestalten, ist, wie wir uns an Ort und Stelle überzeugten, noch nicht zur Durchführung gelangt. Castro Giovanni ist bei seiner centralen Lage zur Insel und seinen Straßen- und Bahnverbindungen zur Südwest-, Nord- und Ostküste Siziliens zum Hauptstützpunkt der Landesverteidigung Siziliens ganz besonders geeignet. Auf einem fast 1000 Meter hohen hufeisenförmigen nach Osten offenen Berggipfel, in in früherer Zeit fruchtbarster Gegend gelegen, wurde es im Altertum bald zu dem wichtigen antiken „Enna", das schon Cicero beschrieb und Livius „inexpugnabilis" nannte. Griechen, Karthager, Römer und Sarazenen kämpften wiederholt und oft erfolglos um seinen Besitz. Nur etwa 8—9 deutsche Meilen Luftlinie, und somit nur 3—4 Märsche von den Bahnpunkten Licata, Termini-Imerese und Catania an der Südwest-, Nord- und Ostküste Siziliens gelegen, vermag eine bei Castro-Giovanni und dem benachbarten Bahnkreuzpunkt Santa Catherina Xirbi postirte italienische Streitmacht, wie etwa das in Sizilien dislocirte XII. Armeekorps, per Bahn in wenigen Stunden an den genannten Küsten zu erscheinen, um einem dort in der Landung begriffenen Gegner gegenüberzutreten und seine völlige Ausschiffung zu verhindern, jedenfalls aber seinen Vormarsch in's Innere Siziliens oder längs dessen Küsten sehr zu erschweren,

und, gestützt auf ein verschanztes, gut aprovisionirtes Lager bei Castro Giovanni seine Verbindungen beständig zu bedrohen und ihm die Eroberung Siziliens streitig zu machen. Bei der Nähe Bisertas an Girgenti und Licata von nur 45 bezw. 49 deutschen Meilen, die eine Landungsflotte mit 16 Knoten in etwa 11—12 Stunden zurückzulegen vermag, gilt ein französischer Angriff auf Sizilien, im Falle eines Krieges zwischen Frankreich und Italien, in den fachmännischen Kreisen als sehr wahrscheinlich, um sich in den Besitz der ungeachtet ihrer agrarischen Mißwirtschaft immer noch reichen Insel und ihrer Vorräte zu setzen, und in ihr zugleich einen Stützpunkt für eine weitere Aggressive gegen Süditalien zu gewinnen. Als zweiter Stützpunkt der Verteidigung Siziliens wäre daher ein verschanztes Lager bei Castro Giovanni für die Italiener von großem Wert, da Messina zu weit entfernt im Osten liegt. Offenbar haben finanzielle Rücksichten, die bei der Ausgestaltung der Wehrkraft Italiens eine so bedeutende, oft hemmende Rolle spielen, die Errichtung des Lagers bei Castro Giovanni bis jetzt verhindert, und ist daher bis auf Weiteres die Landverteidigung Siziliens auf das verschanzte Lager von Messina und die erwähnten übrigen Küstenbefestigungen, sowie namentlich die Aktion des XII. Armeekorps und seiner Reservetruppen, eventuell unterstützt durch die Flotte, verwiesen.





Farben-Empfinden.

Von

Otto Gysae.

— Berlin. —

Man hat vor einer Reihe von Jahren angefangen, den Räumen, welche zur Ausstellung von Bildern und Skulpturen dienen, durch farbige Tönung der Wände und des Fußbodens ein gewisses Stimmungsgepräge zu geben.

Zunächst wurde damit nur beabsichtigt, das objektive Beschauen der Kunstwerke zu erleichtern, indem durch den gleichmäßig indifferenten Ton des Zimmers alle möglichen störenden Nebeneinflüsse beseitigt wurden. In der Berliner Secession erreichte man diesen Zweck durch sandfarbige Leinewand auch fast vollkommen. Anderwärts ist man weitergegangen. In der Dresdener Landesausstellung verwandte man zur Bekleidung des Fußbodens Matten, welche starke Farbenwirkung hervorriefen, — brandiges Kiesgelb, sattes Blau, Burgunder-Rot. Der Versuch hatte leider keinen Erfolg, da es nicht gelang, die Bilder so auf die verschiedenen Räume zu verteilen, daß ihnen von der farbigen Stimmung des Raumes etwas zu gute kam, und da man außerdem vergaß, die Säle durch Vorhänge von einander abzuschließen, — was natürlich die unglücklichsten Folgen hatte.

Man wird wahrscheinlich noch mancherlei Fehlgriffe tun.

Aber diese Bestrebungen sind ein höchst erfreuliches Symptom. — Man fängt endlich an, sich darauf zu besinnen, daß es nicht genügt, einem Bilde nur günstiges Licht zu geben, sondern daß auch die Umgebung eines Kunstwerkes mit der Stimmung desselben harmoniren muß, wenn eine unmittelbare Wirkung der Idee des Künstlers auf unser Empfinden, will sagen: ein künstlerisch reiner Genuß erreicht werden soll.

Und indem man sich klar macht, daß der Ausstellungsbesucher von heute ein vielgeplagter Mensch ist, dessen Schönheitssinn durch die Geschmacklosigkeiten der Zinshäuser unaufhörlich gequält und mürbe gemacht wird, findet man den Mut, aller architektonischen Floskeln zu entraten und seine Zuflucht zur Farbe zu nehmen.

Man entdeckt nun in der Tat, daß zwischen Farbe und Empfinden Beziehungen höchst feiner Natur bestehen, welche uns dem angestrebten Ziele näher bringen können. — —

Das Alles ist ein Anfang, — und nur ein allererster Anfang.

Denn wer heute in Kunstausstellungen geht, der will sich bilden, und darüber vergißt er zu genießen. Und so kommt es, daß die Leute todmüde und erschöpft wieder nach Hause gehen, wo sie doch erfrischt und neu gekräftigt sein sollten.

So lange wir nicht darauf verzichten lernen, durch die Säle zu laufen und über jedes Bild an der Wand uns ein Urteil zurechtzuzimmern, so lange wird von einem wirklichen Verstehen der Persönlichkeit des Künstlers und von einer daraus resultirenden Bereicherung unseres Innenlebens nicht die Rede sein können. Und wir werden nicht eher einen Einfluß der Kunst auf unser Leben — wie er bei den Griechen und zur Zeit der Renaissance bestand — verspüren, als bis wir die Fähigkeit wieder erlangen, zu genießen.

Wir haben diese Fähigkeit gründlich verlernt, seitdem die schlechte Sitte eingerissen ist, daß Jedermann ein Urteil über Kunst haben muß, will anders er Anspruch auf Bildung erheben dürfen.

Es wird freilich noch eine Weile dauern, bis wir so weit sind, die Bildung eines Menschen nicht mehr nach der Fertigkeit zu beurteilen, mit der er einen Tintoretto von einem Veronese unterscheidet, bis wir einsehen, daß es ungleich mehr bedeutet, ein Bild mit seinem Empfinden zu erfassen, als mit seinen Kenntnissen, und bis wir daran denken, unser Empfinden zu erziehen, daß es die Schönheiten, die der Künstler ihm geben kann, nehme und für das eigene Leben umwerte.

Es wird aber eines der Ziele der Kulturverfeinerung sein, uns das Genießen wieder zu lehren.

Dann wird die Idee des Meisters uns ein eigenes Erlebniß bedeuten, das unsere Erfahrung reicher macht. Dann werden wir in uns selbst nach Schönheiten suchen und davon mehr finden, als wir glaubten, und werden unser Empfindungsleben hineintragen in die großen Aufgaben des wirklichen Lebens.

Die erste Station auf dem Wege zu diesem Ziele ist, daß wir anfangen, uns auf uns selbst zu besinnen, daß wir den Mut haben, unser persönliches Empfinden nicht nur ein Wort mitsprechen, sondern für uns den Ausschlag geben zu lassen, daß wir anfangen, diesem Empfinden

nachzugehen in seine uns heute noch fast unbekannten dunklen Märchenwälder, in denen so viele seltsame und feine Schönheiten verborgen sind.

Und die zweite Station, daß wir unsere Augen aufmachen und sie eine offene Tür werden lassen zwischen unserem persönlichen Empfinden und allem Schönen, was es auf der Welt giebt. —

Um noch einmal auf die farbige Stimmung des Raumes zurückzukommen, so meine ich, liegt in diesem Versuch ein Bestreben, den eben angedeuteten Weg einzuschlagen. Wenn man ein Kunstwerk in einem Raum aufstellt, dessen Farbenton in einer inneren Beziehung zu dem Kunstwerk selbst steht, so kommt damit der Künstler dem Beschauer entgegen, indem er durch eine geheimnißvolle Wirkung auf sein Empfinden die Stimmung vorbereitet, welche für das Erfassen der künstlerischen Idee unerläßlich ist.

Viel Verständniß hat dieses Entgegenkommen freilich noch nicht gefunden, aber man darf hoffen, daß die Anregung, welche damit gegeben ist, weitere Bemühungen nach sich ziehen wird.

Es liegt darin auch der Anfang einer Erziehung zum Farben-Empfinden, dieses Sinnes, der eine unmittelbare Verbindung zwischen unserem Seelenleben und ungezählten Schönheiten bedeutet.

Ich möchte in den folgenden Zeilen den Versuch machen zu zeigen, wie wenig das Farben-Empfinden heute noch an unserem Innenleben beteiligt ist, wie unbedeutend der Einfluß, den es auf das künstlerische Genießen des Lebens ausübt, und welche Fülle von Schönheit es uns geben kann, wenn wir uns die Mühe nehmen, darauf zu lauschen. —

* * *

Wer heutzutage den Seemansberuf ergreift, der muß, bevor er eine verantwortliche Stelle in demselben einnehmen darf, auf Farbenblindheit untersucht werden. Diese Vorschrift hat den Zweck, Unglücksfälle auf See, welche durch Verwechseln der roten und grünen Positionslaternen verschuldet werden können, zu vermeiden. Bei einer solchen Untersuchung wird in der Tat das Vorhandensein von Farbenblindheit oft festgestellt, und zwar stets unter großem Erstaunen und lebhaftem Protest des Betreffenden selbst. Es ist nun allerdings selbstverständlich, daß Jemand von der Farbe Rot z. B. nichts weiß, wenn er die Fähigkeit nicht besitzt, sie zu erkennen. Aber es bleibt doch interessant, daß ihm sein Mangel an Farben noch niemals zum Bewußtsein gekommen ist, wo er doch viele Jahre seines Lebens hindurch täglich mit Menschen in Berührung gekommen ist, welche dieses Rot sehen können. —

Ich meine, daß dies mit einer unbewußten Gleichgiltigkeit in Verbindung steht, welche uns Allen noch anhängt.

Wir begnügen uns damit, von den Farben, die wir sehen, Vorstellungen von einer gewissen präcisen Form zu haben, die sich bequem

handhaben läßt. Wir sehen also z. B. Rot, und im besten Falle Bordeaux-Rot, und Zinnober, Karmoisin und Rosa. Diejenigen, welche sich eingehender mit Farben beschäftigen, machen wohl noch mehr Unterschiede.

Im Letzten aber läuft es schließlich doch auf etwas Derartiges hinaus. Aber man kann nicht sagen, daß wir ein anderes Bewußtsein der Farben, als dieses besitzen. Nur die Wenigsten lassen sich von einer Farbe tiefer berühren, lassen sich von ihr ergreifen, wie man vom Sonnenschein oder vom Anblick des Meeres ergriffen wird.

Es giebt in der Musik Parallelen zu diesem äußerlichen Verfahren. Auch hier läßt man es sich angelegen sein, zu rubriciren. Die Theoretiker sprechen von Non-Akkorden und verbotenen Quinten, die Laien von dem herrlichen Mittelsatz und daß Beethoven doch größer sei als Mozart.

Glücklicherweise sind aber auch Menschen vorhanden, die von dem Allem nichts wissen, und darum Alles verstehen, was der Künstler ihnen sagen will. Man kann solche sehen in den billigen Ecken der Konzertsäle, wo sie, ein wenig vornübergeneigt, mit stillem glückseligen Lächeln lauschen. Diese bedürfen keiner Vermittelung. Mit den sehnend offenen Händen ihres Empfindens nehmen sie alle Schönheiten des Kunstwerkes von selbst in sich auf.

Wo es sich nun aber um das Empfinden von Farben handelt, sind solche Erscheinungen leider höchst selten. Sollte dieses Empfinden vielleicht eine anormale Begabung sein?! — Gewiß nicht! Man braucht nicht an die tastenden Versuche halbcivilisirter Völker, sich in den Farben zurechtzufinden, zu erinnern, um zu merken, daß Farben s i n n jedenfalls wohl überall vorhanden ist. Und es giebt Gründe genug, auch an die Fähigkeit des Farben-Empfindens zu glauben.

Es handelt sich nur darum, diese noch verborgen schlafende und nur träumerisch wirkende Kraft zum Leben zu erwecken.

Denn Farben-Empfinden heißt Farben-Erleben.

Nicht vorübergehen an den Farben, sondern mit einem gewissen Pathos vor ihnen stehen bleiben.

Ein wenig warten, ob sie uns etwas sagen wollen, — und wenn sie es taten, alle diese Worte bewegen in unserem Herzen.

Beziehungen entdecken und fragen „Warum?“

Sie lieb haben, und ihnen auch etwas zu gute tun.

Andächtig sein und mit ihnen jubeln! — — —

* * *

Es bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung, daß das Empfinden von Farben viel mit Rassen-Unterschieden zu tun hat, und mehr noch mit der Kulturstufe, auf der wir uns befinden. Denn „die durch Entwickelung der Kultur erworbenen Fähigkeiten sind erblich, sodaß das

Kind einer gebildeten Rasse einen angeborenen Instinkt für Schönheit hat, der von Künsten herrührt, die vielleicht hunderte von Jahren vor seiner Geburt geübt wurden," sagt Ruskin, und was er hier vom Instinkt für Schönheit sagt, gilt offenbar in gleicher Weise für das Empfinden von Farben.

Das wesentlichste Moment bleibt jedoch immer die Persönlichkeit, die unberührt vom Staub der Konvention mit klaren Augen nach selbsterlebten Schönheiten sucht.

Man darf füglich sagen, daß die Asche der Konvention Jahrhunderte lang über der Farbe gelegen hat. Wer hätte es früher wagen dürfen, eine Madonna in Blaß-Gelb zu malen?! — Blau und Rot war das Hergebrachte und ohne diese grellen empfindungslosen Farben ging es nun einmal nicht an. Uebrigens würde Blaß-Gelb Vieles haben sagen können: hätte es nicht geklungen, wie eine scheue Frage nach dem großen Geheimnis ihrer Mutterschaft?! — Aber man kam nicht dazu, die Farbe als Ausdrucksmittel der Idee zu verwenden. Es blieb bei der theatralischen Wirkung.

Dennoch sind Bilder vorhanden, wo die Farbe eine ausgesprochene Beziehung zu dem dargestellten Vorgang hat. Ich erinnere nur an die stimmungsvollen Töne bei Murillo. Aber dieses Farben-Empfinden war wohl unbewußt und nur der Ausfluß künstlerischer Genialität.

Das unbewußte Farben-Empfinden spielt überhaupt bisher fast die einzige Rolle. Gleich einer Inspiration beeinflußte es die Kunst Tizians und Giorgiones. Ein Ausdruck jauchzender Lebensfreude ward es in dem Luxus der Renaissance, dessen glühende Farben die Stimmung des Jahrhunderts verständlicher machen, als Petrarca und Tasso, ein Mittel der Macht in den Händen der katholischen Kirche, die durch die Farbenpracht ihrer Gotteshäuser — man denke an die Peterskirche und an die Glasmalerei in Notre-Dame — die Sinne der Gläubigen fester gefangen hielt, als durch lateinische Predigten. —

Es ist schwer zu sagen, wann das Farben-Empfinden zum Bewußtsein erwachte. Natürlich konnte es nur aus dem Boden dieser Jahrhunderte langen Kultur aufwachen, gefördert durch nährkräftige Einflüsse der Litteratur und auch der Musik. Gewiß ist, daß bereits künstlerische Persönlichkeiten existirt haben und heute noch leben, die ihre Farben aus der Tiefe ihres Empfindens herausholen. Ich möchte nur Namen nennen, wie Whistler, Ludwig v. Hofmann, und von Dichtern J. P. Jacobsen, den Brandes den größten Koloristen der Jetztzeit-Prosa nennt, Gabriele d'Annunzio, Maeterlinck.

Freilich, — was können uns die Werke solcher Künstler geben, wenn wir nicht die Fähigkeit besitzen, sie zu verstehen. Sie bleiben uns verschlossen. — Da, wo innerstes und persönliches Empfinden spricht, hören

wir nur dunkle Worte, und die tiefste Idee kann den Weg zu uns nicht finden, weil wir nichts haben, womit wir sie aufnehmen könnten.

Wir müssen eben lernen, Farben zu empfinden. Aber dies gewiß nicht um der wenigen Kunstwerke willen!

Die Freuden, die diese uns geben können, sind verschwindend klein im Verhältniß zu den unzähligen Freuden, die wir uns selbst schaffen können, wenn wir einmal anfangen, die Farben in unser Leben hineinzutragen.

Darauf kommt es an. — Wir sind noch immer der Meinung, wir müßten in Museen gehen oder nach Italien reisen, um Farben zu sehen.

Farben giebt es überall. Wir müssen sie nur nehmen.

Aber dieses Geheimniß wissen nur Wenige.

* * *

„Und für den Salon haben wir uns schließlich doch zu Fraise entschlossen.“

„Ist es gestattet, gnädige Frau, sich einmal umzusehen?“ — —

Die Tapete ist gelb, — ein verblichenes Citronengelb. Die Bilder, die selbst übrigens nicht zu erkennen sind, weil sie zu hoch hängen, zeigen moderne Rahmen, — ockerrot mit grünen Jugendlinien, die Decke prangt in reichen Stuckornamenten mit viel Gold. Die Vorhänge, also Fraise, mit breiten Lambrequins, stehen steif, als seien sie aus starker Pappe geschnitten, und versperren dem Sonnenlicht energisch den Eintritt. Das Bischen, was sich von Sonne noch hereinfindet, sickert durch gelbliche Crèmestores mit unwahrscheinlichen Blumenranken und bleibt kalt, blaß und verwaschen auf dem tonlosen Parkett liegen.

Die Möbel Mahagoni, ein achteckiger Tisch, Fauteuils und eine wacklige Schrank-Etagère mit Meißner Porzellan. Auf dem Tisch eine grünsammetne Decke, darauf eine zweite von weißer Seide mit gemalten Heckenröschen, bläulich rosa. In der Mitte die Bronzeschale mit geknifften Visitenkarten. In der Nähe des Fensters der schwarze Flügel mit blauer japanischer Atlasdecke, auf den Tasten ein beigefarbener Schoner, singende Vögel und Notenlinien, die wie Telegraphendrähte aussehen, Photographieständer in Bronze, gepunztem Leder und bemaltem Glas. Und Vasen, die leer sind, — ich wiederhole: Vasen ohne Blumen. —

Dies der Salon. Natürlich ist er in jedem Geschäft auch in Blau, Grün und Rot vorrätig.

Einen Blick ins Herrenzimmer. Selbstverständlich Dunkel-Eiche. Durchaus teutonisch. Bierkrüge, Geweihe, schwere Wanddraperien in Bordeauxrot, gelbbraune Gobelins, Trinkgelage darstellend, —— — —

Ich schütze eine dringende Verpflichtung vor und verabschiede mich. Hier wohnten also Menschen, die im Kunstsalon und einmal wöchent-

lich im Theater abonnirt waren und jährlich eine Reise nach Norwegen oder Italien machten, Menschen, die sehr verständig über Malerei sprachen und anschauliche, lebendige Schilderungen von Naturschönheiten geben konnten.

Diese Räume waren ihr Zu-Hause. In den fraisefarbenen Fauteuils, den grünen Sammet und die blauroten Heckenrosen vor Augen, feierten sie ihre ersten, stillen Dämmerstunden, die eine liebevolle Erinnerung für sie wurden; und zwischen Bierkrügen und den verschiedensten Rots, die einander die Haare raufen, liest er Jörn Uhl und ist begeistert davon.

Denn wohlgemerkt: Diese Menschen bilden sich ein, Geschmack zu haben. — —

Wie ist das möglich?!

Es kann nicht anders erklärt werden, als daß sie einfach vergessen haben, sich auf ihren eigenen Geschmack zu besinnen. — Ihre Einrichtung, die von Müttern und Tanten wochenlang besprochen wurde, war eine Frage, die schließlich doch nur der Möbelhändler entschied. Als man die Möbel aussuchte, gebrach es plötzlich an Zeit, — natürlich fehlte es auch an Mut, — und so nahm man das Praktische, was übrigens im Grunde höchst unpraktisch war. — — —

Ich dachte an einen jungen Freund, der sich eine kleine Wohnung mit alten Möbeln, Erbstücken von den Großeltern, eingerichtet hatte. Er war nicht wohlhabend, — so viel ich weiß, standen ihm monatlich kaum 200 Mark zur Verfügung, — aber man sah ihn stets vornehm einfach angezogen. Ich lernte ihn in einer Gesellschaft kennen, wo wir zufällig in ein Gespräch über die Farbenstimmungen des flachen Landes kamen. Er zeigte hierbei ein so feines Verständniß für subtile Schönheiten, daß ich begann, mich für ihn zu interessiren, und den Entschluß faßte, seine Bekanntschaft nicht wieder fallen zu lassen.

Da ich mich nach dem eben abgestatteten Besuch ein wenig flau fühlte, kam ich auf den Gedanken ihn zu besuchen. Es traf sich günstig: in einem der nächsten Häuser wohnte er.

Gartenhaus, drei Treppen, — eine Zwei-Zimmer-Wohnung mit kleiner Küche und Badezimmer. — — Ich traf ihn zu Hause.

Man trat durch den Vorplatz, — er war durch einen einfarbigen dunkelblauen Vorhang von der Küche getrennt — in das Wohnzimmer. Das war ein heller Raum mit zwei Fenstern, vor denen weiße Mullgardinen hingen, die durch einen schmalen gefalteten Lambrequin von blaß lichtgrüner Farbe abgeschlossen wurden. Die Wände — und das war eigentlich der erste Eindruck, den man empfing, — waren bis zu Kopfeshöhe mit duffgrünem Leinenstoff verkleidet. Ein paar Stiche ohne Passepartout, einige Photographien älterer Meister, in Rahmen, die nichts Anderes wollten, als nur das Bild selbst herausheben. Die Möbel waren gemütliche alte Stücke, Mahagoni mit eschengrünem Rips. Auf dem

runden Tisch lag eine graugrüne Decke, darauf eine irdene Schale mit gelben Primeln. Am Fenster stand eines jener alten Bureaux aus unserer Großväter Zeiten.

Ich empfand ein Wohlbehagen. Die Farbeneinheit um mich herum war wie eine weiche Musik von beruhigendem Rhythmus; sie war kühl, wie Morgensonnenlicht, — und dennoch kam von irgendwoher eine Wärme, welche Behaglichkeit und Lebensfreude atmete. Nun sah ich auch, daß der Fußboden mit russisch-grünem Filz ausgelegt war.

Die Hauptsache: ich fühlte mich zu Hause. Ich wußte ohne Weiteres, daß man hier ein Buch mit wirklichem Genuß lesen konnte, daß dort vom Fenster aus die Träume in den weiten Himmel hineingingen, und daß das Bureau Zeuge ernster Arbeit war. Man war davon überzeugt, ohne nach Gründen zu fragen, — ebenso stark, wie man es in jenem Teutonenzimmer bezweifelt hatte.

Und der hier zu Hause war, besaß dieselbe harmonische Ruhe, welche über der einfachen Einrichtung ausgebreitet lag. Man fühlte, daß er sie aus der Stimmung seiner schönen Umgebung schöpfte.

Denn diese Stimmung war durchaus individuell. — Man hätte die Wohnung ohne den Besitzer sehen können und dennoch ein wahrheitsgetreues Bild von diesem erhalten. Gerade dies hatte ich bei dem Anderen vermißt. Dort standen ungezählte geschmacklose Sachen herum, die man in jeder Etage des Hauses hätte wiederfinden können, — die dem Besitzer wahrscheinlich garnicht einmal gefielen, und die jedenfalls nie benutzt wurden. Hier jedoch wurde jeder Gegenstand benutzt; und war es auch nur, daß man ihm eine besondere Beleuchtung gab und an den dadurch entstehenden Farbentönen Freude fand. —

Liebe zu den Kleinigkeiten des täglichen Lebens ist mit dem Farben-Empfinden unzertrennlich verbunden. Das Grau des Alltags, das jene müde und verdrossen macht, wird unter dem Licht der Persönlichkeit zu farbenschimmernden Sonnenstäubchen. Unsere Umgebung steht uns nicht mehr fremd und feindlich gegenüber, sondern wir haben sie lieb, weil sie eine Beziehung zu unserem Innenleben hat. Sie ist nun *unsere* Umgebung geworden, *unser* Stil, der Stil unserer Persönlichkeit. —

Man wird zugeben, daß allein in der Möglichkeit, all' den Dingen, die um uns sind, den Stempel unserer eigenen Persönlichkeit aufzudrücken, ein die Energie stärkendes Moment liegt. Das moderne Leben ist voll von Enttäuschungen und seelischen Depressionen, und wir gehen oft an der Gefahr, den Glauben an uns selbst zu verlieren, nur eben vorüber. Da gewährt es gewiß eine zum Mindesten äußerliche Sicherheit, wenn wir durch unsere Umgebung dokumentiren können, wie wir denken, — und noch mehr, wie wir empfinden.

Man darf noch weiter gehen. Während wir bisher die Gesinnung eines Menschen nach den Büchern beurteilen konnten, die auf seinem

Schreibtisch lagen, wird man jetzt aus den Farben seines Arbeitszimmers erfahren, welcher Empfindung er fähig ist. Das erstere ließ mit Sicherheit nur auf die Höhe seiner geistigen Begabung schließen, — nun aber begreifen wir geheimste Seiten seines Charakters. — Und diese letzte Erkenntniß ist wertvoller. Sie kann uns Jahre ersparen, während deren wir achtlos an einem Menschen vorübergehen würden, der uns innerlich nahe steht, und sie bewahrt uns vor Enttäuschungen.

Wenn man doch daran denken wollte, den Kleinigkeiten des Lebens Schönheiten abzulauschen oder neue in sie hineinzulegen. Wenn wir unsere Empfindungsfähigkeit einmal tätig werden ließen, daß sie Farben zusammensuchte und sie auf alle eintönigen Flächen unseres Daseins aufsetzte. Um wieviel freudiger könnte unser Tagewerk sein! Bei allem äußeren Verdruß würden wir immer eine stille Freude in uns tragen und würden neben unseres Lebens sonnenbrennender Chaussee, wo wir jetzt nur hin und wieder die spärlichen Schatten dürftiger Erfolge erreichen, einen kleinen blühenden Garten haben, der uns allein gehört.

* * *

Man gehe einmal durch die Straßen der Großstadt und achte nicht nur auf den Gesichtsausdruck, sondern auch auf den Anzug der vorübergehenden Menschen. Müde und abgehetzt die Einen, frech und aufdringlich die Anderen, welche in tiefen Gedanken, und wieder Andere geschwollen und affektirt. Das lesen wir aus ihren Zügen.

Aus ihrer Kleidung erfahren wir noch mehr. Sehen wir nicht eine große Gleichgiltigkeit gegen Alles, was etwa Persönlichkeit ausdrücken könnte?! Ahnen wir nicht etwas von toten Seelen, die erdrückt sind von Geschäftssorgen und Berufspflichten?!

Welche Farben und welche Zusammenstellungen von Farben muß man sich da gefallen lassen! Chokoladenbraune Beinkleider und schmutzigblaue Jackets, abscheulich grelle rote Schlipse und beigefarbene Paletots.

Man möge nur nicht erwidern, das seien arme Leute, die über der Arbeit um das tägliche Brot nicht die Zeit und noch weniger die Mittel hätten, Wert auf ihren Anzug zu legen. Denn gerade unter ärmeren Klassen findet man häufig Erscheinungen, die entsprechend ihren Verhältnissen vorzüglich angezogen sind. Der blaue Kittel eines Maurers kann wohltuender, als der Gehrock eines Dandy berühren. Er will nicht mehr bedeuten, als er ist: ein Arbeitskleid. Dieser aber möchte den Schein erwecken, als stecke darin ein Mensch von vornehmer Gesinnung. Und bleibt doch meist nichts Anderes, als unechte Eleganz, die man in einem Herrenladen für eine angemessene Summe käuflich erwerben kann. Und hat mit Vornehmheit so ganz und gar nichts zu tun. —

Gut angezogen sein läßt sich überhaupt mit Geld nicht erreichen.

Gut angezogen sein heißt persönlich angezogen sein. — Und dabei wird die Farbe stets mitsprechen müssen, — sei es auch, daß sie es durch Schweigen tue.

Ein solcher Anzug kann vielleicht absonderlich sein, — aber niemals auffällig.

Grelle Dissonanzen, zinnoberrote Schlipse zu blauen Augen, sind hier unmöglich. Statt dessen werden lebhafte Naturen auf originelle Farbenharmonien sinnen, und stille werden an Farbeneinheit sich genügen lassen. —

Aber vorläufig freilich ist es damit schlecht bestellt. — Man kann es zwar einem Ladenjüngling nicht allzusehr übelnehmen, wenn sein Schlips uns beleidigt; aber daß selbst Künstler, welche doch täglich mit Farben zu tun haben, nur in ganz seltenen Fällen gut angezogen sind, ist allerdings ein bedeutsames Zeichen dafür, wie fest das Farben-Empfinden heute noch schläft. Da laufen Maler herum, tüchtige Portraitisten, gute Landschafter, die von Farben-Komposition in ihrem Anzug keine Ahnung haben. Schriftsteller, deren Romane in Farben schwelgen, können sich nicht darüber klar werden, daß ein roter Plastron zu einer violetten Weste schlechterdings nicht paßt. — Wie man sich anziehen soll, das ist eben heutzutage fast immer eine Frage, die entweder belanglos ist, oder mit reklamesüchtiger Eitelkeit zusammenhängt. —

Was nun die Mittel anbelangt, deren man bedarf, um sich gut anzuziehen, so sind diese vielleicht geringer, als der Betrag, den uns die konventionelle Garderobe kostet. Auch der kleine Mann fühlt sich heute verpflichtet, seinen Sonntagsanzug zu haben, und in wohlhabenderen Kreisen braucht man Frack, Gehrock, Smoking, Straßen-, Reise- und Arbeitsanzug.

Vielleicht wird man lernen, auf diesen Zwang zu verzichten, und wird einsehen, daß die Persönlichkeit sowohl, als auch die Stimmung der Gelegenheit, für die man sich anzieht, durch die Farbe des Schlipses zum Beispiel schärfer charakterisirt werden kann.

Einfachheit ist auch hier das Vornehmste.

Der Arbeiter, der Handwerker wird dann sein ehrliches Kleid auch bei feierlichen Gelegenheiten tragen, und wir werden ihn höher achten, als wenn er eine weiße Weste und rote Glacé-Handschuhe trüge.

Und statt Rot und Violett wird man nun Rot oder Violett sehen.

Ich meine, es ist Grund zu der Hoffnung vorhanden, daß dann nicht nur das Straßenbild erfreulicher sein wird als jetzt. — —

Soll ich noch von den Frauen sprechen? — — Natürlich nicht von den Aufgetakelten, die in ihrer Farbenzusammenstellung an Litfaß-Säulen erinnern; aber von den stahlblauen Kleidern mit crèmefarbenem Seideneinsatz, von den Changeant-Blusen, den hellbraunen Jacken und den Phantasie-Vögeln auf dem Kopfe?! —

Es wird dessen nicht mehr bedürfen. Auch giebt es glücklicherweise schon mehr Frauen, welche sich gut anziehen, als Männer. Der Grund hierfür ist freilich weniger in dem Bestreben zu suchen, auf irgend eine Weise seine Persönlichkeit auszudrücken, als vielmehr in dem Umstand, daß bei den Frauen das Empfinden überhaupt mehr nach der Oberfläche drängt. So hat es auch den Anschein, als ob das Farben-Empfinden bei ihnen ausgesprochener sei, als bei den Männern.

Nur darauf möchte ich hinweisen, daß Mann und Frau sich in ihrem Farben-Empfinden ergänzen können. Was die Frau vor dem Manne voraus hat, das Reiche, Wechselnde, Flimmernde, wird von diesem ersetzt durch Tiefe. Vielleicht auch durch Feinheit.

So werden nun seine ruhigen Farben den Ton des Ganzen bestimmen, während ihre leuchtenden Farben hier und dort Lichter aufsetzen, die Kontrastwirkungen hervorrufen. — —

Sollten wir nicht einmal versuchen, diese angewandte Kunst zu pflegen? Würde sie nicht bedeutungsvoller in unser Leben hineingreifen, als Boecklins Toteninsel an der Wand und die Künstler-Monographien auf dem Tisch? Würde sie nicht auch unser allgemeines Empfinden vertiefen, indem sie uns täglich neue Schönheiten entdecken läßt?!

Die neue Art des Lebensgenusses, zu welcher wir durch das Farben-Empfinden gelangen, wird sich natürlich noch viele andere Gebiete erobern. Ich sprach von Wohnung und Kleidung. Selbstverständlich wird aber unsere ganze Lebensweise, unser Mittagstisch, unsere Gesellschaften, unsere Arbeit, unsere Mußestunden Änderungen erfahren können.

* * *

Ich möchte nur noch an jene Vorbilder erinnern, welche uns die Natur gegeben hat, — die Blumen. Durch sie hängt das Farben-Empfinden so innig mit der Natur selbst zusammen, daß der Vorwurf des Über-Empfindsamen, den robuste Naturen gewiß erheben werden, von selbst in sich zusammenfällt. In ihnen ist eine Harmonie von Farben vorhanden, die, immer künstlerisch groß, von uns niemals übertroffen werden kann. Wir sollten lernen von ihnen.

Ich will nicht von den durch hohe Kultur verfeinerten Farben der Chrysanthemen und Orchideen sprechen; nur an die reinen Farben bescheidener Feldblumen möchte ich erinnern.

Welche vornehme Einfachheit ist nicht in dem Blau des Veilchens, welch' eleganter Geschmack in dem tiefblauen Sammet und dem blaßgrauen Violett des Stiefmütterchens, welche keusche Fröhlichkeit in den weißen Blättern, dem gelben Kelch der Kamille! —

Wenn wir erst verstanden haben, solche Farben mit den rechten Augen zu sehen, dann auch erst wird der eigentliche Stimmungsduft

der Blumen in unser Empfinden hinüberströmen. Man wird Musik hören, bunte Märchen und stille feine Geschichten.

Aber es ist bezeichnend genug, daß man solche Sentimentalitäten jungen Mädchen und Dichtern überläßt. — Es ist ferner bezeichnend, daß man stackfige, ölig glänzende Palmen in seinen Salon stellt und Blumen zusammenpackt in Bouquets, — gelbe, weiße, rote, blaue, — alle beieinander, — und daß man solches Getöse von Farben schön findet.

Es hat auch hier noch gute Weile.

Man mache sich doch einmal klar, daß Blumen Kunstwerke der Natur sind, welche ebenso, wie Gemälde und Skulpturen, Hintergrund, Rahmen und Beleuchtung brauchen, und daß man rote Rosen ebensowenig mit Haidekraut zusammenbinden darf, wie man Makart neben Mackensen hängt. — —

Vor allem Anderen gewöhne man sich endlich einmal die große Gedankenlosigkeit ab, mit der man an den Schönheiten der Natur vorüberläuft. Dann wird man ganz von selbst darauf kommen, die Blumen anders zu verstehen, als es heute die Meisten tun.

O, und man wird staunen! — —

* *

Es liegt auf der Hand, daß das Farben-Empfinden nicht von heute auf morgen erlernt werden kann.

Vielmehr wird eine langwierige Erziehung, die durch Generationen hindurch dauert, von Nöten sein.

Dieselbe wird bei den Kindern, diesen am feinsten Empfindenden, beginnen.

Wohnräume, Kleidung werden nur reine Farben haben, die Mutter wird den Kleinen nicht mehr Geschichten wässeriger Moral, sondern farbenfrohe Märchen erzählen.

Auch die Schulen werden anders aussehen. Nicht mehr kahle Wände, auf denen die Augen einschlafen, schwarz und weiß gestreifte Rouleaux, öde Fensterbänke mit toten Fliegen. —

Einfache farbige Muster werden die Phantasie des Kindes anregen, und Blumen werden in den Fensterbänken stehen, deren Pflege den Kindern selbst anvertraut ist. Man darf unbesorgt sein: die Blumen werden nicht verkümmern. Auch im Unterricht wird man auf das Farben-Empfinden Rücksicht nehmen. Statt trockener Geschichtszahlen lieber eine bunte Beschreibung der Trachten und Gebräuche, statt Staubfäden lieber die Farben der Blumen. —

Kinder, die so erzogen sind, werden von selbst das Bedürfniß haben, sich in der angedeuteten Richtung selbständig weiterzuentwickeln.

Vielleicht werden wir Deutschen sogar so weit kommen, etwas weniger Bier zu trinken, und dafür mehr Schönheit in unser Alltagsleben hinein zu tragen.

Dann endlich werden die Schönheiten des Lebens nicht mehr allein denjenigen gehören, die Zeit dafür übrig haben, sondern ein Jeder wird sein Teil davon haben. — —

Man möge ruhig die Frage stellen, ob wir dann auch sittlich höher stehen werden.

Diejenigen, welche die Farben lieb haben, welche der Farben geheimnißvolle Wirkungen auf ihr Innenleben empfunden haben, werden diese Frage fröhlich bejahen. —

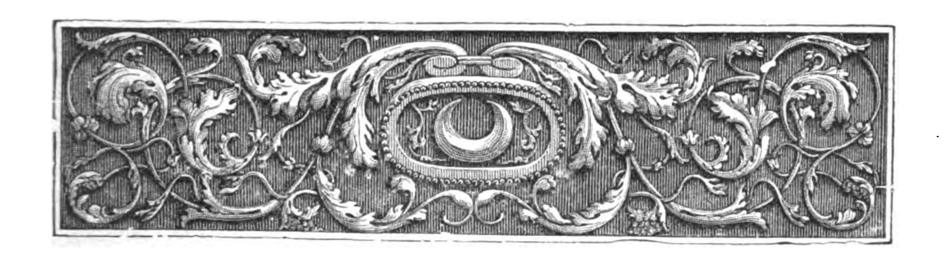
Und die, welche heute noch überlegen lächeln?

Wir dürfen sie füglich übersehen.

Farben-Empfinden heißt Farben-Erleben.

Und wer noch nichts erlebt hat, darf schlechterdings nicht mitreden.





Wir Drei.

Russische Kulturbilder

von

Stanislaus Lucas.

— Obernigk b. Breslau. —

I.

Ein gar herrliches Land ist das gesegnete Land Wolhynien. Sein Schwarzboden, einer der fruchtbarsten Süd-Rußlands, trägt Weizen und Rüben in üppiger Fülle, in seinen dichten Wäldern rauschen Eichen, Buchen und Linden, zahlreiche Flußläufe und seenartige Teiche liefern Fische in fabelhaften Mengen, sanfte Höhenzüge wechseln mit lieblichen Mulden. Eine träumerische Stimmung lagert über diesen Gegenden. Ihre Atmosphäre wirkt verklärend, sie ist wie im Süden mit kräftigen Tinten gesättigt.

Ein paar ziemlich magere, aber muntere Gäule fahren mich auf einer einfachen Britschka durch das Land; nicht in rasendem Tempo, wie man's in der Steppe tut, sondern gemächlich, denn Dörfer und Edelhöfe sind nicht gar weit von einander entfernt. Uebrigens haben wir Zeit, ich und mein Fuhrmann. Was wir heute nicht bereisen, bereisen wir morgen. Und die Rößlein scheinen manchmal ebenso zu träumen, wie ich.

Als Beamter der Zuckerfabrik Puzyrki bin ich ausgeschickt, den Stand der Zuckerrüben zu ermitteln und Proben für die chemische Untersuchung zu nehmen. Und Pan Malecki, der neben mir sitzt und den Kutscher spielt, ist ein kleiner Angestellter derselben Fabrik, aber Pferde und Wagen sind sein Eigentum, die Verwaltung mietet sie von ihm, wenn die eigenen nicht ausreichen.

Pan Malecki gehört jener merkwürdigen Menschenklasse an, die, in germanischen Ländern längst ausgestorben, in romanischen noch zahlreich anzutreffen sein mag, in slavischen aber nur in Polen vorkommt:

ein Mittelding von Herr und Knecht, sozusagen ein Zwitter, der weder das Eine noch das Andere ist — eine Menschenklasse, die weit und breit, selbst über die Grenzen ihrer Heimat hinaus, unter dem Sammelnamen eines polnischen Schlachcic (Edelmann) bekannt ist. Im Großen und Ganzen mag man diese Menschenrasse gut leiden, gerade wegen des Rassigen, das aus ihren Verhältnissen entspringt. So ein Schlachcic verfügt einerseits über den Stolz, den Ehrgeiz, die Empfindlichkeit eines Magnaten, andererseits über die Bescheidenheit, Willigkeit, Dienstbeflissenheit eines armen Teufels. Würde und Demut paaren sich in ihm, seine Haltung ist stets untertänig, doch niemals sklavisch; neben einer bemerkenswerten Gabe von Schönrednerei, wozu übrigens die polnische Sprache gleich der französischen Vorschub leistet, geht eine großartige Unwissenheit einher. Die Allüren eines Grandseigneurs sind bei ihm so ausgebildet, daß er, sei es in noch so ungewohnter Umgebung, niemals in Verlegenheit kommt und stets mit großem Takt seinen Standpunkt zu wählen weiß. Er würde der besten Gesellschaft keine Schande machen, trotzdem seine Lebensumstände so bescheiden und ärmlich sind, daß sie sich in nichts von denen eines kleinrussischen Bauern unterscheiden.

Pan Malecki ist also mein Kutscher, über den ich zu verfügen habe, doch zugleich auch mein Ratgeber, der als Land- und Leute-Kundiger mir zur Seite stehen soll. Denn im Princip ist er ebenso gut Fabrikbeamter, wie ich. Er sitzt rechts von mir, wie er entschuldigend bemerkt nur deshalb, um Zügel und Peitsche besser führen zu können; es ist sein höchstes Bestreben, meine Zufriedenheit zu gewinnen, und wir behandeln einander so höflich, wie zwei spanische Granden.

„Panie laskawy (gnädiger Herr),“ hatte Malecki zu Beginn der Fahrt in submissestem Tone zu mir gesagt, „wenn es Ihnen recht ist, so fahre ich Sie zuerst nach Tscherniatyn auf's Vorwerk. Der Verwalter ist als bester Rübenplantator bekannt. Auch giebt's dort immer ein gutes Frühstück.“

Ich dachte mir, es wäre meiner nicht unwürdig, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, und gab mit Vergnügen meine Zustimmung zu dem strategischen Plane Maleckis.

„Dann dürfte es vielleicht Ihren Intentionen entsprechen,“ fuhr Malecki ganz ergebenst lächelnd fort, „den Popen in Rossolowce aufzusuchen, der ein bedeutender Rübenbauer ist. Wir würden dort gerade zum Mittagessen eintreffen, das die sehr appetitliche Popadia sehr appetitlich zu bereiten versteht.“

„Jawohl, Panie Malecki, dort müssen wir hin,“ antwortete ich höchst wichtig, „denn ich habe dem Popen zweihundert Rubel Vorschuß auf seine Rüben zu geben.“

„Nun ist es aber meine Pflicht, Sie auf eine Schwierigkeit auf-

merksam zu machen," sprach jetzt Malecki im Brustton eines Wahrers meines Ansehens. „Die Schlachta in Misotsch sind unverschämte Kerls. Ihrer zwanzig bauen Jeder ein Joch Rüben; aber Jeder von ihnen macht so viel her, als baue er zwanzig Joch."

„Da werden Sie mir kräftig zur Seite stehen müssen, Panie Malecki."

„Ihnen zu dienen, Panie laskawy. Mit diesen Brüdern muß man zu reden verstehen. Dann aber erlauben Sie, in Satanow bei Herrn Laza vorzufahren, einem vornehmen Gutsherrn, der drei erwachsene Töchter besitzt."

„Natürlich, Panie. Und wenn seine Rüben und seine Töchter schön sind, wird Herr Laza es mir nicht übel nehmen, wenn ich ihm vierhundert Rubel einhändige."

Wir fuhren also wohlgemut in den goldigen Sommertag hinein. Alle die großen, besserer Bewirtschaftung sich erfreuenden Güter sind im Besitz meines höchsten Chefs, des Fürsten Sanguszko. Ich nehme überall meine Proben, und überall soll ich zum Frühstück bleiben; tue es aber nur in Tscherniatyn, das Malecki sehr lobte, obgleich er bescheidenerweise nicht daran teilgenommen. Des Rätsels Lösung fand ich darin, als ich mit den Füßen an einen großen Sack Hafer stieß, den ihm der Verwalter geschenkt.

Nun kamen wir in eine wasserreiche Gegend. Indem wir auf einem schmalen Damm zwischen zwei Teichen fuhren, sahen wir einen mächtigen Fischzug, an dem vierzig Menschen arbeiteten, und massenhaft füllten Fische, darunter Karpfen von bemerkenswerter Größe, die Bütten.

Der Pope in Rossolowce, einem großen Bauerndorf, gehörte offenbar zu den reichen. Er war ein Mann von wenig über dreißig, dessen dunkle Haare in dunkler Fülle auf seine Schultern fielen und einen wahren Christuskopf umrahmten. Seine Gattin, ein junges, hübsches Frauchen, kredenzte uns nach einem schmackhaften Mahle den Tee, legte uns mit goldenen Löffelchen die selbstbereiteten eingemachten Früchte vor und rollte zum Schlusse eine feine Papiros, die sie mit ihrem Speichel verklebte, wobei ihr Zünglein gleich dem einer kleinen Schlange züngelte, und überreichte mir diese Papiros mit dem verführerischen Lächeln Evas. Glaubt etwa Jemand, ich hätte die Sache nicht appetitlich gefunden? Im Gegenteil, ich rauchte diese und die folgenden mir von der schmucken Popadia verfertigten Papirossen mit wahrem Hochgenuß, zudem ist es nach patriarchalischer russischer Sitte eine große Ehre, wenn die Hausfrau in dieser Weise den Gast bedient. Malecki saß mit am Tisch, und ich merkte an dem Ton, den er anschlug, daß er als Pole und Schlachcic sich dem russischen Popen gegenüber als der Höhergestellte fühlte. Denn die Polen bilden hier zu Lande noch immer die herrschende Klasse; ein russischer Pope ist nur Seelsorger der kleinrussischen Bauern und wenig

angesehen. Schlau, wie Pan Malecki war, verstand er aus der Situation Vorteil zu ziehen; er spielte sich dem Popen gegenüber als eine Macht auf, die Einfluß auf mich hatte; es sah schließlich so aus, als ob die zweihundert Rubel, die der Geistliche kontraktmäßig sowieso zu bekommen hatte, eigentlich nur auf Maleckis Gutachten verabfolgt würden. Wie wir uns wieder auf den Weg machten, bemerkte ich, daß ich fast gar keinen Platz für meine Beine im Wagen hatte, ein großes Packet hinderte mich, sie auszustrecken: Pan Malecki hatte den Popen mit einer zehn Pund schweren Speckseite in Kontribution gesetzt.

Nun kamen wir durch einen kühlen Eichenwald. In ihm wütet die Axt, die hundertjährigen Baumriesen sinken einer nach dem andern hin, das Holz dient als Feuerungsmaterial für unsere Fabrik. Alle die prachtvollen Forste fünfzehn Werst im Umkreise sind bereits durch den Schornstein gegangen. Und dennoch sind diese niedergeschlagenen, in Acker verwandelten Flächen nur kleine Blößen im Vergleich zu dem immensen Waldreichtum dieses Landes.

Wir fahren dann durch unsere Kreisstadt Zaslaw, die an beiden Ufern des Horyn ziemlich malerisch gelegen ist, ein elendes Judennest, wie alle Städte und Städtchen hier zu Lande, schrecklich verwahrlost und vom Fluch der Armut gleichsam zu Boden gedrückt. Undurchdringlicher Staub oder unergründlicher Kot füllen die Straßen, die niedrigen Häuser sehen geräumig aus, aber echt orientalisch fehlt's nicht an baufälligen oder Ruinen und Massen scheußlicher herrenloser Hunde. Die Höhe auf jeder Flußseite ziert ein Schloß. Das eine ist ein düsteres sechskantiges Kastell aus uralter Zeit, das andere gleicht in dieser Umgebung einem Traume, den ein Bettler von einem Herrschersitz träumt. Aber dieser prachtvolle Barockbau mit seinen Ehrenhöfen und säulengetragenen Portalen, den wuchtigen Supraporten und geschwungenen Balkonen, mit seinen Atlanten und Karyatiden ist jetzt eine Kaserne.

In Misotsch hatten wir einen langen Aufenthalt mit den zwanzig Schlachcicen, von denen Jeder nur ein Joch (zwei preußische Morgen) Rüben baute. Sie standen da mit abgezogenen Mützen, stattliche, schöne Männer, adlernasig, schnauzbärtig, Physiognomieen, denen der Stempel einer edlen Rasse aufgedrückt war; aber sie waren blutarm und hielten sich nur mit Mühe auf ihrem bischen Grund und Boden. Kontraktlich haben sie von uns zweimal einen Vorschuß von zehn Rubeln für's Joch angebauter Rüben zu bekommen, die zweite Rate ist jetzt fällig, aber die Rüben sind mangels Arbeitskräften so schlecht gepflegt, daß ich zu zahlen anstehe. Da begann ein rührendes Bitten. Die Leute entwickeln eine natürliche Beredsamkeit und wissen dieselbe sogar in poetische Formen zu kleiden; sie stellen mir ihre traurige Lage, die Not ihrer Kinder vor, sie erinnern mich daran, wie mir zu Mute sein würde, wenn mein Vater in solcher Bedrängniß wäre, daß sie einfach unwiderstehlich sind.

In solchen Tönen muß der alte Priamus den jungen Achill angefleht haben. Ich lasse zwar Malecki die Kastanien aus dem Feuer holen, er tadelt, schimpft, droht, wütet, und — ich gebe Jedem die zehn Rubel, wofür sie mir die Hand küssen und mich mit tausend Segenswünschen begleiten.

„Ein bettelhaftes Volk, diese Schlachta!" schimpft Malecki, obgleich er desselben Standes ist. „Die Kehle habe ich mir trocken gesprochen, — und nicht einmal einen Schnaps! Von den ersten zehn Rubeln leben diese Hungerleider ein halbes Jahr, von dem zweiten Vorschuß wieder ein halbes Jahr, und wenn sie ihren Ertrag nach der Fabrik bringen, ist der Vorschuß kaum gedeckt, und sie haben wieder nichts. Panie laskawy, wenn es Ihren Absichten nicht zuwider ist, möchte ich um Erlaubniß bitten, seitwärts nach Wolica zu General Konopacki fahren zu dürfen, dort langt es vielleicht auf ein Glas Tee."

Der Sitz des „Generals" in Wolica sah wenig standesgemäß aus, Armut, Vernachlässigung, Indolenz guckten aus allen Löchern. Und davon gab's gar viele: Löcher in den Stallwänden, Löcher auf den Dächern, zerschlagene Fensterscheiben mit Papier verklebt, die ganzen blind vor Staub. Das Alles gab das vollkommene Bild dessen, was wir als „polnische Wirtschaft" bezeichnen. Der Hausherr, ein alter Junggeselle von sechzig, war aber ein urgemütlicher Bursche und gewiß ein großer Geist, den seine saloppe Umgebung nicht im Geringsten störte. Zwei alte, ebenso schmierige Herren, mit denen er Preference spielte, schienen zu seinem Hausrat zu gehören, ebenso ein altes, dürres Bauernweib, das einer Hexe Gogols glich und Tee in ungewaschenen Gläsern brachte, wozu der „General" eine Flasche Schlehdornschnaps zum „Abbeißen" aus einem Wandschränkchen hervorsuchte. Wir unterhielten uns übrigens ausgezeichnet. Konopacki war bereits im polnischen Aufstand 1830 Offizier gewesen und seitdem überall in Europa dabei, wo man gerade einiges Pulver verknallte; wie er aber zu seinem Generalstitel gekommen, wußte er jedenfalls selbst nicht. Als ich ihm hundert Rubel Vorschuß auf den Tisch legte, hielt er sofort Bank, und Alle begannen eifrig zu pointiren. Er war eine alte Spielratte, die sich auf das Kartenbiegen vortrefflich verstand, indeß setzte ich bei dem würdigen „General" nicht diejenigen Kniffe voraus, mit denen man das Glück korrigirt. Ich verlor einen Rubel nach dem andern. Als einmal fünf Rubel standen, setzte auch Malecki, zählte plötzlich, nachdem der Bankhalter wieder Alles geschlagen, die beiden Kartenhäuflein nach, wobei er eine auffallende Differenz entdeckte, die bewies, daß der General die Volte nach Belieben schlug. Malecki sagte mit seinem liebenswürdigsten Lächeln: „Mit gütiger Erlaubniß des Herrn Generals!" und strich das Stehende für sich ein. Das ist Spielerregel, der ertappte Falschspieler muß sich's gefallen lassen, und der General antwortete

höflichst: „Ich bin zu Ihren Diensten!“ Diese Episode wurde durchaus nicht als unangenehme Störung empfunden, und das Spiel ging seinen Gang weiter.

Sehr befriedigt trieb Malecki seine Rößlein zur Eile an, als wir uns auf dem Wege nach Satanow zu Herrn Laza befanden. Er hatte einen Gewinn von sechs Rubeln eingestrichen, genau so viel, als mein Verlust betrug.

Beim Gutsherrn Laza sah es hochherrschaftlich aus: ein gemauertes Haus, stilvolle Möbel, nach der neuesten Mode gekleidete Damen. Es wurde aber viel Theater gespielt. Die Hausfrau bat in den geziertesten Tönen um Verzeihung, mir nur ein Gläschen Ungarwein anbieten zu können; die ziemlich häßlichen Töchter rannten geschäftig durch alle Zimmer, ohne ersichtlichen Zweck. Man machte gar zu viel Aufhebens; den Alten mochte das Geld imponiren, das ich brachte, den Töchtern meine fünfundzwanzig Jahre.

Malecki war bescheidener Weise hinter den Kulissen geblieben, wo er natürlich seinen Vorteil wahrgenommen. Der Sitz im Wagen war plötzlich so hoch geworden, daß wir die Beine frei hängen lassen konnten. Das kam von einem halben Schober Heu, den ihm der Verwalter dafür geschenkt, weil er den Stand der Felder gelobt. Auch hielt er einen mit Eiern gefüllten Korb zwischen den Knieen, den ihm die Gnädige überlassen, weil er mit seiner weinerlichsten Miene über Not geklagt, sein geringes Einkommen, die vielen Kinder.

Es war acht Uhr Abends, als wir uns auf den Heimweg machten. Die Rößlein gingen gut, denn sie hatten sich in einem halben Dutzend fremder Ställe herumgefressen. Der Abend lagerte auf den Fluren in halkyonischer Stille. Im tiefsten Purpur leuchtete im Westen das Abendrot, im Osten war der Himmel ultramarin gefärbt, der Duft reifender Weizenfelder erfüllte die Luft, die Dämmerung senkte sich träumerisch hernieder. Wir rollten einem Dorfe zu, dessen hölzerne Kirchenkuppel in ungewissen Umrissen einem verwitterten Riesenbaumstamm aus der Vorwelt glich, — als ich rechts und links vom Wagen fünf Tiere gelagert sah, die mir verdächtig vorkamen. In ihren schmutzig-grauen Fellen glichen sie unschönen Dorfkötern.

„Panie Malecki . . .“

„Was beliebt, Panie laskawy?“

„Das sind Wölfe! . . .“

„So ist es.“

„Was werden Sie tun?“

„Ich werde mit Ihrer gütigen Erlaubniß mitten hindurch fahren.“

„Panie . . . das gebe ich nicht zu!“ Und ich wollte ihm in die Zügel greifen.

„Um Gottes willen, rühren Sie sich nicht!" raunte er mir ungewöhnlich entschieden zu. „Sonst sind wir verloren!"

„Werfen Sie wenigstens die verdammte Speckseite fort, die Wölfe riechen sie!" flüsterte ich in nicht geringer Angst.

Er dachte nicht daran. Lieber würde er sein Leben drangegeben haben, als seine eroberte Speckseite. Es wäre übrigens zu spät gewesen, denn wir befanden uns schon mitten in dem Rudel. Nur das Ruhigbleiben unserer Pferde gab auch mir einige Ruhe. Die Wölfe rührten sich nicht von der Stelle.

Der Atemzug, den ich tat, als wir ungefährdet hindurch waren, muß riesig gewesen sein; wie kann eine menschliche Lunge nur so viel Luft fassen! Malecki schlug leise ein Kreuz, und beide wischten wir uns die dicken Schweißtropfen von den Stirnen. Nach langem Schweigen sagte endlich der Pole: „Wir sind einer großen Gefahr entgangen!"

„Ja . . . weshalb haben Sie denn nicht den Wagen gewendet?"

„Das wäre unser sicheres Verderben gewesen, denn die Pferde würden dabei unruhig geworden sein. Von ihrem Ruhigbleiben hing Alles ab. Sobald sie schneller gingen, kamen uns die Wölfe nach. Bedenken Sie nur, daß diese Bestien Hundenaturen haben. Ich rechnete darauf, daß jetzt im Sommer der Hunger sie nicht treibt und — daß Gott uns beschützen würde."

Ich mußte ihm Recht geben. Es hatte sich wieder einmal gezeigt, daß Pan Malecki sich in schwierigen Lagen gut zu benehmen wußte. Er setzte mich wohlbehalten in der Fabrik ab, wo ich noch ganz aufgeregt unser Abenteuer erzählte. Ihm war es völlig Nebensache. Viel wichtiger schienen ihm die Vorräte, die er sich zusammengedienert hatte und die ihm erlaubten, mit seinen Rößlein vier Wochen davon zu leben.

II.

Wir Drei sitzen bei unserem frugalen Abendbrot. Frugal? Das wäre undankbar, denn wir haben in Hülle und Fülle zu essen. Nur das Drum und Dran trägt das Gepräge vorzeitlicher Einfachheit; man sieht, daß wir uns zweifelsohne auf einem wolhynischen Dorfe befinden.

Auf dem Tische steht eine Waschschüssel voll großer Krebse, mindestens fünfzig Stück. Ein Glück, daß man zum Krebsessen Gabel und Messer nicht benötigt, denn in unserer Junggesellenwirtschaft befindet sich nur ein einziges Besteck. Wir speisen also, was Krebse anbetrifft, wie Millionäre, im Uebrigen aber wie arme Teufel. Denn Wodka trinken wir nicht, Bier ist weit und breit nicht zu finden, bleibt also als Getränk nur Tee. Als einzige Zubeiße dient Schwarzbrot, das dunkel, klebrig und zähe ist, wie der gesegnete Schwarzboden Wolhyniens. Als wir aber Jeder anderthalb Dutzend dieser kolossalen Krebse verspeist, konnten

wir das gewiß seltene Faktum konstatiren, daß wir von Krebsen satt geworden.

Jas, unser Bursche, lächelt gönnerisch, als er die Berge von Schalen abräumt. Jawohl, wir hatten einen Burschen zur Bedienung, den die Verwaltung stellte. Denn niemals würde in polnischen Landen von einem jungen Herrn verlangt werden, er solle sich die Stiefeln selbst putzen, den Ofen selbst heizen, oder den Samowar selbst aufstellen. Jas Molodecki ist also unser Bursche und unser Mädchen für Alles, gleicht trotz seiner achtzehn Jahre einem Knaben von dreizehn, so klein und geschickt ist er, und so hübsch sieht er aus, mit seinem dunklen krausen Kopf. Natürlich ist er auch ein Schlachcic, zu dem ich jedesmal, wenn ich ihm eine Ohrfeige gebe, höflichst sage: „Bitte um Entschuldigung!" — sonst faßt er sie nicht als Strafe, sondern als Beleidigung auf. Diese Ohrfeigen ausgenommen, lebt er mit mir und meinen Freunden auf ziemlich gleichem Fuße, was sich ein polnischer Schlachcic schon herausnehmen darf. Alles, was unser ist, betrachtet er auch als das Seinige. Tee, Zucker, Tabak sind selbstverständlich seiner Diskretion überlassen, er bedient sich im Winter unserer Langstiefeln und Galoschen, im Sommer unserer Stiefletten. Für diese kommunistischen Neigungen bekommt er, wie gesagt, von mir manche Ohrfeige, deren Applikation ihm nicht immer, trotz meiner Entschuldigung, mit seinem Stande als Schalchcic übereinzustimmen scheint, was zur Folge hat, daß ich in seinen Augen bei Weitem nicht so hoch als meine beiden Freunde, die Polen sind, stehe. Von diesen pflegt er mit Nachdruck zu sagen: „Das sind noch unsere alten richtigen Herren!" während er von mir wahrscheinlich nur als von einem niemiec (Deutscher) spricht, der nicht weiß, was Herrentum und adlige Sitte ist. Aber Jas zeigt auch andere Eigenschaften, in denen sich sein Gemeinsamkeitsgefühl von einer angenehmeren Seite giebt. Das heutige Krebsessen z. B. verdanken wir ihm; er hat die Krebse gefangen, gekocht, ich glaube sogar, daß er die Waschschüssel, in der er sie auftrug, vorher einer wenigstens oberflächlichen Reinigung unterzogen. Ein andermal fischt er Schleien, angelt Barsche, natürlich heimlich, damit es der Teichpächter nicht gewahr wird, und siedet, bratet, marinirt sie. Jas ist auch sonst sehr geschickt in Aufträgen aller Art, an Pfiffigkeit und Verdorbenheit fehlt's ihm nicht.

Wir Drei rauchten unsere Papirossen und fingen an, uns zu langweilen.

„Was beginnen wir nun?" fragte Bolizar.

„Ich denke, wir nehmen die Flinte, steigen in den Kahn und versuchen eine Ente zu schießen," sagte ich.

Laskowski schaute zur offenen Tür hinaus und schwieg.

Wir Drei hatten nämlich unsere drei Zimmer zu einer gemeinschaftlichen Wohnung vereinigt, das größte war Salon, Speise- und

Wohnzimmer, durch die große Glastür genossen wir eine prächtige Aussicht auf den ausgedehnten Teich mit seinen grünbewachsenen Ufern, dessen Spiegel am Tage blau, des Abends wie eine polirte Metallplatte schimmerte.

„Gut, schießen wir eine Ente, dann haben wir morgen ein gutes Abendbrot,“ sagte endlich Laskowski, der immer auf ein gutes Essen bedacht war.

Als Sohn eines Rittergutsbesitzers aus der Provinz Posen war Laskowski der Verwöhnteste und Anspruchsvollste unter uns. Auf der Handelsakademie hatte er das Geld seines Vaters wenig geschont; verschiedener Streiche halber und um ihn den Verführungen einer verfeinerten Kultur zu entziehen, schickte ihn derselbe nach Wolhynien in unsere Centralstelle nach Szepetowka als zweiten Buchhalter. Doch auch hier machte er sich alsbald dadurch unangenehm bekannt, daß er die Besorgnisse mancher Väter erregte und die Hoffnungen vieler Mütter nicht erfüllte. Deshalb steckte man ihn hierher nach Puzyrki, gewissermaßen in die Verbannung, indem man glaubte, hier in den Hinterwäldern könne der Mensch weder eine Anfechtung erleiden, noch Andere mit Anfechtungen behelligen. Unter Mittelgröße, fleischig, schwerfällig, phlegmatisch, unschön, machte Laskowski dennoch eine nicht üble Figur, da er auf gute Kleidung hielt. Und niemals habe ich Jemanden gesehen, der, ohne viel herzumachen, beim schönen Geschlecht so viel Glück gehabt hätte, als er. Das hiesige Leben aber behagte ihm durchaus nicht, er wollte in Deutschland, wo er sich „von“ nennen durfte, eine reiche Partie machen. Wenn nur sein Oheim, ein Propst in Kujawien auf reicher Pfründe, der ihn zu seinem Erben eingesetzt, bald das Zeitliche segnen wollte, seinen Vater würde er dann um Erlaubniß zur Rückkehr nicht fragen.

Aeußerlich, nach Charakter und Temperament der schroffste Gegensatz zu Laskowski war Bolizar. Lang, hager, lebhaft, pfiffig, glich er nur in einem Punkte seinem Volksgenossen: in der Nichtachtung aller Sparsamkeit. Dabei war er ein Graf aus alter, früher reicher Familie, in seiner Kindheit hatte er großartig gelebt und den größten Teil derselben im Auslande zugebracht. Und jetzt, erst zweiundzwanzig Jahre alt, mußte er sich mit dem Posten eines Komptoiristen mit minimalem Gehalt begnügen. Denn außer Sprachen und gesellschaftlichem Chic hatte er nichts gelernt. Er brachte es nicht einmal fertig, die einfachste Zahlenkolonne ohne Rechenmaschine zusammen zu zählen. Daß dieser junge Graf mit seiner Lage nicht zufrieden sein konnte, war begreiflich. Auch ihm bewegten glühende Zukunftbilder das Hirn, auch er träumte von einer großen Rolle im Leben. Als er einstmals krank das Bett hütete und ich ihm Gesellschaft leistete, überraschte er mich durch die Reife und den Realismus seiner Lebensanschauung. Spekulativ und fort-

während spintisirend, gedachte er auf Grund seines Titels, besonders aber seines „Sprits“ (esprit) sich Bahn zu den Höhen des Lebens zu brechen, von denen er durch die Verarmung seines Vaters herabgestürzt worden. Zuletzt kam er auf's Politische, und da hörte ich durch ihn zum ersten Male etwas über Nihilismus. Denn mit russischen Verhältnissen war er wohlvertraut, während Laskowski und ich davon so gut wie keine Ahnung hatten. Obgleich wir im russischen Reiche lebten, verlor sich in unseren gottverlassenen Erdenwinkel doch keine Spur des wirklichen russischen Lebens. Bolizar erzählte uns nun, wie es in der russischen Jugend gährte, welche Konventikel man hielte, welche verbotenen Schriften man lese, wie streng die Polizei auf die Verbreiter der neuen Ideen fahnde. „Man will den Umsturz!“ rief er ein über das andere Mal. „Es muß anders werden!“

„Was würden Sie davon haben?“ fragte ich dagegen. Denn es schien mir ein Widerspruch, wenn er von einem Umsturz eine Besserung seiner materiellen Lage erwartete, nachdem er soeben die Hoffnung ausgesprochen, auf Grund seines Grafentitels Karrière zu machen. Das konnte er nach meiner Meinung ja unter der jetzigen aristokratisch-absoluten Regierungsform viel eher erreichen, wenn allein mit dem Titel etwas zu erreichen war.

Er sah mich verblüfft an und war einen Augenblick um eine Antwort verlegen. Dann rief er in dem ihm eigenen leichtlebigen Tone: „Und wenn ich auch nichts bei einem Umsturz erreichen sollte, so wird es doch anders! Was schadet es uns, wenn es anders wird? Wir haben ja doch nichts zu verlieren!“

Meistenteils waren unsere Gesprächsthemata leichterer Natur, denn er war ein viel zu phantastischer Kopf und beweglicher Geist, als daß er lange bei schwierigen Problemen verweilt hätte. Fröhlicher Unsinn schien ihm lieber, und er entwickelte dabei seine liebenswürdigen Seiten. Von ihm rührte die Idee her, uns Drei mit den berühmten drei Musketieren zu vergleichen; wir müßten Alles miteinander teilen, Freud und Leid, und getreulich zusammenhalten. Sich selbst verglich er gern mit Athos, wahrscheinlich weil er, obgleich er es nie merken ließ, sich für den vornehmsten unter uns hielt und so etwas wie ein Schicksal bereits hinter sich hatte. Laskowski sollte Porthos sein, glich dem gutmütigen Riesen aber nur insofern, als er es wahrscheinlich dereinst zu einem Schmerbauch bringen würde, und weil ihn der pfiffige Bolizar eines Mangels an „Sprit“ zieh. „Der wird noch einmal eine reiche Partie machen!“ pflegte er von ihm zu sagen. „Die Dummen haben das größte Glück!“ Und ich sollte gar Aramis sein, obgleich ich von uns Dreien der größte war und auch der Stärkste auf die Faust und mein Geist sich in nichts mit dem feinen Geiste des geschmeidigen Abenteurers vergleichen konnte. Aber dem guten Bolizar, der mit den vier Spezies nur sehr oberflächliche

Bekanntschaft gemacht, imponirte mein bischen Schule dermaßen, daß er immer sagte: „Sie werden es einmal weit bringen!"

Der arme Kerl! Er war kein Prophet! Allerdings ist er hoch gekommen. Doch anders, als er sich's gedacht. Und ich habe es bislang noch zu nichts gebracht. —

Wir gingen also auf die Entenjagd, wobei Bolizars Flinte unser einziges Jagdzeug bildete, mit der wir kameradschaftlich der Reihe nach schossen. Als gute Ruderer hatten wir schnell das jenseitige Ufer des Teiches erreicht, da wo das Schilf in wahren Wäldern stand, und zwischen zahlreichen Inseln und Buchten die Schlupfwinkel des Vogelwildes waren. Wir scheuchten einige Enten auf, Laskowski schoß eine Doublette, doch fanden wir mangels eines Hundes nur das eine Stück. Ich erlegte, da mir nichts Besseres vor die Flinte kam, einen Uhu, und Bolizar kam gar nicht dran. Er aber machte sich nichts draus und vertrieb uns die Zeit mit seiner lebhaften Suade. Stets ein Plänemacher, entwickelte er uns in den lebhaftesten Farben eine gemeinsame Fahrt nach Szepetowka zu einem Balle, der nächsten Sonntag daselbst im Kurhause stattfinden sollte. Mit solchen Sirenentönen gewann er unser Ohr; wir wollten auf das Lebhafteste agitiren, um auch die Damen unserer Bekanntschaft mobil zu machen.

Als wir landeten, empfing uns fröhliches Lachen und herzliche Grüße. Unser Maschinenmeister Zimnoch machte mit Frau und Schwägerin seinen Abendspaziergang und kam nach seiner Versicherung zufällig hier vorbei. Er mochte an den Zufall glauben, wir nicht. Denn zwischen Laskowski und der feschen Bronislawa bestanden zarte Beziehungen, die allerdings Niemand sah, doch wir herausfühlten.

Bei diesen Damen setzte unsere Agitation in Betreff des Balles zunächst ein. Wir fanden keinen Widerstand. Nur legten sie Gewicht darauf, daß auch der Plenipotent von Antonia mit seiner Familie dabei sein sollte.

„Herr Bolizar, das könnte Ihre Schwester Olympia besorgen," meinte Frau Zimnoch. „Sie wird gewiß auch gern mittun wollen."

Das war selbstverständlich, denn Olympia Bolizar war im genannten Hause Erzieherin.

III.

Ein Ball im Kurhause von Szepetowka! — das war die Losung der Damen, das Feldgeschrei der jungen Herren fünfzig Werst im Umkreise. Kein Wort übt auf Polen größere Zaubermacht aus, als das Wort „Ball". Bei seinem Klange lodert das Feuer in den schon genügend feurigen Augen der Panienken (Fräulein) doppelt auf, und die Kavaliere fühlen in den Füßen den Masurkatakt prickeln, Mütter machen mobil, und Familienväter stürzen sich in Schulden. Bei solcher Gelegen-

heit sieht man erst, wie naiv genügsam die guten Leute hier sind und wie dankbar sie ein bischen Vergnügen hinnehmen.

Als Centralstelle der fürstlichen Administration mit einer Rohzuckerfabrik und einer Raffinerie zog das Städtchen außerdem als Bad Fremde an. Die schwache Eisenquelle war zwar nicht sonderlich berühmt, doch berühmt waren die Bälle im Kursaal, zu denen das Heer der fürstlichen Beamten von allen Seiten herzuströmte.

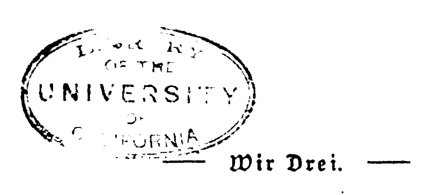
Uns Drei brachte ein Wägelchen mit Postpferden hin, ein gemeinsamer Koffer enthielt unsere Fracks, Klaques und Lacks. Es war Sonntag; wir wollten die Kirche nicht versäumen, denn dort gab es anbetungswürdige Madonnengesichter zu sehen. Unser Absteigequartier aber nahmen wir beim Herrn Oberkontrolleur der fürstlichen Fabriken und Güter, der mir sehr nahe stand.

Da der Herr Oberkontrolleur als alter Praktiker meinte, zum Ball dürfe man nur gehen, wenn man recht lustig sei, schien uns eine Flasche Bocksbeutel zum Frühstück die grundlegenden Elemente der Lustigkeit zu enthalten; sein Weinkeller war nämlich berühmt. Zu Mittag sprachen wir dem Sauterne mit wenig gebührlichem Respekt zu, so daß er uns die Gedanken in Unordnung brachte und wir sie erst im stillen Kämmerlein sammeln konnten. Indeß schwemmte Nachmittags ein leichter Mosel alle Schwere hinweg.

Beflügelten Schrittes betraten wir den Ballsaal. Alle Wetter, woher kamen hier in den Hinterwäldern alle diese eleganten Leute! Dieses Stück Wolhynien ist ein Kulturfetzen, der im achtzehnten Jahrhundert an seinen Urwäldern hängen geblieben und jetzt verwittert und vergessen im Winde flattert. Altmodisch ging's zu, ja — aber wie? Die kavaliermäßige Galanterie der Männer, die aristokratische Grazie der Damen, sichere Tournüre und weltmännische Leichtlebigkeit waren wohl altmodisch, doch nur in dem Sinne, daß sie heutzutage nur da noch geübt werden, wo die Leute noch in den alten Sitten und Gebräuchen zurückgeblieben sind.

Den Reigen eröffnete der Herr Oberkontrolleur mit einer Polonaise. Es folgte ein Walzer, der nach Wiener Art mit großem Feuer und rasendem Tempo getanzt wurde; eine Quadrille ohne Kommando voll französischer Eleganz und Sicherheit; eine riesig temperamentvolle Polka. Zuletzt ein Mazur, der ohne Unterbrechung zwei Stunden währte. Was aber dabei am meisten auffallen konnte, war, daß die acht jüdischen Musikanten diese Leistung ohne Pause ausführten. Denn gerade wie in Ungarn Zigeuner, so sind in polnischen Landen Juden die geborenen Musikanten. Ihr Kapellmeister Schloma war eine Berühmtheit weit und breit; Autodidakt, wie alle seine Leute, beherrschte er seine Violine mit wahrer Virtuosität.

Ich fand, daß deutsche Damen in Rundtänzen besser geübt sind; aber



in den Quadrillen und gar im Lancier zeigte sich's, daß die Polinnen tanzen, nicht marschiren; und im Mazur sind sie unvergleichlich. Diese Bemerkung hat wohl auch schon Heine gemacht. Wir Drei hatten natürlich Jeder seine Dame, der er seine Huldigungen darbrachte. Laskowski stand im Minnedienst der üppigen Bronislawa, einer hellen Blondine mit schneeweißem Teint. Ich wußte, daß er in sie verliebt sei, aber an's Heiraten nicht dachte, weil sie ihm nicht reich genug war. Ich wußte aber auch, daß sie an's Heiraten desto mehr dachte, und sah, wie sie mit echt polnischer Kokettterie ihren Zauber über ihn warf und mit ihren weißen Händen geschickt die Rosenketten flocht, die ihn fesseln sollten.

Bolizar war im besten Zuge, eine Eroberung zu machen, eines jungen Grafen würdig. Mania Zaremba war das graziöseste Wesen hier im Saale, und der Duft ihrer siebzehn Lenze umgab sie mit einer betörenden Atmosphäre. Im Mazur schwebte sie neben ihm dahin, wie ein Vögelchen, nein, wie eine Elfe; ihr Tizianhaar schien wie mit Goldstaub gepudert, und aus dem kindlich weichen Gesichtchen schauten die blauen Augen treuherzig in die Welt hinein. Dieses reizende Rokokofigürchen schien gar nicht unserer Zeit anzugehören, sondern aus der längst vergangenen augustäischen Periode Polens hereingeschwebt zu sein.

Und ich bewunderte wieder einmal. Sie war aber auch gewiß die Schönste im Saal, und dazu eine junge Gräfin, Olympia Bolizar, die Schwester meines Freundes. Wie kam sie hierher, mit ihrer schlanken hohen Gestalt, den klassischen Zügen, die ihr etwas Königliches verliehen? Mein Gott, sie war nur eine Erzieherin. Aber mit welchem Takt wußte sie sich in diese Lage zu schicken; man merkte ihr weder Ueberdruß noch Unbehagen an, es schien, als habe sie niemals in anderer, höherer Sphäre gelebt. Doch im Gespräch mit ihr fand ich manches heraus, was mir zu denken gab. Ihre dunklen Augen leuchteten aus dem blonden Gesicht mit der Kälte, dem Trotz und der Energie einer gestürzten Cäsarentochter hervor, und die herbgeschürzten Lippen schienen gleichsam einen wilden Protest gegen alles Bestehende in der Welt schreien zu wollen.

Nach dem Masur lud uns der Herr Oberkontrolleur zu einer Flasche Chablis aus seinem Keller ein, denn es sei, setzte er uns auseinander, gut, den angestrengten Lebensgeistern zu Hilfe zu kommen; nichts greife mehr an, als wenn man Damen im Tanze schwingen und dazu sie noch geistreich unterhalten solle. Ein junger Mann aber würde sich schaden, wenn er Beides zugleich nicht unermüdlich täte. Deshalb . . . Pröstchen! Der gute Rat und der gute Burgunder taten das ihrige. Der letzte dreistündige Mazur dauerte bis in den hellen Tag hinein, und ich glaube, wir waren auf allen Punkten Sieger. Die Sonne stand schon hoch, als wir heimfuhren, und die frische Luft kühlte vergeblich unsere Köpfe, deren Hitze aus den Herzen aufstieg.

IV.

Zimnoch war als Maschinenmeister unserer Fabrik gut gestellt. Ein geräumiges Wohnhaus mit Stallung und Garten stand zu seiner Verfügung, und zu seinem Wirtschaftsinventar gehörten außer dem populären Borstenvieh auch einige Kühe. Denn wer hier zu Lande nicht selbst für Milch, Butter, Fleisch sorgt, der kann trübe Erfahrungen machen.

Das wußten wir Junggesellen am besten. Ein Stückchen Butter aufzutreiben hing vom Zufall ab; es war reine Gnade, wenn sich Jemand fand, der uns ein Brot gegen baares Geld lieferte. Geschenkt bekam man so etwas eher, doch verkaufen taten die Herrschaften nichts, dazu waren sie zu stolz, und das Volk hatte entweder selbst nichts zu verkaufen oder genirte sich. Die Beschaffung unseres Tisches machte uns Dreien die größten Schwierigkeiten. Aus reiner Gefälligkeit nahm uns die eine oder andere Frau eines Kollegen in Kost — um nach einigen Wochen wegen der Umstände, welche die Kostgängerei verursachte, oder vielleicht um dem Verdachte zu entgehen, als suche sie darin einen Vorteil, uns aufzusagen. Wir waren auf diese Weise fast sämmtliche Häuser durch, als wir eines Tages völlig auf dem Trockenen saßen, d. h. ohne Mittagstisch.

Unser Jas machte zwar die größten Anstrengungen, uns nicht hungern zu lassen, er würde uns zu Liebe den ganzen Teich ausgefischt haben; doch alle Tage Fisch vermag nur ein Eskimo zu verdauen. Er briet Eier mit Speck; man kann damit wohl leben. Aber der Kulturmensch lebt nicht von Eiern allein, und die Jagd war nicht immer ergiebig. Unsere Verdauung geriet in Unordnung, wir wurden mißlaunig und fanden, daß wir von Kräften kamen. Laskowski klagte am meisten, denn der war Freund eines guten Essens. Mir machte die Sache nur so lange Spaß, als sie neu war, so lange ich mich selbst bewunderte, wie ich Kulturmensch so ein Luderleben führen konnte. Nur Bolizar lachte dazu. Der kannte die Zufälle des hiesigen Lebens und machte sich einen Scherz daraus, als Grafensohn uns zu zeigen, daß er auch einmal mit einem Kutscheressen vorlieb nehmen könne.

„So kann ich nicht leben, so etwas bin ich nicht gewohnt!" rief eines Sonntags Laskowski, indem er wütend vom Tisch aufsprang. Wir hatten Tags zuvor einige Wachteln geschossen, und Jas hatte sie gebraten — in ranziger Butter.

„An Ihrer Stelle würde ich mir das schnell ändern," versetzte Bolizar pfiffig lächelnd.

Laskowski konnte mitunter schwer von Begriffen sein und fragte recht naiv, wie er das anstellen solle.

Bolizar, der von Laskowskis „Spryt" niemals viel gehalten, sagte gleichsam erstaunt über dessen Ratlosigkeit: „Mein Gott, wenn Sie Frau Zimnoch ein gutes Wort geben, nimmt sie uns alle Drei in Kost."

Laskowski war aus bereits angegebenen Gründen in der Familie Zimnoch liebes Kind. Zwar verkehrten auch wir dort, er aber wurde immer mit feiner Nüancirung ausgezeichnet. „Sie haben Recht," sagte er, „ich will es versuchen." Und schon am folgenden Tage waren wir Frau Zimnochs Kostgänger.

Bolizar, der einen starken Intriguengeist besaß und schnell etwas herausschnüffelte, erklärte mir diese überraschend günstige Wendung folgendermaßen: „Im Rate beider Schwestern, Frau Zimnochs und Bronislawas, ist es beschlossen, unseren Freund Laskowski aus der Heerde der Junggesellen einzufangen und in das Ehejoch zu spannen. Das soll aber Niemand merken, am allerwenigsten er selbst. Uns ist dabei die Rolle einer Kulisse zugedacht, durch welche die Vorgänge, die sich jedenfalls abspielen werden, eine Maskirung erfahren. Das können wir aus Rücksicht auf die Fleischtöpfe Frau Zimnochs uns ruhig gefallen lassen. Unterstützen wir also dieses Plänchen, lassen wir uns keine Eifersucht anwandeln, und wenden wir unsere Galanterie lieber unserer netten Wirtin zu, sie wird nichts dagegen haben."

Auf diese Weise wurde also mit der Familie Zimnoch ein äußerst gemütliches Verhältniß hergestellt. Der Hausherr war ein einfacher, biederer Kauz, der gern Karten spielte und noch lieber politisirte; mit ihm war ich gut dran, weil ich meist verlor und alle meine politische Wissenschaft aufbot, dem glühenden Patrioten die baldige Wiederherstellung Polens vom Standpunkte des europäischen Gleichgewichts als unumgängliche Notwendigkeit in bestimmte Aussicht zu stellen. Die hübsche Frau Zimnoch nahm die Artigkeit des gewandten Bolizar durchaus nicht übel, und Bronislawa spielte und sang uns etwas vor, wofür wir sie und ihre Schwester dankbar im Tanz ausschwenkten. In Zimnochs gastfreundlichem Hause verkehrten viele Gäste. Leider auch eine Persönlichkeit, die Niemandem behagte und die man dennoch nicht abschütteln konnte — der Gemeindeschreiber Karpowitsch.

Als kleinrussischer Popensohn stand Karpowitsch gesellschaftlich niedrig, und der Posten eines Gemeindeschreibers bildet auf der Leiter der Beamtenhierarchie die unterste Sprosse. Im eigentlichen Rußland würden Leute, die auf sich halten, mit einem solchen Individuum nicht umgehen, hier, in einem unterjochten Lande, hatte man Furcht vor ihm. Denn Karpowitsch spielte sich als Großrussen auf, der zu den Herren des Landes gehörte, und verstand aus seiner kleinen Stellung viel zu machen. Als einziger Schreibkundiger in der Gemeinde lag aller schriftliche Verkehr, der officielle sowohl als der private, in seinen Händen; das machte ihn zum Beherrscher der Gemeinde. Man begreift, daß so eine Stellung in Rußland etwas einbringt.

Karpowitsch verstand sich darauf, und weil er zudem ein gemeiner Kerl war, fürchtete man ihn. Mit seinen kleinen Igelaugen, seiner

Stumpfnase und dem stacheligen Bart glich er einem Raubtier, das nie satt ist. Von Bildung keine Rede, das Benehmen eines Knechtes, der als Eroberer ins Quartier kommt mit einer Miene, als wolle er Alles requiriren. Die Gastlichkeit des Hauses Zimnoch nützte er auf das Unverschämteste aus, indem er den guten Leuten fortwährend auf dem Halse lag, die dagegen nichts zu tun wagten, weil die Furcht der Polen vor den Herren des Landes immer noch größer ist, als ihr Haß gegen dieselben. Der gutmütige Zimnoch suchte mit Karpowitsch fertig zu werden, indem er mit ihm Karten spielte, die Damen behandelten den ungelenken Bären ironisch, ohne daß er es gemerkt hätte. Als er aber weiter ging und seine Igelaugen mit verliebtem Ausdruck auf Bronislawa richtend, dieser Zeichen seines Wohlgefallens machte, die je täppischer, desto unverschämter ausfielen, und damit kein Glück hatte — da wurde er gehässig. Er zeigte offen, wie sehr wir Drei ihm im Wege waren, besonders Laskowski. Er begann uns mit Sticheleien zu verfolgen, machte zweideutige Bemerkungen über unser Verhältniß zur Familie Zimnoch und ließ zuletzt durchblicken, die Beziehungen Laskowskis zu Bronislawa seien nicht unanfechtbar und würden von Frau Zimnoch protegirt. Ich kam dem perfiden Burschen einmal riesig grob und verbat mir solche Redereien über Damen, die ich schätzte. Auf Laskowski schienen dieselben aber nachzuwirken, denn er wurde gegen Bronislawa reservirter. Ich sah seitdem das Mädchen oftmals mit verweinten Augen; und als Frau Zimnoch mich einmal im Vertrauen fragte, was zwischen Karpowitsch und mir vorgefallen wäre, sagte ich ihr Alles und riet ihr, den infamen Menschen sich vom Halse zu schaffen.

Es liegt im Charakter der Polen, vielleicht ist es auch ein Resultat ihrer politischen Gedrücktheit, daß sie Leute, die sie zu fürchten Ursache haben und gegen die sie nicht aufkommen können, doppelt rücksichtsvoll und schmeichelhaft behandeln. Besonders gut verstehen sich die Frauen auf dieses Verfahren. Frau Zimnoch wurde von nun an gegen Karpowitsch von einer Liebenswürdigkeit, die zu denken gab. Das war ihre Methode, das Böse zu beschwören. Denn tatsächlich gab es für sie kein anderes Mittel, einen gemeinen und gefährlichen Kerl, der das Glück ihrer Schwester zu Grunde richten konnte, ohne daß er zu fassen war, zu entwaffnen. Das Mittel schlug an, Karpowitsch zog gemütlichere Saiten auf. Nur nicht lange. Denn er faßte die Liebenswürdigkeit der hübschen jungen Frau falsch auf, versuchte bei ihr sein Glück, wurde natürlich abgeblitzt und — hatte nun in seiner Wut nichts Eiligeres zu tun, als mit der Miene der wahren Freundschaft Frau Zimnoch bei ihrem Manne mit Bolizar zu verdächtigen.

Zimnoch, um ein Bedeutendes älter als seine Gattin, verstand dieselbe viel zu gut, als daß er eine Scene herbeigeführt hätte; doch teilte er ihr das Gehörte mit und ermahnte sie zur Vorsicht. Indeß, das einzig

richtige Vorbeugungsmittel, den Schurken zum Hause hinauszuwerfen, wagte er nicht anzuwenden. Ich erfuhr durch Frau Zimnoch Alles. Das böse Feuer in ihren sonst so freundlichen Augen, ihre zitternde Stimme, das Beben jedes Nervs zeugten von furchtbarstem Haß gegen den Beleidiger ihrer Ehre, aber — ihr Verhalten gegen Karpowitsch wurde seitdem nur noch entgegenkommender.

So war einige Zeit verflossen, als mich Frau Zimnoch an einem Novembertage bat, mit meinen beiden Freunden Zeuge eines Vorgangs zu sein, der geheim bleiben sollte. Wir möchten recht sichtbar auf die Jagd gehen, doch um sieben Uhr Abends ihr Gehöfte von der Feldseite aus heimlich betreten und uns im Schuppen versteckt halten.

Als ich meinen Freunden diesen Wunsch übermittelte, sagte der pfiffige Bolizar sogleich, daß, weil Zimnoch geschäftlich verreist sei und Karpowitsch der Frau fortgesetzt nachstelle, sie uns gewiß als geheime Schutzwache zur Seite haben wolle.

Der regnerische Novemberabend war stockfinster, als wir uns in besagtem Schuppen verbargen, der zur Hälfte mit Stroh und Heu gefüllt war; in einer Ecke stand ein Schlitten, hinter dem wir Aufstellung nahmen. Da Zimnoch seinen eigenen Wagen zur Reise benutzte, war dessen Platz in der Mitte des Schuppens frei.

Nach einer halben Stunde Wartens hörten wir draußen flüstern, ein leichter und ein plumper Schritt nahte, eine Frau und ein Mann schlichen in den Schuppen, als gelte es ein Rendezvous.

In demselben Augenblick raschelte es ringsum im Stroh, das Tor am Eingang wurde zugeschlagen und in der Rabenfinsterniß vernahmen wir das Geräusch eines kurzen Kampfes, bei dem sich nur Karpowitschs Stimme ruckweise hören ließ. Der Schein einer Blendlaterne, die plötzlich in der Hand von Frau Zimnoch aufleuchtete, zeigte uns denselben von vier geschwärzten Männern auf ein Strohbund niedergehalten, und gleich darauf ließ sich ihre Stimme scharf, spitzig, eindringend wie ein Dolchstoß hören: „Schlagt ihn".

„Oj . . . oj . . . ujujjujjuj . . . !"

Karpowitschs von der Laterne beleuchtete Rückseite stäubte von Stockhieben auf, von seinem Schreien vernahm man nur dumpfe Töne, da sein Gesicht auf einen Heuhaufen gedrückt wurde Eine zweite Frauengestalt wich geängstigt nach der Seite, wo wir versteckt lagen, zurück, Laskowski fing die halb ohnmächtige Bronislawa in seinen Armen auf. Fünfundzwanzig Hiebe hagelten nieder, als Frau Zimnoch Halt gebot. Man ließ den Bestraften los. Er heulte wie ein geprügelter Hund.

„Schweig, Elender!" herrschte ihn die energische Frau an. „Und vergiß nicht, wie eine Polin ihre beleidigte Ehre rächt!"

Karpowitsch drohte mit der gesammten Macht des Zarenreiches, die ihm Genugtuung verschaffen würde.

„Legt ihn noch einmal hin!"

Er wurde sofort wieder gepackt. Da begann er klein beizugeben und zu bitten. Frau Zimnoch leuchtete ihm ins Gesicht und befahl im Tone einer Herrscherin: „Gestehe ein, daß Du über mich Lügen verbreitet hast!" Er gestand es ein und erhielt darauf den Rat, ruhig nach Hause zu gehen und über den Vorfall zu schweigen, denn wenn die Kunde davon herumkäme, würde er nicht mehr Beamter bleiben dürfen. Eilig schlich er davon, und geräuschlos wie unheimliche Kobolde verschwanden auch die vier Männer mit den geschwärzten Gesichtern. Es waren Schmiede und Schlosser aus der Werkstatt ihres Gatten, die Frau Zimnoch zu Vollziehern ihrer echt polnischen Rache überredet. Denn die Ueberredungskünste einer Polin bringen Alles fertig, sei es eine Intrigue, die nur den Zweck verfolgt, eine Nebenbuhlerin zu ärgern, sei es eine Verschwörung, aus der eine Revolution entsteht.

Auch wir entfernten uns, wie wir gekommen, und machten uns erst vor der Fabrik, wo uns verschiedene Leute sahen, recht absichtlich bemerkbar, als kämen wir eben von der Jagd. Nichtsdestoweniger war der Vorfall am folgenden Tage allgemein bekannt. Denn Karpowitsch hütete das Bett. Er mochte dazu allen Grund haben; wo Schmiede draufschlagen, giebt selbst Eisen nach. Aber nun bekamen unsere tapferen Damen Angst; sie zitterten vor den Folgen ihrer Tat. Laskowski tröstete Bronislawa, an die er seinen Glauben wiedergefunden. Bolizar und ich versuchten Frau Zimnoch die verlorene Spannkraft wieder einzureden. Sie gestand uns, daß sie neuerdings mit Karpowitsch wieder kokettirt, nur um ihn in die Falle zu locken. Er sei wirklich so dumm gewesen, auf das Rendezvous, das sie ihm scheinbar gewährte, reinzufallen, und sie hätte seine Abstrafung vor Zeugen vorgenommen, weil es ihre Ehre so verlangte. Ach, jetzt werde sie wohl nach Sibirien kommen . . . .

Da taten wir Drei einen feierlichen Schwur, getreulich zu unseren Damen zu halten und zu ihren Gunsten Alles, was in unseren Kräften stände, in Bewegung zu setzen. Und wir begannen eine ausgebreitete Agitation. Ich machte an der Centralstelle durch den Herrn Oberkontrolleur, der mir sehr nahe stand, Stimmung. Laskowski tat dasselbe bei dem Komptoirpersonal an Ort und Stelle. Bolizar wirkte durch seine Schwester auf den Plenipotenten, der wieder die gräflichen und fürstlichen Herrschaften interessirte. Er wirkte durch dieselbe sogar auf die Frau des Chefs der Distriktspolizei, die natürlich, wie alle Frauen, sich auf Seiten der Frau Zimnoch stellte und ihren Gatten in diesem Sinne beeinflußte. Auf diese Weise hatten wir, noch bevor der Geprügelte recht zur Besinnung kam, die zunächst in Betracht kommende zarische Macht auf unsere Seite gebracht.

Karpowitsch trug wegen der Folgen einer Anzeige, die auf ihn zurückfallen konnten, Bedenken; erst als ihm seine Schmerzen weder zu

sitzen noch zu liegen erlaubten, schickte er in seiner Wut zum Pristaw (Distriktskommissarius). Der aber, bereits durch seine Frau vorbereitet und bestimmt und dem gemeinen Burschen nicht grün, verreiste in dienstlichen Angelegenheiten auf eine ganze Woche. Dann erst kam der Gemeindeschreiber zu Worte und bat um den Rat seines Vorgesetzten.

Der Pristaw, ein biederer Großrusse und wohldenkender Mann, sprach also: „Schau, Kuzma Gregoritsch, das ist Dir ganz recht geschehen! Drum ist es das Beste, Du hältst Dein Maul. Denn, erbarme Dich, was soll eine Dame tun, der Du in so gehässiger Weise die Ehre abgeschnitten. Selbst falls Deine Behauptungen wahr wären, bliebe Dein Vorgehen schuftig. Da Du aber eine Lüge verbreitetest, so kommt's so heraus, daß Du nicht allein ein gemeiner Kerl, sondern auch rundum ein Dummkopf bist! Die Dummen kriegen aber überall in der Welt Keile. Als Freund rate ich Dir: halte Dein Maul! Willst Du aber durchaus bei mir eine officielle Anzeige machen, so wird sich die Untersuchung gegen Dich wenden. Erbarme Dich, glaubst Du etwa, unsere Behörden würden einen Beamten dulden, den Frauen durchgeprügelt haben? Bedenke das Alles und halte Dein Maul, denn, verstehst Du — es ist Dir recht geschehen, Kuzma Gregoritsch!"

Karpowitsch fügte sich wohl oder übel diesem Rate. Er machte keine Anzeige. Aber nach einiger Zeit war er aus der Gegend verschwunden.

V.

Man hat nicht nötig, ein junger Graf zu sein, man kann ruhig dem durch solide Tugenden ausgezeichneten Bürgerstande angehören, um bei Zeiten zu der Ansicht zu gelangen, daß es sich mit zwanzig Rubeln monatlichen Gehalts schlechterdings nicht auskommen lasse. Unser Freund Bolizar fühlte das am eigenen Leibe und sann unablässig darüber nach, auf welche Weise er sein Einkommen aufbessern könnte. Und da verfiel er als spekulativer Kopf auf eine Idee, die einem geriebenen Kommercianten Ehre gemacht hätte: — er nahm fremden Kredit in Anspruch.

Nicht etwa, daß er zu den Leuten gesagt hätte: „Borgt mir Geld, damit ich standesgemäß leben kann." O nein. Er unternahm etwas, woraufhin er sich Kredit verschaffte.

In dem von der Fabrik für die Beamten errichteten Klublokal war wohl ein Billard und Lesezimmer, aber es fehlte an Getränken. Und da machte Bolizar dem Direktor den Vorschlag, er würde im Nebenamte als Oekonom des Klubs fungiren, wenn er ihm die nötigen Vorschüsse zur Beschaffung von Vorräten bewilligen wolle.

Der Direktor, ein Deutscher, war sich seiner Stellung als Kulturpionier hier im Hinterwalde wohl bewußt und dachte, der Klub, seine Schöpfung, würde erst dann seinen Zweck erfüllen, wenn es dort etwas zu trinken gäbe. Und der pfiffige Bolizar hatte, in teuflischer List das

Herz des Deutschen richtig nehmend, böhmisches Bier in Aussicht gestellt, das er von der österreichischen Grenze herbeischaffen wolle.

Es wäre wider die deutsche Natur, wenn ein deutscher Mann einer solchen Lockung widerstände. Bier jeder Zeit in einer Gegend zu haben, wo dessen Erlangung mitunter zu den größten Schwierigkeiten gehört — das Ideal eines Kulturträgers wäre erreicht. Zudem glaubte mein würdiger Landsmann den jungen Aristokraten, den die Not des Lebens zur Arbeit zwang, überall da unterstützen zu sollen, wo derselbe zu einer bürgerlichen Tätigkeit zu greifen sich entschloß. Bolizars Plan wurde belobt, man wunderte sich baß über seine Energie und Vorurteilslosigkeit, ich glaube sogar, man freute sich im Voraus schon auf das behagliche Gefühl, das man ohne Zweifel empfinden würde, wenn man an den jungen Grafen die Worte richtete: „Geben Sie mir eine Flasche Bier!"

Bolizar erhielt also aus der Fabrikkasse einige hundert Rubel Vorschuß, die er von seinem Unternehmergewinn nach und nach abzahlen sollte. Ein Faß Bier war schnell zur Stelle, auch einige Flaschen Wein und ein ganzes Lager Tee und Tabak. Er ließ sich Alles gut bezahlen, und die Sache ging; an flotten Kneipereien fehlte es nicht. Geld kam also ein, und Bolizar lebte einen guten Tag. Aber so ganz und gar vermochte er seine gräfliche Haut nicht abzustreifen und in die eines Budikers zu fahren. Allzuhäufig hielt er uns mit seinen besten Weinen frei. Das war zwar nobel, doch unwirtschaftlich. Indeß war es nicht unsere Sache, ihm deshalb Vorlesungen zu halten, denn es schien uns ganz und gar seine Sache, ob er seine Lieferanten in baar oder in Kreide befriedigte. Daß er es vorzog, Schulden zu machen, war ein Beweis, wie schließlich das mißhandelte aristokratische Blut dennoch bei ihm zum Durchbruch kam und sich rächte.

Ich war mit Bolizar viel intimer, als mit Laskowski. Letzterer schien mir zu verschlossen; Ersterer dagegen zeigte sich trotz seines überlegenen „Sprÿts" in vielen Dingen als ein liebenswürdiger und mitteilsamer Bursche. Seine Fabeleien von großer Zukunft, Rolle spielen, wichtige Person werden, gab er niemals auf, liebäugelte gern mit ein bischen Revolution unter Anwendung wenig wählerischer Mittel, die er „radikal" zu nennen beliebte, gewissermaßen um sich deshalb zu rächen, daß er das Opfer seiner Verhältnisse geworden. Sein Vater hatte die Hälfte seines Vermögens dem Vaterlande geopfert, die andere verlebt; als er starb, war nichts vorhanden, welche fatale Tatsache die standesgemäße Verlobung der schönen Olympia rückgängig machte. Aber er würde sich durch seinen „Sprÿt" schon zu helfen wissen! Solche anscheinend ernste Gedanken hinderten ihn indeß nicht, leichtlebig in den Tag hineinzustürmen. Er fuhr häufig zur Familie Zaremba, wo er der lieblichen Mania unverhohlen die Kour schnitt, oder zum Plenipotenten, um

seine Schwester zu besuchen; und ich mußte immer dabei sein, ohne zu bemerken, wie ich ihm nur als Deckmantel diente.

Seine Schwester Olympia hatte im Hause des Plenipotenten eine recht angenehme Stellung, aber glücklich fühlte sie sich doch nicht. Ich bewunderte das schöne Mädchen sehr, zumal sie mir, als ein wenig älter, mit ihrer Lebensreife riesig imponirte; ihre ernsten, stolzen Augen flößten mir gewaltigen Respekt ein. Wir hatten immer mit einander viel zu reden, und nach und nach ergründete ich, so reservirt sie sich auch sonst verhielt, die Regungen ihrer Seele. Sie fühlte sich zu denen gehörig, denen blutiges Unrecht zugefügt worden, eine Betrogene, die, zur Rolle einer Fürstin erzogen, nun das bittere Brot der Dienstbarkeit essen mußte. Dieses Mitleid mit sich selbst nagte um so schmerzlicher an ihrer Seele, als ihre Stellung sie tagtäglich an ihre Lage erinnerte. Eine Gräfin — und Erzieherin fremder Kinder! Eine Aristokratin, die nach ihrer Schönheit und ihren Allüren an einem Königshofe hätte glänzen können, und — unbeachtet hier im Hinterwalde begraben . . . Welche Gegensätze! In ihrem klassisch geformten Kopfe wälzte sie Pläne um, die nicht minder phantastisch, als die ihres Bruders sein mochten, doch gewiß zielbewußter angelegt und von der Fähigkeit getragen waren, mit Kühnheit und Energie ausgeführt zu werden.

Häufig ging ich an Olympias Seite durch den Park von Antonia. Der war groß und schön angelegt, aber fast von Niemandem benützt. Und dennoch hatte er eine Vergangenheit, davon zeugten seine verwilderten Bosquetts mit den morschen Sitzen, halbverfallene Holzhäuschen, die einmal Liebestempel gewesen sein mochten, die Statuen sündiger Götter, die sich im wuchernden Dickicht verbargen, als schämten sie sich, daß ihre Zeit um sei. Es lag viel Stimmung über diesem alten Park.

„Als dieser Park gepflanzt wurde, war ihm eine andere Bestimmung zugewiesen," sprach Olympia mit herbem Lächeln. „Und jetzt, in seiner schönsten Entwickelung, wer freut sich seiner? Weshalb mußte das so kommen? Was hat das Alles für einen Zweck?"

Das klang gerade so, als wenn sie auf sich selbst anspielte.

Ich gedachte ihr Lebensmut zu machen, indem ich antwortete: „Bald vielleicht kommt ein neues Geschlecht, das sich seiner freuen wird."

„Ein neues Geschlecht?!" Ihre kornblumenblauen Augen nahmen eine schwärmerische Tiefe an, als sei sie bereit, sich für irgend wen, für irgend etwas aufzuopfern. War's eine Liebe? War's ein Princip? Ihr Ausdruck war einen Augenblick so hoffnungsvoll.

Aber gleich darauf erschien wieder der herbe entschlossene Zug um ihren Mund, als sie sprach: „Das neue Geschlecht muß erst geschaffen werden!" —

Als Weihnachten herankam, erklärte Bolizar, er werde eine Reise zu Verwandten machen. Zu diesem Zweck hatte er sich vom Plenipotenten

einen Schlitten mit Vieren lang erschmeichelt und mich gebeten, mit ihm die Fahrt nach Szepetowka gemeinsam zu machen, da ich dort so wie so die Feiertage verleben wollte. Gegen meine Einrede hatte er es so eingerichtet, daß wir erst kurz vor Abgang des Zuges auf dem Bahnhofe anlangten. Es war also keine Zeit, bei der Familie Zaremba vorzufahren, was er sonst bei keiner Gelegenheit versäumte.

Als ich während der Feiertage Mania Zaremba sah, richtete ich ihr Grüße von Bolizar aus, obgleich er mir das nicht aufgetragen hatte.

„Weshalb ist er nicht hergekommen?“ fragte sie vorwurfsvoll.

„Er ist zu seinen Verwandten gereist, ich habe ihn auf den Bahnhof begleitet.“

„Wird er wiederkehren . . . . ?“

Ich hätte diese Frage am liebsten belächelt. Aber es verbarg sich hinter ihr so viel Seelenangst, die liebliche Fragerin war so schneebleich geworden, daß ich stutzte. Mania liebte den Grafen Bolizar — und er? Wie konnte man diesen Engel nicht lieben! Ich versicherte ihr seine baldige Rückkehr — aber ihr Geist schien in weiter Ferne zu schweifen, so daß sie mich nicht hörte.

Wird er wiederkehren? hatte in ahnungsvoller Sorge ein liebendes Mädchenherz gefragt — ich fuhr nach Puzyrki zurück, ohne daß Bolizar angelangt wäre. Es verging ein halber, ein ganzer Monat — Bolizar kam nicht. Dann fragten verschiedene Geschäftsleute an; jedem war er schuldig geblieben, keinen hatte er bezahlt. In einem halben Jahr waren seine Schulden auf anderthalbtausend Rubel angewachsen.

„Den sehen wir nicht mehr wieder!“ meinten die Kenner hiesiger Verhältnisse.

Und ich mußte an die angsterfüllte Frage Mania Zarembas denken und an die Divinationsgabe der Liebe . . . .

Und an Bolizars Schwester, die stolze Gräfin Olympia . . . .

Letztere sollte ich nicht mehr sehen, denn nach einiger Zeit hörte ich, sie hätte ihre Stellung aufgegeben, weil sie, wie man einander versicherte, die Schande, die ihr Bruder auf sich geladen, nicht ertragen konnte.

VI.

Es war allerdings nicht schön, daß Bolizar aus besagten Gründen sich unsichtbar gemacht und mich dazu benutzt hatte, seinen Rückzug zu decken. Indeß schadete das seinem Rufe wenig, man konnte sogar behaupten, es habe ihn in den Augen Vieler emporgehoben. Denn man ist hier zu Lande noch nicht zu dem Grade von Selbstgerechtigkeit gewisser staatsanwaltbehüteter Kulturvölker gelangt, die kein Abbiegen vom korrekten Wege verzeiht und einen armen Teufel von Durchgänger unnachsichtlich verdammt. Man trägt der Notwendigkeit Rechnung. Zu

Bolizars Gunsten wurde gesagt: hätte er es nicht nötig gehabt, würde er's nicht getan haben; sicher wird er alle seine Schulden begleichen, sobald er das Geld dazu hat. Und man fand es lobenswert, daß er alle über einen Kamm geschoren, den Direktor ebenso gut, als den Portier; das Geld der Juden hatte ihm nicht schlechter geschienen, als das der Christen.

Er hinterließ eine fühlbare Lücke, der flotte Bolizar. Laskowski empfand sie weniger, als ich, denn der hatte ihn immer heimlich beneidet, mir aber tat der Durchgänger leid. Leichtsinnig und abenteuerlich wie er war, konnte er leicht auf der schiefen Ebene, die er jetzt betreten, abrutschen und in den Abgrund fallen. Und seine Schwester Olympia, die ihn sehr liebte, konnte er möglicherweise mit sich fortreißen. Aber wir hörten von Beiden lange nichts.

Als Ersatzmann an Bolizars Stelle und in unseren Dreibund trat Fritz Rawen, ein galizischer Deutscher, ein fröhlicher Bursche von zwanzig Jahren. Wir Drei waren also wieder vollzählig und betätigten uns fortgesetzt als Macht. Ohne uns gab es keine Vergnügen, denn flotte Gesellen waren wir schon, und gute Figuren machten wir auch. Ich denke noch mit Vergnügen dran, welche Schmeichelei mir einmal der biedere Zimnoch, der niemals mit seiner Bewunderung für mich hinterm Berge hielt, versetzte: „Panie, Sie gleichen einem feinen Wiener Oberkellner!“ Er war in der Welt herumgekommen und mußte es wissen. Niemals wieder ist mir ein besser gemeintes Kompliment gesagt worden.

Man versteht sich auf den wolhynischen Dörfern prächtig zu amüsiren, besonders Namenstage wurden glänzend begangen. Man tafelte opulent, zechte aber gar nicht. Denn Wodka zu trinken, wie im tiefen Rußland, ist hier nicht fein, Bier schwer zu bekommen, Wein war damals teuer und schlecht. Aber Schlomas Judenkapelle mit ihrer leidenschaftlichen, temperamentvollen Musik berauschte uns genügend. Ach, so ein stundenlanger „weißer“ Mazur bis in den hellen Tag hinein mit einer graziösen Polin an der Seite regt mehr an als ein Trunk Champagner! Fritz Rawen aber unterhielt uns in den Pausen mit famosen Krakowiaks, die er mit angenehmer Stimme, oder heiteren Gedichten, die er in seinen drei Muttersprachen vortrug.

Indeß bestand unser Leben nicht allein aus Vergnügungen, wir arbeiteten auch. Besonders ich als technischer Beamter einer Zuckerfabrik mußte abwechselnd im Tages- und Nachtdienst schwitzen, und wenn ich eine Nacht durchjubelt, dann war der Dienst Tags darauf in der heißen dicken Atmosphäre keine Annehmlichkeit. Manchmal, wenn draußen die Mainacht duftete, der Vollmond zum Liebesidyll einlud, stand ich Nachtschicht in düster erleuchteten Fabrikräumen. Wenn ich die Nase zum Fenster hinaussteckte, erweiterte mir balsamisch gewürzte Luft die Brust — drinnen erstickte mich qualmender Melassegestank. Draußen der lockende Schlag der Nachtigallen — hier das dumpfe Glucksen der Pump-

werke; in der weiten Natur zartes, zitterndes Zeugungsgeräusch, im engen Industriekasten monotones Rasseln der Räder.

Im Winter, wenn draußen Sturm heulte und Kälte starrte, war's gemütlicher; da konnte man sich drinnen sogar ein Fabrikidyll konstruiren. Maschinen, Feuer und Dampf, Gesetze der Luftleere und Osmose, der Chemie und Physik werden gegen einander ausgespielt und wirken zu einem Ganzen. Hunderte von Menschen sind dabei in Tätigkeit, man kommt sich vor wie ein Feldherr, der eine Schlacht schlägt. Ich befehlige Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten. Die Oberbeamten sind polnische Edelleute, die Maschinenwärter, Handwerker und Meister gehören zur bäuerlichen Schlachta, die Arbeiter sind kleinrussische Bauern. Und wenn auch so ein Schlachcic sich in nichts von einem Bauern unterscheidet, außer durch seine kurzgeschnittenen Haare, und im Lohn nur ein wenig besser steht, — der kleinrussische Arbeiter redet ihn immer mit „Pan" an, während dieser sich duzen lassen muß. Manchmal beschäftigen wir auch Juden als Arbeiter. Nur die ärmste Klasse entschließt sich dazu. Als Handwerker sind sie sehr geschickt, als Tagearbeiter weniger.

Einstmals im Sommer beschäftigte ich auf dem Zuckerboden ein Korps junger Weiber und Mädchen mit Nähen von Säcken. Man stellt sich manchmal zu ihnen hin und macht sich etwas zu reden, nur um sie sich näher zu betrachten und um, wie ich mir einbilde, die Volksseele zu studiren. Mitunter lohnt sich's, der hiesige Menschenschlag ist schön. Einmal entdeckte ich unter dem Haufen ein Mädchen mit einem wahren Engelsgesicht. Iwanka zählte achtzehn Jahre; durch das grobe Hemd, das ihren Oberkörper allein bedeckte, machten sich die Formen einer Hebe kenntlich, und ihr feines Gesicht trug die Züge eines Fräuleins. Wie kam diese zarte, edle Schönheit in diese Umgebung?

„Adelig, polnisch Blut!" meinte Polizar, der sie einmal sah, mit dem cynischen Lächeln eines Seelenbesitzers. Er hätte sie gern gehabt, aber — ich habe es zu verhindern gewußt.

„Noch unberührt!" bezeugte Leszek, der Leuteschreiber, der über Alles, was die Arbeiter und besonders die Arbeiterinnen betraf, genau unterrichtet war. Ein Grund mehr für Laskowski, dem Mädchen nachzustellen. Aber — ich habe es verhindert, indem ich dem mit Iwanka geheimnißvoll tuschelnden Kas eine riesige Maulschelle herunterhieb.

In der Winterkampagne machte ich Iwanka zum Aufwaschmädchen im Apparatsaal. Das war kein schwerer Posten, und sie befand sich dort fortwährend unter meinen Augen. Dadurch war sie vor den rohen Späßen der Burschen einigermaßen geschützt. Denn was Alles mit den Arbeiterinnen in den zahlreichen dunklen Ecken und Winkeln einer Zuckerfabrik getrieben wird, ist nicht zu melden. Nur die Aermsten entschließen sich dazu, ihre Töchter in eine Fabrik auf Arbeit zu schicken: hat das arme Ding keinen Bruder oder sonstigen Anhang unter den Arbeitern, dann

ist es ohne Schutz und sozusagen vogelfrei. Ich nahm also Iwanka unter meine Protektion, natürlich nicht offenkundig, um weder mich noch sie bloßzustellen. Denn sie war die Aermste der Aermsten, die Tochter einer Wittwe, und besaß nichts, als ihre Unschuld und ihre Lieblichkeit. Sie merkte es wohl, und häufig traf mich aus ihren Kinderaugen ein dankbarer Blick, den ein süßes Lächeln begleitete. Vielleicht war's die geschmeichelte Eitelkeit der Evastochter, vielleicht war es auch eine beginnende Herzensneigung, die bescheiden und schüchtern sproß, wie ein Veilchen im März.

Einmal kam sie mit einem mächtigen Kranz roter Blumen ums Haupt, die aus Wolle künstlich hergestellt worden, ein Zeichen, daß sie Braut sei. Als ich sie überrascht anblickte, versuchte sie mich anzulächeln, aber es gelang ihr nur halb. „Iwanka, Du willst heiraten?" — „Die Mutter will es so." — „Wen denn?" — „Einen Moskal (ausgedienter Soldat)," antwortete sie stockend. — „Bist Du ihm denn gut?" — Ihre Kinderaugen sahen mich mit irrem Ausdruck an, als begriffe sie diese Frage nicht. „Die Mutter will es so," stammelte sie und lief davon.

Meine Erkundigungen ergaben, daß Iwankas Bräutigam ein Wittwer sei, der sein Weib zu Tode geprügelt. Die hatte er erst vor vier Wochen begraben, und seinen Kindern sollte nun Iwanka, die selbst noch ein Kind war, Mutter werden. Schon nicht mehr jung, versoffen, verwildert, besaß er eine verwahrloste Hütte, die Iwankas Mutter ein reicher Besitz schien. „Wird denn bei Euch ein Mädchen gar nicht nach ihrer Meinung gefragt?" fragte ich den alten Vorarbeiter, der mir das Alles erzählte. „Nein. Es ist bei uns nicht Sitte," erklärte er einfach. — „Aber dann geht ja Iwanka einem traurigen Schicksal entgegen!" rief ich. — Er zuckte fatalistisch mit den Schultern. „Ein armes Weib ist froh, wenn sie für ihre Tochter einen Mann findet. Wie es ihr beim Manne geht, ist Gottes Wille. Je mehr Unsereiner sein Weib liebt, desto mehr prügelt er's."

Nach russischer Bauernsitte sollte die Hochzeit wenige Tage nach dem Verspruch stattfinden, und die arme Iwanka kam nur deshalb noch auf Arbeit, um sich einen Wochenlohn zu verdienen. Dann nahm sie unter zahlreichen Verbeugungen Abschied von mir. Ich hielt ihre Hand fest und sagte: „Möge Dir's recht gut gehen, Iwanka!" Sie sah mich mit verstörten Augen an, die sich langsam, schüchtern, als habe sie kein Recht darauf, mit Tränen füllten. — „Was tut Dir so leid, Iwanka?" — Daß sie weinte, durfte Jedermann sehen, das paßte zu ihrer jetzigen Rolle. Was sie mir aber sagte, durfte nur ich hören. Wie die abgerissenen Töne einer Windharfe drang es durch das Maschinengeräusch: „Ich werde den Herrn nicht mehr wiedersehen . . . Ach, das überstehe ich nicht . . .!" Daß das schüchterne Naturkind so aus sich herausging, war unerhört. Um ihr zu Hilfe zu kommen, sagte ich, selbst mühsam scherzend: „Freilich

wirst Du mich wiedersehen . . . Soll ich Dir's beweisen? Geh, hole mir einen Trunk frischen Wassers." — Sie flog. Ein Trunk frischen Wassers ist in der heißen Fabrik ein Labsal, und Iwankas Obliegenheit war es von jeher gewesen, für diesen Trunk zu sorgen. Sie eilte hurtig mit dem Eimer davon, glücklich, mir noch einen letzten Liebesdienst erweisen zu können, und lächelte mich durch ihre Tränen an. . . .

. . . . Iwanka kam nicht wieder. Der schwere Pumpenschwengel hatte sie in die Tiefe gezogen, und sie war ertrunken.

So hieß es. Aber Leszek, der Leuteschreiber, der immer genau wußte, was die Arbeiter untereinander sprachen, sagte einmal zu mir: „Bloßer Zufall war's nicht. Iwanka wollte nicht heiraten, weil sie einen Andern liebte. Wissen Sie wirklich nicht, wen? Es soll ein Herr gewesen sein. Und sie sagte immer: „Ich überstehe es nicht!" Das Herz so schwer und die Augen voll Tränen — wie sollte da die arme Iwanka am tiefen Brunnen nicht das Gleichgewicht verlieren. . . .

VII.

Ein Jahr nach dem Verschwinden Bolizars erfuhren wir, daß er sich in Kijew aufhalte. Nach Kijew zu den „Kontrakten", d. h. zur großen Messe, die im Februar stattfindet, wollte ich nun auch; es handelte sich für mich darum, ein Engagement im Innern Rußlands zu finden. Laskowski bekam Lust, die Fahrt mitzumachen, was mir sehr recht war. Und Frau Zimnoch, noch mehr aber Bronislawa, baten mich inständig, auf Laskowski acht zu geben, daß er nicht allzusehr durchgehe. Dieses Vertrauen in meine Solidität schmeichelte mir gewiß, indeß, offen gestanden, war hier der Bock zum Ziergärtner bestellt.

Uebrigens kam ich bald zur Einsicht, daß auf Laskowski acht zu geben ein Kunststück sei, das meine Kräfte überstieg. Er brachte seine Zeit damit zu, durch die Durchgangswaggons zu streichen, offenbar um etwas zu erjagen. Zuletzt blieb er verschwunden. Ich fand ihn in der ersten Klasse in Betrachtung einer schlummernden jungen Dame versunken. Ein berückender Hauch orientalischer Formenfreude, die Stimmung des hohen Liedes lag über ihr. Laskowski deutete durch eine Geberde an, daß er toll in sie verliebt sei. Ich überließ ihn seinem Schicksal und war nur noch neugierig, wie er sich an diesen feinen Bissen heranpürschen würde. Während ich mich durch Schlaf stärkte, muß er wohl seine Sache ernstlich betrieben haben, denn am Morgen fand ich ihn der Dame gegenübersitzend und sie zweifellos sehr gut unterhaltend. In Kijew erwartete sie am Bahnhof eine Equipage, an die er sie, seine eigenen Angelegenheiten vergessend, galant geleitete. Sie reichte ihm die Hand, grüßte freundlich und fuhr davon und — Laskowski stand da, wie aus den Wolken gefallen.

Weißt Du, lieber Leser, was ein Meschures ist? Ein Meschures ist

eines der nützlichsten Geschöpfe, die Gott in seiner Weisheit entstehen ließ, ein jüdischer Kommissionär, der nicht allein sozusagen mit allen Hunden gehetzt ist, sondern sogar mit allen guten Geistern im Bunde zu stehen scheint. Ohne seine Vermittelung käme der Fremde hier schwerlich durch, sei es um eine Wohnung zu mieten, sei es um ein Geschäft irgend welcher Art zu verfolgen. Denn der Meschures weiß Alles, kennt Alles, tut Alles, nichts Menschliches ist ihm fremd. Er besorgt Dir die Billets, das Gepäck, die Droschken, er führt Dich in das glänzendste Hotel oder in die verrufenste Spelunke, er macht jedes Ding, falls es nur existirt, ausfindig, tut Botengänge und schleppt Packete, macht in Deinem Interesse hundert Bücklinge und läßt sich dutzendmal zur Tür hinauswerfen, er vermittelt jede Bekanntschaft **masculini** und **feminini generis** und verwandelt jeden Deiner Wünsche schnellstens zur Tat, denn er ist unermüdlich, gefällig, höflich, geschmeidig, bescheiden und ehrlich.

Da Laskowski der schönen Dame nachgelaufen war, stand ich allein auf dem riesigen Perron, inmitten einer Menge, die den Ausgängen zuströmte. Das Habichtsauge eines Meschures hatte mich sofort entdeckt. Der Mann war jung, aber unansehnlich, häßlich, elend ausschauend, ein schütterer roter Bart machte seine Physiognomie nicht gewinnender, und in seinem langen dunklen Chalat glich er einem Aal, der überall durchschlüpft. Doch war er sicher und wußte sofort, worauf es ankam; in mangelhaftem Polnisch bot er mir an, Gepäck, Droschke und Hotel zu besorgen. Er nannte sich Srul Seidenschwanz, hörte sich aber lieber Meschures nennen.

Kein geringeres als das Grand-Hotel auf dem Krischtschatyk, das vornehmste Hotel in Kijew, schlug er mir als Wohnung vor, pro Zimmer und Tag fünfundzwanzig Rubel! Da so nobel zu wohnen meine Kasse nicht vertragen hätte und ich das vornehme Bild, das der Meschures offenbar von mir sich machte, nicht gleich verwischen wollte, behandelte ich die Frage dilatorisch; ich müsse erst die Meinung meines Freundes hören. Als Laskowski sich endlich herzufand mit einem Gesicht, als wäre ihm etwas abhanden gekommen, empfahl uns der feinfühlende Meschures nach einigem Hin und Her das Hotel Europa oder das Hotel de France für fünfzehn Rubel pro Tag. Doch gaben wir uns in Ton und Miene das Ansehen, als ob uns Protzereien in der Seele zuwider seien; wir wären gewohnt, das Nobeltun eitlen Gecken zu überlassen, die mit Herumwerfen des Geldes den Leuten die Augen blenden wollten. Abermals ging der Meschures auf unsere vernünftigen Lebensanschauungen verständnißinnig ein. Er zeigte nicht im Geringsten, daß wir in seinen Augen von der Höhe polnischer Magnaten zur Klasse fremder Hungerleider herabgestürzt seien, seine höfliche Rede floß nicht minder wie Honigseim, als er uns proponirte, in der Vorstadt zu bleiben, wo wir

für einen Rubel wohnen könnten. Er versuchte sogar, uns mit seinem Deutsch zu imponiren.

„Wie haißt?" sagte er, die Ellbogen an den Leib ziehend und uns seine Handflächen zeigend, „worüm sall ä Purez (Herr) nich neehmen ä Stub' ä billiges? Se woll'n doch nur drin schlufen. Des Tags geihn Se oos im Geschäft, des Abends sein Se oos in die Theatres, Konzertes. Nach Hoose kimmen Se zu geihn nach Mitternacht — for wus broochen Se ä teires Stüb?" Der Mann sprach ganz nach unserem Sinn, und als er den Beifall, den seine Worte bei uns fanden, merkte, kam er uns noch weiter entgegen, indem er uns vertraulich zuraunte: „For sechzich Kopekes können Se wohnen beim Jüd!" Er würde das Gepäck hinschaffen, so daß wir uns die Droschke ersparten.

Er führte uns in ein ganz in der Nähe gelegenes neues Restaurant, das einen Anstrich europäischer Noblesse prätendirte. Große Spiegel und Marmortische fehlten nicht, schreiende Oeldruckbilder bedeckten die Wände, die übrigen Möbel zeigten Wiener Stil. Dagegen war das Buffet mit seinem hohen Ssamowar, seinen Wodkiflaschen und Sakuskatellern echt russisch. In einer Ecke saß eine Gruppe Kazapen (Großrussen), die sich an einem „Paar Tee" gütlich taten; alsbald kam ein Dutzend Gendarmen vom Bahnhofe, die sich gleichfalls in ein „Paar Tee" teilten. Und wir bekamen auch ein „Paar Tee" vorgesetzt, zwei übereinander stehende Porzellankannen, die große Wasser, die kleine Teeextrakt enthaltend. Sobald das Wasser ausgeht, läßt man neues auffüllen; auf diese Weise kann eine zahlreiche Gesellschaft sich an Tee laben, der zwar immer dünner, aber auch immer billiger wird. Wir gewannen die günstigsten Eindrücke für unsere Kasse, fragten nicht erst nach unserem Zimmer und gingen voll Neugierde in die Stadt.

Kijew kann sich sehen lassen. Wer noch niemals eine russische Stadt besucht, empfängt hier den charakteristischen Eindruck einer solchen: breite Straßen, weite Plätze, viel Kirchen, große Gärten, die Einwohner entweder Kulturmenschen von höchsten Ansprüchen oder „schwarzes Volk" von primitivsten Bedürfnissen, Hotels, Restaurants voll Pariser Luxus, die Kabake (Volkskneipen) voll berüchtigter Naturursprünglichkeit. Letzteren Charakter nahm auch das Leben in unserem Vorstadthotel an, es füllte sich Abends mit einer etwas gemischten Gesellschaft, welche die Talminoblesse desselben erst recht auffällig machte. Rußgeschwärzte Schlosser und Schmiede aus den Bahnhofswerkstätten gaben den Ton an. Wir ließen uns auf unser Zimmer führen, durchschritten einen finsteren Hof und betraten ein langes niedriges Gebäude mit engem Korridor. Zimmer nicht zum Verschließen, Lagerstatt nur aus Matratze mit Keilkissen bestehend; denn Kopfkissen, Decken und Bettwäsche muß man sich in solchen Hotels selbst mitbringen. Da wir es nicht getan, deckten wir uns mit unseren Pelzen zu. Alles das sah sehr spelunkenmäßig aus, ein

ununterbrochener Lärm, Zanken, Türenzuschlagen, Weibergekreisch währte bis in den Morgen. Uns wurde dabei nicht wohl; am nächsten Morgen bezogen wir mit Hilfe unseres Meschures eine Privatwohnung in der Stadt.

Nun ging ich daran, Bolizar zu suchen; Laskowski dachte nur an seine elegante Reisebekanntschaft. Unser Meschures wußte Rat. Bolizar hatte er bereits am nächsten Tage ausfindig gemacht, und die Dame wahrscheinlich auch, denn Laskowski tat mit ihm so geheimnißvoll, daß ich es vermuten durfte. Bolizar schien es gut zu gehen, er trug einen neuen Pelz und verfügte über Geld. Er habe eine gute Anstellung bei der Dnjepr-Dampfschifffahrts-Gesellschaft und müsse häufige Geschäftsreisen machen; seine Schwester lebe gleichfalls hier und gebe Unterricht in Klavier und Französisch. Er war derselbe Plänemacher und fröhliche Bursche von früher, lud uns zu sich in seine recht nette Wohnung, wo sich bald eine Menge junger Leute, meist Studenten, zusammenfanden und zuletzt fleißig gejeut wurde.

Laskowski, ein vorsichtiger und gerissener Spieler, verlor niemals, ich immer. Er warnte mich, indem er behauptete, Bolizar lebe jetzt vom Spiel. Das machte mich vielleicht ungerecht in meinem Urteil. Und als uns Bolizar zu seiner Schwester führte, wurde ich noch mißtrauischer. Die königliche Olympia, die sich niemals stolz gab und dennoch immer stolz aussah, paßte nicht zu ihrer weiblichen Umgebung, bei deren Anblick mir Gretchens Worte einfielen: es tut mir in der Seele weh, wenn ich Dich in der Gesellschaft seh'. Junge und alte Mädchen mit kurzgeschnittenen Haaren, vom Papyrossenrauchen gelben Fingerspitzen, sehr freiem Benehmen und saloppem Aeußeren, das schien die Kundschaft, die Olympia in Nahrung setzen sollte.

Laskowski suchte inzwischen seine eigenen Wege, früh ging er aus und fand sich erst Abends ein. Als ich eines Nachmittags einmal eine weniger besuchte Konditorei betrat, sah ich die Formenfreudige aus der ersten Bahnklasse bei einem Täßchen Chokolade sitzen, und neben ihr — meinen guten Freund Laskowski! Also doch, er hatte sie erobert! Zwar war er diskret, und ich fragte ihn nicht, aber ich sah ihm den stillen Triumph an.

Meine Geschäfte waren schlecht gegangen, ich hatte das Wünschenswerte nicht gefunden und wollte nach Hause. Von Bolizar zog ich mich zurück, sein Treiben kam mir verdächtig geheimnißvoll vor; dabei schien er mit seiner Schwester unter einer Decke zu stecken, von ihr schien der Antrieb zu alledem auszugehen. Von dieser Seite wurde ich also nicht gefesselt. Und Laskowski erklärte zu meiner Ueberraschung, daß auch er sich nach Hause sehne. Nach Art vieler Lebemänner war er seines Abenteuers schon satt geworden.

Zu Hause angekommen, fragte mich Bronislawa in geheimer Besorgniß, ob Laskowski auch solid gewesen.

„Er ist von Früh bis Abends seinen Angelegenheiten nachgegangen," antwortete ich im Brustton der Wahrheit.

Und sie lächelte ganz glücklich.

VIII.

Im Frühjahr erhielt Laskowski die Nachricht, sein Oheim, der Propst, habe endlich eingesehen, daß es Zeit sei, dieses Jammertal mit einem besseren Jenseits zu vertauschen und seinen Neffen zum Erben seines nicht unbedeutenden Vermögens einzusetzen. „Jetzt stehe ich anders da!" rief er. „Ich kehre mit oder ohne den Willen meines Vaters nach Posen zurück, mache mich selbständig, suche mir eine reiche Frau und lebe nach meinem Geschmack. Hol der Teufel dieses verwünschte Land hier!" Bronislawa schien er vergessen zu haben. Bald darauf verbreitete sich das Gerücht, er hätte seine Stellung gekündigt und würde im Juli ins Ausland zurückkehren.

Bronislawa begann das hübsche blonde Köpfchen hängen zu lassen, und auch Frau Zimnoch schienen Sorgen zu bewegen. Diese teilte sie mir mit. Sie gipfelten darin, ob wohl Laskowski irgend welche bindende Verpflichtungen gegen Bronislawa eingehen würde. Er hätte sich dem Mädchen in auffallender Weise genähert, sie ins Gerede gebracht und nun — schweige er sich aus.

Es sah unserem Freunde Laskowski sehr ähnlich, sich jetzt davon zu machen, ohne Rücksicht darauf, was er angerichtet. Seine Denkweise lag klar auf der Hand: da er Bronislawa niemals ein Versprechen gegeben, habe er auch keine Verpflichtungen; man könne doch von einem jungen Manne in untergeordneter Stellung nicht verlangen, einen Familienstand zu gründen. Seine Erbschaft verschwieg er wohlweislich gegen Jedermann, nur mir hatte er in der ersten Freude eine Mitteilung gemacht. Ich hielt es für keinen Vertrauensbruch, Frau Zimnoch über Laskowskis jetzige Verhältnisse eines Besseren zu belehren. Er sei in der Lage zu heiraten, fügte ich hinzu, er müsse es jetzt tun, das sei er seiner und Bronislawas Ehre schuldig; auf eine bloße Verlobung dürfe man sich mit ihm nicht einlassen, denn im Auslande dürfte er das schnell vergessen. Die Hochzeit müsse noch vor seiner Abreise stattfinden.

Wie solche Ratschläge in der unternehmenden Seele von Frau Zimnoch zündeten, läßt sich denken. Schon einmal hatte sie bewiesen, mit welcher Schlauheit und Energie sie gemeinsam mit ihrer Schwester einen Plan zu verfolgen verstand. Bald darauf sah man Fräulein Bronislawa öfter als sonst ihre Freundin, die Frau des ersten Buchhalters, besuchen; der wohnte nämlich mit uns Dreien in einem Hause. Es wurde dort sehr viel Geheimnißvolles gesprochen und — geweint. Der Herr Buch-

halter war natürlich genötigt, nach dem Grunde zu fragen. Und da hörte er zu seinem Erstaunen, daß die unglückliche Bronislawa bald kein Plätzchen mehr haben werde, wo sie ihr Haupt niederlegen könnte. Denn ihre Schwester, die bislang Mutterstelle an ihr vertreten, sei empört über Bronislawas Bloßstellung mit Laskowski. Das Mädchen habe sich als die Verlobte Laskowskis betrachtet; der aber denke nicht daran, das entscheidende Wort zu sprechen und reise ab. Und nun wollte Frau Zimnoch das Mädchen nicht mehr im Hause dulden.

Die Kunde von alledem verbreitete sich blitzschnell. Alle wohldenkenden Frauen standen auf Seiten der armen Bronislawa, alle Ehrenmänner waren über Laskowskis Benehmen empört. Der wußte bald nicht mehr ein und aus. Denn es bestand gewissermaßen eine allgemeine Verabredung, ihm ins Gewissen zu reden. Aber nicht ungeschickt, er durfte nicht merken, wie er geführt wurde. Er sah Tränen, die ihn rührten; er hörte Vorstellungen, die ihm schmeichelten; man malte ihm in verführerischen Bildern das Glück an der Seite eines Mädchens wie Bronislawa aus, und wie gut es sich machen würde, wenn er in seine Heimat an der Seite einer so stattlichen Frau zurückkäme. Und immer wurde der Punkt der Ehre in den Vordergrund geschoben.

Laskowski hielt solchem Ansturm nicht Stand. Im Grunde genommen hatte er von jeher mit diesem Gedanken geliebäugelt. Denn die kluge Frau Zimnoch hatte dafür gesorgt, daß die Verliebtheit ihrer Schwester nicht zur Wehrlosigkeit wurde; Laskowski war noch nicht so weit, etwas zu vergessen zu haben. Wir brachten den windigen Patron glücklich unter den Pantoffel. Und so nahm Laskowski mit seiner jungen Frau Abschied von uns Hinterwäldlern, um in das Kulturleben des Westens zurückzukehren.

Nun blieben wir nur noch Zwei, Fritz Rawen und ich. Aber Fritz, der jugendliche, heitere Fritz wurde ungenießbar. Man sah ihn einsame Spaziergänge machen und konnte beobachten, wie er etwas in alle Rinden einschnitt. Mania Zaremba hatte es ihm angetan, die bereits zwei Körbe ausgeteilt und, wie sie aller Welt verkündigte, entschlossen war, in ein Kloster zu gehen. Dabei war sie immer gleich lieblich und graziös, ging keinem Vergnügen aus dem Wege, mied keine Herrengesellschaft, und ein stets freundliches Lächeln umschwebte ihre feinen Rokokozüge — jenes Lächeln, womit Frauen ihre Herzensleere verdecken. Ein ganzer Mythus hatte sich bereits um sie gebildet: ein hoher Aristokrat, ein Graf, war der Beneidenswerte gewesen, dem sie ihre Liebe geschenkt. Aber das Wasser zwischen beiden erwies sich als zu tief, und der Graf hatte ihr Herz entführt, so daß sie keins mehr besaß. So sehr diese Tatsache auf Wahrheit beruhte, den Täter kannte man nicht, wenigstens sprach Niemand von ihm — dem flotten Grafen Bolizar.

Der Sommer verging, und als der Februar herankam, gedachte ich

wieder nach Kijew zu den Kontrakten zu reisen, diesmal mit der sicheren Aussicht auf ein Engagement ins Innere Rußlands. Mit dem Nachtzuge reisend, störte mich eine plötzliche Unruhe unter den Passagieren. Man hatte einen jungen Mann, der eine verbotene Schrift, die geheim gedruckte Nihilistenzeitung „Zemlja i Wolja", verteilte, verhaftet, auf den man längst gefahndet, dem es aber stets gelungen, spurlos zu verschwinden, nachdem er sehr geschickt die Zeitungen auf die Tische der Bahnhofswirtschaften oder die Bänke des Waggons placirt. Jetzt hatte man ihn ertappt, er reiste zweiter Klasse im Zuge, ein feiner junger Herr, dem man dergleichen nicht ansah, wohl ein Student. Das Publikum verhielt sich gleichgültig, nur Wenige drückten ihr Mitleid aus, Andere schimpften, indem sie meinten, solche dumme Jungen würden weder die Welt, noch viel weniger die Regierung bessern.

Am nächsten Morgen mußte ich um acht Uhr bei meinem neuen Chef erscheinen. Wie ich über den noch ziemlich menschenleeren Krischtschatyk schritt, sah ich eine junge Dame zwischen zwei Gendarmen gehen, als werde sie abgeführt. Sie hob ihr Kleid und zeigte ein wundervolles Füßchen, das die trockenen Stellen des Pflasters suchte, dabei war ihre Haltung von einer so erhabenen Gleichgiltigkeit, als sei sie nicht die Geführte, sondern die Führerin. Wo hatte ich nur diese stolze Figur gesehen?

Mein Gott, es war die Gräfin Olympia . . . !

Ich kreuzte den Weg der Gendarmen — kein Zweifel. Ich sah Olympia dicht vor mir, und ihre Augen richteten sich auf mich mit einem leeren Ausdruck, als sähe sie an mir vorbei. Aber erkannt hatte sie mich, das merkte ich an ihrem herben Lächeln, das sich noch tiefer als früher um ihren Mund einschnitt. Doch ließ sie es nicht merken, zu meinem Glück, sonst würden die Häscher mich gleich mitgenommen haben. Und so schwebte sie an mir vorüber, wie ein trübes, bleiches Phantom, das man einmal im Traume sieht und nie wieder. Einige Passanten steckten die Köpfe zusammen: was hat das zu bedeuten? Und da hörte ich raunen, es hätten in der Nacht viele Haussuchungen stattgefunden, die zu Verhaftungen geführt, denn gestern sei der Gouverneur von Charkow durch Nihilisten ermordet worden; die junge Dame gehöre gewiß zu den Kompromittirten.

Bolizar aufzusuchen und mich über Olympias Schicksal zu erkundigen, hätte für mich gefährlich ausfallen können. Aber ich schickte den Meschures Srul Seidenschwanz aus. Schon Nachmittags kam er mit Nachrichten, die ich ihm gewissermaßen aus dem Munde ziehen mußte, da er vor Angst kaum zu sprechen wagte: — Bolizar und seine Schwester seien Nihilisten! Ihn habe man bereits gestern in der Eisenbahn verhaftet . . . . !

Bald darauf trug mich der Zug über eine der längsten Brücken Europas, über den Dnjepr und verschwand jenseits in einer unendlichen

Ebene, wie ein Wurm in einem großen Felde. Hier, im ehemaligen Steppengebiet, schien der Horizont keine Grenzen zu haben, die imposanten, erleuchteten, mit allen Ansprüchen auf Luxus ausgestatteten Bahnhöfe glichen modernen riesigen Oceandampfern, die das Leben in die Einöde trugen.

Kaum in meinem neuen Wohnort eingelebt, begann eine Reihe nihilistischer Attentate auf den Kaiser und hohe Würdenträger, worauf die Regierung der Propaganda energisch zu Leibe ging. In Kijew fand der erste Nihilistenproceß vor dem Kriegsgericht statt, dessen Verlauf ich mit Spannung in den Zeitungen verfolgte. Drei junge Leute wurden zum Tode verurteilt, ein Deutscher, ein Student und ein polnischer Graf.

Der polnische Graf hieß Bolizar. . . .

So ganz Unrecht hatte ich dem armen Bolizar und seiner Schwester Olympia nicht getan, als ich sie für Spieler gehalten. Jawohl, Spieler waren sie gewesen, denn sie spielten um das, was sie bereits einmal verloren, um Macht, Ansehen, Glück, und der Einsatz war das Leben! Die Kartenabende dienten nur als Vorwand für ihre nihilistischen Konventikel, und Olympias Stundengeben war nichts weiter, als ein Agitiren unter dem weiblichen Geschlecht. So wie ich den Charakter Olympias kannte, war sicher sie die treibende Kraft dieser Propaganda gewesen, ihr Bruder hatte nur ihrem Einfluß gehorcht und aus Abenteuerlichkeit und um eine Rolle zu spielen sich in die Verschwörung eingelassen. Nachdem er auf der Eisenbahn gefaßt worden, förderte eine Haussuchung bei ihm eine Liste sämmtlicher Beteiligten zu Tage, die nun alle Opfer der Justiz wurden. Nur um ein abschreckendes Beispiel zu statuiren, waren die Drei zum Tode verdammt worden, denn nichts Positives, z. B. eine Beteiligung an den Attentaten, konnte ihnen nachgewiesen werden. Olympia kam nach Sibirien.

Natürlich reiste ich nach Kijew, um meinen guten Freund Bolizar hängen zu sehen. Ganz Kijew war draußen auf dem Felde, wo der Galgen errichtet stand, hunderttausend Menschen von nah und fern. Neugier, Schaulust, gruselige Erwartung erzeugten eine Spannung zum Zerreißen.

Die Todesgeweihten erschienen, Jeder gefesselt in einem Wägelchen, auf einem Strohbund sitzend, den Priester neben sich, zwei Gendarmen vor sich. Alle Ferngläser richteten sich auf sie, der Atem Aller stockte, man hörte die Herzen hämmern. Bolizar schien willens, als guter polnischer Edelmann zu sterben, und hörte in würdiger Haltung auf die Worte des Geistlichen neben sich. Nur manchmal schweifte sein irrer Blick über die Menge, gleichsam erstaunt, wie Alles so gekommen. Wofür? Kein Wort der Teilnahme sagte es ihm. . . . Und dann sah ich ihn mit seinen beiden Todesgenossen im Winde schaukeln. . . . Drei schreckliche Ausrufungszeichen . . . !

Der arme Bolizar! So weit hatte ihn sein „Spryt" gebracht. Und die unglückliche stolze Olympia mußte in Sibirien umkommen.

Laskowski lebte seinen guten Tag. Er verzehrte seine Erbschaft im wahren Sinne des Wortes. Als er damit zu Ende war, erfüllte sich das, was über sein Schicksal in den Sternen geschrieben stand: er bekam eine reiche Frau! Denn Frau Zimnoch und Bronislawa wurden die einzigen Erbinnen eines sehr reichen Onkels, der in Moskau als Pelzhändler sein Glück gemacht. Laskowski verzehrt also jetzt das Vermögen seiner Frau. Er darf es mit desto größerer Gemütsruhe tun, als seine Kinder die Erben der kinderlosen Leute Zimnoch sind. Und wer weiß, ob er nicht auch noch das Glück hat, das Erbe seiner Kinder zu verzehren.

Lange dauerte es, bis Mania Zaremba den grausen Tod des Grafen Bolizar verschmerzt. Aber zwischen sie und die Klosterpforte stellte sich, gewappnet mit treuer Minne, Fritz Rawen, der ein stattlicher Mann geworden und eine glänzende Privatkarrière machte. Endlich erhörte sie ihn, wurde seine Frau, und sie leben sehr glücklich.

Und ich? . . . Ich bin ein Pilger geworden, der einen dornenvollen Pfad wandelt.





Illustrirte Bibliographie.

Das Festland am Südpol. Die Expedition zum Südpolarland in den Jahren 1898 bis 1900 von Carsten Borchgrevink. Nach Skizzen und Zeichnungen des Verfassers illustrirt von Otto Sinding und E. Ditlevsen und mit Reproduktionen photographischer Originalaufnahmen. — Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

Im Juliheft dieser Zeitschrift ist bereits in der „Illustrirten Bibliographie“ auf das vorliegende Werk, von dem damals die ersten Hefte erschienen waren, hingewiesen worden. Auch enthielt das obengenannte Werk über Carsten Borchgrevink einen besonderen Aufsatz von Bernhard Mann, in welchem der kühne Forscher und der allgemeine Verlauf seiner Expedition nach dem „Festland am Südpol“ geschildert wurden. Da nunmehr das hochinteressante wertvolle Werk seiner Vollendung entgegen geht, erscheint es angebracht, noch einmal die Aufmerksamkeit darauf hinzulenken. Der Entschlossenheit und dem Mut, womit



Die norwegischen Holzhütten am Kap Adare (Photographie).

diese an Entbehrungen und Strapazen reiche Südpolarexpedition ausgeführt worden ist, gebührt die höchste Anerkennung und Bewunderung. —

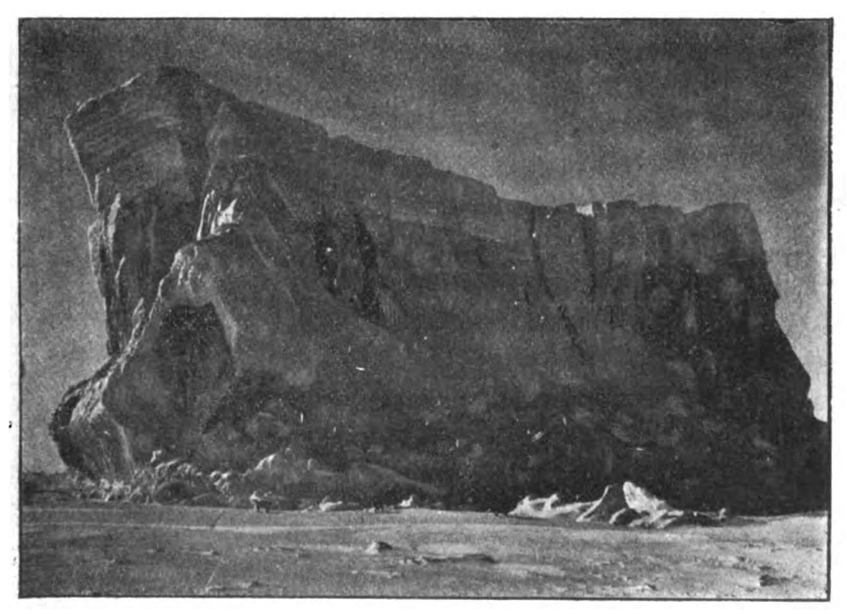
Es sei hier speciell die Episode herausgegriffen, die die Ueberwinterung der Expedition und das Leben in der antarktischen Nacht schildert. Das Expeditionsschiff, die „Southern Croß“ hatte am 18. December 1898 Tasmanien verlassen und den Kurs nach Süden, nach ihrem Bestimmungsort — dem Kap Adare — genommen. Nach unsäglichen Beschwerden, in Folge schwerer Stürme und Eispressungen, gelang am 17. Februar 1899 das Einlaufen des Schiffes in die westlich vom Kap Adare gelegene Robertsonbucht. Hier auf dem schmalen Strand unterhalb des genannten Kaps wollte, dem Programm entsprechend, Borchgrevink mit 9 Gefährten überwintern, während die „Southern Croß“ die gefährliche Eisregion verlassen und im nächsten antarktischen Frühjahr zurückkehren sollte. — Es galt nach der Landung zunächst Proviant und Ausrüstung zur Ueberwinterung an's Land zu schaffen und die aus Norwegen mitgebrachten Holzhütten zusammenzusetzen und einzurichten. (s. Abbildg.) Natürlich mußten die Hütten auf dem Erdboden fest verankert werden, um



Aufstieg auf Kap Adare (Photographie).

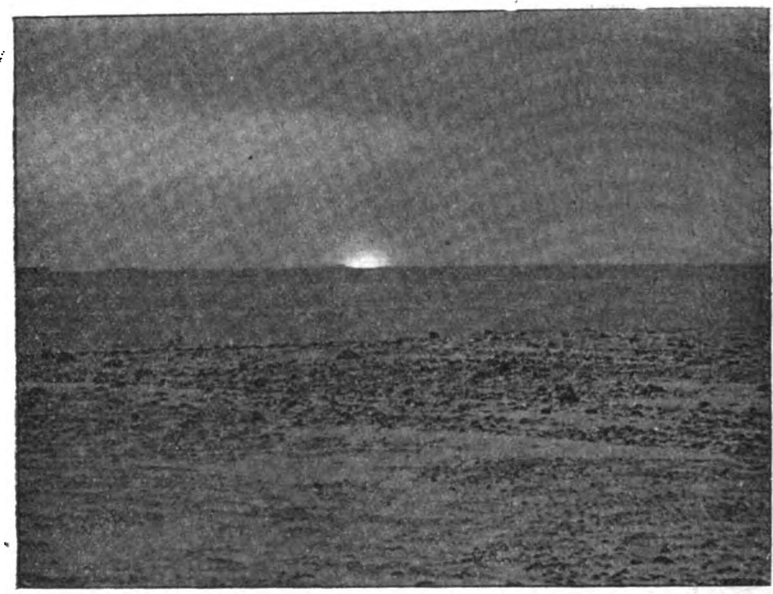
den heftigen Stürmen Widerstand leisten zu können. In der einen Ecke des gemeinsamen Wohnraumes war ein großer Feuerherd postirt, von dem als Schornstein ein eisernes Rohr durch das Dach führte. Zur Feuerung wurden Holz, Kohle oder Speck, welcher letztere von Seehunden gewonnen wurde, benutzt. Nach der Einrichtung der Hütten ging es mit Hilfe eines Lappenzeltes an die Konstruktion eines magnetischen Observatoriums; auch wurden bezüglich der meteorologischen Beobachtungen die nötigen Vorkehrungen getroffen. — Am 2. März 1899 sah die kühne zurückgebliebene kleine Schaar ihr Schiff in der Dunkelheit den Blicken entschwinden. „Welchem Geschick gingen wir entgegen? Würde es uns möglich sein, am Kap Adare auszuhalten und den Naturkräften zu trotzen? Wie lange würden wir aushalten müssen, wenn die „Southern Croß“ auf ihrem Rückwege vom Eise erdrückt werden sollte? Das waren die Fragen,“ schreibt der Verfasser, „die uns nun bestürmten.“ Soweit die Schneestürme es gestatteten, waren Borchgrevink und seine neun Begleiter außerordentlich tätig, sei es, daß Expeditionen in's Innere unternommen oder die eingebrachten Sammlungen klassificirt wurden. Alles das wird in fesselnder Weise beschrieben. Es wurde auch eine Besteigung des 1600 Meter hohen Kaps Adare vorgenommen, die sich

recht schwierig gestaltete. (s. Abbildg.) Das Kap besteht aus einem basaltischen Felsen, der als eine lotrechte Wand bis zu 300 Meter aus dem Meere emporsteigt. Die sorgfältigen meteorologischen Aufzeichnungen über das Klima am Kap Adare beanspruchen besonderes Interesse. Danach ergab sich als wärmster Monat der Januar mit einer mittleren Temperatur von + 0,7° Celsius. Die kältesten Monate am Kap Adare waren der Juli und August mit einer mittleren Temperatur von — 24,6° Celsius. Die höchste beobachtete Temperatur war am 24. Januar 1900 mit + 9,3° und die niedrigste am 5. und 6. August 1899 mit — 41,9° verzeichnet worden. Sehr interessant war auch die Beobachtung der oft kolossalen in der Bucht treibenden Eisberge (s. Abbildg.), ebenso die des Südlichts, dem gewöhnlich ein heftiger Sturm folgte. Ein langes Kapitel ist der Beschreibung des Lebens in den Hütten gewidmet. Mit der Zeit wollte der Inhalt der Konservenbüchsen, mochte er aus Fisch, Fleisch, Gemüsen oder Früchten bestehen, nicht mehr schmecken. Der eigenartig metallische Geschmack, den die Nahrung bei längerem Stehen in den Zinndosen erhält, erregte direkt Widerwillen. Im Uebrigen wurde das tägliche Menu vom Arzt ständig verändert. Frisches Gemüse wurde sehr vermißt. Ein ganz besonderes Loblied singt



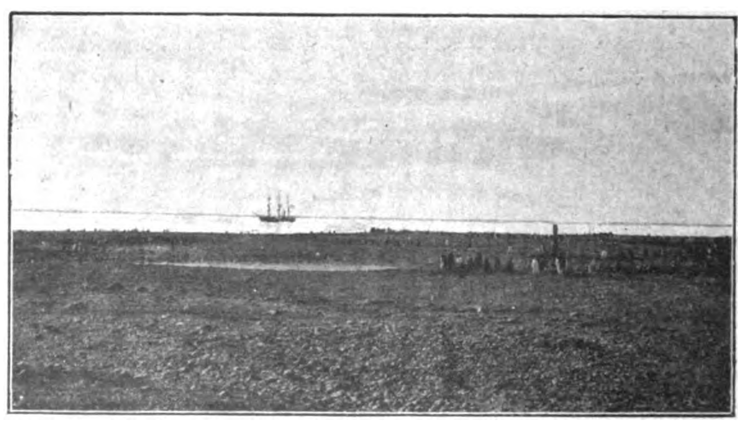
Eisberg in der antarktischen Nacht (Photographie).

der Verfasser dem Tabak als dem Erhalter guter Stimmung. „Der Nichtraucher," schreibt er, „ahnt nicht, welche Gesellschaft man an seiner Pfeife hat und welche sammelnde Kraft im Tabak liegt. Der Tabak hat uns manche Schwierigkeiten geebnet, manchen Kummer gemildert und mancher schlechten Verdauung auf die Beine geholfen." Von Zeit zu Zeit wurde auch „mit Vorsicht" ein Glas Grog oder Wein getrunken, was wie wohltuende Medicin auf die Stimmung wirkte. Einen eigenartigen Faktor im Leben des Polarforschers bilden die für ihn unentbehrlichen und in ziemlich großer Anzahl mitzuführenden Schlittenhunde. Solange für letztere genügend Seehundfleisch vorhanden war, ließen sie sich leicht regieren, während des Winters aber bei zunehmender Kälte und Knapperwerden des Futters wurden sie bissig wie Wölfe. — Am 15. Mai verschwand die Sonne ganz (siehe Abbildg.), und erst am 27. Juli erglänzten die höchsten Bergspitzen wieder im Sonnenschein. „In der dunklen Zeit," schreibt der Verfasser, „leidet der gebildete Mensch mehr, während der geistig weniger entwickelte die Untätigkeit und Dunkelheit scheinbar leichter verträgt. Einzelne Naturen giebt es, die längere Zeit in einer Schneehöhle fast ohne Arbeit, ohne Lektüre und mit nur geringer Nahrung leben können und trotz aller Entbehrung zufrieden



Der letzte Gruß der Sonne (Photographie).

sind und gut gedeihen. Eine wesentliche Rolle spielt der Humor, der dem Polarforscher nicht verloren gehen darf." Gegen Ende Juli konnte erst daran gedacht werden, eine größere Schlittentour zu unternehmen, von der der Verfasser eine nähere Beschreibung giebt, ebenso von der Expedition nach der „Herzog York-Insel". — Traurige Tage traten ein, als einer der kleinen, kühnen Schaar, Präparant Hanson, nach schwerer Krankheit durch den Tod weggerafft und auf dem Kap beerdigt wurde — das erste menschliche Grab im Südpolarlande. Mit dem allmählichen Wärmerwerden und dem Nahen des Frühlings rückten die Pinguine in großen Schaaren heran. Ihnen, sowie dem Tierleben in der Luft und im Meer widmet der Verfasser ein längeres, hochinteressantes Kapitel, auf das hier näher einzugehen der Raum verbietet. Der erste Januar 1900 wurde ganz besonders gefeiert,



Southern Croß kommt in Sicht (Photographie).

war doch mit ihm trotz furchtbarer Stürme, die noch im Januar auszuhalten waren, der Sommer am Südpol angebrochen und nun das Eintreffen der „Southern Croß" zu erwarten. Eine unbeschreibliche Freude erregte es, als nun wirklich eines Tages der Kapitän derselben — Jensen — in einem Walboot mit noch einem Begleiter und dem Postsack auf dem Rücken landete, während das Schiff außerhalb des nördlichen Eisgürtels lag und erst später in Sicht kam. (s. Abbildg.) Die dadurch hervorgerufene Begeisterung und die Freude des Wiedersehens schildert der Verfasser in lebendiger Weise. Weitere Kapitel enthalten die Abreise vom Kap Adare am 2. Februar, die weitere Tour nach Süden und das weitere Vordringen Borchgrevinks mit seinen von Hunden gezogenen Schlitten. Erst bei 78° südlicher Breite machte er Halt und kehrte zum Schiff zurück. Noch nie war vor ihm ein Forscher so weit gegen den Südpol vorgedrungen. Der sehr anziehenden Schilderung des Verfassers folgt man von Anfang bis zu Ende mit Spannung und hohem Interesse. Das Werk ist vorzüglich ausgestattet und zur Erläuterung und Ergänzung des Textes mit einer großen Zahl sehr guter Illustrationen versehen. — Bei dem bevorstehenden Fest dürfte das hiermit auf's Wärmste empfohlene Werk ein prächtiges Geschenk auf dem Weihnachtstisch sein. K.

Für unsere Kinder.

„Schöne alte Kinderlieder." Ein deutsches Hausbuch, herausgegeben von Martin Boelitz. Mit Bildern von Adolf Jöhnssen. Verlag von E. Nister, Nürnberg. 4.50 Mk.

„Kunterbunt." Neue und alte Reime. Mit Bildern von B. Hilch. Verlag von E. Nister, Nürnberg. 2 Mk.

„Meister Lampes lustige Streiche und Abenteuer." Von Martin Boelitz. Mit Bildern von Maximilian Liebenwein. Verlag von E. Nister, Nürnberg. 3 Mk.

Menschen, die unter die Kinder gehen, fallen zumeist in zwei Fehler. Entweder wollen sie sich allzu klein machen, sie werden läppisch, während sie kindlich zu sein glauben, und selbst die Kinder lachen sie aus. Oder sie suchen das junge Volk zu sich emporzuziehen, und das ist fast noch törichter, denn es langweilt die Kleinen. Der Dichter Martin Boelitz weiß, daß die Welt der Kinder eine ganz eigene, wundervolle, eine tausendfach gesegnete Welt ist, an die wir Große nur mit reinem Herzen herantreten dürfen. Sie ist ein wenig abgeschlossen und für sich stehend — wie die Welt der ganz alten Greise, — doch wir müssen uns hüten, auf sie herabzusehen. Nur nach Einem haben wir zu trachten: diese Welt so heiter, so fröhlich, so lachend zu gestalten, wie irgend möglich.

Dazu, daß dieser Zweck erreicht werde, hat Matin Boelitz und nicht in letzter Linie der junge Verlag Nister in Nürnberg sein Bestes getan. Gleich das erste der drei Bücher „Schöne alte Kinderlieder" ist ein Treffer. Die Auswahl der Verse aus dem Liederschatz des deutschen Volks gelang meisterhaft. Wie eine Fülle von Früchten, Blüten und allerlei Naschwerk rollen sie hin vor die jungen Augen und neugierig geöffneten Mündchen. Entzückend ist der sangliche Ton auch der kleinsten.

„Johännchen saß im Schornstein", „Zieh's naufi", „Peterle und Eberle", „Die schwarze Amsel", „Bettelhochzeit", — ich müßte das Inhaltsverzeichniß abschreiben, wollt' ich den Reichtum der Anmut, des Humors, des Lieblichen wiedergeben. Adolf Jöhnssen hat mit glücklicher Hand die Bilder gezeichnet. Eine köstliche Realistik, die an die Niederländer erinnert, spricht aus großen und kleinen Gesellen. Vorzüglich ist die Illustration gelungen zu der köstlichen Bettelhochzeit.

Im zweiten Buche „Kunterbunt" sind die Farben kräftiger. Hier haben liebe alte Verse neue Bilder gefunden, und neue Verse scheinen aus altvertrauten Gesichtern zu sprechen. Auch diesem Buch gebührt Lob; seine Ausstattung auf Glanzpapier ist reizend. Im Reigen der Verse bilden „Meister Lampes lustige Streiche" eine willkommene Prosaunterbrechung. Dies Buch dürfte bald zu den beliebtesten in der Kinderstube zählen. Fromme, brave Erzählungen langweilen alle Kinder, von Abenteuern und lustigen Streichen wollen sie hören. Die prächtige Geistesgegenwart Lampes in allen schlimmen Lagen muß ihr Entzücken erwecken bei der lebhaften Anschaulichkeit von Liebenweins trefflichen Bildern. Wie Lampe bei einer allgemeinen Tierversammlung vorschlägt, von nun an sollten alle Tiere sich das Futter nicht mit spitzen Zähnen, sondern mit ihren Pfoten holen; wie er,

ein Freund der Neuerungen, beantragt, daß dem Hunde Nero das Maul zugenäht werde, damit allgemeine Zustimmung findet und den Auftrag erhält, diese Schneiderarbeit selber zu vollführen, worauf er sich schleunigst aus dem Staube macht; — wie die Schildkröte sich als Richterin benimmt; — wie es Jack, dem geschwätzigen Sperling ergeht, das Alles ist köstlich geschildert und immer mit dem frischen, fröhlichen Märchenton, der auch den grausamsten Dingen naive Grazie giebt. Eine so buntbewegte, schillernde Phantasie und soviel nachdenkliche Klugheit kommt über Umwegen zu uns aus — Afrika. Wie Boelitz in einem Nachwort sagt, entstammen die prächtigen Erzählungen den Tierfabeln der Kaffern. Doch haben sie durch den deutschen Dichter so reizende Wendungen erhalten, daß sie wie altererbter deutscher Besitz anmuten. Urdeutscher Humor liegt in den Streichen, die Meister Lampe dem schlauen Reineke, dem klugen Isegrimm und dem derben Petz spielt. Lampe hat viel vom deutschen Michel — der auch schließlich immer Recht behält.

Maria Stona.

Bibliographische Notizen.

Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen. Von Prof. Dr. O. Weise. Fünfte verbesserte Auflage. Leipzig und Berlin, Verlag von B. G. Teubner.

Die fünfte Auflage des trefflichen Weise'schen Buches, das vom Allgemeinen deutschen Sprachverein mit einer Ehrengabe von 600 Mark ausgezeichnet worden ist, weist mehrfache Veränderungen, Verbesserungen und manche Bereicherung auf. So ist die neueste Litteratur nachgetragen worden, die Zahl der Beispiele ist vermehrt, einzelne sind durch treffendere ersetzt und der stilistische Ausdruck noch hie und da vervollkommnet worden. So wird das Buch, das die Geschichte der deutschen Sprache und ihr Wesen mit enger Beziehung zum deutschen Volkstum auf streng wissenschaftlicher Grundlage doch in anregender, leicht faßlicher Form darstellt, noch in besserer Weise als bisher seinen Zweck erfüllen: das Verständniß und die Liebe für unsere Muttersprache zu wecken, zu vertiefen und zu verbreiten. —l—

Die Entwicklung der rumänischen Armee seit dem Feldzuge 1877/78. Von Georg Kremnitz, Leutnant im Feld-Artill.-Regt. Generalfeldzeugmeister (2. Brandenburgisches) Nr. 18. — Breslau, Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender.

Der Verfasser der vorliegenden Broschüre giebt auf Grund eingehender Studien, wie aus dem benutzten Quellenmaterial zu ersehen, einen Ueberblick über die Entwickelung der rumänischen Armee seit den kriegerischen Ereignissen des Jahres 1877/78. Er gliedert seine Darstellung in vier Kapitel: „Die Armee im Jahre 1877/78; Die Periode bis 1882; Der Zeitraum von 1882—1891 und Die letzte Periode von 1891 bis zur Gegenwart." Rumänien ist durch seine ganze geographische Lage gezwungen gewesen, bis in die jüngste Vergangenheit für seine Selbsterhaltung zu kämpfen. Die letztere verdankt es in erster Linie den Siegen seiner Armee, auf die der 1866 auf den Thron berufene Hohenzollernfürst Carol in weiser Voraussicht sein Hauptaugenmerk gerichtet hat. Vor Allem galt es, sowohl in der Organisation der Armee als auch in der Bewaffnung durchgreifende Verbesserungen vorzunehmen. Die nach dieser Richtung hin im Kriege gemachten Erfahrungen wurden sorgfältig berücksichtigt, und es ist bewundernswert, mit welcher Opferwilligkeit Volksvertretung und Regierung hierbei Hand in Hand arbeiteten. Auch die wissenschaftliche Bildung der Offiziere wurde wesentlich gefördert. Ein weiterer Schritt für seine Unabhängigkeit war die Erhebung Rumäniens am 26. März 1881 zum Königreich. Aus den weiteren Verbesserungen für die Verteidigung des Landes sei die Panzer- und Geschützarmirung der Befestigung von Bukarest nach den Entwürfen des bekannten belgischen Generals Brialmont hervorgehoben. Eine weitere fortifikatorische Anlage war die Befestigung der sogenannten Seretlinie zum Schutz gegen Osten und Nordosten, wobei das System des preußischen Majors Schumann zur Anwendung gelangte. Die letzte Periode von 1891 bis zur Gegenwart galt dem Ausbau und der Weiterentwickelung der 1891 geschaffenen Neuorganisation, ferner der Entwickelung des Offiziersersatzes, sowie des militärischen Erziehungs- und Bildungswesens und schließlich dem weiteren allgemeinen Fortschritt auf militärischem Gebiet. — Der Verfasser hat in seiner auf gründlichen Studien und zuverlässigsten Informationen beruhenden Arbeit einen zugleich in militärischer und politischer Hinsicht wertvollen Aufschluß gebenden, wie auch zur

Kenntniß rumänischer Verhältnisse überhaupt willkommenes Material bietenden Beitrag geliefert, der sorgfältige Beachtung verdient.
K.

Der russisch-japanische Krieg. In militärischer und politischer Beziehung dargestellt von Immanuel, Hauptmann und Kompagniechef im 1. Nassauischen Infanterie-Regiment Nr. 87, kommandirt zur Dienstleistung zum großen Generalstab. Erstes Heft. Mit 3 Kartenskizzen im Text. Berlin, Richard Schroeder (vorm. Ed. Dörings Erben).

Der gegenwärtig in Ostasien zwischen Rußland und Japan entbrannte Krieg ist nicht nur in militärischer, sondern auch in politischer und kultureller Beziehung von größter Bedeutung und nimmt daher das allgemeine Interesse in hohem Maße in Anspruch. Was über den Verlauf der kriegerischen Ereignisse die Tagesblätter bringen, ist hinsichtlich des Quellenmaterials nicht immer ganz einwandfrei. Es ist daher sehr anerkennenswert, daß der Verfasser des vorliegenden Heftes es sich zur Aufgabe gestellt hat, die Vorgänge in Ostasien, soweit sie wirklich geklärt und festgelegt sind, an der Hand zuverlässigen Materials, allgemein verständlich, sowie sachlich und, was die Hauptsache ist, auch parteilos darzulegen. Beabsichtigt ist, dies in einzelnen, in zwangloser Reihenfolge erscheinenden Heften zur Ausführung zu bringen. Das vorliegende 1. Heft enthält „Die Vorgeschichte des Krieges, die beiderseitigen Streitkräfte, die Schilderung des Kriegsschauplatzes und schließlich die Lage bei Ausbruch der Feindseligkeiten am 8. Februar 1904." Zur Erläuterung sind an Kartenskizzen beigefügt: „Das mandschurische Bahnnetz, der Baikalsee, Korea und die Südmandschurei". — Die äußerst klare, gewandte und anziehende Darstellung zeigt sich gleich im ersten Kapitel, das die Vorgeschichte dieses unvermeidlich gewordenen Krieges schildert. — K.

Causerien über Theater. Von Theodor Fontane. Herausgeber Paul Schlenther. Berlin, Fontane u. Co. 1905.

Ein entzückendes Buch! Der gute, alte Fontane plaudert in seiner feinen, lieben Weise über allerlei Vorfälle im Theaterleben, teils über die aufgeführten Werke und die Ideen des Dichters, teils über die Darstellung. Er sagt seine Meinung mit einer ihm eigenen Mischung gutartiger Gemütlichkeit und strenger, tiefer Kunsteinsicht. Es ist im höchsten Grade belehrend und ergötzlich, ihm zuzuhören. Was in der Zeitung bruchstückweise erschien und eine weite Strecke auseinanderstand, kommt hier „unter einer Decke dem guten Leser in die Hand". Aber es gewinnt vielleicht durch die Fülle. Durch die Nebeneinanderreihung der einzelnen Notizen entsteht ein höheres Ganzes. — Fontane selbst wäre vielleicht in seiner goldenen Bescheidenheit mit der Sammlung des Flüchtigen nicht ganz einverstanden gewesen. Wir denken aber über ihn liebevoller, als der Edle selbst von sich dachte. Wir freuen uns über jedes Briefchen des so durch und durch vornehmen, sich selbst wie Andere mit überlegener Klugheit betrachtenden Mannes. — Köstlich ist seine Selbstironie, unnachahmlich wird die Anmut seiner Polemik, wenn er sich' zum Beispiel nicht davor scheut, paradox und geistvoll Ibsens Standpunkt der Liebesheiraten anzugreifen. Wer eine unliebenswürdige Stellung so liebenswürdig behaupten kann, muß ein Prachtmensch sein.
H. L.

Die Geschichte meines Lebens. Von Helen Keller. Deutsch von P. Seliger. Mit einem Vorwort von Felix Holländer. Verlag von Robert Lutz, Stuttgart, 1904.

Dies Buch ist ein wundervoller Beitrag zur Geschichte der menschlichen Kultur, ein Beitrag von so ungemein beglückender, tröstlicher Art, daß man die Lektüre einem jeden Menschenfreunde, zumal allen solchen, die irgendwie der seelischen Erhebung bedürftig sind, wünschen möchte. Maßvoll, aber darum um so wirksamer ist Felix Holländers Würdigung der Arbeit gehalten. Es handelt sich um nichts Geringeres als die Lebensbeschreibung einer blinden und taubstummen Amerikanerin. Das junge Wesen ist, dank der gar nicht in Menschenworten auszudrückenden Engelsgüte, Klugheit und Geduld ihrer Lehrerin, Anne Mansfield Sullivan zu einem geistig hoch entwickelten und glücklichen Menschen geworden. Es scheint, als wenn der jungfräulichen Seele nie etwas Häßliches, nie etwas Zerstreuendes hätte nahen können, da sie alles durch Vermittlung der edlen Lehrerin erhielt, also gleichsam bereits geläutert und gereinigt. Ein schönerer Kranz schmückt die Stirn dieser Retterin, als die aller blutigen Welteroberer.
H. L.

Heitere Bilder aus dem Bodenstedter Pfarrhause. Von Luise Koppen. Berlin, Trowitzsch u. Sohn.

Das ist ein liebes, warmes Buch, voll von jenem herzlichen, erquickenden Humor, der aus der Freude am und der Liebe zum Menschen fließt und die kleinen Schwächen und Gebrechen und Lächerlichkeiten des lieben

Nächsten sieht und belächelt, aber nicht bei ihnen haften bleibt, um verweilend sie zur Schlechtigkeit und Bosheit aufzubauschen, sondern durch sie hindurch auf den Kern bringt und das menschlich Gute heraufholt. Sie stehen in köstlicher Leibhaftigkeit vor uns, die Gestalten, die hier im Bannkreise eines westfälischen Pfarrhauses weilen, und manch frisches Wort, das die Eigenart dieses Völkchens treffend beleuchtet, teilt uns die Verfasserin mit; und in mancher auffälligen Aeußerung der braven Bodenstedter steckt, wenn man sie genauer betrachtet, ein gut Stück Volksweisheit, so wenn sie von einer Frau nichts Lobenswerteres zu sagen wissen, als daß sie gar keinen „Koraktter" habe, womit sie wirklich sehr zutreffend sie als Muster echter Weiblichkeit und Tugend, als liebenswürdig und bescheiden rühmen wollen. Und der kleine Pfarrersohn Fips wird ebenso schnell ein lieber Freund der Leser wie der Bodenstedter, die erst durch ihn sich dem „fremden" — weil aus dem Hessischen stammenden — geistlichen Ehepaare innerlich nahe gebracht fühlen. Das Buch, erfüllt von dem Frieden und der Wärme, der frohen Vertrautheit mit Gott und Menschen, die wir uns in einem guten deutschen Landpfarrhause heimisch denken, ist ein Ehrenzeugniß und ein aus der Tiefe der Ueberzeugung quellendes Loblied, das jedes deutsche protestantische Seelsorgerheim in gleichem Maße verdienen möge wie diejenigen, die die Verfasserin kennen gelernt hat. —

Es sei hier zugleich kurz auf ein bereits in dieser Zeitschrift besprochenes (Heft 322, Januar 1904) schönes Buch aus dem gleichen Verlage hingewiesen, das jetzt in zweiter Auflage auf den Weihnachtsmarkt gebracht wird, auf Frida Schanz' frische, gemütvoll ansprechende Waldgeschichte „Huberta Sollacher", die, von W. Gause hübsch illustrirt, ein Hausbuch ist, an dem Erwachsene wie jugendliche Leser sich wiederholt erfreuen und erbauen können. O. W.

Die Braven und die Schlimmen. Geschichten aus Bayern und Tirol von Helene Raff. Berlin, Gebr. Paetel. 1904.

Diese Geschichten sind mit künstlerischem Realismus und großem Talent geschrieben. Sie erfüllen die modernsten Forderungen, sind „Heimatskunst" und haben „Erdgeruch". Jede einzelne Geschichte trägt den Stempel der Wahrheit, und diese ist meist noch mit einem warmen Humor durchtränkt, durch den das kleinste Erlebniß interessant wird. Die letzte der im Bande enthaltenen acht Geschichten „Sein Sieg" ist ein Meisterwerk. Auf dem Hintergrunde des Krieges von 1870 baut sich ein Seelenkonflikt auf, so einfach, so natürlich, als gehörte der große Hintergrund notwendig dazu. Kein Wort zu wenig, kein Wort zu viel.

„Streitende Mächte" giebt ein anschauliches Bild eines Dorfes in Tirol; in den handelnden Personen des kleinen Dramas lebt der uralte Zwiespalt zwischen Glaube und Wissenschaft, der so viele noch werdende nicht ausgereifte Menschen quält, lodernd auf. Ein Murbruch ist hier mit klarer Anschaulichkeit und außerordentlichem Geschick geschildert. In allen Geschichten tritt das feine Verständniß der Verfasserin für die große Natur zu Tage, und doppelt wirksam weiß sie die Erlebnisse in den Seelen der Helden ihr anzustimmen. M. K.

Die Kentaurin. Von Bianca Bobertag. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt.

Manch kluges Wort, manch geistreiche Bemerkung in diesem Roman können über den Mangel an Vertiefung und über die Unwahrscheinlichkeit der geschilderten Charaktere und Ereignisse nicht forthelfen. M. K.

Helles und Dunkles. Erzählungen von Eva Treu. Glückstadt, Max Hansens Verlag.

Der Muttersohn. Roman eines Agrariers von Johannes Dose. Glückstadt, Max Hansens Verlag.

Die beiden Bücher sind nicht nur im nämlichen Verlage erschienen, sondern haben auch darin eine Uebereinstimmung, daß sie beide gänzlich unlitterarisch sind und einen großen Mangel an echtem Talent bekunden. Durch das Faktum, daß man Schleswig-Holsteiner ist, ist man noch kein Schriftsteller, obgleich Frenssen — der dem Verfasser des „Muttersohnes" scheinbar vorgeschwebt hat — auch Schleswig-Holsteiner ist. M. K.

Fesseln. Roman von Adolf Wilbrandt. Zweite Auflage. Stuttgart und Berlin, Cotta'sche Buchhandlung Nachf.

Dieser Roman Wilbrands führt einen Titel, der einen Wortwitz unvermeidlich macht; sonst würde der Schreiber dieser Zeilen an einem ungeäußerten Scherz ersticken. Die Notwendigkeit wird, so hoffe ich, das Uebel als verzeihlich erscheinen lassen. Wilbrandts „Fesseln" sind ungemein fesselnd. — So, nun ist es heraus, und jetzt können wir aufatmen. Doch nicht nur des naheliegenden Kalauers wegen, sondern weil es auch auf Wahrheit beruht, mußte das gesagt werden. Gegen acht Uhr Abends be-

gann ich die Lektüre. Als ich das Buch aus der Hand legte, war Mitternacht längst vorüber. Ich hatte den Roman ausgelesen, und der Stil, in dem er geschrieben, dieser holde Wiener Liebreiz, den ich am liebsten mit Schuberts Musik vergleichen möchte, hatte wieder seinen Anmutszauber an meiner durstigen Leserseele bewährt. Die Welt schien mir süßer, leichter, lieblicher als zuvor. Diese Wirkung muß ich als den wesentlichsten Gewinn der Lektüre bezeichnen. Es wird erreicht durch die unvergleichliche, persönliche Art des Vortrags. Da ist Alles geistig und sinnlich so schön harmonisch beisammen, was die Phantasie befruchtet und erfreut, und was die nordischen Gemütsbedürfnisse der Moral dem deutschen Leser unentbehrlich erscheinen läßt. Ich kenne keinen Dichter von einer so ausgesprochenen Eigenart, der zugleich diese liebenswürdige, immer sprudelnd frische Unterhaltungsgabe hat, daß man meinen möchte, wie Chopin mit dem innersten Herzen der Klaviermusik ist Wilbrand mit dem tiefen Bedürfniß aller Romanschriftstellerei, gefällig zu unterhalten, vertraut wie kein Zweiter. H. L.

Träumereien am französischen Kamin. Märchen von Richard von Volkmann-Leander. Dreißigste Auflage. Mit Zeichnungen von Hans Richard von Volkmann. Leipzig, Breitkopf u. Härtel.

Ueber Richard von Volkmann-Leanders herrliche, sinn- und gemütvolle „Träumereien an französischen Kaminen", in denen wie in wenigen Schöpfungen unserer Litteratur deutsche Tiefsinnigkeit und deutscher Humor in echtes Märchengewand gekleidet worden, durch das uns nie die nackte, abstrakte Idee ernüchternd hervorguckt, braucht man kein Wort empfehlenden Lobes mehr zu äußern. Sie gehören zu unseren unverlierbaren Schätzen, an denen sich Alt und Jung in gleicher Weise erfreuen können. Sie liegen nun hübsch ausgestattet in 30. Auflage vor, geschmückt von Illustrationen von Hans Richard von Volkmann, in denen freilich gute Intentionen nicht immer in gleicher Weise zu vollendeter Verwirklichung gelangt sind. —l—

Eine Reihe von Werken, die zugleich Jugend- und Volksbücher sind, hat der altbekannte Verlag von Stephan Geibel in Altenburg auf den litterarischen Markt gebracht. Neben den Erzählungen „Vom Forsthaus zum Grafenschloß" von P. Weber und „Drei gute Kameraden" von Sophie von Niebelschütz sind hier die Bände der „Deutschen Seebücherei" von Prof. Dr. J. W. Otto Richter (Otto von Golmen) hervorzuheben, welche Erzählungen aus dem Leben des deutschen Volkes zur See bieten. Zur Zeit liegen vier Bände vor: „Dänenherrschaft und ihr Ausgang" (1201—1227); „Wismar, Rostock und Stralsund im Kampf mit dem Dänenkönig Erich Menved und seinen Verbündeten" (1310—1317); „Die Hansa und König Waldemar Atterdag" und „Vom Schiffsjungen bis zum Kommodore eines modernen Schnelldampfers." Alle diese Bände sind mit schlichtem Buchschmuck und farbigen Titelbildern ausgestattet. — Für einen Leserkreis, der nicht nur unterhalten und belehrt sein will, sondern seelische Erbauung und poetische Anregung sucht, sind die im gleichen Verlage erschienenen Bücher von Karl Ernst Knodt bestimmt: der Gedichtband „Aus meiner Waldecke" (mit Zeichnungen von G. Kampmann) und der Prosaband „Fontes Melusinae" (mit 6 Voll- und 8 Textbildern von G. Kampmann), der gleichwohl wie ein Gedicht in ungebundener Sprache in Ohr und Herz des Lesers tönt und voll ist von der Sehnsucht, die nur in dem Höchsten, in dem Gedanken an das Göttliche, das im Frieden des Träume und Gefühle wach rauschenden Waldes zur Seele des Dichters spricht, ihre Befriedigung findet.

Im Verlage von W. Spemann, Berlin und Stuttgart, erschien — jetzt zum vierten Male — „Das große Weltpanorama der Reisen, Abenteuer, Wunder, Entdeckungen und Kulturtaten in Wort und Bild", ein „Jahrbuch für alle Gebildeten", das auch der Jugend eine höchst spannende, sowohl auf- wie anregende Lektüre bietet; es enthält neben größeren, fesselnden Erzählungen von C. Falkenhorst, Karl Eugen Schmidt und Wilhelm Tal eine reiche Fülle von Beiträgen zur Länder- und Völkerkunde, Naturkunde, Technik und berichtet von merkwürdigen Kriegs- und Jagdabenteuern und allerlei Kuriositäten. Das mit zahlreichen Text- und Vollbildern ausgestattete Buch enthält für den mäßigen Preis von 7,50 Mk. einen überaus reichen Fonds an Unterhaltung und Belehrung und wird als Familien- und Jugendbuch viele dankbare Leser finden. — Zum dritten Male erscheint Spemanns Kunstkalender, der mit jedem Blatte jedem Tage sozusagen eine künstlerische Weihe giebt. Diejenigen, die die reiche Bildergalerie

dieses Kalenders auch nach Erfüllung seiner praktischen Bestimmung nicht werden verzetteln, sondern zusammenhalten wollen, seien auf das Kunsthistorische Sammelbuch der Verlagshandlung (Preis 5 Mark) aufmerksam gemacht.

Eine Neuheit, die gewiß vielfach willkommen geheißen werden wird, ist Spemanns historischer Medicinal-Kalender, für 1905, bearbeitet von Prof. Dr. J. Pagel und Prof. Dr. J. Schwalbe in Berlin. Er kommt dem neuerdings stark angeregten Interesse für die Geschichte der Medicin entgegen und bietet neben historischem Material auch interessante künstlerische Beigaben, die dem wissenschaftlichen Wert des Kalenders auch ästhetischen Reiz gesellen, wie auch den fachwissenschaftlichen Daten eine geistige Würze in passenden Aphorismen, die sich zum Teil auf die Ethik des ärztlichen Berufs, auf das Verhältniß zwischen dem Arzt und dem Patienten beziehen, beigegeben ist. Da zwei Tagesdaten auf einem Blatte vereinigt sind, war es möglich, den Preis verhältnißmäßig niedrig, auf 2.00 Mk., festzusetzen. —

Eine freudig zu begrüßende neue Gabe des Speemannschen Verlages ist ein Kunstlexikon, das als Handbuch für Künstler und Kunstfreunde wertvolle Dienste leisten wird. Das unter Mitwirkung zahlreicher Fachmänner geschaffene Werk giebt auf sachliche und persönliche Fragen in dem weiten Gebiet der Kunst und des Kunstgewerbes schnelle und zuverlässige Auskunft. Eine stattliche Reihe von Bildertafeln neben einzelnen erläuternden Textillustrationen erhöhen den Wert des Buches. Einige Lücken und Ungleichheiten, die bei einem solchen Unternehmen nicht zu vermeiden sind, wiegen nicht allzu schwer und werden bei einer neuen Auflage gewiß beseitigt werden. Der Preis für den stattlichen, gediegen ausgestatteten Band ist als sehr mäßig zu bezeichnen.

Kunstfreunde und Kunstforscher seien auf zwei Publikationen des Hanfstaengl'schen Verlages in München aufmerksam gemacht. Als VI. Band von „Hanfstaengls Maler-Klassikern" sind erschienen „Die Meisterwerke der Kgl. Gemälde-Galerie zu Cassel". Die Casseler Galerie, die nicht durch quantitativen Reichtum hervorragt, zählt qualitativ zu den bedeutendsten Sammlungen in Europa; insbesondere ist die holländische Malerei in ihr glänzend vertreten; neben dem Louvre und der Eremitage besitzt die Casseler Galerie die bedeutendste Rembrandt-Kollektion; von Rubens, van Dyck, von Franz Hals, um nur die strahlendsten Namen zu nennen, weist sie eine Reihe erlesener Meisterwerke auf; auch einen Dürer, und, unter den Schöpfungen südlicher Kunst, einen Tizian nennt sie ihr eigen. Diese und andere Schätze lernen wir in den vortrefflichen Reproduktionen des Hanfstaengl'schen Albums, das 209 Kunstdrucke vereinigt, kennen. Dr. Karl Voll bietet in einer gedrängten und doch ausreichenden Einleitung einen klaren Ueberblick über den Gesammtgehalt der Galerie und zugleich eine bei aller Knappheit anschauliche Charakteristik einzelner, besonders hervorragender Kunstwerke.

In demselben Verlage erschien „Schönheit-Ideale". 24 Photogravüren nach Originalen weiblicher Bildnisse sowie ein Selbstbildniß von Franz von Lenbach. Daß Meister Lenbach, der machtvolle Gestalter kraftvoller Männlichkeit, der Einzige, der die bezwingende Wucht unseres nationalen Heros kongenial zu erfassen und der Nachwelt im Bilde zu überliefern vermocht hat, in seinem späteren Schaffen sich als ein ebenso feiner Kenner und Nachbildner weiblicher Schönheit erwiesen hat, ist jetzt bekannt genug. Daß er hier nicht als ein braver Portraitmaler möglichst ähnliche Abbilder der äußeren Wirklichkeit zu schaffen bemüht war, sondern daß er einerseits mit dem Seherblick des unbarmherzigen Psychologen das Innerste der Seele und das Wesen der Persönlichkeit sichtbar zu machen und andererseits mit souveräner Willkür des phantasievollen Künstlers sein durch das Modell in ihm gewecktes Idealbild zu verkörpern suchte, giebt seinen Bildnissen ihre Eigenart, ihre Größe und auch ihre anfechtbaren Gebrechen. Fritz von Ostini hat in der Einleitung Lenbachs Kunst in ihrem Verhältniß zu weiblicher Schönheit feinfühlig charakterisirt, wobei er auch für jene Eigenheiten, die anderen als Schwächen erscheinen, beschönigende Worte findet und auch die überlebensgroßen Augen, die auch in dem vorliegenden Album hie und da stören, in Schutz nimmt. Mit seinen Schwächen aber bleibt Lenbach der große, bezwingende Meister, dessen Kunst hier im Bunde mit schöner Natur herrliche Triumphe feiert und in den ausgezeichneten Photogravüren, die dem Rufe des Hanfstaengl'schen Kunstverlages entsprechen, dem Auge des Laien wie dem feinen, gebildeten Geschmack des Kunstkenners reiche Befriedigung gewährt.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaktion vorbehalten.

Allostis, Die Tugend des Genusses. Jena, Hermann Costenoble, Verlagsbuchhandlung.

Arens, Dr. Eduard, Annette von Droste-Hülshoffs Leben u. Werke. Mit 2 Bildnissen der Annette von Droste-Hülfshoff und einem Brief nach der Handschrift. Sonderabdruck aus: Annette von Droste-Hülfshoffs sämmtlichen Werken in 6 Bänden. Leipzig, Max Hesses Verlag.

Arndt, Maximilian, Gedichte. Dresden, E. Piersons Verlag.

Badische Kunst 1904. Zweites Jahrbuch der Vereinigung „Heimatliche Kunstpflege" Karlsruhe. Herausgegeben von Albert Geiger. Karlsruhe, G. Braun'sche Hofbuchdruckerei und Verlag.

Bals, Heinrich, Krieg und Frieden im Tierreiche. Mit 14 Illustrationen. (Naturwissenschaftliche Jugend- und Volksbibliothek; 12. Bändchen.) Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.

Baudissin, Eva Gräfin von, Treibende Wracks. Roman. Dresden und Leipzig. Heinrich Minden.

Bazin, René, Die Oberle. Roman. Autorisirte Uebersetzung aus d. Französischen. Leipzig, C. G. Naumann.

Bendel, Johann, Vogelpolizei. Mit 25 Illustr. (Naturwissenschaftliche Jugend- und Volks-Bibliothek; 15. Bändchen.) Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.

Berlioz, Hector, Neue Briefe. Aus dem Französischen übersetzt von Gertrud Savic. (Litterarische Werke. 1. Gesamtausgabe. IV. Band.) Leipzig, Breitkopf & Härtel.

— Vertraute Briefe. Aus dem Französischen übersetzt von Gertrud Savic. (Litterarische Werke. 1. Gesamtausgabe. III. Band.) Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Björnson, Björnstjerne. Dagland. Schauspiel. Deutsche Original-Ausgabe. München, Albert Langen.

Bleibtreu, Karl, Cromwell bei Marson Moor. Berlin, Rich. Eckstein Nachf.

— Wellington bei Talavera. (27./28. Juli 1809.) Berlin, Rich. Eckstein Nachf.

Bousset, Prof. Dr. Wilh., Jesus. (2. u. 3. Heft der I. Reihe der „Religionsgeschichtlichen Volksbücher" für die deutsche christliche Gegenwart, herausgegeben von Friedrich Michael Schiele.) Halle a. d. Saale, Gebauer-Schwetschke, Druckerei und Verlag m. b. H.

Cauer, Paul, Dichter und Schauspieler. Betrachtungen im Anschluss an die Festspiele des Rheinischen Goethevereins in Düsseldorf. Düsseldorf, L. Voss & Co.

Christaller, E. G., Antisexualismus und Kirche. Jugenheim a. d. Bergstrasse, Suevia-Verlag.

— Ein kleiner Kulturkampf. Akten und Erlebtes zu dem satirischen Roman „Prostitution des Geistes". Jugenheim a. d. Bergstrasse, Suevia-Verlag.

— Mene Tekel. 2. Auflage. Eine Strafpredigt an die Kirche. Jugenheim a. d. Bergstrasse, Suevia-Verlag.

Christaller, † Helene, Frauen. Novellen. Jugenheim a. d. Bergstrasse, Suevia-Verlag.

Collins, Mabel, Flita. (Die Blüte und die Frucht.) Wahre Geschichte einer schwarzen Magierin. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen. Jugenheim a. d. Bergstrasse, Suevia-Verlag.

Couperus, Louis, Stille Kraft. 3. Auflage. Roman. Einzig berechtigte Uebersetzung von Gräfin Wengstein. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Dadone, Carlo, Nino Maraldis Irrsinn. Deutsch von E. Breuning. München, Dr. J. Marchlewski & Co.

Deninger, Dr. A., Die Araber in Spanien. 5 Bilder. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.

Deutscher Kinderfreund. Monatsschrift. XXVII. Jahrgang. No. 1. Oktober 1904. Leipzig, Breitkopfstrasse 1, Deutscher Kinderfreund.

Dierks, W., Unsere Nahrungsmittel vor Gericht. Mit 22 Illustrationen. (Naturwissenschaftliche Jugend- und Volksbibliothek; 13. Bändchen.) Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.

Drygalsky, Erich von, Zum Kontinent des eisigen Südens. Deutsche Südpolarexpedition. Fahrten und Forschungen des „Gauss" 1901 bis 1903. Mit 400 Abbildungen im Text und 21 Tafeln und Karten. Berlin, Georg Reimer.

Dulmchen, Theodor, Bruch. Roman. Erstes und drittes Tausend. Berlin-Leipzig-Paris, Hüpeden & Merzyn.

Engeln, Wilhelm, Aus dem Wunderreiche der Elektricität. (Naturwissenschaftliche Jugend- und Volks-Bibliothek, 14. Bändchen.) Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.

Eschelbach, Hans, Liebe erlöst. Novelle. Berlin-Köln-Leipzig, Albert Ahn.

Flaubert, Gustave, Die Schule der Empfindsamkeit. Geschichte eines jungen Mannes. Deutsch von Luise Wolf. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.

Fogazzaro, Antonio, Das Geheimniss des Dichters. Roman. Aus dem Italienischen von E. Müller-Röder. Berlin-Leipzig-Paris, Hüpeden & Merzyn.

Fontane, Theodor, Causerien über Theater. Herausgeber Paul Schlenther. Berlin, Verlag F. Fontane & Co.

Foral, Hugo, Die Sühne. Tragödie in 3 Aufzügen. Wien, VI/2, Ufergasse 14, Hugo Foral.

Friedmann, Dr. A., Ernte ohne Saat. Erzählungen. (Kürschners Bücherschatz, No. 422. Bibliothek fürs Haus.) Berlin-Eisenach-Leipzig, Hermann Hillger, Verlag.

Goethes Werke. Unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrter herausgegeben von Prof. Dr. Karl Heinemann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe 11. Band. Bearb. von Dr. Harry Maync. Wilhelm Meisters Wanderjahre oder Die Entsagenden. Leipzig, Bibliographisch. Institut.

Haine, Karl, Eines Lebens Morgen, Mittag und Abend. Gedichte. Dresden, E. Piersons Verlag.

Haushofer, Prof. Dr. Max, Das Jenseits im Lichte der Politik und der modernen Weltanschauung. München, J. F. Lehmanns Verlag.

Hebbels ausgewählte Werke. In sechs Bänden. Herausgegeben u. mit Einleitungen versehen von Richard Specht. Sechster Band Inhalt: Aus Tagebüchern und Briefen. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachflg.

Heidenstamm, Werner v., Hans Alienus. Autorisirte Uebersetzung aus dem Schwedischen von E. Stine. München, Verlag Dr. J. Marchlewski & Co.

Hein, Alois Raimund, Adalbert Stifter. Sein Leben und seine Werke. Prag, Selbstverlag des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. (J. G. Calve'sche Hofbuchh.)

Heyse, Paul, Novellen. Lieferung 8—14. Stuttgart u. Berlin, J. G. Cottasche Buchhdl. Nachfolger.

Hindersin, Friedrich v., Henriette von England. Roman aus der Zeit Ludwig XIV. Leipzig, C. G. Naumann.
Hoensbroech, Paul Graf von, Der Syllabus, seine Autorität und Tragweite. München, J. F. Lehmanns Herlag.
Kleists, H. v., Werke. Mit Kleists Leben, Bildnis und Faksimile, Einleitungen und Anmerkungen im Verein mit Dr. G. Minde-Pouet und Prof. Dr. Reinhold Steig herausgegeben von Prof. Dr. Erich Schmidt. 5 Bände in Leinenband. (Meyers Klassikerausgaben) 1. Band. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.
Kohler, Joseph, Der Geist des Christentums. Berlin, Verlag C. A. Schwetschke und Sohn.
La Rosée, Clara, Reichsgräfin Basselet von, Mannestreue. Roman. Braunschweig, Rich. Sattler.
Leicht, Dr. Alfred. Lazarus der Begründer der Völkerpsychologie. Mit Bildnis. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung.
Litterarische Warte. Monatsschrift für schöne Litteratur. Begründet und herausgegeben von Dr. A. Lohr. 6. Jahrgang. 1. November 1904. 2. Heft. München, Allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H.
Mayer, Hans, Die neuen Strahlungen. Zweite Auflage. Kathoden-, Kanal-, Röntgen-Strahlen und die radioaktive Selbststrahlung. (Becquerelstrahlen). Mähr.-Ostrau, R. Papauschek.
Meyer-Bremen, Dr. H., Lieben, Glauben, Hoffen. Lieder des Südens. Meran, J. W. Ellmenreichs Verlag.
Michaelis, Karin, Der Sohn. Erzählung. Autorisirte Uebersetzung aus dem Dänischen. Berlin, Albert Kohler.
Morris, Dr. Max, Clemens Brentanos Leben und Werke. Mit 2 Bildnissen Brentanos und einem Brief nach der Handschrift. Sonderabdruck aus Clemens Brentanos ausgewählten Werken in vier Bänden. Leipzig, Max Hesses Verlag.
Müller, Otto, Anleitung zur Dichtkunst. Ein allgemein verständlicher Leitfaden, die Kunst der Poesie in Bezug auf Form, Versmass und Reim durch Selbstunterricht zu erlernen. Mit zahlreichen Beispielen und einem vollständigen Reimlexikon. 2. neu bearbeitete Auflage des Werkes: „Die Kunst, Dichter zu werden." Wien und Leipzig, A. Hartlebens Verlag.
Musik-Mappe, Die. Eine Zeitschrift mit Noten-Beilagen. Monatlich erscheint ein Heft. Band I, Heft 1 (Liederheft). Berlin und Leipzig, W. Vobach & Co.
Nagel, Siegfr. Rob., Die Hauptwerke der deutschen Litteratur. Im Zusammenhang mit ihrer Gattung. Wien und Leipzig, Franz Deuticke.
Neureuter, Franz, Die Wanderungen der Pflanzen. Mit 45 Illustrationen. (Naturwissenschaftliche Jugend- und Volksbibliothek. 10. Bändchen.) Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.
Niessen, Jos., Blumenlese aus meinem Biologischen Herbar. Mit 30 Illustrationen. (Naturwissenschaftliche Jugend- und Volksbibliothek; 11. Bändchen.) Regensburg. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.
Noktry, Marianne, Frauenliebe. Dresden, E. Piersons Verlag.
Nossig, Alfred, Die Tragödie des Gedankens. 2. Auflage. Drama in 5 Aufzügen. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt Hermann Ehbock.
Oppel, Alwin, Prof. Dr., Natur und Arbeit. Eine allgemeine Wirtschaftskunde. Erster Teil. Mit 94 Abbildungen im Text, 13 Kartenbeilagen und 7 Tafeln in Schwarzdruck. Leipzig, Bibliographisches Institut.
Pache, Alexander, Naturgefühl und Natursymbolik. Ein Beitrag zur Würdigung seiner Kunst und Persönlichkeit. Hamburg und Leipzig, Leopold Voss.
Pert, Camille, Käuflich. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von Paul von Stetten. Leipzig, C. G. Naumann.
Pietsch, Ludwig, Aus jungen und alten Tagen. Erinnerungen. Berlin, Verlag F. Fontane & Co.
Photographische Korrespondenz. November 1904. Wien, Verlag der Photogr. Korrespond.
Rehtz, Alfred, Poesie des Weltalls. Naturwissenschaftliche Gedichte. Leipzig, Gustav Vogt Verlag.
Rosen, Franz, Erlöse uns von dem Alltag. Roman. Stuttgart, Verlag von Strecker & Schröder.
Satiricus, Also sprach —? Dichtungen. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.
Schillers sämmtliche Werke. Säkular-Ausgabe. Neunter Band. Uebersetzungen. Erster Teil. Mit Einleitungen und Anmerkungen Von Albert Köster. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachf.
Schmidt, Leopold. Die moderne Musik. (Die neue Kunst. Herausgeber Dr. Hans Landsberg.) Berlin, Leonhard Simion Nachf.
Selenka, Emil und Lenore. Sonnige Welten, Ostasiatische Reiseskizzen. Borneo — Java — Sumatra — Vorderindien — Ceylon — Japan —. Mit zahlreichen Abbildungen im Text, 4 Vollbildern und 1 Portrait. 2. umgearbeitete und ergänzte Auflage. Wiesbaden, C. W. Kreidels Verlag.
Schweitzer, Dr. H. Geschichte der deutschen Kunst. Vollständig in 14 Lieferungen. 1. Lfg. Ravensburg, Otto Maier.
Shakespearedramen. (Romeo und Julia, Othello, Lear, Macbeth) Nachgelassene Uebersetzungen von Otto Gildemeister. Herausgegeben von Dr. Heinrich Spies. Berlin, Georg Reimer.
Siber, Dr. Julius, Novellen, die ein Spielmann schrieb. München, Seitz und Schauer.
Sommer, Fedor. In der Waldmühle. Roman. Zweites Tausend. Leipzig, Rob. Friese.
— Ernst Reiland. Roman in drei Büchern. Mit dem Bilde des Verfassers. Leipzig, A. Cavael.
Stahl, Fritz. Wie sah Goethe aus? Mit 28 Tafeln. Berlin, Verlag Georg Reimer.
Stauffer, Albrecht. Karoline von Humboldt in ihren Briefen an Alexander von Rennenkampff. Nebst einer Charakteristik Beider als Einleitung und einem Anhange. Mit zwei Bildnissen. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn.
Stendhal, von. Essays. Aus dem Französischen und mit Einleitung von Artur Schurig. Berlin, Leipzig, Paris, Hüpeden & Merzyn, Verlag.
Stier, Adelheid. Jesus von Nazareth. Bilder aus dem Evangelium von Adelheid Stier. Mit vier Titelbildern nach Zeichnungen von Maler A. Zick. Leipzig, Jacobi & Zocher.
Stökl, Helene. Leben und Lieben. Neue Novellen. Berlin W., Albert Goldschmidt.
Tempeltey, Eduard. Gustav Freytag und Herzog Ernst von Coburg im Briefwechsel 1853 bis 1893. Mit 2 Abbildungen. Leipzig, S. Hirzel.
Ulsamer, J. A. In der Heuernte. Ausflüge auf die heimischen Wiesen. Mit 32 Illustrationen. (Naturwissenschaftliche Jugend- und Volksbibliothek. 16 Bändchen.) Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.

Vereinsamten, Den. Bosheit der Ereignisse. Ein Frauenzwist. Die letzten Tage der alten Kultur. Ein Zukunftstraum. Dresden, E. Piersons Verlag.

Vierordt, Heinrich. Kosmoslieder. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhdlg.

Viola, Max. Das letzte Lied. Gedichte. Berlin, Verlag, Siegfried Cronbach.

Voigt-Aly, Max. Itisu. Ein Schauspiel im nordostarabischen Mesopotamien zur Zeit der Gründung Babels in 4 Akten. Dresden, Hans Schultze, Verlagsbuchhdlg.

Volkmann-Leander, Richard von. Träumereien an französischen Kaminen. Dreissigste Aufl. Mit Zeichnungen von Hans Richard von Volkmann. Leipzig, Verlag von Breitkopf & Härtel.

Voss, Richard. Die neuen Römer. Vierte Auflage. Roman aus der römischen Wildniss. Erster und zweiter Band. Dresden u. Leipzig, Verlag Heinrich Minden.

Wells, H. G. Die Riesen kommen. Deutsch von Felix Paul Greve. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.

— Die Zeitmaschine. Deutsch von Felix Paul Greve. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.

— Doktor Moreaus Insel. Deutsch von Felix Paul Greve. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.

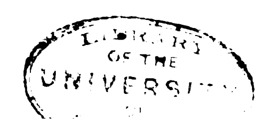
Wilbrandt, Adolf. Fesseln. Roman. Stuttgart u. Berlin. Verlag J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.

Wilde, Oscar, Apologia pro. Deutsch von Felix Paul Greve. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.

Zapp, Arthur. Herz und Ehre. Roman. Berlin, Richard Taendlers Verlag.

Zeromski Stefan. In Schutt und Asche. Historischer Roman aus der Napoleonischen Zeit. Deutsch von R. Schapire. Band 1 und 2. München, Dr. J. Marchlewski & Co.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Oskar Wilda in Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.



Inseraten-Beilage zu „Nord und Süd“.

Band 111. — Dezember 1904. — Heft 333.

Insertionspreis

für die zweigespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum 50 Pfg. = 30 kr. österr. Währ. = 65 Centimes.

Für den Inhalt der Inseraten-Beilage verantwortlich: Gebhard Wagner in Breslau.

Ideal-Schreibmaschine

Bestes System der Gegenwart!

Fabrikant:

Actiengesellschaft vorm. Seidel & Naumann,

Dresden.

Generalvertreter: **Albert Peiser, Breslau.**





BADEN-BADEN

Weltberühmtes Bad, in gesunder herrlicher Lage am Eingang des **Schwarzwaldes** gelegen, durch dichtbewald. Berge vor rauh. Winden geschützt. Durch seine **„heissen Quellen“** v. 45—69^{5} °C. u. seine grossartigen **Badeanstalten** ein in jeder Beziehung auf der Höhe der Zeit stehender **Badeort allerersten Ranges.** Alle modern. sanitär. Einrichtung. — **Im Herbst Traubenkur.** — Prospekt durch das Städtische Kur-Comité.